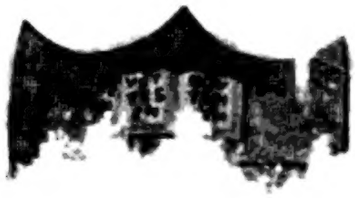
image
not
available

2
3

C. h.

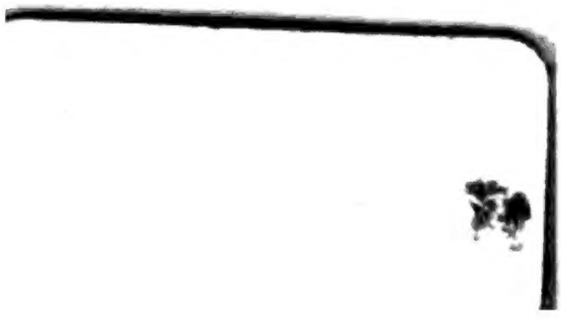
ANNEX



Library of
Princeton University.

Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Neue Teutsche Merkur

vom Jahre 1793.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Erster Band.

Weimar 1793.

Digitized by Google

0902.
098

Digitized by Google

Der neue Teutsche Merkur.

1. Stück. Januar 1793.

I.

Betrachtungen über die gegenwärtige Lage des Vaterlandes.

Videant Consules, ne quid res publica detrimenti capiat.

Die Kultur und Ausbildung der Menschheit, die seit dreyhundert Jahren in dem größern Theile von Europa von einer Stufe zur andern emporgestiegen ist, hat endlich unvermerkt eine beynahe gänzliche Umänderung der alten Vorstellungsarten, Meynungen und Gesinnungen hervorgebracht; eine Art von allgemeiner intellektueller und moralischer Revoluzion, deren natürliche Folgen mit Gewalt aufhalten zu wollen vergeblich, und um so unpolitischer wäre, da sie durch Gerechtigkeit und Klugheit so geleitet werden können, daß sie

ohne heftige Erschütterungen zum größten Nutzen des menschlichen Geschlechts überhaupt und der einzelnen Staaten insonderheit ausschlagen müssen, wofern die rechte Zeit und die rechte Art einer so weisen und nöthigen Operazion nicht versäumt wird. Unsern Lesern, deren keinem das Heil des Vaterlandes hoffentlich gleichgültig ist, hierüber einige weltbürgerliche und patriotische Betrachtungen zu eigenem Nachdenken mitzutheilen, ist der Zweck dieses Aufsatzes, womit wir ein Jahr auspizieren, welches mit großen Ereignissen trächtig ist, und für den Ruhm und die Wohlfarth Germaniens entscheidend seyn kann.

I.

Es kann schwerlich zu oft wiederhohlt werden, — denn es ist eine Wahrheit, welche zu vernachläßigen oder welcher sich entgegen zu setzen gleich verderblich wäre, — und es muß also so lange wiederhohlt werden, bis es zu Herzen genommen wird: „die Menschheit hat in Europa die Jahre der Mündigkeit erreicht.“ Sie läßt sich nicht mehr mit Mährchen und Wiegenliedern einschläfern; sie respektiert keine angeerbte Vorurtheile mehr; kein Wort des Meisters gilt mehr weil

es

es Wort des Meisters ist; die Menschen, sogar die von den untersten Klassen, sehen zu klar in ihrem eigenenen Interesse, und in dem was sie zu fodern berechtigt sind, als daß sie sich länger durch Formeln, die ehemahls eine Art von Zauberkraft hatten, aber nun als Worte ohne Sinn befunden worden sind, abweisen und beruhigen lassen sollten. Sie können nicht mehr alles glauben, was ihre Großväter glaubten, und wollen nicht mehr alles dulden, was ihre Väter duldeten. Mißbräuche, Kränkungen, Bedrückungen, die man ehemahls zwar seufzend und murrend ertrug, aber doch ertrug, weil man maschinenmäßig glaubte es könne nicht anders seyn, fängt man an unerträglich zu finden, weil man sieht, daß es anders seyn könne; man fragt sich selbst, warum man sie ertragen müsse? und man findet, es sey kein Grund zu einer solchen Nothwendigkeit vorhanden. Man sieht sich um, ob es nicht möglich sey sich davon zu befreyen, und fängt an eine Möglichkeit zu ahnden, daß man sich vielleicht selbst helfen könne, wenn man sich in der Hoffnung getäuscht finden sollte, von denen Hülfe zu erhalten, denen man noch immer so viel guten Willen zutraut, daß sie gern helfen möchten, wenn sie könnten; die aber auch dieses Zutrauen nothwendig verscherzen müßten, wenn man sähe, daß sie nichts thun wollten, um es zu verdienen.

II.

In solchen Dispositionen — mehr oder weniger — war auch in unserm teutschen Vaterlande ein beträchtlicher Theil der Nazion, und vornehmlich derjenige, der auf die Meynungen und Leidenschaften der Menge den meisten Einfluß hat, als die französische Revoluzion ausbrach, und eine Aufmerksamkeit und Theilnehmung erregte, die vielleicht in keinem andern Lande von Europa so lebhaft, so warm und so allgemein gewesen ist als in Teutschland.

Verdienten unsere Könige den verhaßten Nahmen von Tyrannen, der ihnen von unwissenden und übermüthigen gallischen Freyheitsschwärmern mit eben soviel Unbilligkeit als Frechheit unaufhörlich in die Ohren gekeilt wird: so würden sie nicht gesäumt haben, beym ersten Ausbruch der Revoluzion Ludwig dem XVI. zu Hülfe zu eilen, und (was im ersten und zweyten Jahre, ja noch zu Anfang des dritten, so leicht gewesen wäre,) wenigstens der großen Katastrofe zuvorzukommen, welche die Monarchie in Frankreich auf ewig zertrümmert, und durch den Zauber der Freyheit und Gleichheit *) die ganze Nazion mit einem

*) Und zwar einer mehr eingebildeten als reellen. Denn die Freyheit und Gleichheit, die so viel Reiz für den großen Haufen hat, ist mit dem Despotismus des Gesetzes und der strengen Subordinazion, ohne welt

einem Gefühl ihrer unerschöpflichen Kräfte, mit einem altrömischen Muth und Stolz erfüllt hat, der allen Feinden Trotz bietet und selbst den Mächtigsten gefährlich zu werden droht. Tyrannen sind argwöhnisch und furchtsam, sie fahren bey jedem ungewöhnlichen Geräusche auf, und zittern für ihre eigene Sicherheit; ich wiederhohle es, hätten die Könige, die Ludwig dem sechzehnten zu Hülfe zogen, die tyrannischen Gesinnungen, deren man sie beschuldiget: so würden sie sich gleich anfangs vereiniget haben, die französische Revoluzion in ihren ersten Ausbrüchen zu erstikken. Aber gerade das Gegentheil erfolgte. Von der Gerechtigkeit der Beschwerden, welche die französische Nazion zu führen hatte, eben so überzeugt, als im Bewußtseyn, nichts als Gutes um ihre eigenen Angehörigen verdient zu haben, der Treue und Zuneigung dieser letztern versichert, ließen sie dem, was im Innern Frankreichs zwischen dem Könige und dem Volke vorgieng, seinem Lauf: und nicht eher als nach einer langen Reihe von auffordernden Beleidigungen, nicht eher, als bis sie hohe Ursache zu haben glaubten, für die Ruhe und das Glück Ihrer eigenen Staa-

welche weder Sicherheit der Personen noch des Eigenthums in einem populären Staate statt finden kann, unverträglich; wie die Erfahrung uns zeither an dem französischen, und besonders an dem Parisischen Volke mehr als zuviel gezeigt hat.

ten (welche sie, vermöge einer Vorstellungsart die ihnen nur ein Thor übel nehmen kann, mit der Erhaltung der monarchischen Regierungsform und ihrer persönlichen Rechte unzertrennlich verbunden halten) bekümmert zu seyn, fiengen sie, da es in der That zu spät war, an, ernstliche Anstalten gegen die republikanische Parthey in Frankreich vorzukehren, von welcher sie vermuthlich weit entfernt waren sich vorzustellen, daß sie (wie die Erfahrung gezeigt hat) die große Majorität der ganzen Nazion ausmache.

Die durch die Revoluzion bewirkte neue Ordnung oder Unordnung der Dinge hatte also mehr als drey volle Jahre Zeit, Grund zu gewinnen; die Volksparthey behauptete gegen alle nur erfinnliche Bemühungen, Anschläge und Versuche der Rojalisten und Aristokraten eine furchtbare Ueberlegenheit, und der 10te August entschied endlich, allem Ansehen nach, den Sieg der ersten und den Untergang der andern auf immer.

III.

Aber in diesen drey bis vier Jahren hatte auch die Wirkung, welche diese in so vielerley Ansicht ungewöhnlich interessante Tragödie auf die teutschen Zuschauer thun mußte, mehr als zuviel Zeit, desto tiefer in die Gemüther einzudringen und sich desto fester darin zu setzen, je schärfer die Mannichfaltigkeit der immer abwechselnden,

oft

eſt ganz unerwarteten Auftritte, die nie zu Athem kommende Aufmerkſamkeit auf die Entwicklung eines politiſchen Knotens, der ſich täglich ſtärker zuſammen zog, geſpannt hielt; und je mehr in einer ſo langen Zeit dem dunklen Gefühle, daß alles dies uns ſelbſt näher angehe als man ſichs gern geſtehen wollte, Raum gegeben wurde, die Leidenſchaften, die Einbildungskraft, die Wünſche und Beſorgniſſe der Zuſchauer mit ins Spiel zu ziehen.

Es wäre überflüſſig, die Urſachen, warum die franzöſiſche Revoluzion auch auf unſere teutſchen Mitbürger ſo ſtark und allgemein wirkt, genauer entwickeln zu wollen: aber was ſie gewirkt oder veranlaßt hat, etwas näher in Erwägung zu ziehen, dürfte hingegen deſto nothwendiger ſeyn, da (nach einem zwar ſehr bekannten, aber im menſchlichen Leben leider zu wenig geachteten Naturgeſetz) jeder Effekt die Urſache eines andern iſt, und aus geringen, oder für geringer, als ſie ſind, angeſehenen Urſachen öfters Wirkungen hervorkommen, die uns nur darum in Verlegenheit ſetzen, weil ſie uns überraſchen, und die uns nicht überraſchen könnten, wenn wir auf ſie vorbereitet geweſen wären.

IV.

1. Eine der wichtigſten Folgen der auſſerordentlichen Ereigniſſe der letzten vier Jahre iſt

unstreitig diese: daß bey dieser Gelegenheit eine Menge unwahrer, halbwahrer, übertriebener und gefährlicher Sätze, die in vielen Köpfen gar seltsam durch einander brausen, aber auch viele Wahrheiten von der höchsten Wichtigkeit, viele wohlgegründete Zweifel gegen manches, das man sonst für ausgemacht hielt, eine Menge Fragen und Antworten über Gegenstände, woran einem jeden gelegen ist, eine Menge praktischer Sätze über Gesetzgebung, Regierung, Menschen-Rechte und Regenten-Pflichten, in allgemeinen Umlauf gekommen, und bis zu den untern Volksklassen durchgedrungen sind, welche ehemals nur als Geheimlehren das Eigenthum einer kleinen Zahl von Eingeweyhten waren, und worüber sogar diese selbst sich nur unter vier Augen ganz frey heraus zu lassen pflegten. Wirkliche und eingebildete, ächte und falsche Aufklärung hat in dieser kurzen Zeit sichtbarer zugenommen, als in den funfzig vorhergegangenen Jahren zusammen. Sich einzubilden, daß die eine und die andere ohne sehr bedeutende Einflüsse in unsern sittlichen und politischen Zustand bleiben werde, wäre Thorheit: aber noch thörichter wär' es, sich einzubilden, daß man durch despotische Maaßregeln ihren Fortgang hemmen, oder ihren unausbleiblichen Folgen zuvorkommen könne. Die Macht kümmert sich zwar wenig, ob etwas, das sie ihrem Interesse zuträglich glaubt, erlaubt sey oder nicht: aber jeder gewaltsame Versuch, den Fortschritten des menschlichen

lichen Geistes, unter dem Vorwande des Mißbrauchs, der von der Freyheit der Vernunft gemacht werde, Einhalt zu thun, würde jetzt nicht nur moralisch, sondern selbst fysisch unmöglich seyn. Das Reich der Täuschung ist zu Ende, und die Vernunft allein kann nunmehr die Uebel heilen, die der Mißbrauch der Vernunft verursachen kann.

V.

2. Die ungeheuern Beschwerden des französischen Volkes gegen die Verwaltung und Anwendung der Staats-Einkünfte dieses Reichs, gegen die Verschwendungen und Erpressungen des Hofes, gegen die tyrannischen Lettres de cachet gegen die Justizpflege, gegen einige Personen der königlichen Familie, gegen den Adel, die Klerisey, und die ganze Hierarchie der Staatsdiener und Beamten aller Art ꝛc. die Beschwerden über die kränkende Verachtung und Bedrückung der arbeitsamsten und nützlichsten Klassen in den Städten und auf dem Lande, über den unausstehlichen Uebermuth der Großen, über die schändliche Gleichgültigkeit der Regierung gegen das Elend des Volks, und über die daher entstehende Unheilbarkeit so großer Gebrechen und unleidlicher Mißbräuche die das Volk endlich zur Verzweiflung treiben mußte, — alle diese Beschwerden, die man zu Rechtfertigung der Revoluzion so oft und nachdrücklich geltend machen hörte, gaben ganz na-

türs-

türlich den Anlaß, daß man auch desto öfter an seine eigenen dachte, daß man öfter und freyer als sonst davon sprach, und desto aufmerksamer auf die Mittel wurde, wodurch unsre Nachbarn sich der ihrigen zu entledigen suchten.

VI.

3. An Dingen, welche vieles mit einander gemein haben, fällt die Aehnlichkeit weit stärker in die Augen als die Verschiedenheit, und die Urtheile des großen Hauffens bestimmen sich meistens nach jener, ohne diese in gehörige Betrachtung zu ziehen. Da auch in Teutschland ein grosser Theil der Verfassung auf die Grundlage des alten Feudal-Systems und, so zu sagen, mit den Trümmern desselben erbaut ist: da auch wir einen mit großen Vorrechten ausschließlich begabten hohen und niedern Adel, Bischöffe und Aebbte, die zugleich Fürsten und regierende Herren sind, und eine Menge reicher Dohmkapitel haben, an welche der stiftsmäßige Adel sich eine Art von Geburtsrecht zugeeignet hat; da die Ueberreste der alten Lehensverfassung, und die verschiedene Gattungen von persönlichen Knechtsdiensten und Real-Servituten, womit die Unterthanen auf dem Lande den Grundherren verhaftet sind, hie und da ziemlich drückend auf den Schultern der ersten liegen; da also auch bey uns der Mangel an persönlicher Freyheit und freyem Besitz des Eigenthums, und die enorme Ungleichheit zwischen ei-

nem

nem verhältnißmässig sehr kleinen Theil der Staats-Bürger und allen übrigen sehr auffallend ist: so war nichts natürlicher als die Wahrnehmung dieser Aehnlichkeiten, und der Gedanke an die Möglichkeit, daß ähnliche Ursachen auch bey uns ähnliche Wirkungen hervorbringen könnten. Kein Wunder also, daß sich, aus Gelegenheit der französischen Revoluzion, auch die teutsche Nazion in Parthien theilte, die, wenn gleich, Dank sey dem Himmel! die öffentliche Ruhe nicht durch sie unterbrochen worden ist, darum nicht weniger existierten, und ihr Daseyn durch allerhand Aeusserungen spürbar machten. Kaum erhielt in Frankreich die Volksparthey die Oberhand über die sogenannten Aristokraten, so zeigte sich auch in Teutschland eine Parthey, die viel zu wünschen, und eine andere, die viel zu befürchten hatte. Beyde nahmen immer lebhaftern Antheil an derjenigen französischen Parthey, mit welcher sie einerley Interesse zu haben glaubten; jeder Vortheil, den die Aristokraten in Frankreich über die Volksparthey (die sogenannten Demokraten) oder diese über jene zu erhalten schienen, sachte die Leidenschaft stärker an, womit man sich für die einen oder die andern interessierte, weil nichts leichter ist als sich an den Platz desjenigen zu setzen, mit welchem man ungefähr einerley zu fürchten oder zu hoffen hat. Bey jedem Sukzeß der Volksparthey glaubten unsre Aristokraten in der Miene und dem Ton derjenigen, die, entweder

ihrer

ihrer Meynungen oder ihrer Geburt wegen, des Demokratismus verdächtig waren *), die Spuren von ich weiß nicht welchen Anmaßungen und geheimen Anschlägen zu sehen. Dafür aber sahen auch unsre erklärten Demokraten in dem Benehmen der Gegenparthey, (besonders neuerlich bey den günstigen Aspekten, die einen nahen und vollständigen Sieg über die französische Demokratie hoffen ließen) einen antizipierten Triumf, der sie desto mehr erbitterte, da er den Völkern, deren Rechte sie behaupteten, neue Fesseln, und, durch die Präkauzionen, die man gegen künftige Versuche nehmen würde, verdoppelte Bedrückungen anzudrohen schien.

Beyde Partheyen sahen die Gegenstände mit leidenschaftlichen Augen, und sahen also falsch. Wehe indessen den Moderierten, die sich zwischen beyden gleich unpartheyisch in der Mitte halten wollten, keinem Theil mehr Recht oder Unrecht, als er wirklich hatte, oder ihnen zu haben schien, gaben, und behaupteten, daß man weder Aristokrat noch Demokrat, sondern ein Freund seines Vaterlandes und der Menschheit, und immer bereit

*) Es ist übrigens bemerkenswürdig, daß die eifrigsten Verfechter des Aristokratismus in Teutschland, Roturiers, und die hitzigsten Demokraten Edelleute sind; wiewohl in dubio präsumiert wird, daß jeder die Klasse begünstige, in welcher er gebohren ist.

reit seyn müsse, in jedem Kollisionsfall, sein Privat-Interesse dem allgemeinen Besten aufzuopfern. Dieses letztere ist in ächt-aristokratischen Ohren immer eine propositio *male sonans* et haeresi proxima; ein Satz, den man bey Gelegenheiten, wo Ernst aus der Sache werden könnte, gar nicht hören lassen soll. Ueberdies schien auch die Behauptung der Moderierten, „daß es keine Sache der Könige gebe, die der Sache des Volks entgegengesetzt werden dürfe, sondern daß beyde Sachen im Grunde nur eine und eben dieselbe Sache seyen," bey beyden Partheyen ein geheimes Mißtrauen gegen ihre Gesinnungen zu erregen: und so geschah es dann, daß sie es, eben darum weil sie von keiner Parthey waren, mit beyden dermaßen verdarben, daß es ihnen vermuthlich nicht besser ergehen dürfte als ihren Brüdern in Frankreich, wofern es (wider Hoffen) auch bey uns zu irgend einer gewaltsamen Krisis käme.

Uebrigens bitte ich nicht zu vergessen, daß ich hier nicht darüber urtheile, wie viel oder wenig jede dieser Partheyen recht oder unrecht habe, sondern bloß von Thatsachen spreche, die niemand läugnen kann. Wenn diese leidige Eintheilung in Aristokraten und Demokraten (deren Thorheit und Schädlichkeit an einem andern Orte ausführlicher gezeigt werden soll) auch sonst nichts geschadet hätte, als daß sie an vielen Orten den Frieden und die Harmonie des gesellschaftlichen Lebens gestört,

gestört, und die Reinheit der Verhältnisse durch allerley unangenehme Mißklänge unterbrochen hat, so hätte sie schon Böses genug gestiftet. Aber man sagt nicht zuviel, wenn man behauptet, daß ihre längere Dauer die Ruhe der Staaten selbst endlich in Gefahr setzen, und dem einzigen Mittel, wodurch diese Ruhe fest gegründet werden kann, unübersteigliche Hindernisse entgegen thürmen würde.

VII.

4. Ein Umstand, der auf den großen Haufen nothwendig sehr starke Eindrücke machen mußte, war, daß die Volksparthey in Frankreich bey allen Gelegenheiten den Sieg erhielt, und ihn nothwendig erhalten mußte, weil sie ihn bloß dadurch erhielt, daß sie ihren Gegnern an fysischer Stärke so entscheidend überlegen war. Die Hofparthey verließ sich anfangs zuviel darauf, daß gewisse moralische Ursachen noch eben so mächtig auf das Volk wirken würden, als sie seit Jahrhunderten gewirkt hatten. Sie zweifelten nicht, daß der Tiers-Etat, — der schon so lange und so tief unter ihnen gekrochen war, und den, wenn er es auch wagen wollte sein Angesicht zu erheben, ein einziges Machtwort (wie sie glaubten) straks wieder zu Boden werfen könnte, — nimmermehr so viel Muth zusammen bringen würde, um gegen ein königliches tel est notre plaisir, das ihm aus einander zu gehen befahl,

befahl, versammelt zu bleiben. Aber die Vorstellungsart, von welcher ein solches Machtwort seine Kraft erhält, war nicht mehr da, und die Deputierten des Tiers-état, stark durch die Arme eines großen Volks, das sein angelegenstes Interesse in ihre Hände gestellt hatte, wagten es, dem Höfling, der ihnen den Befehl des Königs ankündigte, zu sagen: sie würden es darauf ankommen lassen, ob man sie mit Bajonetten auseinander treiben wollte.

Nun setzte man seine Hoffnung auf die Treue der Armee: aber die Soldaten, und die französische Garde zuerst, erinnerten sich auf einmahl, daß sie Bürger seyen, und anstatt gegen das Volk zu agiren, stellten sie sich auf die Seite desselben.

Nachdem diese zwey sonst immer bewährte heroische Mittel nicht angeschlagen hatten, glaubte man wenigstens noch auf ein drittes rechnen zu können, das noch nie gefehlt hatte*), auf die beyspiellose Anhänglichkeit der französischen Nazion an ihre Könige: aber der 6te Oktober, der 20ste Junius, der 10te August und der 21ste Sep-

*) In der That blieb noch ein Nothanker (der heilige Anker, wie ihn die Griechen nannten) übrig, nehmlich der Einfluß der Priester auf den Glauben und das Gewissen des Volks. Despotismus und Priesterthum waren von jeher immer getreue Bundesgenossen. Aber dießmahl schlug auch diese letzte Hoffnung fehl.

September, bewiesen, wie schwach auch diese Rohrstab war, den bloß die Meynung des Volk zu einem einst so gewaltigen Pfeiler gemacht hatte

Das einzige Wort Freyheit, von einer ganzen Nazion tief gefühlt, vernichtete gleich dem Kraut Moly, womit Minerva beym Homer den klugen Ulysses gegen die Zaubereyen der Circe bewaffnet, die einst allmächtige Wirkung aller Zauberwörter, die ihre Kraft bloß vom Glauben an sie erhalten. So wie diese Meynung sich änderte, dieser Glaube nicht mehr war, was vermochte ein Einzelner — zumahl einer, der, als bloßer Mensch unter Millionen kaum einen fand, dem die Natur den Stempel eines Mannes nicht kräftiger aufgedrückt hätte — was vermochten seine Freunde, seine Rathgeber, seine Schmeichler, seine Knechte, (wenn sie auch bey ihm ausgehalten hätten) gegen die fysische Ueberlegenheit so vieler Millionen, die, aufs äusserste getrieben, plötzlich und alle zugleich ihre wirkliche Macht zu fühlen, und mit der wirklichen Schwäche ihrer Feinde zu vergleichen anfiengen?

VIII.

Nichts ist vielleicht auffallender, (wiewohl für den Forscher der menschlichen Natur nichts begreiflicher ist) als wie sehr in diesem Punkte der politische Glaube dem religiösen gleicht. — Ein großes, seiner uralten Kultur und Künste wegen berühmtes Volk betete seit Jahrhunderten, mit einem

Glaus

Glauben, der bis zur höchsten Schwärmerey gieng, die Gottheit des großen Serapis an, ohne sich jemahls einer so verwegnen, so gottlosen und todeswürdigen Frage unterwunden zu haben, als diese: „ist Serapis denn auch wirklich ein Gott? und auf welchen Gründen beruht unser Glaube, daß er es sey? — Eine neue Religion, die geschworne Feindin derjenigen, die bisher in uraltem Besitz gewesen war die Menschheit zu täuschen, streckte unter Theodosius I. einen eisernen Szepter über das ganze Reich der Cäsarn aus; überall wurden alle Altäre der alten Götter umgestürzt, überall ihre Tempel zerstört: nur der Tempel des großen Serapis zu Alexandrien erhielt sich noch durch den Glauben, daß die wohlthätigen Ueberschwemmungen des Nils, die reichen Ernten der großen Kornkammer von Konstantinopel, durch einen unwiderrufflichen Schluß des Schicksals an die Dauer dieses Tempels und seines Dienstes gebunden seyen. Endlich aber überwältigte doch der Eifer eines Bischoffs und ein Befehl des Kayfers auch diesen letzten Rest des alten Volksglaubens. Der Tempel des Serapis war bereits ausgeplündert und zerstört, und noch immer wagte es niemand, eine freflerische Hand an die Majestät des Gottes selbst zu legen. Denn noch immer wirkte der ehemahlige allgemeine Glaube des Alexandrinischen Volkes, daß, wofern dies jemahls geschähe, Himmel und Erde im gleichen Augenblick zusammenstürzen und in die alte Nacht des Chaos zurücksinken würde.

Endlich erkühnte sich ein von heiligem Eifer berauschter Soldat, mit einer gewaltigen Streitaxt in der Faust, die an den Koloßischen Abgott angelegte Leiter hinauf zu steigen. Das heidnische Volk stand in trostloser Verzweifelung von Ferne, und der große Haufe der Christianer selbst erwartete in ängstlicher Ungewißheit den Ausgang des Kampfs *). Der Soldat führte einen kräftig ausgehohlten Streich auf einen Backen des Gottes; der Backen fiel zu Boden, und keine Donner ließen sich hören, Himmel und Erde blieben unbewegt in ihrer vorigen Ruhe. Der siegreiche Kriegsmann wiederhohlte seine Streiche, der ungeheure Götze wurde zu Boden geworfen und in Stücken zerhackt. Der Erfolg des ersten Hiebs hatte Glaubige und Zweifler auf einmahl belehrt; und eben dieser Serapis, vor wenig Minuten noch ein Gott vom ersten Range in den Augen vieler Tausende, aber nun handgreiflich überwiesen, daß er nur ein elender Götze, der sich selbst nicht helfen konnte, war, wurde nun unter Schmähungen und Verwünschungen durch die Straßen von Alexandrien geschleppt, und im Amfitheater, unter

*) *Gibbon's* History of the Declin. and Fall of the Roman Empire Vol. V. p. 95. 96. Es hätte (im Vorbeygehen zu sagen) nichts schaden können, wenn Hr. Gibbon für die Umstände, die er hier so poetisch darstellt, irgend einen Augenzeugen als Gewährsmann aufgestellt hätte.

ter dem Jubel und Händeklatschen eben des Pöbels, der noch kürzlich vor seiner Allmacht gezittert hatte, zu Asche verbrannt.

Der Fall des unglücklichen Ludwig XVI. ist zu frisch in jedermanns Erinnerung, als daß es nöthig wäre, die Paralelle auszuführen. Die Aehnlichkeit ist fürchterlich und lehrreich. Auch in Frankreich wurde der erste Streich nach der königlichen Autorität, die so lange der Abgott der Nazion gewesen war, nur mit Zittern geführt: aber der Erfolg des erstern zog alle übrigen nach sich.

Nur so kluge Staatsmänner, wie dort die Räthe des jungen und unweisen Nachfolgers eines weisen Vaters, *) können sich einbilden, daß ein solches Beyspiel mit solchem Erfolg gekrönt, der Welt umsonst gegeben werden könne. Sehen wir nicht, welche Gährung der Gemüther es bereits unter diesen Britten veranlaßt, die noch vor kurzem so stolz auf ihre Verfassung waren, und in Vergleichung mit andern so viel Recht hatten, es zu seyn? Geschieht das am grünen Holz, was wird am dürren werden?

Ich will diese Betrachtungen nicht weiter fortsetzen, um mich nicht zu lange auf dem Wege zu verweilen, der mich zu dem, was der eigentliche

*) S. 1. Buch der Könige, Kap. XII. V. 3 — 19. ein Kapitel, das ausdrücklich zur Lehre und Warnung für unsre Zeit in der Bibel zu stehen scheint.

Zweck dieses Aufsatzes ist, führen soll. Sie erschöpfen den Gegenstand noch lange nicht: aber sie sind hinlänglich, die Verständigen zu weiterem Nachdenken zu veranlassen, und zu beweisen, was ich beweisen wollte, — nehmlich, daß die französische Revoluzion, als bloßes Schauspiel betrachtet, so wie man sie mit allen ihren Auftritten vor unsern Augen entstehen und fortschreiten sah, auf ein — mit solchen Dispositionen zur Anstekkung — zuschauendes Publikum, nothwendig sehr lebendige und tiefe Eindrücke habe machen müssen; die es dann auch (wie niemand läugnen kann) wirklich gemacht hat.

IX.

Befände sich Teutschland in ebenselben Umständen, worin sich Frankreich vor vier Jahren befand — hätten wir nicht eine Verfassung, deren wohlthätige Wirkungen die nachtheiligen noch immer merklich überwiegen, *) befänden wir uns nicht bereits im wirklichen Besitz eines großen Theils der Freyheit, die unsre westlichen Nachbarn erst erobern mußten — genössen wir nicht gröstentheils milder, gesetzmäßiger und auf das Wohl

*) Ein, wie es scheint, sehr überzeugter Freund der großen Monarchien, der mir im März der Berliner Monatschrift von diesem Jahre die Ehre erwiesen hat, gegen meine hierüber in der Vorrede zur Fortsetzung der Schillerschen Geschichte des dreissigjährigen Krieges — wiewohl nur mit etlichen flüchtigen Strichen hin-

Wohl der Unterthanen (mehr oder weniger) aufmerksamer Regierungen, — hätten wir nicht mehrere und kräftigere Hülfsmittel gegen Bedrückungen als die ehemaligen Frankreicher — wären unsre Abgaben so unerschwinglich, unsre Finanzen in so verzweifeltem Zustande, unsre Aristokraten so unerträglich übermüthig, so gegen alle Gesetze privilegiert, wie in dem ehmaligen Frankreich ꝛc *) — so ist kein Zweifel, daß die Beyspiele, die uns seit einigen Jahren in diesem Lande gegeben werden, ganz anders auf uns gewirkt hätten: so würden, anstatt daß es bloß bey Dispositionen zur

hingeworfene — Meynung über diesen Punkt, zu schreiben, ohne (wie es mir aus der Beschaffenheit seiner Einwürfe vorkommt) immer in den Sinn derselben eingegangen zu seyn, denkt hierüber ganz anders, und hat verschiedenes zu Begründung seines Widerspruchs vorgebracht, das in nähere Prüfung gezogen zu werden verdient, und worüber ich bey einer künftigen Gelegenheit meine Gedanken der seinigen zu unterwerfen vorbehalte.

*) Freylich gilt dies alles nicht von allen Theilen des teutschen Reiches, und leidet überall seine Einschränkungen; — freylich liegt in manchen Gegenden das Joch des politischen und religiösen Despotism noch hart genug auf den Hälsen des Volkes — freylich werden in manchen die unverletzlichen Rechte der Vernunft und des Gewissens, aus Beschränktheit oder Verkehrtheit derer, die am Staatsruder sitzen oder das Ohr des

Ansteckung blieb, die Symptome des Fiebers selbst ausgebrochen, und das teutsche Volk aus einem bloßen theilnehmenden Zuschauer, schon lange handelnde Person geworden seyn.

Die bisherige Ruhe, die wir — mit wenigen, unbedeutenden, und (wie den Frommen alles zum besten dienen muß) sogar nützlich gewordenen Ausnahmen — in dem ganzen teutschen Vaterlande genossen haben, beweiset schon sehr viel für die gute Seite unsrer Konstituzion, und für den Respekt, welchen sowohl Regenten als Unterthanen gegen die Gesetze tragen. Sie zeuget aber auch zugleich von dem gesetzten Karakter und gesunden Menschenverstande der Nazion, auf welche nicht bloß der Anblick der Triumfe der Freyheit und Gleichheit, sondern auch das unermeßliche Elend der Anarchie, der Unsicherheit des Vermögens und Lebens, der Fakzionen-Wuth, der Bür-

Regenten haben, zu wenig geachtet und nicht selten gröblich verletzt — freylich quisque suos patimur manes! — Aber das alles, und was hierüber noch in einem dicken Buche zu sagen wäre, wenn man ins Detail gehen wollte, beweiset nur, daß wir noch nicht da sind, wohin wir durch rechtmäßige Mittel zu streben schuldig sind, und zu gelangen gute Hoffnung haben — nicht, daß es so schlimm mit uns stünde, daß wir aus Verzweiflung eine desperate Kur, auf die Gefahr darüber zu Grunde zu gehen, versuchen müßten.

Bürgerkriege, der Selbstrache, mit der ganzen ungeheuern Menge von Verbrechen und Unmenschlichkeiten, zu welchen die Revoluzion in Frankreich den Anlaß gegeben, und womit jene Triumfe viel zu theuer erkauft wurden, den gehörigen Eindruck gemacht hat.

X.

Indessen, — wie überhaupt Einseitigkeit in praktischen Urtheilen eine Quelle unzähliger Irrungen ist — würde man sehr unrecht haben, wenn man sich durch die vorstehenden Betrachtungen gar zu sicher machen ließe, oder durch andere einschläfernde Vorstellungen sich selbst über die wahre Lage der Sachen, und über das was unter gewissen Umständen möglich oder unmöglich, zu besorgen oder nicht zu besorgen, zu thun oder zu lassen ist, Illusion machen wollte. Gegen alles, was in dem vorgehenden Abschnitte tröstliches und beruhigendes angeführt worden, wiewohl es — unter vielerley Einschränkungen und mit vielen Ausnahmen — wahr ist, läßt sich, Punkt für Punkt, sehr viel eben so wahres einwenden. Man muß also, wenn man sich in Sachen von solcher Wichtigkeit nicht muthwillig selbst betrügen will, immer wieder auf das zurück kommen, was ohne Einschränkung und Ausnahmen wahr, was in allen Fällen das sicherste und beste ist. Wer kann auf Tag und Stunde berechnen, wann ein baufälliges, morsches, immer mehr aus dem Gleichgewicht kommendes Gebäude

bäude zusammenstürzen wird? — Wer kann die Minute mit Gewißheit vorher sagen, wenn ein leckes Fahrzeug, das immer mehr Wasser zieht als man auspumpen kann, endlich zu Grunde sinken muß? Aber darauf kann man sicher rechnen: daß jenes, wofern man nicht je bälder je lieber eine gründliche Reparatur mit ihm vornimmt, den Einwohnern unfehlbar überm Kopfe einfallen, — daß dieses, wenn es nicht, glücklicher Weise, noch in Zeiten in eine bequeme Bucht vor Anker gebracht und mit einem neuen Kiel versehen werden kann, unfehlbar untersinken werde.

Diejenigen, die sich bey dem gegenwärtigen Zustande der Sachen wohl genug befinden, um billiger Weise nichts anders als, mit Horaz, sagen zu können, *bene est, nil amplius oro*, — diese Glücklichen sind gewohnt, den Nothstand und das Elend der untersten und bey weitem zahlreichsten Klassen nur als Massen von schwarzen Schatten, gleichsam im Hintergrunde des Gemähldes worin sie selbst die Hauptfigur sind, zu sehen, und können also nur schwach davon afsiziert werden. Die Tausende, die bey einer Verbesserung des Zustands von Millionen ihrer Nebenmenschen und Mitbürger eher etwas aufzuopfern als zu gewinnen haben könnten, sind immer mit dem gegenwärtigen Zustande des Ganzen zufrieden, und passieren daher für gute Bürger. Die meisten von ihnen machen sogar dem

war-

warmen Freunde der Menschheit und des Vaterlandes (wenigstens hinter seinem Rücken) eine Art von Verbrechen daraus, wenn er nicht immer in ihr egoistisches *bene est* mit einstimmt, und die große Weisheits-Maxime jenes Hanswursts bey dem englischen Dichter Prior,

Friß deine Knakwurst, Sklav, und halt dein Maul!

nicht eben so weislich beobachtet als sie. Aber, indessen daß wir (wie man von dem gejagten Strauß erzählt) den Kopf ins Gras stecken, und, um keine Gefahr fürchten zu müssen, keine sehen wollen, gehen die Sachen darum nicht weniger ihren Gang fort. Das Uebel, das wir nicht gewahr werden, oder worüber wir uns täuschen, nimmt inzwischen über Hand, und wir, wenn endlich — nach einer Stille, die uns zur Unzeit sicher machte — der Sturm ausbricht, wir stehen überrascht und angedonnert da, als ob das, was nun begegnet, nicht durch unzählige Fäden mit dem Vorhergegangnen verwebt wäre; als ob der gegenwärtige Augenblick etwas anders wäre, als der Punkt der Zeitigung, zu welchem das Vergangene, zwar allmählich, aber doch für aufmerksame Augen nicht unmerklich, heranreifte.

XI.

Es ist eine alte, aus der Erfahrung gezogene und immer durch sie von neuem bestättigte Bemer-

merkung, daß der gewöhnliche Gang der Dinge durch jene Art von unvermutheten Erfolgen, die man, in Ermanglung einer deutlichern Erklärung, den unbekannten Göttern Glück und Unglück zuzuschreiben gewohnt ist, zuweilen dergestalt gehemmt, zuweilen dergestalt beschleuniget wird, daß in jenem Fall hundert Jahre erfordert werden können, um Etwas zu Wege zu bringen, wozu in diesem ein einziges hinreicht.

Unsere Zeit, die dazu bestimmt scheint, die ausserordentlichsten Ereignisse der vergangenen Jahrtausende in einer schnellen Folge auf einander zu erneuern, hat uns auch hievon eine auffallende Probe gezeigt, da wir im letzten Viertel des abgewichenen Jahres binnen wenig Wochen Dinge geschehen sahen, von welchen kurz zuvor, ausserhalb Frankreichs, die weisen Meister der Staatskunst sich den Erfolg so wenig träumen ließen, daß sie ihn (wie es scheint) nicht einmahl für möglich hielten. Ludwig XVI., der den 10ten August — beynahe in dem Augenblicke, da sich Aristokraten und Monarchisten vereinigen wollten, seine Feinde auszurotten — suspendiert worden war, wurde wenige Tage darauf in den Thurm zu Temple eingeschlossen, und die Parthey der Moderaten oder Monarchisten, die sich noch kaum, mit La Fayette und Rochefoucaud an ihrer Spitze, für die überwiegende hielt, verschwand so plötzlich vom französischen Horizont, daß ihre Stelle nicht

mehr

mehr gefunden wird. Am 21sten September wurde die königliche Würde von einem neuerwählten und bevollmächtigten Nazional-Konvent einhellig abgeschaft, und Frankreich für eine auf Freyheit und Gleichheit gegründete Republik erklärt; und dieser Akt, der schlechterdings eines von beyden, entweder ein Ausbruch des entschiedensten Wahnsinns oder die höchste Kraftäusserung der ganzen, in Einen Punkt konzentrierten Nazional-Stärke seyn mußte, war die indirekte Antwort auf ein Manifest — von welchem sich die mächtigen Beschützer Ludwigs XVI. die glücklichsten Erfolge versprachen, da sie an der Spitze eines großen und sieggewohnten Heeres bereit standen, den Befehlen und Drohungen desselben einen unwiderstehlich geglaubten Nachdruck zu geben.

Wer hätte nicht, je nachdem er gesinnt war, erwarten oder befürchten sollen, daß jener 21ste September, unter solchen Umständen der Todestag der französischen Freyheit sey? Daß der Fall des Throns den Fall aller andern konstituierten Autoritäten nach sich ziehen, und, da die Republik nur noch ein bloßer Nahme zu seyn schien, die Nazion in eine Anarchie zurückstürzen würde, wovon Alles, was man bisher mit diesem Nahmen belegt hatte, nur als ein kleines Vorspiel anzusehen wäre? Wer hätte nicht von einer solchen neuen Revoluzion, die in den Augen der Meisten bloß der letzte Versuch einer zur Verzweifs-

zweiflung gebrachten Rotte war, einen fürchterlichen Bürgerkrieg, eine gänzliche Auflösung des Staats, und die gewisse Erfüllung der scheinbarsten Hoffnungen, womit die Göttin der Täuschung jemahls den Sterblichen geschmeichelt hat, erwarten sollen? — Sogar der arme König Ludwig, obgleich (wie König Theodor von Korsika) seit dem 10ten August senza soldi e senza regno, hatte einen so starken Zug aus dem Zauberbecher dieser Göttin gethan, war des Erfolgs der nächsten vierzehn Tage so gewiß, daß er den Bemühungen des Pariser-Volks, seinen Thurm mit einem breiten und tiefen Graben zu umgeben, mit mitleidigem Lächeln zusah.

Und von allem diesem, was mit so großer Wahrscheinlichkeit zu erwarten war, erfolgte gerade das Widerspiel! Die Nazion stand auf einmahl wie ein einzelner Mann auf, um für ihre neuerwählten Göttinnen, Freyheit und Gleichheit, zum Sieg oder in den Tod zu gehen. Der Nazional-Konvent, trotz der Robespierrischen Fakzion, die ihn schon in den ersten Tagen entweder zu unterjochen oder zu ersticken drohte, zeigte zur Erhaltung des Vaterlandes und der Republik, die noch nicht gebohren war, *) einen Muth,

*) Und vielleicht eben dadurch einer Nazion, deren feuriger Geist die Zukunft so leicht in Gegenwart zu verwandeln weiß, nur ein desto lebhafteres Interesse einflößte.

Muth, eine Eintracht, eine Standhaftigkeit, die ihn zu der Höhe des altrömischen Senats zu erheben schien. Die Bürger von Thionville und Lille gaben dem ganzen Frankreich das Beyspiel eines so schwärmerischen und zugleich so kaltblütigen Heroismus, daß sogar die feigesten und trägesten aller Menschen, geschweige, ein Volk wie das französische, davon ergriffen und mit dem feurigsten Wetteifer beflügelt worden wären. Die neuen vorher wenig bekannten Feldherren zeigten Talente, die man nicht erwartet hatte, mit einer Eintracht und einem Eifer für die gemeine Sache verbunden, der um so gewisser einen guten Erfolg versprach, da die Elemente selbst sich für die Franken zu erklären schienen. In wenig Wochen war Longwy und Verdün wieder in ihren Händen, hatten die verbundenen Heere die fränkischen Grenzen wieder verlassen, standen die fränkischen Heere auf fremdem Boden, hatte sich Cüstine der Magazine zu Speier bemächtigt und die Residenz des ersten Kuhrfürsten zum Mittelpunkt seiner Operazionen in Teutschland gemacht, Montesquiou Savoyen, Anselme Nizza eingenommen, und Dümourier bey Mons einen Sieg erfochten, der den Nahmen der neuen Franken in ganz Europa wieder zu Ehren setzte, und der sowohl durch die Größe der Schwierigkeiten, die zu überwältigen waren, als durch die Wichtigkeit der unmittelbaren und entferntern Folgen, die ihn begleiteten, von der Geschichte den berühmte-

sten

sten, deren Andenken sie verewigt, an die Seite gesetzt werden wird.

XII.

Solch' ein Glückswechsel, solche Beweise einer seit Jahrhunderten beyspiellosen Nazional-Energie, eines republikanischen Geistes, und einer republikanischen Tugend, die man einem einst so frivolen, so tief verderbten Volke nicht zugetraut hatte, mit solchen Erfolgen gekrönt, warfen einen Glanz von sich, der durch die reissende Schnelligkeit, womit die Begebenheiten sich über einander herwälzten, noch blendender werden mußte.

Der kältere Menschenforscher läßt sich indessen durch alle diese Großthaten der Neufranken so wenig als durch die großen Grundsätze und Gesinnungen, die ihre Redner mit einer so Sirenischen Beredsamkeit geltend zu machen wissen, verblenden; er kann sich diese Aufwallungen eines allgemeinen Freyheits-Enthusiasmus bey einem Volke wie das französische, in einem so entscheidenden Momente sehr gut erklären; aber er vergißt nicht darüber, daß es eben dieses Volk ist, das vom Anfange der Revoluzion bis zum 6ten Oktober des verwichenen Jahres sich einer so ungeheuern Menge von brutalen, barbarischen und diabolischen Atrozitäten schuldig gemacht hat, daß keine Zeit die Schande, so sie dem französischen Nahmen dadurch zugezogen haben, jemahls auslöschen kann. Ein Nazional-Charakter,

ter, der sich eben so stark durch Grausamkeit, Blutdurst, kaltblütige Rachgier und Mordlust als durch Ehrgefühl, Stolz, Eitelkeit, Großherzigkeit und Verachtung des Lebens auszeichnet, verwandelt sich nicht in so kurzer Zeit, daß es gerecht und vernünftig wäre, die mit einem solchen Karakter gestempelte Nazion wegen einiger, ja sogar wegen einer langen Reihe glänzender Handlungen, hochachtungswürdig zu finden, oder ihr ein Verdienst aus scheinbaren Tugenden zu machen, die ihr eben so natürlich als ihre Laster sind, und mit diesen aus Einer gemeinschaftlichen Quelle fließen. Ueberdieß bürgt uns die glückliche Wendung, die ihre Sache von aussen genommen hat, keineswegs für ihre Glückseligkeit von innen; im Gegentheil ist nichts wahrscheinlicher, als daß der Dämon der Zwietracht, den sogar die unmittelbarste Gefahr des Vaterlandes nicht beschwören konnte, sobald sie wieder Ruhe bekommen desto wüthender ausbrechen, und indem er sie aus einer Insurrekzion und Revoluzion in die andere wirft, das Beyspiel der unendlichen Uebel, so sie über sich selbst häuffen, zum wirksamsten Gegengift gegen die sofistische Freyheits- und Gleichheits-Theorie, womit sie uns zu berauschen suchen, machen werde.

XIII.

Aber so kaltblütig urtheilt freylich die große Menge nicht, oder vielmehr sie urtheilt gar

nicht, sondern überläßt sich den Eindrücken, die alles Ungewöhnliche und ans Wunderbare grenzende auf ihre Sinnen macht. Von je her, und vermöge der Natur der Sachen, war eine bis zum Heroismus getriebene Tapferkeit, mit einem gewissen Anstrich von Großmuth und Humanität verbunden, das, was die Herzen der Menschen am schnellsten überwältigt, was am gewissesten Bewunderung und Liebe einflößt. Auch beweiset es große und tiefe Klugheit an den Feldherrn der französischen Kriegs-Heere, daß sie ihre Untergebenen dahin zu bringen gewußt haben, eine so gute Zucht in den benachbarten Gegenden, wo sie gegenwärtig den Meister spielen, zu beobachten und sich (wenigstens in Teutschland) durch ein über alle Erwartung gutes Betragen die Achtung und Zuneigung der Völker, denen sie ihr neues Evangelium predigen, zu erwerben. Man fragte sich selbst erstaunt, ob das die Kanibalen, die Unmenschen, die apokalyptischen Bestien seyn sollten, denen seit vier Jahren so schreckliche Unthaten nachgesagt wurden; und man fand sich genöthigt zu glauben, daß alles was man von den Greueln der famosen schwarzen Tage, und von so vielen wüthenden Auftritten, womit das suveräne Volk seine Manier, Justiz und gute Polizey zu handhaben, beynahe täglich in irgend einem von den 249 Distrikten bethätigte, gehört und gelesen habe, wo nicht gänzlich von den Aristokraten und ihren Partheygängern erdichtet, doch unfehlbar übermäßig

ver-

vergrößert worden seyn müsse. Nur wenige ahnen die List, die hinter dieser angenommenen gefälligen Aussenseite im Hinterhalte liegt; nur wenige sehen, daß die Häupter der neuen Republik zu klug sind, um die Vortheile eines solchen Betragens nicht genau berechnet zu haben. Denn natürlicher Weise wird das Freyheits- und Gleichheits-Evangelium, das an sich selbst schon den mühseligen und beladenen so süß tönt, sich desto mehr Eingang verschaffen, wenn die Apostel desselben ihm auch durch ihr persönliches Betragen die Herzen zu gewinnen suchen.

Nach der eigenen täglich wiederhohlten Versicherung der Neufranken, ist die Befreyung aller Völker des Erdbodens, die Ausrottung der Tyrannen, und wo möglich die Organisierung des ganzen menschlichen Geschlechts zu einer einzigen verbrüderten Demokratie, der eigentliche Zweck der Waffen dieser neuen Republik. Besonders geht die menschenfreundliche Absicht des Bürgers Cüstine bey seinem Heerzug nach Teutschland nicht sowohl auf die Züchtigung derjenigen teutschen Fürsten und Aristokraten, die sich durch ihre Verwendungen für die königliche und aristokratische Parthey als Feinde der Republik bewiesen haben (denn dies soll nur als eine Nebensache im Vorbeygehen abgethan werden) als vielmehr darauf: die Einwohner aller Gegenden, welche sie einnehmen, oder durch welche sie ziehen, zu ihrer Lehre von der unveräusserlichen Souverä-

tät des Volks und von der Unrechtmäßigkeit der monarchischen Regierung zu bekehren, unbekümmert, was (wofern es ihnen glücken könnte) die Folgen davon seyn müßten, wenn unsre Städte, Flecken und Dörfer, nach dem Beyspiel der Westfranken, mit dem Umsturz der gegegenwärtigen Ordnung den Anfang machten, ehe sie noch wißten, was für eine andere sie an die Stelle derselben setzen wollten; oder, falls sie sich (um kurz aus der Sache zu kommen) nach dem Muster der neufränkischen Konstituzion organisieren wollten, ob sie bey der demokratischen Anarchie, die daraus entspringen müßte, besser fahren würden als bey der Subordinazion, deren sie gewohnt sind.

XIV.

Ferne sey es von mir, den Einsichten des aufgeklärtern Theils der teutschen Nazion, und selbst dem gesunden Menschenverstande des Volks der rohesten Klassen so wenig zuzutrauen, daß ich mir einbilden sollte, ein so luftiger Plan, wie dieser — ein Plan, der so offenbar aus der größten Unwissenheit unsrer innern Verfassung entspringt und auf theils ganz grundlose theils schief gesehene und fälschlich generalisirte Voraussetzungen kalkuliert ist — würde in Teutschland so leicht durchzusetzen seyn, als sich der Bürger Röderer und andere wackere Männer seines Schlages einzubilden scheinen.

Allein

Allein auf der andern Seite würde man doch wohl — auch im Bewußtseyn der besten Sache und mit dem unbeladensten Gewissen — die Sicherheit zu weit treiben, wenn man, bey allen den allgemeinern Gründen zur Vorsicht, auf welche mich bisher der Gang meiner Betrachtungen geführet hat, und welche da und dort noch mit vielen besondern zu vermehren seyn dürften — die natürlichen Folgen des fortdauernden Daseyns von funfzig oder sechzig Tausend bewaffneten Freyheits- und Gleichheits-Predigern auf teutschem Grund und Boden, in Rücksicht auf die Ruhe des Ganzen für unbedeutender ansehen wollte als sie wirklich sind.

Mir däucht es könne nichts auffallender seyn, als daß es eine Art von neuer politischer Religion ist, was uns von den Cüstine, Dümourier, Anselme, u. s. w. an der Spitze ihrer Heere gepredigt wird. Die Stifter und Vorfechter dieser neuen Religion erkennen keine andere Gottheiten als Freyheit und Gleichheit; und wiewohl sie ihren Glauben nicht eben, wie Mohamed und Omar, mit Feuer und Schwerdt ausbreiten, sondern im Gegentheil (gleich den ehemahligen Verkündigern des Reichs Gottes) die Völker mit gar süßen und freundlichen Worten zum Reich der Freyheit einladen: so haben sie doch die große Maxime, keinen andern Glauben neben sich zu dulden, mit Mohamed und den Theodosiern gemein. Wer nicht mit ihnen ist, ist wider sie.

Wer ihren Begriff von Freyheit und Gleichheit nicht für den einzigen wahren erkennt, ist ein Feind des menschlichen Geschlechts, oder ein verächtlicher Knecht, der, von den engbrüstigen Vorurtheilen der alten politischen Abgötterey zusammengedrückt, seine Knie vor selbst gemachten Götzen beugt, und freywillig Fesseln trägt, die er, sobald er nur wollte, wie versengte Zwirnsfäden von sich schütteln könnte.

Diese neuen Republikaner kündigen allen Königen und Fürsten der Erde den Krieg an, indem sie zu gleicher Zeit allen Völkern Friede und Verbrüderung anbieten. Sie sind ausgezogen, alle Thronen, die sie in ihrem Wege finden, umzustürzen, und sich, wie sie sagen, das unendliche Verdienst um das menschliche Geschlecht zu machen, es von seinen Unterdrückern zu befreyen. Denn ausser der neuen französischen Demokratie giebt es, ihrer Vorstellungsart nach, nichts als Tyrannen und Sklaven.

„Man muß, (sagte der Deputierte St. Just am 13ten Nov. im Nazion. Konvent) „man muß „dem ehemahligen Könige den Prozeß machen, nicht „weil er übel regierte, sondern weil er König „war. Denn nichts in der Welt kann diese „Usurpazion rechtfertigen. In welche Täuschungen das Königthum sich einhüllen, hinter welche vorgebliche Verträge es sich verstecken mag, „es ist und bleibt ein ewiges Verbrechen, gegen welches ein jeder Mensch das Recht hat

„sich

„sich zu erheben und zu bewaffnen; es ist ein „Frevel, den sogar die Blindheit eines ganzen „Volks nicht rechtfertigen kann. Ein solches „Volk begeht durch das Beyspiel, so es andern „giebt, selbst ein Verbrechen gegen die Natur. „Alle Menschen empfangen unmittelbar von ihr „den geheimen Auftrag, alles was Herrschaft „heißt überall zu vertilgen. Ein Monarch kann „nicht unschuldig regieren; die Narrheit das für „möglich zu halten, ist zu handgreiflich. Jeder „König ist ein Rebell und Usurpator, u. s. w.

Diese und tausend ähnliche Maximen, die der independentische Fanatismus im Jakobiner-Klub zu Paris und sogar im Nazional-Konvent täglich erschallen läßt, werden nun auch in Teutschland mit allem Eifer, der die Apostel einer neuen Religion karakterisiert, ausgebreitet, und — zwar nicht überall, aber gewiß an vielen Orten — von einer schwärmerischen, nach neuen Dingen dürstenden Jugend aus den kultiviertern Klassen mit desto heisserer Begier verschlungen, je größere Reitze der Gedanke für sie hat, durch eine neue Ordnung der Dinge ihrer Selbstthätigkeit ein unermeßliches Feld eröffnet zu sehen. Selbst unter denen, die sehr ansehnliche Vorrechte dadurch zu verlieren hätten, wenn Teutschland in eine Demokratie nach dem fränkischen Muster umgeschmolzen würde, fehlt es nicht an Ehrgeizigen, die durch die Hoffnung, im Reich

der Freyheit und Gleichheit irgend eine glänzende Rolle zu spielen, getrieben werden, zu Beförderung desselben soviel möglich geschäftig zu seyn.

XV.

Man läßt es aber nicht bey bloßer Ausbreitung des antimonarchischen und independentischen Jakobiner-Glaubens bewenden, dessen Theorie man auf so wenige und massive Grundsätze gebracht hat, daß der gröbste Taglöhner scharfsinnig genug ist, sie in wenig Minuten zu fassen: man beeifert sich auch, dem Volke praktische Anweisungen zu geben, wie es bey wirklicher Anwendung derselben zu Werke gehen müsse. „Es braucht weiter nichts (sagt man) als daß das Volk, nachdem es sich von seiner unveräusserlichen Souveränität, und von der Strafwürdigkeit eines jeden, der sich, gegen das hochheilige Gesetz der Gleichheit, untersteht, mächtiger, vornehmer und reicher zu seyn als andere, gehörig überzeugt hat, den Anfang damit mache, seiner bisherigen Obrigkeit den Gehorsam aufzukündigen; sodann sich in Munizipalitäten, Distrikte und Departementer organisiere; hierauf in Primar-Versammlungen aus jeder Munizipalität einige Wähler, und in Wahl-Versammlungen eine Anzahl Deputierte zu einem bevollmächtigten Nazional-Konvent ernenne, welcher vor allen Dingen ein provisorisches Kollegium von Ministern zu Handhabung der vollziehenden

Macht

Macht zu bestellen, und sodann den Entwurf einer auf vollkommne Freyheit und Gleichheit gegründeten Staatsverfassung und Gesetzgebung auszuarbeiten, und den besagten Primar-Versammlungen als dem suveränen Volke zur Sankzion vorzulegen hat — so ist die Demokratie fertig; der Strick ist entzwey, und wir sind frey, und niemand befindet sich, vor der Hand wenigstens, übel dabey als — die sich vorher wohl befanden."

Indessen, da die große Menge Völkerschaften, welche dermahlen, unter dem Nahmen der unmittelbaren Stände des teutschen Reichs, durch ältere und neuere Verträge und Grundgesetze zu einem Ganzen, das in seiner Art einzig ist, zusammengesetzt sind, sich nicht so leicht und geschwind, als die Ungeduld der allgemeinen Weltbefreyer natürlicher Weise wünschen muß, in diese neue Unordnung der Dinge fügen möchte: so muß man der teutschen Thorheit und Trägherzigkeit durch das weltberühmte und in Frankreich so probat gefundene Englische Universal-Mittel der patriotischen Klubs, Journale, Pamflets und Anschlagzettel zu Hülfe kommen. Die öffentlichen Blätter melden uns, daß zu Maynz (als dem Mittelpunkt aller Anstalten zu der heroischen Operazion, die mit dem teutschen Staatskörper vorgenommen werden solle) mit beyden Instituten bereits der Anfang gemacht sey. Ich weiß von beyden noch zu wenig um darüber

zu urtheilen. Wenn aber der Sage zu glauben ist, so könnte der Sitz des ersten Erzbischoffs und Kuhrfürsten Germaniens bey dem Naz. Konvent zu Paris sich des Verdienstes rühmen, die Mutter des ersten teutschen Jakobiner-Klubs zu seyn, an welchen sich ohne Zweifel, durch den Eifer der zu diesem Ende in alle Welt ausgehenden Diener des Worts, in kurzem viele würdige Töchter anschließen werden.

XVI.

Ich weiß sehr gut, daß ein Butler, (wenn wir einen unter uns hätten) in allem diesem den Stoff zu einem teutschen Hudibras finden könnte, der unsre leselustige Welt besser amüsieren würde als ernsthafte Betrachtungen. Aber ich gestehe, daß mir die Sache nicht komisch genug vorkommt, um mich bey ihrer lustigen Seite aufzuhalten. Alles wohl erwogen, glaube ich zwar noch keine Ursache zu sehen, warum wir gerade den nahen Anbruch des jüngsten Tages befürchten sollten, den unlängst, ich weiß nicht welcher wohlmeynender Pfarrer (um sich in Zeiten ausser aller Verantwortung zu setzen) der werthen Christenheit aus den Zeichen dieser Zeit angekündiget hat: aber mich däucht doch, wir befinden uns in einer von den Lagen, worin ehmahls der Senat zu Rom die Konsuln zu erinnern pflegte, „dahin zu sehen, „daß das gemeine Wesen nicht zu Schaden „komme."

XVII.

XVII.

Die dermahlige teutsche Reichsverfassung ist ungeachtet ihrer unläugbaren Mängel und Gebrechen für die innere Ruhe und den Wohlstand der Nazion im Ganzen ohne alle Vergleichung zuträglicher, und ihrem Karakter und dem Grade von Kultur, worauf sie steht, angemessener als die französische Demokratie; angemessener und zuträglicher als uns diese leztere auch alsdann seyn würde, wenn irgend ein Zauberer Merlin auf sich nähme, uns durch einen Schlag mit seinem Zauberstabe, so schnell als der König von England einen wackern Londner *Cit* zum Ritter schlägt, zu einer einzigen unzertrennlichen Demokratie zu schlagen; vorausgesetzt, daß dieser politische Merlin uns Alle nicht zugleich entweder in lauter Sokratesse und Epiktete oder in lauter Swiftische Huynhnhms verwandeln könnte. Denn freylich, im einen und im andern dieser beyden Fälle gestehe ich gern, daß eine völlige Freyheit und Gleichheit jeder monarchischen, aristokratischen, oder gemischten Verfassung vorzuziehen wäre.

Das zuträglichste für jedes Volk, (wie ich schon mehrmahl mit dem weisen Solon behauptet habe) ist, nicht das Ideal der vollkommensten Gesetzgebung, sondern gerade die zu haben, oder zu bekommen, die es dermahlen am besten ertragen kann. Welche Furien müßten uns zu der Raserey treiben, unsern Zustand, der freylich noch

mancher Verbeſſerungen bedürftig iſt, durch ein Mittel beſſer machen zu wollen, das ihn unfehlbar ſehr verſchlimmern würde, das der gerade Weg wäre, unermeßliche, unabſehbare Uebel über uns und unſer Vaterland zu häuffen? Warum ſollten wir ſo theuer uud mit einem ſo ungeheuern Riſiko erkaufen wollen, was wir, wahrſcheinlich, ohne Empörung, ohne Deſorganiſazion, ohne Verbrechen, ohne Aufopferung der gegenwärtigen Generazion, von dem bloßen Fortſchritt der Aufklärung und Moralität unter uns, weit ſichrer hoffen dürfen? *) — Wenigſtens iſt gewiß, daß wir, ehe man uns rathen kann gerade zum deſperateſten Mittel zu greiffen, vorher alle andern vergeblich verſucht haben müßten; welches,

*) „Wenn eine Regierung weiſe genug iſt, mit der Verfeinerung der Sitten und der Aufklärung der Menſchen „Schritt zu halten, dann bietet ſie ſelbſt der wohlthätigſten Revoluzion die Hand. Alles gewinnt dann eine beſſere Geſtalt; alles verändert ſich nach und nach, „alles geſchieht ohne Blutvergießen, ohne Gewaltthätigkeit," ꝛc. — ſagt ein ſehr verſtändiger Dähne in ſeinen patriotiſchen Gedanken über ſtehende Heere, politiſches Gleichgewicht und Staatsrevoluzionen: einem kleinen Büchlein, das manchem ſeynſollenden Staatsmann *en plaje*, wenn er es allzuhaſtig hinunter ſchlänge, vielleicht (gleich jenem in der Apokalypſe) gewaltiges Bauchgrimmen verurſachen dürfte, aber wenn es wohl verdaut und in Saft und Blut verwandelt würde, unfehlbar ſehr heilſame Wirkungen thun müßte.

ches, meines Wissens, noch bey weitem nicht unser Fall ist.

Die Apostel der neuen Religion haben von unserm wirklichen Zustande, wie es scheint, nur sehr dürftige und verworrene Kenntnisse, und täuschen sich dagegen mit sehr übertriebenen Einbildungen von dem, was sie unsre Sklaverey nennen. Indessen braucht es doch nur die gemeinste Kenntniß der teutschen Reichs- und Kreis-Verfassung und der weltkündigen Reichsgrundgesetze, besonders des Oßnabrückischen Friedens-Instruments und der jedesmahligen Kaiserlichen Wahl-Kapitulazion, um zu wissen: daß das teutsche Reich aus einer großen Anzahl *) unmittelbarer Stände besteht, deren jeder, in seinem Innern von jedem andern unabhängig, die Reichsgesetze, oder Kayser und Reich, nur in so fern diesen die Handhabung und Vollziehung jener Gesetze obliegt, über sich hat; und daß von seinem selbsterwählten Oberhaupt an, bis zu Schultheiß, Meister, Rath und Gemeine der Reichsstadt Zell am Hammersbach, kein Regent in Teutschland ist, dessen größere oder kleinere Machtgewalt nicht durch Gesetze, Herkommen, und auf viele andere Weise von allen Seiten eingeschränkt wäre; und

*) Aus dreyhundert und acht und vierzig (s. c. c.) geistlichen und weltlichen Fürsten, Prälaten, Grafen, Dynasten und Reichsstädten; die unmittelbare Ritterschaft und die freyen Reichsdörfer nicht gerechnet.

und gegen welchen, wofern er sich irgend eine widergesetzliche Handlung gegen das Eigenthum, die Ehre, oder die persönliche Freyheit des geringsten seiner Unterthanen erlaubt, die Reichsverfassung dem Beleidigten nicht Schutz und Remedur seiner Beschwerden verschaffte. *) Wie man also verwegen genug seyn könne, eine Nazion von 28 Millionen Menschen, die unter einer solchen Verfassung lebt, Sklaven, und ihre nicht nach Willkühr sondern nach Gesetzen regierende und durch Gesetz und Herkommen eingeschränkte Fürsten Despoten zu schimpfen, ist nur durch die lächerliche Eitelkeit und die dicke Unwissenheit begreiflich, womit diese Menschen, — die noch vor wenig Jahrzehenden auf ihre eigene schmähliche Sklaverey eben so hoffärtig waren als sie es jezt auf ihren zügellosen Libertinismus sind, — so viele glänzenden Eigenschaften verunzieren. Gewiß findet sich, in und ausser Teutschland, unter allen, die sich mit der dermahligen fysischen, politischen, sittlichen, literarischen und ökonomischen Verfassung dieser großen und in ihrer Art einzigen Staaten-Gruppe etwas genauer bekannt gemacht haben, schwerlich ein unbefangener

*) Was hiegegen einzuwenden ist, weiß ich so gut als ein anderer; nur behaupte ich, was uns helfen könne, sey eine (höchstnöthige) Reformazion unsrer Verfassung, nicht eine sinnlose Umkehrung und Zerstörung derselben.

ner und billiger Kosmopolit, der den verdienstvollen Verfasser der Annalen der Staatskräfte von Europa *) — (eines Buches, mit dessen französi-

*) Der königl. Preußische Kriegsrath Adolf Friederich Randel. Von diesem, einem jeden, der auf einigen Grad von Kultur Anspruch macht, unentbehrlichen Werke, ist das erste Heft des ersten Theils in der Ostermesse 1792. zu Berlin bey Friedrich Viehweg dem ältern, in größtem Format herausgekommen, und macht wegen der Pracht und Schönheit des Papiers und Drucks auch dem Verleger vorzügliche Ehre. Diese Annalen werden in zwey Haupttheilen (wovon der erste, in drey Stücken oder Heften Teutschland billig allein gewidmet ist) die Staatskräfte Europens nach den neuesten fysischen, gewerblichen, wissenschaftlichen und politischen Verhältnissen, in tabellarischen Uebersichten darstellen. Der Verfasser hat sich durch das erste Heft, worin das teutsche Reich im Allgemeinen, mit einer Genauigkeit, Ordnung und Vollständigkeit, die wenig zu wünschen übrig läßt, dargestellt ist, ein desto größeres Verdienst um das Vaterland erworben, je wahrer es zu unsrer Beschämung ist, daß von unsern Mitbürgern aus den mittlern und höhern Ständen, ja selbst unter den Gelehrten, bisher nur ein sehr kleiner Theil sich auch nur um eine summarische und oberflächliche Kenntniß desselben bekümmert hat. Hier findet man auf 28 Folioblättern, in einer Anordnung, die den Ueberblick einer so großn Menge von Theilen, als den Totalbegriff Teutschland ausmachen, ungemein erleichtert, alles beysammen, was Teutschland wirklich ist, was

zösischer Uebersetzung der Verleger dem Nazional-Konvent zu Paris und dem General Cüstine ein verdienstliches Geschenk machen könnte) eines übertriebenen Nazionalstolzes beschuldigen sollte, wenn er nach summarischer Uebersicht seiner ganzen Darstellung ausruft: „wo ist das europäische Reich, „das, alle fysische Verschiedenheiten gehörig gegen einander ausgeglichen, im Ganzen, bey „gleicher Größe, an Volksmenge, an Anbauung „des Bodens, und Benutzung aller Geschenke der „Natur, an Anzahl nicht sowohl großer als reicher,

was es noch werden könnte, und was es unfehlbar werden muß, wenn — nach dem glückweissagenden Horoskop, welches der Verfasser unsrer Nazion im lezten §. des vierten Hauptstücks stellt — „mehrere Fürsten" (welcher von ihnen sollte hier die Ausnahme machen wollen?) „Väter ihres Volkes werden — wenn „gereinigte Vernunft im Gefolge ächt christlicher „Religiosität" (warum im Gefolge?) „die Nazion „beglücken, Schwärmerey" (und dummer Aberglaube, der noch Zentnerschwer auf den Köpfen des dritten Theils der Teutschen liegt) „dem hellern Lichte weichen, fysische und moralische Kultur fortschreiten, und endlich eine dem Zeitalter angemessene „Gesetzgebung" (die aber ohne gänzliche Abschaffung aller Ueberreste aus den Gothischen und Longobardischen Zeiten nicht denkbar ist) „Erziehung und Vaterlandssinn, durch das Beyspiel der Großen geheiligt, das Werk vollenden werden!" — Eya! wären wir da!!

„cher, als an Menge mittelmäßiger, aber wohl„polizierter, betriebsamer und nach Verhältniß „ihrer Lage und Mittel wohlhabender Städte, „dem teutschen Reiche den Vorzug streitig machen „könnte?“ Ich setze hinzu: wo ist ein Volk in Europa das sich einer nähern Anlage zu immer zunehmender Verbesserung seines Zustandes, eines größern Flors der Wissenschaften, mehrerer, oder vielmehr, so vieler und so gut eingerichteter öffentlicher Erziehungsanstalten, Schulen und Universitäten, einer größern Denk- und Preßfreyheit, und, was eine natürliche Folge von diesem allem ist, einer hellern und ausgebreitetern Aufklärung zu rühmen hätte, als die Teutschen, im Ganzen genommen? — ungeachtet wir der Vortheile einer anerkannten Hauptstadt von Teutschland (gern) ermangeln! — Und die Nazion, von welcher alles dies wahr ist, sollte aus Sklaven bestehen und von Despoten und Tyrannen beherrscht seyn? Welche sinnlose Vermengung der Begriffe und der Wörte!

XVII.

Doch — wie unwissend auch die neufränkischen Republikaner in allem, was die innere Verfassung und den wahren Zustand des teutschen Reichs betrift, seyn mögen — so sehr sind sie es wahrlich nicht, daß sie uns im Ernst für Sklaven halten sollten; und gewiß ist es auch nichts weniger als ein überwallender Strudel von Menschenlie-

be, was sie antreibt, sich so viele Mühe zu geben, den Bürgerstand und die untern Volks-Klassen in Teutschland, so viel an ihnen ist, zu desorganisiren, mit ihren sofistisierten Begriffen von unveräusserlicher Volks-Suveränität, Freyheit und Gleichheit anzustecken, und zur Empörung gegen ihre rechtmäßige Landesregenten und Obrigkeit aufzureizen. Man müßte stockblind seyn wollen, wenn man nicht sähe, was die wahren Beweggründe der sonderbaren Rolle sind, die sie seit einigen Wochen in einem Theil unsrer Rheinländer spielen. Es ist nicht nur, nachdem sie nun einmahl Krieg mit Oesterreich und Preussen haben, ihr Interesse, denselben von ihren Gränzen weg und in Feindes-Land zu ziehen: der Krieg selbst war schon lange was sie wünschten, ist noch immer, was sie zur Erreichung ihrer Absichten nöthig haben, ist gewissermaßen das einzige, was ihre Republik retten kann; und, aller Wahrscheinlichkeit nach, erfüllt die hohe Reichsversammlung zu Regensburg einen ihrer angelegensten Wünsche, indem sie ihnen durch die beschlossene lebhafte Theilnahme an diesem Kriege den erwünschten Vorwand giebt, sich ihrer so oft vor ganz Europa wiederhohlten friedfertigen und menschenfreundlichen Versprechungen quitt zu halten, und von dem Tage an, da Reichsständische Heere gegen sie agieren werden, das ganze teutsche Reich als einen erklärten Feind behandeln zu können. Sehr wahrscheinlich sieht der Nazional-Konvent

durch

durch die innerliche Zwietracht, welche die neue Republik alle Augenblicke wieder aufzulösen droht, sich in demselben Falle wie der römische Senat in den ältern Zeiten der Republik, und nur eine anhaltende Verwicklung der Nazion in die Gefahren und Erfolge auswärtiger Kriegs-Operazionen kann ihnen soviel Zeit und innere Sicherheit verschaffen, *) als sie zu Gewinnung einer festern Konsistenz ihres noch so lockern politischen Vereins nöthig haben. Ueberdies ist es augenscheinlich doppeltes Interesse für sie, die Monarchen, von deren Staaten die werdende französische Republick umgeben ist, durch Abtrennung ihrer zunächst angrenzenden Provinzen zu schwächen, und, indem sie die abtrünnigen Länder zu Republiken organisieren helfen, sich selbst so viele neue Bundesgenossen, als nur immer möglich, zu erwerben, die ihrer Freundschaft nicht entbeh-

*) Wiewohl auch dieses im Grunde verzweifelte Mittel noch immer unzulänglich scheint. Wenigstens erhalten wir in den französischen Tageblättern noch immer von Zeit zu Zeit klägliche Nachrichten von parziellen Aufständen des suveränen Volks, die zwar (wie gewöhnlich) auf Rechnung der Agitateurs gesetzt werden, aber in der That immer aus einer und ebenderselben Quelle, aus der gepriesenen Volks-Suveränität entspringen, die man dem Pöbel nun durch keine Distinkzionen und Räsonnements wieder aus den Köpfen bringen kann.

ren und ihre eigene Existenz nur dadurch erhalten können, daß sie gemeine Sache mit ihnen machen.

Ich müßte mich sehr irren, oder dies ist auch ihr Plan in Ansicht der teutschen Länder, in welchen sie ihre beliebten Freyheitsbäume zu pflanzen angefangen haben. Wie sie bisher alles was sie vorhatten immer einige Tage oder Wochen zuvor der ganzen Welt kund zu thun pflegten, so machen sie auch itzt kein Geheimniß daraus, daß es eine ihrer Ideen sey, das Land der Freyheit und Gleichheit bis an den Rhein auszudehnen, welchen (wie Bürger Mercier im Oktober der Chronique du Mois sehr zierlich bewiesen hat) die Natur selbst zur östlichen Gränze zwischen Frankreich und Teutschland bestimmt haben soll. Wie schimärisch auch ein solches Vorhaben uns scheinen mag, eine so exaltierte Einbildungskraft, wie die ihrige, könnte wohl unmöglichere Dinge ausführbar finden. Aber auf alle Fälle wird dazu erfordert, daß man sich die bekannte Disposizion des Volks in diesen Ländern zu Nutze mache, um es theils gutwillig zu Annehmung der neufränkischen Organisazion zu bereden, theils durch die gewagten Schritte, wozu man es verleitet, es in eine solche Lage zu setzen, daß ihm zu seiner Rettung kein anderes Mittel übrig bleibe, als eben diese Art von verzweifelter Selbsthülfe, welcher die französische Nazion ihre Befreyung von einer unerträglich gewordenen mo-

nar-

narchisch-aristokratischen Regierung zu danken hat.

Der französische Nazional-Konvent und die militärischen Vollzieher seiner Dekrete rechnen bey allem diesem nicht nur auf den Umstand, daß es in Teutschland so wenig (und in der That noch weniger) als in irgend einem andern großen Staate, an mancherley mehr oder minder gegründeten Beschwerden des Volks fehlen könne, die man dann noch durch die übertriebensten Schilderungen vergrößert: sie rechnen (als Leute, welche die beste Gelegenheit gehabt haben, das im engern Verstande so genannte Volk, den rohesten und ärmsten Theil desselben, vollkommen kennen zu lernen) auch auf seine Leidenschaften, auf seinen Haß gegen die sogenannten Aristokraten, auf den Hang zur Independenz, zum Müssiggang und zu animalischen Befriedigungen, der dem gemeinen Mann so gut angebohren ist als den Vornehmen, und überhaupt auf den tollkühnen Muth, womit diejenigen, die bey Staatsumkehrungen nichts zu verlieren haben, bereit sind, sich zu allem gebrauchen zu lassen, was ihnen eine Verbesserung ihres Zustandes verspricht. Und sollten sie, die ihrer Schwärmerey ungeachtet sehr scharf auf alle Umstände dessen was ausser ihnen vorgeht, Acht haben, nicht auch auf die möglichen, beynahe mit Gewißheit vorauszusehenden Folgen eines fortdauernden und mit zusammengesetzten Kräften geführten Krieges, des-

sen Schauplatz in Teutschland läge, gerechnet haben? Sollten sie nicht einen Theil ihrer Hoffnungen auf die Erwartung gründen, was nach einem alle Vorräthe vollends aufzehrenden Feldzug, bey der Disposizion, den ein beträchtlicher Theil der Teutschen schon jetzt verräth, die natürliche Wirkung eines solchen Jahres wie das 1771ste war, in einem großen Theile des Reichs seyn müßte?

XIX.

Es ist schwer, nach allen diesen, größtentheils aus notorischen Thatsachen resultierenden Betrachtungen, sich eines traurigen Gefühls über das Loos der menschlichen Dinge zu erwehren. Ist es der unwiderstehliche Strohm des Schicksals und der Zeiten, der uns überwältigt, und unvermeidlich in den Schlund einer unbekannten furchtbaren Zukunft fortschleudert?

— — Di ne hunc ardorem mentibus addunt,
Euryale? An sua cuique Deus fit dira cupido?

Warum mußte Teutschland, so ganz wider sein eigenes Interesse, in die fatalen Folgen der französischen Revoluzion verwickelt werden? Hätte seine Ruhe nicht erhalten — hätten alle die Gefahren, die nun über ihm schweben, nicht vermieden werden können, wenn z. B. das weise und eben so staatskluge als menschenfreundliche und landesväterliche Betragen, welches einer unsrer preiswürdigsten Fürsten, der Marggraf von Baden,

den, von Anfang der französischen Revoluzion an beobachtete,*) auch von andern, die sich in einer ähnlichen Lage gegen Frankreich befanden, zum Vorbilde genommen worden wäre? — Doch vielleicht wendet Germanieus guter Genius durch irgend einen günstigen Erfolg noch in Zeiten das Unheil eines, selbst im glücklichsten Falle, verderblichen Krieges von uns ab. Vielleicht ist es aber auch der Wille einer höhern Macht, daß wir, zum allgemeinen Besten des Ganzen, durch ein Feuer gehen, welches die Schlacken unsrer Verfassung verzehre, und die Erfüllung des vorhin angeführten patriotischen Horoskops beschleunige. — Auf alle Fälle wird ein jeder, der Augen zu sehen hat und dem sein Vaterland nicht ganz gleichgültig ist, mit mir einstimmen: daß sich letzteres seit den abscheulichen Zeiten Ferdinand II. in keiner Lage befunden habe, worin es seinen Fürsten lauter zugerufen hätte, als dermahlen: *videant Principes, ne quid res publica detrimenti capiat!*

*) Ich empfehle unsern Lesern bey dieser Gelegenheit einen eben so vortrefflich gedachten als geschriebenen Aufsatz im zweyten Stücke des Journals von und für Teutschland 1792. — über die Badenschen Verhältnisse mit Frankreich — überschrieben: worin dieser Punkt in ein sehr helles Licht gestellt ist, und beyläufig auch über die französische Revoluzion ein Urtheil gefällt wird, welches ich, ohne Ausnahme eines einzigen Wortes, von ganzer Seele unterschreibe.

II.

Necker
von den Wirkungen der neuen französischen Staats-Grundsätze auf die Moralität.

An Herrn Hofrath Wieland.

Die Abhandlung, die ich hier dem T. Merkur wiedme, ist aus Neckers neuem Werke über die vollziehende Gewalt in großen Staaten, entlehnt, macht aber in Rücksicht ihres Gegenstandes ein für sich bestehendes Ganzes aus. Das erste Kapitel habe ich wörtlich, das zweyte mit Weglassung einiger Deklamazionen übersetzt, und mich möglichst bemüht, den Geist der schönen Sprache nicht ganz in der Uebersetzung verfliegen zu lassen. Wirklich scheint in Ansehung der Sprache, so wie der feinen psychologischen Bemerkungen und des scharfen Blicks in die menschliche Natur, Neckers Werk unter allen andern französischen Schriften über die neue Verfassung oben anzustehen, und das innige Interesse des rechtschaffnen Mannes an dem Glück der Nazion unter der Wärme seines Kolorits überall durchzuschimmern. Freylich möchte ich bey weitem nicht alle seiner Meynungen unterschreiben; freylich giebt es bey vielen derselben eine Rückseite, auf der sich die Gegenstände wieder unter einer ganz andern Lage zeigen, als unter welcher sie Necker betrach-

rachtet; freylich sind einige seiner Behauptungen, besonders von der Abneigung des größern Theils der Nazion gegen die republikanische Form, nun schon durch den Erfolg widerlegt. Aber unumstößlich, und durch keinen bisherigen Fortgang der Sache und durch kein französisches Waffenglück widerlegbar ist der Hauptvorwurf: „man hat dem Volke durch die feyerliche Ver„kündigung des Gleichheitsprinzips zu viel Anmaßung, „und durch den großen unmittelbaren Antheil an der „ganzen Staatsregierung, besonders vermöge des Rechts „zu allen wichtigen Stellen selbst zu wählen, zu viel „Macht gegeben, die Autoritäten aber, die es bey dieser Macht noch hätten in Mäßigung erhalten können, „vorzüglich die Autorität der Religion, gänzlich unter„graben." Und so ist: Volksdespotismus statt der Königswürde der Karakter von Frankreich, Volksdespotismus, die blutige Ueberschrift des dritten Septembers geworden, und noch werden in der Folge, besonders bey erlangter äußerer Ruhe, viele als Opfer dieses Despotismus fallen, da keine künftige Konstituzion die dem Volke übertragenen Rechte, oder wenigstens den Eindruck, den sie einmahl gemacht haben, zurückzunehmen im Stande seyn wird.

Möchte der Genius Frankreichs und der Menschheit es verhüten! Wie gern würden Sie, verehrter Mann, wie gern alle Rechtschaffne sich in ihren Meynungen geirrt haben!

R. Hommel.

Erstes Kapitel.

Ist die Wissenschaft der Staatsgesetzgebung ein Labyrinth für das Nachdenken, so ist es das Studium der moralischen Natur des Menschen gewiß in noch höherem Grade. Man hält es zwar für leicht, weil der Forscher und der Gegenstand der Forschung, weil Zuschauer und Schauspieler innigst mit einander verbunden und nur Eins zu seyn scheinen; aber doch beruht es auf gewissen optischen Regeln, in die nur wenige eingeweiht sind. So viele Gesichtspunkte führen zum Glück, und so viele andre entfernen davon, daß bey einer solchen Verkettung auch der aufmerksamste Beobachter Mühe hat, ein bestimmtes Urtheil zu fällen. Wie kann man also die sittlichen Wirkungen bürgerlicher und politischer Konstituzionen zu kennen hoffen, wenn man nicht lange über die Natur des Menschen nachgedacht hat? wenn man die Bedürfnisse seines Geistes und die geheimen Neigungen seines Herzens nicht kennt? wenn man ihm nicht selbst durch Tugenden sowohl als durch Schwächen verwandt ist? wenn man seiner eigenen Existenz in ewiger Zerstreuung genossen und in ewiger Spannung mit seinem Beobachtungsgeiste gelebt hat?

Ist aber Menschenkenntniß dem Gesetzgeber so nothwendig, so sollte man beynahe glauben, daß ein wahrhaft vollkommnes politisches System nie das Werk einer großen Menge von Menschen seyn

könne. Denn alle die feinen Ideen, alle die leisen Bemerkungen, die die Kenntniß des menschlichen Herzens ausmachen, sind von zu zarter geistiger Art, als daß sie viele Streitigkeiten über sich vertrügen, oder gegen diese als Vereinigungspunkt gebraucht werden könnten. In zahlreichen Versammlungen aber stimmen die mittelmäßigen Köpfe die Bemerkungen der übrigen zu dem Maaße ihrer Geisteskräfte herab, wie Taube den Ton angeben, wenn die andern von ihnen gern verstanden seyn wollen. Kein Wunder also, daß die Häupter der Nazional-Versammlung bey ihrem Plan, diese nach ihrem Willen zu lenken, blos zwey sehr verständliche und sehr auffallende Sätze, Freyheit und Gleichheit, zum Grunde legten. Sie mußten dies vielleicht, um eine so große Verschiedenheit von Köpfen und Karaktern unter Einem Joche zu erhalten; aber die Nazional-Versammlung ist deshalb um nichts weniger zu tadeln, daß sie sich solchen Gesetzen unterwarf, daß sie unsern Vortheil so schmälerte, und alle unsere übrigen Wünsche hintansetzte. Freylich wäre es mühsam gewesen, die Verschiedenheit unserer Gesinnungen zu erforschen; drum hob sie lieber alle Verschiedenheit durch eine Fikzion auf. Freylich hätte das Studium der verschiedenen Bestandtheile, die zu unserm Glück gehören, die Rücksichten, die sie zu nehmen hatte, vervielfältigen können; darum schob sie einen Satz unter, der diese Bestandtheile vermindern mußte, erkannte nur zwey derselben an,

an, und stellte somit alle andre in Schatten. Alles also, was der Mensch nach einer unendlichen Menge von Verhältnissen ist und bedarf, das sah sie entweder nicht oder sie wollte es nicht sehen; es schien vielmehr als wollte sie, durch eine ähnliche Erfindung wie das eiserne Bette des Prokusts war, alle unsre moralische Formen ihrem engen System anpassen, und alles von uns abstreifen, wozu Lebensweise, Karakter, Verschiedenheit der Geistesfähigkeiten, Einbildung und Hoffnung, verjährte Begriffe von Ehre und Ruhm, und ordentliche Erziehung, Pflichten unsrer Verhältnisse und Religions-Grundsätze uns gemacht hatten. Uns sollte nichts als Freyheit und Gleichheit bleiben, und unsre Bestimmung sollte durch eine seltsame Verbindung von einem philosophischen Allgemeinsatz abhängen. Allerdings hat diese Art und Weise, wie man unsre Wünsche und unser Interesse ansah, etwas Befremdendes, und zeugt sowohl von den engen Grenzen der Beurtheilungskraft unsrer Gesetzgeber, als von den Schranken, die man unserer Moralität gesetzt hat. Wir wollen diese in alle ihre Rechte wieder einsetzen, wollen den Menschen unter einer weiteren Sfäre als unsre Gesetzgeber betrachten, und aus diesem Gesichtspunkt die Nützlichkeit ihrer Arbeit und die Weisheit ihrer Grundsätze prüfen.

Daß bürgerliche und politische Freyheit glücklich machen, ist unläugbar. Aber der Mensch ist in Rücksicht seiner Güter beschränkt; er lebt auf

einer

einer Erde, wo Gutes und Böses unter einander ausgestreut ist, und in keinem Feengarten, wo man ohne Mühe, ohne Arbeit, ohne Beyhülfe anderer, nach seinem eignen Gefallen stärkende Früchte oder süßduftende Blumen pflückt; und eben darum muß die Freyheit, wenn sie ein wahres Gut seyn soll, alle die Tugenden zu Begleiterinnen haben, die den Menschen auf den rauhen Wegen dieses Lebens unterstützen und leiten. Wenden wir diese Idee auf die Reden und Beschlüsse unsrer Gesetzgeber an: so finden wir, daß sie den Menschen unaufhörlich an seine Rechte erinnern, seiner Verbindlichkeiten und Pflichten aber nur immer mit Schonung gedenken; gerade im Gegensatz jener ewig preißwürdigen Moral, die durch den zweyfachen Vorzug der Weisheit und Heiligkeit nun schon seit so vielen Jahrhunderten ein bewunderungswürdiges Ansehen über alle Völker Europa's behauptet. Er, der ihre schönen Lehren gab, sah wohl ein, daß, da die Menschen bestimmt sind, sich auf einer Erde zu vervielfältigen, die in Rücksicht ihrer Erzeugnisse eingeschränkt ist, ein unwandelbares Gesetz der Natur selbst uns das Opfer eines Theils unsrer Wünsche zur Pflicht mache, und daß folglich die erhabenste Filosofie in einer Lehre bestehen müsse, welche uns dieses Opfer nicht nur zu versüßen, sondern durch die Idee erfüllter Pflicht und alle die Aufmunterungen, die damit in einem schönen Moralsystem zusammenhängen, sogar in ein Glück zu verwandeln im

Stan

Stande wäre. Huldigt man dieser Idee von Pflicht nicht unausgesetzt, sezt man sie außer Augen und lenkt die Aufmerksamkeit der Menschen nur immer auf ihre Rechte hin: so verwickelt man sie dadurch in Täuschungen, und in die gefährlichsten Täuschungen; denn sobald der große Haufen einmahl seine Schranken durchbricht, so stößt er in seinem unbesonnenen Laufe nur zu bald auf alle die vielen Schlagbäume, die unser Glück auf Erden aufhalten. Man täuscht sich also, wenn man glaubt, Pflichten wären nur denen nützlich, die die Rechte besäßen. Wenigstens paßt diese Behauptung nicht auf den gesellschaftlichen Zustand. Denn da findet man bald, daß die Pflichten und die Moral, die sie vorschreibt, dem großen Haufen der Menschen zur Beruhigung dienen: weil sie ihn lehren zufrieden in dem Kreise zu leben, den ihm das Schicksal gezogen hat; und reißt man ihn durch unbestimmte Deklamazionen von seinen Rechten aus diesem Kreise heraus, so stößt man seine Denkungsart um, ohne sein Schicksal zu verbessern. Indessen ist nichts leichter als den Glauben an diese Wahrheiten bey dem Volke zu schwächen; und wenn der Gesetzgeber sie sich selbst verheimlicht, wenn es in seinem Plan ist, Täuschungen zu begünstigen und zu unterhalten: dann freylich sinkt die Welt unter die Herrschaft der Lügen.

Aber nicht nur gegen das Glück der Menschen vergieng man sich, indem man sie immer

von ihren Rechten und so wenig von ihren Pflichten unterhielt; auch der Ehrfurcht vor Recht und Gerechtigkeit hat man dadurch wesentlich geschadet. Denn verbreiten einmahl die Gesetzgeber einen allgemeinen Geist der Anmaßung unter denen, die mehr Kraft als Aufklärung haben: dann werden auch die Gränzen von Recht und Unrecht sehr leicht verkannt; und sind diese nur erst von einigen überschritten, so folgen bald mehrere nach; so stark wirkt Nachahmungssucht, und muß sie unter einem großen Volke wirken. Wird aber die Gerechtigkeit nicht allgemein beobachtet: so erschüttert sie bis in ihrem Grundprinzip. Denn ihr Grundpfeiler ist allgemeine Uebereinkunft, und nur durch diese glaubt jeder in der Ordnung des Ganzen den Ersatz für seine individuellen Aufopferungen zu finden. Durch das Werk der Zeit und die Bemühungen mehrerer Jahrhunderte wurden die verschiedenen Schranken aufgerichtet, die alle feindliche Leidenschaften aufhalten sollten: zerstöhren aber kann sie nicht blos ein unbesonnenes Gesetz, nicht blos eine schlecht berechnete Staatsverfassung, sondern eine einzige falsche Maxime, wenn diese von den Häuptern der Nazion mit großem Geschrey gepredigt wird — und dies war die unglückliche Wirkung des ersten Satzes der Erklärung der Menschenrechte. Gerechtigkeit zu erhalten, muß freylich die wichtigste Sorge aller Regierungen seyn: aber am heiligsten muß man sie bewachen und pflegen, muß man gleichsam die

Wache

Wache um sie verdoppeln, wenn die Gesetzgeber die bürgerliche und politische Autorität in die Hände des Volks gegeben haben; denn diese setzt in diesen Händen, allen den Regungen des Neids und der Eifersucht, allen den Groll und alle die Ränke, die von schlechten Glücksumständen unzertrennlich sind, in Bewegung; und statt denen, die sich über ihr Schicksal zu beklagen haben, je Trost geben zu können, quält sie sie mit unaufhörlicher Unruhe. Sie glauben ihre neuerlangte Gewalt müßte auch ihre Lage verbessern. Finden sie sich in dieser Hoffnung betrogen, so laufen sie andern Täuschungen nach, und der Wechsel der Begebenheiten und die Veränderungen der Szene werden für sie ein nothwendiges Spielwerk. Bald sinnen sie auf Mittel, sich Kredit zu verschaffen, bald auf das, was sie mit diesem Kredit anfangen wollen; unaufhörlich wechselnde Ideen zerstreuen sie, und ihr herumstreifender Blick kehrt nur ungern zu ihren gewohnten Geschäften zurück. Jene friedlichen Tugenden, die Tugenden des häuslichen Lebens, die Gefährtinnen der Arbeit und eines bestimmten Interesse, verschwinden; planloser Ehrgeiz und ängstliche Ungewißheit treten an ihre Stelle: an Glück gewinnt Niemand, an Moralität verlieren alle, und aus der unzählbaren Menge der Befehlenden erwächst dem Staate nur eine eben so unzählbare Menge von Ungehorsamen.

Eine

Eine Verfassung, die dem Volke zu viel Gewalt einräumt, hat ferner die schädliche Wirkung für die Sittlichkeit, daß sie die erhabene Herrschaft der Weisheit und Vernunft vermindert, und verschlagnen und heuchlerischen Menschen den Sieg verschaft. Man kann den großen Haufen nur durch Mittel gewinnen, die mit seiner Menge und dem weiten Kreise den er einnimmt, in Verhältniß stehen; und um seine Gunst zu fesseln, um seine Stimme bey einer zahlreichen Nazion davon zu tragen, muß man Leidenschaften heucheln die man nicht hat, und muß diese Leidenschaften bis zu dem Grade treiben, daß man damit den Menschen in allen Entfernungen auffält: kurz man muß es machen wie die Schauspieler, die, wenn sie in dem weitläuftigen Römischen Cirkus spielten, auf Stelzen stiegen und mit einem riesenmäßigen Kostüme prunkten.

Auch die Nazional-Versammlung hat dieses Bedürfniß empfunden. Denn bald zitterte sie selbst vor der Gewalt, die sie geschaffen hatte, und nahm, um ihren neuen Herrn zu gewinnen, ihre Zuflucht zu erkünstelten Gesinnungen, prunkhaften Maßregeln und zierlichen Reden; und nun ward jeder, um sich eben so, wie sie, geltend zu machen, der Sprache der Natur und dem Ausdruck der Wahrheit untreu, wählte sich jeder Rolle und Maske, und unter allen diesen Verblendungen erkannte man bald seine wahre Gestalt nicht mehr. Die Höflinge, die die Könige

umgaben, sprachen leise: dem Volke schmeichelte man mit Posaunenstimme; das ist der einzige Unterschied. — Ach ich fürchte, die edle Einfalt, der auszeichnende Karakter großer Seelen, ist auf immer dahin! Man ist durch einen zu heftigen Stoß ausser sich selbst versetzt, und das zur Erhaltung der wahren stillen Tugenden nöthige Gleichgewicht ist gänzlich zerstört. Das hat eine Konstituzion gethan, die alle Hierarchien zerstörte, die die Regierung der Herrschaft des Volks, und die Berathschlagungen der Weisen dem Unsinne der Menge Preiß gab, und so die Gewalten, die sie theilen wollte, unter einander warf. Und wie viele andere Tugenden, die die Menschheit verherrlichen, sind dieser neuen politischen Ordnung aufgeopfert worden! Am meisten beklage ich den Verlust der großmüthigen Gesinnungen, wodurch der Unterdrückte immer Freunde und das Unglück religiöse Achtung erhielt; Gesinnungen, die der französischen Nazion so ganz eigen zu seyn schienen. Aber wie hätte man sie da länger behaupten können, wo man immer genöthigt ist, sich vor dem Stärkern zu schmiegen und die Gewalt zu ehren: wo man, um diese Unterwürfigkeit vor sich selbst zu verheimlichen, die Verfolger entschuldigt, und alles Unrecht auf die Verfolgten ladet; wo man die Rache billigt, die man nicht aufhalten und den Brand, den man nicht löschen kann, und so die Abzeichen der Tyrannen trägt, um es zweifelhaft zu lassen ob sie nicht die unsrigen

tragen?

tragen? Bis zu dieser niedrigen Mischung von Schwäche und Sklaverey hat man seinen Geist herabgewürdigt, den man unter dem stillen Schutze einer besser geordneten Verfassung frey und unabhängig erhalten konnte. Man redet von Freyheit, und ist in Rücksicht des schönsten Theils seiner selbst ein Sklav, des Theils, der uns der Gottheit näher bringt, und dem Menschen von Empfindung die süßesten aller irrdischen Freuden gewährt. Geht, Schmeichler des Volks, geht und beugt die Knie vor denen, die bald eure niedrige Liebkosungen verachten werden, geht und gehorcht blindlings den Launen der Menge! Ihr werdet es uns wieder sagen, ob ihr Joch sanft und ihre Herrschaft leicht ist; werdet uns wiedersagen, ob ihr innerlich frey waret, als ihr eine Regierungsform für sie entwarft, die sie nicht regiert, und ihr zu Gefallen die Fackel auslöschtet, welche Weisheit und Erfahrung angezündet hatte; als ihr eurer eigenen innern Ueberzeugung so oft entsagen mußtet, und den tollkühnen Plan entwarft, die gegenwärtigen und künftigen Geschlechte Gesetzen zu unterwerfen, welche die Leidenschaft des Augenblicks und ein flüchtiger Einfall erzeugten.

Ueberhaupt ist eine ungeschickte Vertheilung der Gewalten allein schon hinreichend, um die Sitten im Staate völlig umzukehren. Denn man gebe nur dem Volke das Gefühl seiner Kräfte, aber nicht zugleich die Einsichten, die es zur Mäßigung hinlenken, so wird dies Gefühl sehr leicht

in Wildheit ausarten. Kein Zeitalter der Geschichte liefert uns ein Beyspiel, daß sechs und zwanzig Millionen Menschen sich in eine Republik vereinigt hätten, ohne daß ein Theil dieser ungeheuern Menschenmenge durch die Gesetze der Knechtschaft von der politischen Wirksamkeit ausgeschlossen gewesen wäre. Rom selbst, als in seiner spätern Zeit alle Völkerschaften Italiens das Bürgerrecht erhielten, war nicht in dem Fall, weil alle mechanischen Handthierungen von keinen freyen Bürgern getrieben wurden. Daher ist der hohe Grad von politischem Gleichgewicht, den man in einem Lande wie Frankreich dem Volke gegeben hat, ein wahres Phänomen in den Jahrbüchern der Welt; und wenn alle Nazionen aufstünden, um diesem Volke die Ausschweifungen und Grausamkeiten vorzuwerfen, deren es sich seit der Revoluzion schuldig gemacht hat: so möchte ich, zur Milderung dieser Vergehungen, jeden nachdenkenden Menschen fragen: was aus allen sehr zahlreichen Gesellschaften werden würde, wenn man darin durch Einführung einer unüberlegten Staatsverfassung das Ansehen der verständigen Männer und den Kredit der Regierung herabwürdigte, und zugleich die Einbildungskraft des großen Haufens durch filosofische Grundsätze von Gleichheit und politische Vorrechte aller Art erhitzte, und ihm so die Augen über seine fysische Gewalt öffnete, ohne seine Bedürfnisse zu vermindern oder seine Erziehung zu verbessern. In diesem Falle würden

die

die Menschen ziemlich alle dieselben seyn: nur daß solche große politische Verändungen um so gefährlicher bey einer Nazion sind, deren Karakter keine langsamen Uebergänge verträgt, und die Fehler der Gesetzgeber nie durch Mäßigung verbessern kann.

Man kann es nicht oft genug sagen: sobald man in einem äusserst bevölkerten Lande, nicht, wie in den alten Staaten, den ganzen erwerbenden Theil des Volkes von aller eigentlichen Staatsverbindung ausschließen, sobald man nicht verhindern kann, daß der große Haufen von seiner Hände Arbeit lebe, dieser Umstand aber, der unmittelbar aus den Gesetzen des Eigenthums folgt, der allgemeinen Verbreitung der Aufklärung nothwendig entgegen steht, und man folglich bey einer zahlreichen Volksklasse unmöglich die Unwissenheit und Roheit entfernen kann, die eine nothwendige Folge des Mangels an Erziehung sind: so ist es unfilosofisch, das Ansehen der Regierung in allen Rücksichten herabzuwürdigen, und dem Volke einen Einfluß zu geben, durch den es, auser seiner fysischen Gewalt, auch noch die moralische erhält. Könnte das Volk über sein eigenes Glück urtheilen, es würde diese ihm zugetheilten Rechte selbst nicht wollen, oder doch nur unter gewissen Einschränkungen wollen: und wir, aufgeklärter als das Volk, aber der altväterischen Vorschriften der Vernunft überdrüßig und von falscher Ruhmsucht geblendet, wir haben, um der Ehre oder des Aufsehens

sehens eines falschen Systems willen, ein vernünftigeres Preiß gegeben, welches die Freyheit nicht weniger gesichert, aber dabey bürgerliche Ordnung und alle davon abhängige Tugenden erhalten hätte.

Noch waren als Schutzwehr für die sanften Sitten der französischen Nazion die Gesetze der Achtung und Höflichkeit gegen andere übrig, die, ohne auf eherne Tafeln geschrieben zu seyn, sondern bloß durch die allgemeine Meynung wirksam, nach und nach die Gesinnungen selbst hervorbrachten, deren Form man einmahl anzunehmen dadurch genöthigt wurde. Diese Höflichkeit und Artigkeit, die, wie alle unsere Begriffe, mit der Zeit sich verfeinert hatten, wurden in ihrer höchsten Ausbildung der besondere Vorzug der Leute von Familie. Mehr brauchte es nicht, um diese Gesinnungen verdächtig zu machen: man glaubte, sie hiengen auf irgend eine Art mit den verschiedenen Rangordnungen zusammen, und schloß sie also schleunig in das allgemeine Verbannungs-Urtheil ein, welches man über alle Arten von Aristokratie aussprach. Man bemerkte nicht, daß man dabey von ganz entgegengesetzten Grundsätzen ausgegangen war; daß sie ursprünglich mit den Begriffen von Freyheit zusammenhiengen; daß sie bestimmt wurden, um den Schwächern gegen den Stärkern zu schützen, und auf diese Weise mit den edelmüthigsten Ideen verschwistert waren. Man hatte sie dem Alter als Verwahr-

wahrungsmittel gegen die Beschimpfungen der Jugend gegeben, die zu der Zeit, da ihre Herrschaft beginnt, immer unbesonnen handelt: man machte sie zur Schutzwehr für das schwache und furchtsame Geschlecht, welches die Gesetze der Natur unserer stolzen Herrschaft unterwarfen: durch sie wollte man endlich auch den Wirkungen der Einbildungskraft zu Statten kommen, und das Ansehen der Häupter des Volks gegen die Gewalt und die Ausschweifungen des großen Haufens beschützen. Die Gesetze der Achtung trugen also alle Zeichen tiefer Klugheit an sich; aber unsere oberflächliche Filosofie hat sie für einen Kodex der Sklaverey gehalten. Unsre Gesetzgeber entledigten sich dieser angeblichen Bande zuerst, und trugen ihre Vorrechte gegen alle äussere Formen sogar auf ihre Grundsätze über. Unmerklich gewöhnten sie sich an eine Unehrerbietigkeit, bey der sie alle Pflichten gegen das Oberhaupt der Monarchie vergaßen, und die sie nöthigte, sich ihre eigne Würde durch häufige Machtstreiche zu sichern. Vielleicht wollten sie uns durch ihr rohes Betragen, durch ihre wilde Sprache und durch ihr nachlässiges Aeusseres beweisen, daß sie die Gesetze, die sie uns gaben, nicht bey der Nymfe Egerie hohlten und ihr Genie keiner Eingebung zu danken hätten, aber man hatte ohnehin nicht den mindesten Grund sie dessen zu beschuldigen. Dadurch, daß man die Gleichheit auch in alle äussere Verhältnisse bringen wollte, führte man gerade die stärkste

und drückendste Herrschaft, die Herrschaft der Dreistigkeit und Grobheit, ein. Man wollte alles gleich machen, und unterwarf mit eisernem Szepter die Sanften den Tollkühnen, die Verständigen den Aufbrausenden, und machte Güte des Herzens zum Spielwerke für wilde Menschen. Aber ich fürchte, aus einem System, wo man alle Ideen von Schicklichkeit verbannt, alle Zwischenräume ausgefüllt und immer nur abwärts gearbeitet hat, um Menschen, die durch Glücksumstände und Erziehung wesentlich getrennt waren, sogar in den Manieren einander gleich zu stellen, aus einem solchen System von Vertraulichkeit wird nur desto mehr Gelegenheit sich zu hassen, entspringen. Die Natur belehrte uns in ihrem prächtigen Schauspiel von allen Seiten, daß es keine Harmonie ohne Uebergänge und Abstufungen giebt. Die moralische Welt hatte sich durch auffallende Ungleichheiten von diesem Vorbilde zu weit entfernt: darum will man sie jetzt mittelst des entgegengesetzten Extrems, in eine weite Ebene verwandeln, wo man sich ohne Unterschied unter einander treten und stoßen darf, und nur die groben und starken Menschen sich wohlhaben werden.

Keine der alten Meynungen hat man länger gelten lassen wollen. Wenn man bey dieser Sucht, alles neu zu machen, die Grundsätze der Moral nicht förmlich umgeworfen hat, so hat man sie wenigstens sehr verändert. Man hat aus dem Ange-

ben eine ehrenvolle Handlung, aus der Verläumdung ein Opfer fürs Vaterland, und aus dem Undank gegen seine Zeitgenossen einen filosofischen Grundsatz gemacht; Mitleid hat man als Schwäche, Schonung als Beleidigung der Gesetze, und Stimme des Gewissens als Geschwätz behandelt. Blos die wenigen Tugenden, denen man eine eigentliche Form geben und womit man bey andern auffallen konnte, sind von der Sucht zu scheinen und berühmt zu werden aus den Trümmern gerettet worden. So hat man z. B. denen, die man ihres Eigenthums beraubte, von Opfern fürs Vaterland vorgeredet, und als man unter dem Augen des Königs und ohne Schonung für sein zerrissenes Herz, gegen seine beyden Brüder das Anklage-Dekret erkannte, da hat man ihm den Brutus zum Muster vorgestellt. O Ihr, die ihr nicht mehr Franzosen seyn wollt, ihr wieder auferstandenen Römer, wie bleich seht ihr noch aus! Wie ganz hätte euch an eurem alten Ruhm genügen können, wenn ihr die natürlichen Eigenschaften eurer Nazion in euch ausgebildet hättet, statt unaufhörlich an ihrer Umwandlung zu arbeiten! Wenn ihr durch den glücklichen Einfluß einer weisen Freyheit sie vervollkommnet hättet, statt ihnen durch die Unabhängigkeit, einen rauhen und wilden Karakter zu geben. Wenn ihr euch hättet erinnern wollen, daß man eine neue Nazion nicht in einem Jahre über zwanzig Jahrhunderte hinweg in die Mitte des alten Roms versetzen kann, und

daß in einem so schnellen Laufe jedermann sich beschädigen oder gelähmt werden muß! Und wenn wir auch würklich hinkämen, was würden wir dort seyn mit unsern verderbten Sitten, unserm Aufwand, unserm Reichthum und Elend, unsrer Ungleichheit der Glücksgüter, unsern Thorheiten, unserer Anmaßung, unserer verfeinerten Filosofie? Jedes Volk hat seine ihm eigenthümlichen Tugenden, Tugenden, die mit seinen Verhältnissen übereinkommen und in das Zeitalter passen, in denen es lebt: nur diese kann man in ihm erwekken, nur diese kann es behaupten; und es ist der stärkste Anachronismus, wenn man einer sehr lange schon zusammengesetzten Nazion einfache Vorschriften und Grundsätze anpassen will.

Was für ein erhabenes Schauspiel hätte Frankreich gegeben, wenn seine Einwohner, durch Geist, Talente, Betriebsamkeit, wissenschaftlichen Ruhm, Geselligkeit, Muth und militairisches Feuer in Europa so ausgezeichnet, mit allen diesen Vorzügen noch die Stärke und Festigkeit der Grundsätze, die aus einer freyen Regierungsform entspringen, die Allgemeinheit der Kenntnisse, die eine nothwendige Wirkung der Theilnahme des Volks an der Gesetzgebung sind, und die Erhabenheit der Ideen und die Seelengröße verbunden hätten, die durch ein so hohes Interesse erzeugt und unterhalten werden! Ein Bild, das zur Wirklichkeit wurde, wenn man sich die schönsten Züge des Brittischen freyen Geistes mit den glänzenden

zenden Eigenschaften der Franzosen verbunden dachte: das Höchste, wozu sich die Einbildungskraft schwingen konnte, ohne zu schwindeln. Und diese Vereinigung des Gesellschaftsgeistes und moralischen und politischen Karakters zweyer Nazionen, die beyde auf so verschiedenen Wegen zum Ruhm gelangt sind, wie schön wäre sie gewesen! Dies war der süsse Traum, den ich träumte, dies meine stille Hoffnung: aber der schöne Schimmer ist verlöscht, und das geliebte Bild ist verschwunden. Man hat ein Glück und eine Vollkommenheit verschmäht, woran man ohne Schwärmerey arbeiten konnte; hat durch unvorsichtige Ideen alle Meynungen und Grundsätze durch einandergeworfen; hat eine Freyheit ohne Vorbild gewollt, und eine Unordnung ohne Beyspiel geschaffen; hat eine Regierungsform gebildet, in der alles überspannt ist, und in die man sich nur durch eigne Ueberspannung finden konnte; hat Tugenden von Sparta und Rom kommen lassen und alle in Worten versucht, aber keine ist bis auf die Menschen und die Geschäfte hindurchgedrungen: kurz man hat eine filosofische Konstituzion geschaffen, der keine Hindernisse entgegenstehen konnten, weil sie bey ihren abstrakten Grundsätzen sich über alle Wirklichkeit erhob; und dann hat man der Natur der Dinge befohlen, ihr zu gehorchen, den Sitten, sich nach ihr zu richten, der Meynung, sie anzunehmen, der Vernunft, ihr zu huldigen. Recht und Unrecht, Tugenden und Laster haben ihre Urheber,

heber, wie die Sektenstifter alle, nach der Meynung abgemessen, die man von ihrer Lehre hatte, und lange vor ihren Seyds*) haben diese Mohameds schon gerufen: die Konstituzion! die ganze Konstituzion! Nichts als die Konstituzion!

Nun hat man auch ausserdem alle Ideen, die irgend einem Theile der allgemeinen Umwandlung zu widerstreiten drohten, als Vorurtheile verbannt, und zuerst hat man die Ehre lächerlich gemacht, und sie als eine alte Grille behandelt, die unter den Bürgertugenden nicht Platz greifen dürfte. Klüger wäre es gewesen, diese Bürgertugenden erst auszuüben, und in Ruhe auszuüben, ehe man ein Gefühl herabgesetzt und unterdrückt hätte, dessen Feinheit so oft der Sittlichkeit zur Stütze gedient, und das in seiner Kraft so große Handlungen erzeugt hat; ein Gefühl, das so ganz zu dem Karakter der Franzosen paßte und zu dem man auf jedem Blatte der Geschichte die Belege findet. Die Tugenden sind keine Leibrenten; keine gewinnt durch das Absterben der andern; daher hätte die Ehre, diese glänzende Idee, dieses an schönen Thaten so fruchtbare Prinzip, größere Achtung verdient, und ein erst werdender Freystaat hatte noch nicht das Recht, mit aller Strenge des Ostrazismus gegen sie zu handeln. Wir haben nicht zu viel um unser Moralsystem aufrecht zu erhalten; Ehre muß die Rechtschaffenheit, Schamhaftigkeit die

*) Voltair's Mohamed.

die Keuschheit, Höflichkeit das Wohlwollen unterstützen; und noch hat man unter keiner Regierungsform diese unsre Hülfstugenden in Mißkredit zu bringen gewagt: aber so verschroben sind die Begriffe unsrer neuen Lehrer, daß sie wirklich die ganze Welt mit Freyheit und Gleichheit regieren zu können glauben.

Für unsern Karakter aber ist unter allen Neuerungen keine trauriger, als die Verachtung, die man gegen alle Ideen von Sanftmuth und Milde annimmt. Eine zahlreiche Versammlung, die nicht nur die Gesetzgebung sondern die Regierung sich zueignet, muß nothwendig einen großen Gebrauch von Strafen machen: sie kann nur unbedingte und allgemeine Mittel anwenden; sanfte Lenkungen verbietet ihre Zahl. Als gesetzgebende Macht kann sie zwar vor den Handlungen vorausgehn: aber bey der eigentlichen Staatsverwaltung kann sie es nicht; weil ihr Gang nothwendig schwer und abgemessen ist, und so nur durch das Gesetz wirken kann. Und doch ist die große Tugend und die erste Pflicht der Regierung, daß sie Fehlern zuvorzukommen suche; daß sie das traurige Geschäft, zu strafen, durch Anstalten abwende; daß sie erst gerecht gegen die menschliche Schwachheit und dann erst streng gegen einzelne Personen sey. Gesetzgebende Versammlungen aber würden die Majestät des Gesetzes herabzuwürdigen glauben, wenn sie durch indirekte Mittel sich Gehorsam zu verschaffen suchten: und schon in dieser

Rück-

Rücksicht muß es uns einleuchten, daß die Administrazion übel bey ihnen aufgehoben ist. Ueberdies hat man auf das Wort einiger publizistischen Demokraten angenommen, Unbiegsamkeit sey das karakteristische Zeichen der Freyheit, und gleich haben wir uns in dieselbe geworfen; denn bey unserm Verlangen Republikaner zu seyn, haben wir viel Aehnlichkeit mit jenem Jourdain, der gern ein Edelmann seyn wollte, und deßwegen seinen Schneider fragte, wie sich die denn vornehmen Leute trügen?

Ich schreibe unser neues Betragen blos einem Irrthum des Verstandes zu: denn wenn die Härte aus dem Herzen kommt, so ist nicht mehr zu helfen. Aber diese Härte wird durch eine Verfassung unterhalten, bey der man immer dem Volke den Hof machen und seine Allgewalt schonen muß; denn je mehr dieses zu immerwährenden Entbehrungen genöthigt ist, desto lieber sieht es Demüthigungen und Strenge. Diese Empfindung entspringt aus seiner Lage, und wird jezt durch seine Unabhängigkeit verstärkt. Wie? man sollte an einer Verfassung nichts auszusetzen haben, die die Ausschweifungen, die unter unsern Augen vorgiengen, und die Gleichgültigkeit, mit der man sie so oft anhörte, hervorgebracht hat? An einer Verfassung, die die Starken dreist und die Schwachen furchtsam macht, und die Ideen von Freyheit mit den wilden Gebräuchen der Tyranney verbindet? Eine aufgeklärte Nazion, eine Nazion des

achts

achtzehnten Jahrhunderts, kann nicht durch Anklagedekrete und stete Drohungen von Strafen geleitet werden. Man hätte dem Haß und der Erbitterung zuvorkommen oder sie wenigstens mäßigen, hätte mit Verstand und Milde die verschiedenen Interessen vereinigen sollen. Die gesellschaftliche Ordnung beruht theils auf einfachen und bestimmten, theils auf gemischten Ideen. Die ersteren können durch bloße Theorie erkannt werden, die lezteren kann nur Erfahrung ins Licht setzen: aber diese Vorschriften der Erfahrung wurden in unser Verbannungssystem mit eingeschlossen, oder von dem Obergerichtshof unsers Stolzes mit einem Anklagedekret belegt.

Die Milde und Anmuth der Sitten, diese unzertrennlichen Gefährtinnen der Sanftmuth und Herzensgüte, haben einen sehr weitläuftigen Zusammenhang: aus einerley Bestandtheilen zusammengesezt, stehen sie auch mit der Art sich auszudrücken in vieler Verbindung. Ein Theil unsrer Empfindungen und selbst unsrer Begriffe entsteht aus sehr zarten und feinen Eindrücken, die wir empfangen. Während unser Verstand überlegt, hat sich schon oft die Einbildungskraft unsrer bemeistert. Gleichsam vorweggestellt vor unsere geistige Natur, verbindet sie diese mit den Sinnen, und überrascht uns dann so ohnversehens und bemächtigt sich unsrer so schnell, daß es schwer wird zu widerstehen. Nehmen nun die Sprache und die üblichen Ausdrücke einer Nazion Rauheit und Härte an,

so

so nähern sich auch die Karaktere dieser Wildheit; und, so wie die Leyer des Orfeus den Felsen Leben und Gefühl gab, so verhärtet und versteinert im Gegentheil unsre gegenwärtige Sprache unser Herz. Wirklich scheinen uns Jahrhunderte von dem Zeitalter der französischen Feinheit getrennt zu haben, und ich finde viel Aehnlichkeit zwischen der neuen Beredtsamkeit und der neuen Politik; überall Mangel des Abgemessenen und Schicklichen; die Freyheiten nirgends nach Regeln bestimmt; den Anstand nirgends beobachtet; die Stärke nirgends an ihrem Platz; erkünsteltes Feuer; Kühnheit, die nie aus dem Herzen kommt. Sie ist stürmisch ohne wahrhafte Bewegung, emfatisch ohne Schwung, belehrend ohne Klarheit, einförmig ohne wahre Einheit, seltsam in allen einzelnen Theilen, und folglich abgeschmackt im Ganzen. Ohne diese Vergleichung weiter zu verfolgen, muß ich noch auf eine Eigenheit unsrer neuen Sprache aufmerksam machen, die vielleicht blos von den Sprachforschern geschäzt werden wird, die aber wirklich mit der Veränderung unsres moralischen Karakters zusammenhängt. Statt der Substantiven führt man jeden Tag neue völlig barbarische Verba ein, und sagt: influenciren, utilisiren, exzepzioniren, precisiren, fanatisiren, patriotisiren, petitioniren, vetotiren, harmoniren. Diese Bemerkung scheint Grübeley, aber sie zeigt, daß man das Bedürfniß fließender und abgemessener Ausdrücke nicht mehr fühlt; denn nie werden

die

die Ideen durch Verba sanft verschmolzen und abgesondert, weil deren Bedeutung allemal positiv ist, sondern durch die Verbindung der Adjektiven und Substantiven.

Aber wie, fragt sich, kann das neue französische System Einfluß auf die Sprache haben? Weil viel Zusammenhang ist zwischen dem Geist der Sprache und der überspannten Denkungsart; dem Geist der Sprache und der täglichen Nothwendigkeit, das Volk zu gewinnen; dem Geist der Sprache und der Herrschaft der vielen Blättchenschreiber; dem Geist der Sprache und der Vermehrung der rednerischen Tändeleyen durch die vielen Versammlungen aller Art; dem Geist der Sprache und der Gleichstellung aller Menschen.

Der Geschmack ist nicht mehr nöthig, wo das Gefühl für das Schickliche zernichtet ist; wo man keine Grenze, keine Scheidewand unter den Begriffen und Grundsätzen mehr kennt, wo ein einziger Gedanke herrschend ist, und man diesen Gedanken aus blindem Enthusiasmus auf alles anwendbar und für alles zureichend hält.

Der Geschmack ist nicht mehr nöthig, wo man das Volk zu seinen einzigen Herrn erkohren hat; denn für diesen Gott paßt nur der gröbste Weyhrauch. Der Geschmack ist nicht mehr nöthig, wo die Herrschaft über die Meynungen in den Händen leidenschaftlicher Schriftsteller und verdorbener Lehrer ist, solcher Hirten, die ihre Heerde nicht auf

fette Anger oder blühende Wiesen leiten, sondern sie in den Wirbel des Stroms stürzen, indem sie sie mit Dämonengeiste beherrschen und mit Zauberformeln hin und her treiben. Der Geschmack ist nicht mehr nöthig und sein Sturz unvermeidlich, wo jeder schreiben und reden will, und man, um sich in diesem allgemeinen Wettkampf immer einander zu übertreffen, von Kraftausdruck zu Kraftausdruck bis zu den wildesten Aeusserungen und den empörendsten Bildern hinansteigt.

Vielleicht habe ich mich zu lange bey einem Gegenstand verweilt, der an der Stelle, wo ich ihn vortrug, geringfügig scheinen kann: aber ich bin dabey einer geheimen Empfindung gefolgt. Mit Wehmuth blickte ich nach jenen schönen Tagen hin, wo die sanfte Beredsamkeit der Racinen und Fenelons, wo so viele andere mit ihnen würdig wetteifernde Schriftsteller ihr Vaterland verherrlichten und das Siegel ihres Geistes auf den Ruhm des französischen Nahmens drückten; nach den schönen Tagen, wo die wohllautendste der Sprachen den Geist mit den edelsten Gefühlen und den erhabensten Ideen beseelte. Da hatten eine Menge Meisterwerke, die der Triumf des menschlichen Geistes sind, die Sprache Frankreichs zur Sprache Europa's gemacht. Was wird aus ihr unter den Händen unsrer neuen Zyklopen werden, wenn sie sie auf ihrem schrecklichen Amboß werden zerschmettert haben? Man wird sie nur noch

braus-

brauchen können, um die Verwirrung und den Kampf aller Elemente auszudrücken.

Je weiter ich in dieser moralischen Betrachtung fortrücke, desto mehr finde ich Stoff, und man würde mit ihm allein ein großes Werk füllen können. Ich gebe also, um zu Ende zu kommen, verschiedene Bemerkungen auf, die interessieren würden, wenn die allzugroße Menge von Ideen in unsern jetzigen Zeiten, wo jeder eilt um weiter fortzukommen, interessieren könnte. Nur noch eine einzige unsittliche Folge des neuen Systems muß ich berühren. Um es aufrecht zu erhalten, hat man bis jetzt immer zu strengen Mitteln und zu Untersuchungs- oder Aufsichts-Ausschüssen seine Zuflucht nehmen müssen; daraus ist eine geheime Inquisizion entstanden, und mit ihr Aufmunterungen zum Angeben, Auskundschaften, Untersuchung der Briefe und ähnliche Niedrigkeiten, welche Gesetze und Moral gleich stark verbieten. Man hat dieses Verfahren als eine gegen den Partheygeist nothwendige Vorsicht zu beschleunigen gesucht: aber wird dieser Partheygeist sich verlieren, wenn die Verfassung einen großen Theil der Nazion mißvergnügt macht? Und die traurige Nothwendigkeit, die Aufrechthaltung des politischen Systems auf Inquisizion und Intrigue zu bauen, mit welchen Augen wird man sie betrachten? Sobald der gesetzgebende Körper selbst öffentlich zu Unredlichkeiten seine Zuflucht nimmt, so scheint alles erlaubt.

laubt. Ein Beyspiel von einem so erhabnen Standorte aus gegeben, hat unendliche Folgen.

Der reinste Aether sollte immer das Heiligthum der Gesetze umgeben. So oft man zu demselben hinauf blickt, sollte man sich von einer geheimen Kraft, von einer gewissen moralischen Schönheit angezogen fühlen, der alle andere Empfindungen sich willig unterwürfen. Man sollte sich ihm nähern, um sein Herz darin stärken und mit neuer Liebe zu allen den Tugenden beseelen zu können, durch die die gesellschaftliche Ordnung erhalten wird. Und welcher Dank würde den Gesetzgebern eines großen Volks gebühren, wenn sie bey ihren Beschäftigungen mit dem politischen Interesse, das die Völker trennt, sich zugleich als Beschützer der Sittlichkeit zeigten, die sie wieder vereinigt: wenn sie, statt die Sklaven der Menge zu seyn, ihre Lehrer und Führer würden, und statt ihren tyrannischen Launen zu fröhnen, muthig zur Fahne der Vernunft und Gerechtigkeit schwüren; wenn sie, statt sich unaufhörlich zu einem männlich stolzen Betragen zu ermuntern, groß durch die Lauterkeit ihrer Handlungen wären, und statt dem flüchtigen Ruhm athemlos nachzujagen, ihn mit Ruhe erwarten, oder ihm begegnen wollten im Tempel der Wahrheit!

(Die Fortsetzung nächstens.)

III.

III.

Schreiben an den Herausgeber des T. M. nebst der Antwort.

Herr Hofrath! Je mehr ich seit zwanzig Jahren in Ihnen den Mann verehrte, dem ich so unendlich viel verdankte, dessen Schriften mir zuerst die Decke von den Augen zogen, welche mir den freyen Blick in die sittliche Welt verwehrte: desto weher thut es mir, seit einiger Zeit mit Ihnen nicht mehr über Angelegenheiten gleichdenken zu können, die, wie mich dünkt, den Menschen so nahe am Herzen liegen, und die Sie — in mehrern Ihrer Schriften, von einer ganz andern Seite betrachteten. Sie errathen daß ich von der französischen Revoluzion spreche — worüber Sie seit dem 1sten Stück des T. M. von 1792. so manche aristokratische Grundsätze zu verbreiten gesucht haben; Grundsätze die ihnen sogar das erwarben, daß der große Aloysius Hofmann in Wien, Sie in ein Schutz- und Trutzbündniß aufnahm, *) und die Sie wahrscheinlichst nicht bekennen würden, falls der Schauplatz tausend Jahr, oder tausend geo-

*) Dies ist das neueste was ich höre, da weder Hr. Aloysius Hofmann, noch das, was er schreibt oder thut, innerhalb meines Gesichtskreises liegt. W.

grafische Meilen von uns entfernt läge. — Das mag der Politik gemäß seyn; aber ich glaube nicht, daß der Freund der Wahrheit, da wo es auf mehr ankömmt als blosse Vorurtheile, selbst die Schrecknisse einer Bastille scheuen müsse.

Da indessen der T. Merkur, wie ich gewiß weiß, kein aristokratisches Blatt ist; da Sie, in meinen und vieler andern Augen, sich in dem Falle befinden, in welchem Roland in den Ihrigen steht: so wünschte ich gern, ihn zum Depositär einer Reihe Betrachtungen zu machen, die ich seit dem 10ten August angestellt habe. Vielleicht daß sie dazu dienten, Ihren Urtheilen über das neugebohrne Volk eine andre Richtung zu geben, als die bisherige war, die bey Ihnen, einem so großen Kennner der Geschichte, zu finden, alle Freunde der Wahrheit in Erstaunen gesetzt hat. Oder würden Sie als Zeitgenosse der Brutus, Tell, Luther, *) Egmont — für die Tarquine, die österreichischen Landvögte, den Pabst und die Alba's eine Lanze gebrochen haben, wie Sie das jetzt für die Feinde eines so lange unglücklichen uns

*) Ich würde, wenn ich z. B. Luthers Zeitgenosse gewesen wäre wie ich schon mehrmahlen ungescheut erklärt habe die Parthey des Erasmus genommen haben; und ich gestehe dies, wiewohl ich weiß, daß ich eine ungeheure Majorität gegen mich habe; denn ich bin bey weitem nicht so politisch als Hr. T. M. sich einbildet. W.

uns selbst zum Spott gewordnen Volks thun? — Die Sans culottes mögen Schandthaten begangen haben, aber sie begiengen sie mit brausendem Blute; *) und warum schwiegen und schweigen die Filosophen bey den Schandthaten, welche von dem großen Friedrich, der philosophischen Katharina, und dem menschenfreundlichen Joseph begangen wurden? **)

*) Mit dem kältesten Blut wurden die Greuel vom 2ten 3ten, 4ten und 5ten September begangen; das bezeugen die eigenen Geständnisse angesehener Mitglieder des Nazional-Konvents. Hr. C. M. hat vermuthlich keine Gelegenheit den Moniteur zu lesen, der (wiewohl es sehr demokratisch ist) sehr dazu dienen könnte, seinen Urtheilen über das neugebohrne Volk eine andre Richtung zu geben. W.

**) Ich weiß nicht was Hr. C. M. die Schandthaten dieser Monarchen nennt, deren großen Eigenschaften und Fehlern, deren guten und bösen Handlungen, die Nachwelt, der einzige unpartheyische und kompetente Richter der Könige, volle Gerechtigkeit erweisen wird. Aber das weiß ich, daß es eben so unverständig als ungerecht ist, die politischen Handlungen der Könige und die Brutalitäten und Teufeleyen der Männer vom 2ten Sept. mit einerley Maß messen zu wollen. — Ganz Europa war übrigens über Friedrich des II. Eroberung von Schlesien und Joseph II. allzuhastige Ausführung einer eben so wohlgemeinten als nöthigen Reform seiner Staaten — und ist dermahlen über der großen Katharina Benehmen in den polnischen Angelegenheiten

Ohngeachtet ich arm und frey bin, von keinem Fürsten abhänge, und morgen meinen Wohnplatz in Tahiti aufschlagen kann, so muß ich doch ein Verhältniß scheuen, darf also meinen Nahmen nicht nennen, und muß blos bitten, mir in dem nächsten Stücke des T. M. zu sagen, ob Sie meine demokratischen Bemerkungen aufnehmen wollen und dürfen.

Mit der herzlichsten Ergebenheit

Ihr
ergebenster Verehrer
C. M.

Meine Antwort.

Ich zweifle nicht, daß die Absicht dieses neuen Ungenannten ehrlich ist, und die unverdienten Vorwürfe die er mir macht, sich auf ein bloßes Mißverständniß gründen, woran die Einseitigkeit und Verschrobenheit seiner Vorstellungsart über politische Dinge die meiste Schuld zu haben scheint. Wofern Ihm

ten so durchaus einer Meynung, daß die Filosofen (die keine Nachteulen nach Athen tragen wollen) um so füglicher schweigen können, da ihr reden doch zu nichts helfen würde. Friedrich II. hat sogar über sich selbst so scharf geurtheilt, daß den Richtern am Acheron nicht viel mehr übrig blieb, als sein eigenes Urtheil zu bestätigen. M.

Ihm aber meine im Dezember des N. T. Merk. 1792. ausführlich abgegebene und durch ähnliche Beschuldigungen abgedrungene Erklärungen kein Genüge gethan haben: so weiß ich Ihm und allen, die hierin seines Sinnes sind und die Sachen aus seinem Gesichtspunkt sehen, keine andere Antwort zu geben als folgende.

„Ich werde (so lange meine mit sechzig Jahren nicht mehr zunehmenden Kräfte noch reichen) nur mit dem Daseyn aufhören, meinen seit mehr als fünf und dreissig Jahren öffentlich dargelegten Grundsätzen und Gesinnungen getreu, *) als Schriftsteller zu Beförderung alles dessen mit zu wirken, was ich für das allgemeine Beste der Menschheit halte; und eben darum werde ich, so lang es nöthig seyn wird, allen unächten, verworrenen und schwindlichten Begriffen von Freyheit und Gleichheit, allen auf Anarchie, Aufruhr, gewaltsamen Umsturz der bürgerlichen Ordnung, und Realisierung der neuen politischen Religion der westfränkischen Demagogen, abzweckenden, oder auch (vielleicht wider die Absicht wohlmeynender sogenannter Demokraten) dazu führenden Maximen, Räsonnemens, Deklamazionen

*) Von beyden enthält schon der Agathon alles, was einen jeden unbefangenen Leser verständigen kann, wie ich über die zeitherigen großen Weltbegebenheiten denken muß, so lange ich nicht in einen andern Menschen verwandelt werde.

und Assoziazionen, aus allen Kräften entgegen arbeiten; nicht zweifelnd, daß ich hierin jeden ächten teutschen Patrioten, Volksfreund und Weltbürger auf meiner Seite habe und behalten werde.

Auch ich sehe so gut als ein anderer, daß weder in Teutschland noch in dem übrigen Europa alles so ist, und so geht, wie es seyn und wie es gehen sollte; und ich bin sehr überzeugt, daß den Uebeln, worüber man zu klagen Ursache hat, nur durch eine gründliche Reformazion der Gesetzgebung und der dermahligen Konstituzionen geholfen werden könne: aber ich behaupte, daß dies nicht durch die neue Theorie der französischen Demagogen, nicht durch Insurrekzionen und Umstürzung der bestehenden Ordnung der Dinge, geschehen könne, noch versucht werden solle. Was in Frankreich seit vier Jahren geschehen ist und noch geschieht, kann und soll uns nicht zum Muster, sondern Fürsten und Völkern zur Warnung dienen. Ein schrecklicher Exempel hat, vielleicht seit die Welt steht, die göttliche Nemesis an den Unterdrückern der Menschheit nie statuiert, als an dem Könige, dem Hofe, der Klerisey, dem Adel, und den Parlamentern des ehmaligen Frankreichs: aber um einen so hohen Preis hat auch noch kein Volk auf der Welt eine Freyheit erkauft, die es (aus Mangel richtiger Begriffe und moralischer Grundsätze) so wenig recht zu gebrauchen weiß,

daß

daß sie vielmehr eine unversiegbare Quelle unermeßlicher Uebel für dasselbe worden ist, und es so lange bleiben wird, bis das Gefühl seines dermahligen Elends ihm eben so unerträglich werden wird, als ihm im Jahr 1789. sein damahliges war.

Ferner glaube ich, daß es auch einem Privatmanne sehr erlaubt sey, — zwar nicht in dem Tone, den sich Herr C. M. erlaubt, über die Monarchen abzusprechen — aber doch seine Meynung von den Maßregeln, die ihm bey sehr wichtigen, das Wohl oder Weh ganzer Nazionen und Generazionen betreffenden Vorfallenheiten die gemeinnützigsten scheinen, mit gehöriger Bescheidenheit öffentlich zu sagen, — so lange diejenigen, denen die Verwaltung der höchsten Macht anvertraut ist, noch keine entschiedene Parthey ergriffen haben. Die Regenten oder ihre Rathgeber könnten auf diese Art zuweilen erfahren, was über Dinge, woran Allen gelegen ist und deren unweise Behandlung meistens die unschuldigen Völker büßen müssen, die Wünsche des Volks und die Gedanken verständiger Männer sind, deren Auge kein Privat-Interesse zum Schalk macht, und die gerade deßwegen, weil sie nicht persönlich in die Begebenheiten verflochten sind, desto unbefangener und richtiger sehen, was zu thun oder zu lassen ist. Wie unendlich selten es auch seyn mag, daß solche unverlangte Avise den Großen, (die zuweilen

etwas

etwas leichter und verwegner, als recht ist, mit den Schätzen des Staats und mit den Köpfen ihrer Unterthanen spielen) in die Hände fallen, oder einiger Aufmerksamkeit von ihnen gewürdiget werden: so ist es doch nicht unmöglich, daß unter tausend fruchtlosen Versuchen Ihnen auf diesem Wege beyzukommen, vielleicht einmahl einer gelinge, und etwas Böses verhüte, was sonst geschehen, oder etwas Gutes veranlasse, das sonst unterblieben wäre. Aber wenn man nun einmahl über den Rubikon gegangen, und der fatale Wurf geschehen ist: alsdann kann es nicht nur zu Nichts helfen, sondern würde meistens schädlich seyn, wenn Privatleute sich anmaßen wollten, Maßregeln öffentlich zu kontrolieren, von deren glücklichem Erfolge nun, da sie einmahl genommen worden sind, öfters das Schicksal von Millionen Menschen abhängen kann. So scheinen, (um ein sehr nahe liegendes Beyspiel zu geben) noch vor weniger als einem Jahre die verständigsten Männer, die bey den dermahligen politischen Haupt- und Staats-Aktionen bloße Zuschauer abgeben, ziemlich allgemein überzeugt gewesen zu seyn, daß die benachbarten sowohl als die entferntern Monarchen, und besonders die Amfiktyonen der großen Germanischen Staaten-Republik keine klügern Maaßregeln nehmen könnten, als den französischen Revoluzionen, von denen seit vier Jahren immer eine die andere verschlingt, um in kurzem wieder von einer andern verschlungen zu werden,

ruhig

ruhig ihrem Lauf zu lassen, und ohne Noth nicht einen Deut, noch ein einziges Haar von einem teutschen Kopfe zu den Unkosten der Experimente herzugeben, welche die politischen Aerzte in Frankreich an ihrem todtkranken Staatskörper zeither gemacht haben, und — so lange jeder empirische Saalbader sich, wie bisher, in die Kur mischen, und was ein geschickter Praktikus etwa gut gemacht hat, wieder verderben darf — wahrscheinlich so lange zu machen fortfahren werden, bis ihnen der Pazient unter den Händen stirbt. Indessen fehlte es nicht an Veranlassungen und Gründen, welche die entgegengesetzte Maaßnehmung anzurathen und zuletzt sogar nothwendig zu machen schienen; und, wenn man (der menschlichen Freyheit unbeschadet) sagen kann, daß die Menschen ihrem Schicksal nicht entgehen können, so scheint es in der That dießmahl — wer kann sagen ob von unserm schwarzen oder weissen Dämon? — so verhängt gewesen zu seyn, daß Teutschland wider seinen Willen in dieses gefahrvolle Spiel verwickelt werden mußte, das sich entweder bald zu unsern Gunsten wenden muß, oder nicht zu berechnendes Unglück und Elend über unser gemeinsames Vaterland bringen kann. Aber, was auch der Ausgang seyn mag, wehe uns, wenn nicht von dem Augenblick an, da wir das Vaterland in Gefahr sehen, alle diese unseligen Faktions-Nahmen von Aristokraten und Demokraten, mit allen den krassen Begriffen und Hirngespen-

spenstern, womit Schwärmerey, Egoismus und Begierde nach neuen Dingen so viele Köpfe angefüllt hat, auf einmahl verschwinden, und alle Teutschen sich in dem allgemeinen Willen vereinigen, lieber alles zu wagen und aufzuopfern, als zuzugeben, daß das teutsche Reich, unter dem spottenden Vorwand einer täuschenden Befreyung, in die Greuel der abscheulichsten Anarchie *) gestürzt werde, die für uns und unsere Nachkommen noch verderblicher seyn würde, als sie es selbst für die Frankreicher ist. Welcher Teutsche, in dessen Brust nur ein Funke von Nazionalgefühl glimmt, kann den Gedanken ertragen, daß ein auswärtiges Volk sich anmaße, uns einen alle unsere häuslichen und bürgerlichen Verhältnisse zerstöhrenden politischen Wahnglauben mit den Waffen in der Hand aufzudringen, und zu eben der Zeit, da sie nichts als Menschenrechte, Freyheit, Gleichheit, Weltbürgerschaft und allgemeine Verbrüderung im Munde führen, uns die exekrable Wahl vorzulegen, ob wir entweder zu Verräthern an den Gesetzen unsers Vaterlandes, an unsern rechtmäßigen Regenten, und an uns selbst und unsern Kindern werden, oder uns

*) Daß Anarchie der rechte Nahme für die dermahlige französische Demokratie sey, beweiset der redliche Minister Roland dem Nat. Konvent beynahe in allen Sessionen.

uns wie die verworfensten Sklaven behandeln lassen wollen? *)

Wenn

*) Glücklicher Weise für uns legen die anmaßlichen Weltbefreyer die Maske früh genug ab, um auch die Blinden mit Händen greiffen zu lassen, wessen wir uns zu ihnen zu versehen haben. Das erste, was Dümourier bey seinem Einfall in die österreichischen Lande that, war die Freyheit und Souveränität der Flamänder auszurufen, und zu erklären, daß es gänzlich von ihnen abhange, was für eine Konstituzion sie sich geben wolle. Nun zeigten sich, wie natürlich, sehr bald zwey Hauptpartheyen: eine die für die unbedingte Annehmung der französischen Konstituzion ist; eine andere, nicht weniger zahlreiche, die ihre alte Verfassung unter ihren ehmaligen Burgundischen Fürsten wieder hergestellt wünscht, und mit einer Demokratie im neufranzösischen Geschmack nichts zu thun haben will. Wenn die Flamänder frey sind, so haben beyde Partheyen gleiches Recht, sich über ihre eigenen Angelegenheiten gemeinschaftlich zu berathschlagen, und es ist die unerträglichste Tyranney, der andern Parthey nicht das nehmliche Recht, öffentliche Versammlungen zu halten, einzugestehen, in dessen Besitz sich die französische Parthey gesetzt hat. Gleichwohl hat Dümourier diese letztere zu Brüssel so ausschlieslich in seinen Schutz genommen, daß allen anders gesinnten, bey Strafe als öffentliche Ruhestörer behandelt, und mit einem Paar Eselsohren koeffiert an den Schweif eines Pferdes gebunden und unter Trompetenschall durch die Stadt geschleppt zu werden, verboten ist, sich ohne Erlaubniß der einseitig erwählten

Brüs-

Wenn eine solche Lage nicht als die stärkste Aufforderung an alle teutsche Fürsten, Regenten und Staatsbürger, von den ersten bis zu den untersten Klassen angesehen wird, einen neuen Bund zu beschwören, der alle, durch Zeit und Umstände nach und nach erschlafften Bande unsers großen Staaten-Vereins wieder fest zusammenziehe; einen Bund, der, indem er die Pflichten der Völker auf ihre Rechte und die Rechte der Regenten auf ihre Pflichten gründet, diesen letztern, mit dem Herzen, dem Vertrauen und der Treue ihrer Untergebenen, auch die väterlichen Gesinnungen, die Fürsorge und Thätigkeit wahrer Landesväter wiedergebe, und in allen Teutschen das heilige Feuer der Vaterlandsliebe entzünde, welches einen jeden in seinem Stande und Beruf in wetteifernde Bewegung setze, nach seinen Kräften und

Ver-

Brüssler-Demagogen, zu versammeln. Aehnliche Maßregeln soll der General Cüstine auch zu Mainz genommen haben. Wie irgend ein Mensch, der sich nicht zum Sklaven gebohren fühlt, eine so schändliche Behandlung, ein so derisorisches Spiel mit den Worten Freyheit und Gleichheit erträglich finden könne, ist mir eben so unbegreiflich, als mit welcher Stirne die zur herrschenden Parthey gewordenen Jakobiner in Frankreich, die mit der grausamsten Intoleranz gegen alle ihre anders denkenden Mitbürger gewüthet haben, noch von Freyheit und Menschenrechten zu reden sich erfrechen dürfen.

Verhältnissen, zur Ruhe, zum Ruhm und zum immer steigenden Wohlstand unsrer Nazion mitzuwirken, die es in so vielerley Rücksichten in ihrer Gewalt hat, sobald sie nur ihre eigene Vorzüge erkennt, die erste und glücklichste des Erdbodens zu seyn — wenn, sage ich, unsre dermahlige Lage bey einem so dringend hiezu auffordernden Zusammenfluß von Umständen, nicht diese Gefühle, diese Gesinnungen, und diese Resultate hervorbringt: dann müßte man freylich bekennen, daß es schlimm mit uns stehe! und dann bliebe ja wohl dem redlichen Patrioten nichts weiter übrig als sich einzuhüllen, das Vaterland — seinem Verhängniß zu überlassen, und was künftig zu rathen oder zu thun seyn möchte, von den Winken einer höhern Hand, d. i. von der Richtung zu erwarten, die der Sturm und Drang fysischer und moralischer Ursachen den öffentlichen Angelegenheiten geben würde. Aber in diesem gegenwärtigen Augenblik, wo nur Patriotismus, Eintracht, Gehorsam gegen die Gesetze und Anhänglichkeit an unsre Konstituzion das gemeinschaftliche Vaterland retten können, itzt ist demokratische und aristokratische Partheygängerey (aufs gelindeste zu reden) Wahnsinn; denn in einem solchen Zeitpunkt muß die Pflicht, gegen die Desorganisierer und Empörungs-Prediger gemeine Sache zu machen, alle andere Rücksichten verschlingen. Dieß sage ich im Angesicht der ganzen Nazion, nicht, weil ich nicht anders denken oder reden darf, sondern

weil ich überzeugt bin, daß ein jeder, der es mit dem Vaterlande wohl meynt und sein wahres Interesse kennt, ein jeder, der nicht entweder von fanatischen Freyheits- und Gleichheits-Sofismen bethört, oder von despotischen Vorurtheilen und Gesinnungen abbrutiert ist, schwerlich anders denken kann.

Herr C. M. sieht hieraus, daß seine demokratischen Bemerkungen im T. Merkur (wiewohl dieser in der That kein aristokratisches Blatt ist) dermahlen um so weniger Platz finden können, da der Marattische und Anacharsis-Klootsische Ton, worin er von den drey größten Fürsten unsers Jahrhunderts spricht, deutlich genug verräth, von welchem Schrot und Korn seine Bemerkungen seyn werden. Seinen Brief aber und diese Antwort habe ich drucken lassen, weil ich seit einiger Zeit mit mehrern Episteln dieser Art heimgesucht werde, und weil ich, da sie alle so ziemlich aus Einem Geist und in Einem Tone geschrieben sind, nach dieser letzten Antwort *pro vobis omnibus*, mir Hoffnung mache, künftig mit ähnlichen demokratischen Zudringlichkeiten verschont zu werden.

Indessen berechtigt mich doch die freundschaftliche Gesinnung, deren mich Herr C. M. versichert, und welche nur bloß zu affektieren er keine Ursache haben kann, zu einer Bitte, deren Gewährung ich mir um so gewisser von seinem guten Herzen verspreche, da sie ihn keine halbe Stun-

de

de Zeit kosten kann; und diese Bitte ist: mir, nur auf einem kleinen Blatte, die aristokratischen Grundsätze, mit Num. 1, 2, 3; u. s. w. bezeichnet anzuzeigen, die ich seit dem 1sten Stück des T. M. 1792 zu verbreiten gesucht haben soll; damit ich entweder die Unschuld meiner fälschlich angeklagten Grundsätze vor dem Richterstuhl der allgemeinen Vernunft mit sieгender Klarheit darthun, oder, falls mir Satanas wider Wissen und Hoffen wirklich einen bösen Streich gespielt hätte (was auch bessern als ich schon begegnet ist) meinen Irrthum öffentlich bekennen, und was ich unwissender Weise gegen die Wahrheit gesündiget haben sollte, je bälder je lieber wieder gut machen könne.

W.

IV.

Gedichte.

1.

Der Hilden Schnee.

Am hellen Herbsttag, wo den Sonnenstrahl
auf fernern Höhn ein dünner Flohr umschwebt,
und hehr und ruhig die Natur umher
mit reichem Segen stattlich ausgeschmückt

des Jahres Abend feyert, ritt aus Elze
von seinem Hofe Kaiser Ludewig
mit Roß und Mann heraus, im nahen Forst
den Hirsch zu fällen, dessen Fährt die Kunst
des klugen Weidmanns sorgsam aufgespürt.
Laut schallt des Hifthorns Ruf, von wechselndem
Gebell begleitet, zu dem Himmel auf,
und rund erwiedert Fels und Wald den Ruf
des Hornes und der Doggen Feldgeschrey.

Schon ziehn sie, gedeckt vom Schattendach
verwachsner Wipfel, oder durch die Reihn
der stolzen Tannen in das Dickigt ein,
und Ludwig spornt den weißen Hengst, und stößt
mit Macht in's Hifthorn; eilend folgt die Schaar
der grünen Jäger ihrem Führer nach,
und keuchend rennen auf des Hornes Wink
die Hunde neben her: da rauscht es fern
im Busch, und sieh'! ein stattliches Geweih
hebt sich empor, und stutzend harrt das Thier,
die Ohren hoch gespitzt; doch als es jetzt
den Feind erblickt, da kehrt sich's um und eilt,
das Haupt zurückgebogen, flügelschnell
durch Busch und Baum und Sumpf und Rohrich fort.
Und Ludwig zieht des Zelters Zügel an,
und läßt voraus die grauen Doggen fliehn,

dann tönt zum andernmahl die Waldmuſik,
und ſchnaubend trägt ein jedes Roß zum Tode
des Thiers den Reuter, der voll Ungeduld
und ſpähnden Blicks den ſcharfen Wurfſpieß ſchwingt.

Die Jäger trennen ſich, und Ludewig
rennt einſam durch den Thau; doch plötzlich ſieht
ſein Pferd, und bebt, und hebt mit ſcheuem Blick
und ſchiefgebognen Hals, im Maule wälzend
das ſchäumende Gebiß, die Füße wechſelnd auf,
dann wirft ſich's zitternd in die Luft, als ſtünde
das Flammenſchwerd gezückt ein Cherub da,
und ſchießt mit Ungeſtüm zur Seite hin,
und rennt durch Wald und Buſch, hinauf, hinab,
daß Steine, Sand und dürres Laub vom Stampfen
des Hufes fliegen. Ludwig hält es nicht;
vergebens ſtrafft ſein ſtarker Arm den Zaum
bald rechts, bald links, umſonſt! mit Löwenkraft
hält ihm des Thieres Sträuben Widerſtand:
es rennt nur doppelt ſchnell. Doch plötzlich ſtürzt
es auf den Boden nieder; Ludewig
entfährt vom wilden Stoß mit Ungeſtüm
dem Sattel, wie der Stamm vom Winterſturm
dem Feld entriſſen; aber ſieh'! es ſchwebt
der Kaiſer wie auf Engelsfittigen
zur Erde nieder, ſanft und unverſehrt

schwebt er zur Erde nieder, und erhebt
sich staunend ob dem Wunder; ihn durchschauerts
als wie den Pilger, der um Mitternacht
beym Grab des Heiligen, der hier der Erndte
entgegenreift, ein leises Rauschen hört.
Er nimt vom Hals ein goldnes Bild herab,
das immerhin an seinem Busen hieng:
es war der Jungfrau Bild auf deren Arm
der Eingebohrne in der Menschheit Hülle
in Kindesunschuld himmlisch lächelte.
Dies hängt er hin an ein Gesträuch, und wirft
sich betend nieder, hoch erhebt sein Aug
zum hellen Himmel sich, und eine Thräne
des Dankes glänzt in seinem Aug, und hoch
erhebt und faltet er die Händ' und spricht:

Du, die in hohen Wohnungen des Himmels
der Seraf preißt, und seines Preises froh
dir dankt, daß er dich loben darf, daß er
dein Antlitz ewig schauen darf, — was soll
ein Sterblicher, der Staub und Asche ist,
zum Dank dir stammeln, oder was vermag
er dir zum Lohn zu geben, wenn du ihn
mit Wundermacht dem gähen Untergang
entrissest? Dir soll heute noch aus Stein
ein großes Bild des Künstlers Hand beginnen,

dein Bild, wie du auf mütterlichem Arm
den Ewigen, den Welterlöser trägst:
im Tempel werd' es in der nahen Stadt
erzählet, und dann soll beym süßen Duft
des Weyhrauchs laut ein hehrer Lobgesang
dich preisen!

Ludwig sprichts und hebt sich auf
und streckt im Aufstehn nach dem Bild die Hand
daß er's vom Strausse nähme; aber fest
und unbeweglich hängt das Bild am Busch,
und seine Hand vermag's nicht wegzurücken.
Da sieht der Kaiser staunend wieder da,
und heftet starr den Blick auf's goldne Bild,
beugt dann voll Schauer abermahl das Knie
zur Erde nieder, hoch erhebt sein Auge
zum hellen Himmel sich, und hoch erhebt
und faltet er die Händ' und betet so:

War mein Gelübde dir nicht angenehm,
Gebenedeyte? stieg mein Dankgebet
nicht wie ein Abendopfer wohlgefällig
zu deinem Himmel auf? O laß mich doch,
laß deinen Knecht, wenn du ihn würdigest
zu hören deine Stimme, laß ihn wissen
was du zum Dank, was du zum würdigen
Beweise seines Danks von ihm begehrst! —

Da säuselt's sanft und lieblich in dem Busch,
als wie des Westes Säuseln, Himmelsglanz
strahlt aus dem Busch, und leuchtet weit umher;
verdunkelt von dem Glanze blickt die Sonne
vom Firmament hernieder, und es feyert
vor Wonne zitternd jedes Laub im Wald
der Jungfrau Gegenwart und säuselt ihr
melodisch einen Hymnus. Ludewig
liegt von dem Schein geblendet und betäubt
auf dem Gesicht, das seine Händ' umhüllen,
dann richtet er den Blick empor und wehrt
mit vorgehaltner Hand den Strahlen ab,
daß sie sein Auge nicht verblendeten.
Entzückt und voll der höchsten Seligkeit
des Himmels sieht er, als er seine Hand
ein wenig wegrückt, nur mit einem Blick —
allein er sieht sie kaum vor hellen Glanz —
die Jungfrau stehn im weißen Lichtgewand,
dem nicht der Schnee und nicht die Lilien
an Weiße glichen; goldne Locken flossen
vom Haupt der Seeligen, ein Sternenkranz
umfunkelte das Haupt; ihr Angesicht —
barg helles Licht den Blicken Ludewigs.
Und ihre Stimme drang wie Harfenspiel
in Ludwigs Ohr: es sprach die Himmlische:

So weit auf diesem Rasenplatz ein Schnee
vor deinen Augen fällt, so weit erhebe
an diesem Orte sich ein Heiligthum!

Sie spricht's und schwindet schnell von dannen weg
und aller Glanz mit ihr; doch lange blieb
vor Ludwigs Auge noch die Glorie
und die Gestalt der Hochgepriesen stehn,
und lang umtönt' ihn noch der Stimme Klang.
Doch als er jetzt vom hohen Wonnetraum
zurückekehrte, und aus den Augen ihm
der Glanz verschwindet, und der Harfenton
im Ohr ihm leiser stets und leiser hallt:
da birgt ein Schnee die Erde rund herum,
und aus dem Schnee hebt sich in Jugendpracht,
die Kelche halbgeöffnet, dickbebuscht
ein Rosenstock, der zu der Jungfrau Füßen
bey ihrem Scheiden lachend aufgeblüht.
Dies, spricht der Kaiser, dies ist Hilden Schnee,
und diese Stäte müsse hilden seyn,
und hier erhebe sich, so weit der Schnee
die Erde deckt, der Jungfrau Heiligthum!

Hier prangt noch jetzt der Jungfrau Heiligthum,
und hier steht eine Stadt, die ihren Nahmen

vom hilden Schnee erhielt; der Roſenſtock
umfaßt noch jetzt der Jungfrau Heiligthum. *)

J. F. von Meyer

2.

Der Magier.

Am Fuß der Pyrenä'n, in einem dumpfen Thal
ſtand ſeit der Gothen Zeit ein altes Schloßgemäuer,
berüchtiget durch manches Ebentheuer
vom Höllengeiſt und Rübezahl.
Ein Zaubrer hauſet hier. Die lügenreiche Sage
klagt ihm mit manchen O und Ach!
zwar viele Tück' und Bosheit nach;
Doch, ſaget ſelbſt, in ſeiner Lage,
wie konnt' es anders ſeyn?
Der kam und bat um warmen Sonnenſchein
für ſeine Wäſche; der um Regen
für ſeinen halbverdorrten Wein;

denn

*) Hilden, hilgen, heißt heilig. Zu Hildesheim, deſſen Nahmen von Hildenſchnee abgeleitet wird, ſteht im Domhofe eine alte Kapelle, die Ludwig der Fromme bey dieſer Gelegenheit erbaut haben ſoll, und ein alter Roſenſtock iſt daran hinaufgezogen. Die alte Sage, die den Stoff zu dieſem Gedicht an die Hand gab, und hier etwas verändert erſcheint, findet ſich in einigen Chroniken der Stadt Hildesheim, im Manuſcript auf der Dombibliothek daſelbſt und in Pomarii Chronica der Sachſen S. 63. verſchieden erzählt.

dem wollte seine Frau, und dem sein Huhn nicht legen;
Kurz, Zeus vom Himmel selbst, wie Freund Theognis spricht,
träf es mit diesen Menschen nicht.
Am schlimmsten, daß der alte Zaubermann
oft manchen, der sich sehr um sein Geschick beschwerte,
in eigner Brust das Schicksal finden lehrte
und, ach! das schmerzt, das trägt nicht jedermann.

Einst trabte wohlgeschmückt, als gieng es zum Turniere,
ein Paladin vor seine Thüre,
und wünschte sehr den Wundermann zu sehn.
Ich bin bereit, sprach er, nach Montlery zu gehn,
um dort im Schwerdterkampf und wackern Lanzenbrechen
die Ehre meines Bluts als Rittersmann zu rächen.
Feig bin ich nicht. Zehn Meilen in der Runde
hab ich die Waldungen von Wölfen ausgeleert.
Heiß' ich doch in der losen Knappen Munde
der wilde Jäger nur. — Ihr habt von mir gehört.
Herz hab ich gegen eine Hölle.
Allein ihr wißt, wie es den Tapfersten oft geht.
Und kurz — ich hoffe ja, daß ihr mich schon versteht;
ein kleines Mittelchen, so recht an Ort und Stelle —
o wolltet ihr? — Wie groß wär meine Dankbarkeit!

Der Magier blieb stumm. Mit einem langen Blicke
maß er ihn auf und ab; dann hob er an: so seyd

ihr alle! Alle fallt ihr dem Geſchicke
in ſeinen ernſten Gang! Ich hab es längſt bereut.
Oft half ich — und, wann ſah ich Dankbarkeit?

Nur mich, fiel unſer Ritter ein,
mich nehmet aus von jenen Undankbaren,
die eurer Rache würdig waren.
Was kann wohl himmliſcher, als dieſe Tugend ſeyn!
O Dankbarkeit! Was unter Gottes Sonne
gleicht ihrer milden, ſtillen Wonne?
Mit Unrecht nennet man ſie Pflicht.
Wer ſie nicht übt, raubt ſich die ſchönſte Freude,
kennt ſeinen eignen Vortheil nicht.
Das iſt es nur, was mit geheimem Leide
ſo oft des Biedern Seele füllt —
indem er dankt, wer hat die höchſte Freude?
Scheints nicht, als würde nur ſein Eigennutz geſtillt?
So gieng es fort. Allein, was hilft es hier Sentenzen
weitläuftig zu ergänzen,
die ihr doch insgeſamt nicht liebt?
Zumahl da, wie ich weiß, euch Witterung und Tugend
nur ſchaale Unterhaltung giebt.

Es iſt ein Penſum ſeiner Jugend,
dacht' unſer Magier, und lächelte bey ſich.
Wohl, Ritter, ſprach er dann, ich will es mit euch wagen.
Doch weh euch, täuſcht ihr euch und mich!

Vernehmt! ein hold Geschick schwebt über euren Tagen.
Von Montlery kehrt ihr im stolzen Sieg zurück.
Dort braucht ihr nichts von mag'schen Säften;
Baut kühn auf euer gutes Glück!
Hoch über mir und meinen Kräften
geht seinen Gang das ewige Geschick.
Doch eines kann ich, und vollende
damit in dir des Schicksals Meisterstück!
Ich leg's hiemit in deine Hände;
und rechne ganz auf deine Dankbarkeit.
Indeß, Herr Ritter, bleibt (es ist doch Essenszeit)
sogleich zum Mittagsbiß hier.

Eilt, rief der Magier aus seiner Thür,
Vier Tauben an den Spieß, der Ritter ißt mit mir.

Noch sprechen sie, da stürzt des Ritters Knappe
laut keuchend ins Gemach: „Herr Radolf, ein Geboth
„vom Vetter Curt — eilt, eilet, es ist Noth!
„Er liegt im Todeskampf! Gesattelt steht der Rappe.

Es ist geschehn, mein Sohn, spricht unser Magier,
fleug hin und ärndte seinen Seegen!
Vergiß mein nicht auf deines Glückes Wegen,
und fürder ist kein trübes Schicksal mehr!

Der Ritter auf und fort. Er kam aus Sterbelager
wo leichenblaß und schwindsuchthager

der alte Oehm in lezten Zügen lag.
Und kurz und gut, die alte Ritterſeele
läßt unſrrm Fant drey Rittergüter nach;
und tritt darauf, gelabt mit heilgem Oehle,
den langen Zug ins Reich der Todten an.

Herr Radolf faßte ſich, man muß geſtehn, als Mann.
Er hatte Chriſtenthum, zumahl in ſolchem Falle.
Kaum war der alte Herr in ſeiner Väter Halle,
ſo ward (wie man ſich gern bey ſolchem Schmerz zerſtreut)
Herrn Radolfs Zug nach Montlery erneut.
Am achten Tage ſaß der Trauermann zu Roſſe,
gefolgt von Reiſigen, bey Hundert an der Zahl.

Beym Abhang in das nächſte Thal
begrüßt ein Herold ſie mit einem langen Troſſe
Bewafneter, und macht, wie folgt, bekannt:

„Derjenige, der mit ſelbſteigner Hand
„den Zauberer, der dieſe Gegend ſchreckt,
„als treuer Sohn der Kirche niederſtreckt,
„hat hundert wichtige Zechinen
„von Seiner Heiligkeit dem Papſte zu verdienen.“

„Halt, dachte Ralf, — doch nein! — Drey ſolze Rittergauen
ſind mehr, als was der Herold beut,
und die ſind ſein Geſchenk, — und ich ſchwur Dankbarkeit.

„Nein,

Nein, nimmermehr! — Doch — ist ihm ganz zu trauen?
Wie, wäre alles nur genau im Gang der Zeit,
Der Tod, die Erbschaft blos vorhergesagt gewesen?
Wo bleibt dann sein Verdienst? — Mein Dank gebührt ihm nicht.
Und was ist dann als Sohn der Kirche meine Pflicht?
In Zukunft kann er mir nicht dienen,
das sagt er selbst. — Die lachenden Zechinen!
Er sterbe! — Doch, wie kömmt man diesem Proteus bey?

So spricht er für sich selbst, als plözlich ein Geschrey aus dem zunächst gelegenen Gesträuche an ihre Ohren schlägt:

„Erbarmen! Steht mir bey!
„O eilt herzu! Sie machen mich zur Leiche!"
Man eilt dahin.
Ein alter schwacher Greis
stand zitternd da an einen Baum gebunden.
Er blutete aus mehr als zwanzig Wunden;
Sein dünnes Haar, so rein und silberweiß,
lag ausgerauft und war ein Spiel der Winde.

Bist du es, Ralf? rief der erstarrte Greis:
Mein Engel sandte dich! O rette mich geschwinde.
Ich fiel in Mörderhand.
Wie, du? — Unmöglich, nein!
Alfwin, der Zauberer? — Laßt ihn gebunden seyn,

rief

rief Radolf aus, ihn schützen wäre Sünde.
Auf, Reisige, die Kirche heischt sein Blut;
So giebt kein Zufall uns ihn wieder;
Hinunter mit der Lasterbrut!

Ralf schlägt auf ihn — Doch Eis sind seine Glieder,
Die Zauberworte schallen wieder:
Zwey Tauben nur; der Ritter ißt nicht hier!
und wie ein Schleier sinkts von Radolfs Augen nieder.
Er steht, wie er vor einer Stunde stand,
da seinen Geist ein Zauberschlummer band.
Der Magier mißt ihn mit einem festen Blicke:
„Kennst du dich itzund selbst? Willkommen wieder hier!
„Geh, die Beschämung spar' ich dir!"
Der Ritter floh davon und kehrte nie zurücke.

Karl Rechlin.

Der neue
Teutſche Merkur.

2. Stück. Februar 1793.

I.

Necker
von den Wirkungen der neuen franzöſiſchen Staats-Grundſätze auf die Moralität.

Zweytes Kapitel.

Man hätte glauben ſollen, da unſere Geſetzgeber das Anſehen der Regierung ſo herab geſetzt und alle Stützen der öffentlichen Ordnung zerſtört hatten, ſo hätten ſie mit deſto größerer Sorgfalt über dem wohlthätigen Anſehen der Religionsmeynungen wachen müſſen, die, in ihrer ganzen Stärke, allein ſchon hinreichen können, die Harmonie in allen Theilen der geſellſchaftlichen Ordnung zu erhalten. Aber gerade wie ſich die Nazional-Verſammlung gegen die ausübende Gewalt und das königliche Anſehen benommen hat, ſo hat ſie ſich auch in Rückſicht der Religion betragen. Sie erklärte, die höchſte ausübende Gewalt ſolle dem Oberhaupte des Staats

gehören, und doch gab sie diesem keines der nöthigen Mittel um sich Gehorsam zu verschaffen: sie erklärte, Frankreich sollte eine monarchische Regierung seyn: und doch entkleidete sie die Königswürde von allen Attributen der Majestät und allem, wodurch sie wahrhaft nützlich werden konnte. Eben so setzte sie die Erhaltung des öffentlichen Gottesdienstes unter die ersten Verpflichtungen des Staats: und doch duldete sie, statt in dem Geiste der Nazion die Hochachtung für diesen Gottesdienst und allen die großen Ideen, die damit zusammen hängen, zu erhalten, die Verachtung der Sitten und der Religion; sie erlaubte und prieß sogar Reden, worin diese Verachtung auf die unzweydeutigste Art ausgedrückt wurde, weil sie sich einbildete, indem sie Frankreich eine filosofische Regierung gegeben habe, habe sie Brüderschaft mit allen starken Geistern gestiftet, und sey verbunden, ihre Verachtung gegen alle gemeine Meynungen öffentlich zu äussern *). Ohne auf den innigen Zusammenhang zwischen der Ehrfurcht

*) In einem Blatte, welches der Verhandlungen der Nazional-Versammlung mit Vortheil gedenckt, wird erzählt: daß bey den Worten, „keine Gesellschaft kann bestehen, die nicht eine unwandelbare und ewige Moral hat" — sich das Lachen und Geschrey verdoppelt habe. Moniteur vom 15. Nov. 1791. Dies ist ein Zug aus einer unzählbaren Menge andrer, die Europa nicht entgangen sind.

furcht gegen die Religion und die Achtung gegen ihre Diener zu sehen, zündete sie einen innerlichen Krieg in der Kirche an, ließ den Eigennutz die Gewissen bestürmen, und machte die Priester, die ihrer innern Ueberzeugung nachgaben, zum Gegenstande der Volksbeleidigung, indem sie sie selbst mit den beschimpfendsten Nahmen belegte. So sind denn die Schranken der Religion, der Sittlichkeit und des Anstandes durchbrochen, und man eilt sichtlich dem letzten Schritte der Zügellosigkeit zu, und wird nun bald genöthigt seyn, den neuen reinpolitischen Katechismus zu versuchen, auf den man unter der etwas ungewissen Bürgschaft einiger spekulativen-Köpfe die Bildung des Menschengeschlechts gründen will. Filosofen Eines Tages, eingebildete Kinder, wir wollen doch sehen, was ihr mit euren Spitzfündigkeiten auf die zahlreiche Klasse des Volks wirken, und wie ihr, bey seiner unglücklichen Lage seinen Nutzen und die Hochachtung gegen die Gesetze vereinigen werdet! wollen sehen, wie ihr ihm eure kalte Sprache eindringlich machen, und allen denen, die vom ersten Augenblick der Entwicklung ihrer Kräfte an arbeiten mußten, um ihren Unterhalt zu gewinnen, Zeit verschaffen wollt, eure frostigen Lehren zu fassen! „Dergleichen unglückliche Bürger, ruft ihr, wird es unter dem Reich der Freyheit nicht mehr geben: das war das Werk des Despotismus.“ Betrüger! ihr wißt nur zu gut, daß die Armuth von ganz andern Umständen abhängt, von Umständen,

die in der gesellschaftlichen Ordnung nie abgeändert werden können: oder wenn ihr es noch nicht wißt, so verlaßt eure Lehrkanzel, verlaßt den stolzen Platz, den ihr durch eure Unwissenheit entehrt, und lernt die Gesetze der gesellschaftlichen Verbindung, wie ich sie mehrmals vorgetragen habe und euch hier wiederhohlen muß.

Die Dürftigkeit in den politischen Gesellschaften entspringt aus den Gesetzen des Eigenthums; Gesetzen die mit der öffentlichen Ordnung sehr wesentlich zusammen hängen, die jenen Gesellschaften selbst die erste Entstehung gaben, und noch jetzt die fruchtbare Quelle der Arbeitsamkeit und aller Arten der Erwerbnisse sind. Aus diesen Gesetzen nun folgte, daß sich unter dem allmähligen Ab- und Zuwachs aller Arten von Eigenthum und der daraus herfließenden Veränderung der Glücksumstände zwey sehr verschiedene Menschenklassen ausbildeten: von denen die eine über die Erzeugnisse der Erde gebietet, die andere bloß da ist, um durch ihrer Hände Arbeit die jährliche Wiederkunft dieser Ereignisse und Reichthümer zu bewirken, oder mittelst ihrer Betriebsamkeit für die Eigenthümer Gegenstände der Bequemlichkeit und des Luxus zu liefern, wogegen diese ihnen etwas von ihrem Ueberfluß abtreten. Dieser allgemeine und jeden Augenblick erneuerte Vertrag bildet die Bewegung in der politischen Maschine, und die Gesetze verhindern, daß diese Bewegung

wegung nicht in Feindschaft, Krieg und Verwirrung ausarte.

Zwar entsteht allerdings aus diesem verschiedenen Verhältnisse unter den Bewohnern des Landes bey dem allgemeinen Umlauf der Arbeit und der Erzeugnisse, der Güter und des Genusses, ein unaufhörlicher Kampf unter den kontrahierenden Theilen: weil sie aber nicht von gleicher Stärke sind, so ist der eine unveränderlich den Bedingungen unterworfen, die ihm der andre auflegen will. Denn scheint gleich der begüterten Klasse die Hülfleistung, die sie von der nicht begüterten erhält, so wesentlich wie der Boden selbst, den sie besitzt: so kann sie doch, weil ihr die Menge und die dringendern Bedürfnisse dieser leztern zu Statten kommen, den Lohn der Arbeit nach Gutdünken festsetzen; und wenn dieser Lohn nur den täglichen Bedürfnissen eines sparsamen Lebens angemessen ist, so entsteht keine vereinigte Widersetzlichkeit gegen die Uebung dieser Autorität.

Es ist also nicht der Despotismus der Regierung sondern die Macht des Eigenthums ist es, die einen großen Theil der Menschen bloß auf die dringendsten Bedürfnisse einschränkt. Unter allen Arten der Regierungsformen ist diese Abhängigkeit beynahe die nehmliche, und überall steht der Lohn der Arbeiten, zu denen keine Geistesbildung gehört, in gleichem Verhältniß. Und selbst die kleinen Verschiedenheiten, die bey dieser Regel ein-

eintreten können, bestätigen den Hauptsatz n noch mehr; denn diese Verschiedenheiten entspring nur aus dem besondern Werthe, den ein oder da andere Bedürfniß in Rücksicht des Handels oder se ner Unentbehrlichkeit haben kann; Abstufungen, di auf die Abweichungen des Klima's und der Gewohn heiten ankommen. Glücklicherweise beruht auf diesen Rechten des Eigenthums, den Preiß der Arbeit zu bestimmen, keinesweges die Glückseligkeit; die weise Natur hat ihre kostbarsten Wohlthaten von keinen Autoritäten abhängig gemacht, und auf ihren Genuß haben der Arme und Reiche gleiche Ansprüche. Ausserdem genießen auch alle ohne Ausnahme des Glücks der bürgerlichen Ordnung, ein Theil an der Seite der Arbeit, und der an dere im Schooße quälender Unthätigkeit.

Was folgt nun aus allen diesen Sätzen, die im Wesen der Gesellschaft gegründet sind? aus diesen Rechten des Eigenthums, gegen die man sich nicht den geringsten Eingriff erlauben darf, ohne den Staat in Verwirrung zu stürzen, und die, wenn man sie heute zerstörte, man morgen wieder herstellen müßte? Die große Wahrheit folgt daraus: daß es nicht in der Gewalt der Gesetzgeber, am wenigsten der Gesetzgeber eines sehr bevölkerten Reiches steht, der großen Menge die Zeit zu verschaffen, die zu einer langen Erziehung erforderlich ist: daß folglich alle bloß politische, alle auf abstrakte Ideen gegründete Unterweisungen ewig unzureichend seyn werden, um

ein

ein ganzes Volk an die Pflichten der Moral zu binden; und daß es einer der sichersten Beweise eines mittelmäßigen Kopfs ist, dies hoffen zu können. Um so mehr müssen wir den unschätzbaren Beystand der Religionsgrundsätze in Ehren halten, und sie als die stärkste Stütze der gesellschaftlichen Ordnung betrachten. Sie haben alles, was auf die Einbildungskraft wirken kann, gehen so geradezu zum Herzen, und haben so unendlich viele Verbindung mit dem Verstande, daß sie sich mit unserm kindischen und reifern Alter, mit unsrer Schwäche und Stärke, mit unsern alltäglichsten und erhabendsten Ideen gleich stark verweben. Alle bürgerliche und politische Gesetze wirken nur immer auf einen Theil unsers Selbst, und ihre Herrschaft hört auf, sobald wir einsam sind, oder ein Schleyer unsre Handlungen vor den Blicken andrer verbirgt. Dann hat der Mensch, der keine religiöse Moral erkennt, keinen andern Herrn als seinen Eigennutz, keine Gesetzgebung als seine persönliche Konvenienz. So eingeschränkt ist das Ansehen der Religionsgrundsätze nicht: nie wirken sie vielmehr kräftiger, nie ist ihre Herrschaft stärker, als wenn sie uns bey unserm geheimsten Ideengange, in der größten Stille der Ueberlegung überraschen. Es ist daher der höchste Stolz, wenn die Gesetzgeber eines Staats sich einbilden, daß das Werk ihres Geistes für alles zureichen und Ordnung und Glück einzig aus ihrer Weisheit entspringen könne. Keine menschliche

liche Weisheit wird je so viel wirken, als ei einzige moralische Idee, die unser ganzes We durchdringt, dies von Vernunft, Einbildung kraft, Hoffnung und dem Wunderbarsten un allen Wundern des unermeßlichen Ganzen zusa mengesetzte Wesen! Unter allen moralischen Ide aber ist keine weitumfassender, keine erhabner, al die die Religion ins Herz der Menschen pflanz die sich seines Geistes schon bey seinem ersten Er wachen bemeistert, und ihm durch alle Lebensal ter als Stütze und Trösterin folgt. Schon dies allgemeine Anwendbarkeit Einer Idee auf alle denkbare Verhältnisse des Lebens muß als ein höchst merkwürdiger Karakter der religiösen Mo ral erscheinen, wenn man auch nicht viele andre erhabene Eigenschaften an ihr zu bewundern hät te. Wer hätte es also wohl glauben sollen, daß ein Augenblick kommen würde, wo die Gesetzgeber selbst gegen die für die Erhaltung der bürgerlichen Eintracht wichtigsten Meynungen Gleichgültigkeit bezeigen würden? Wo unter der Reihe undank barer Handlungen die Vergessenheit aller politi schen Wohlthaten, die wir der Religion zu danken haben, obenan stehen würde? Wo die Häupter einer großen Nazion darüber verhandeln würden, ob man nicht den öffentlichen Gottesdienst dem Gut befinden freyer Menschen überlassen, und ob nicht gerade der Augenblick der ausgelassensten Zü gellosigkeit erwählt werden könne, um die Staats moral ihrer stärksten Stütze zu berauben?

Doch

Doch ich hoffe, diese so nothwendigen Grundsätze werden noch der allgemeinen Zerstörung entrinnen. Man wird sehen, daß der Patriotismus, die Triebfeder, durch die man alles wirken will, nicht so vielerley verschiednes Interesse vereinigen kann; wiewohl auch ich Patriotismus, aber in seiner ganzen Reinheit, Patriotismus, wie er im Herzen einer großen Menge französischer Bürger sich findet, voraussetze. Mit Euch also rede ich nicht, die ihr diesen Nahmen mit Enthusiasmus aussprecht, um unter der Allgemeinheit dieser Empfindung euch jeder Tugend insbesondre überheben zu können; die ihr während eures ganzen Lebens nichts geliebt habt, und nun auf einmahl so leidenschaftlich für euer Vaterland seyd; die ihr sonst kein andres Interesse kanntet als euer eignes, und nun auf einmahl euch so feurig für das Schicksal von sechs und zwanzig Millionen Menschen interessirt. Wir dürften uns schwer überzeugen, daß alle eure Ideen und Bestrebungen nur auf Frankreich gerichtet seyn sollten, aus dem einzigen Grunde, weil ihr im Umfange dieses weiten Reiches gebohren seyd; während wir euch, von den Stralen der Sonne beglänzt, im Genuß der Natur und in der Fülle ihrer Segnungen so flüchtig an das erhabne Vaterland denken sehen, das die Gewölbe des Himmels umspannen; und immer werden wir fragen, welcher besondre Zufall euch so viel Hochachtung für einen solchen konventionellen Raum gab, während euer filosofischer

Geist alle Schranken vernichten, die ganze Welt eben machen, und ein ewiges einförmiges Pflanzenleben an die Stelle der erhabnen Idee eines Weltbeherrschers setzen möchte. Ihr schwenkt die Fahne des Patriotismus, um alle, die ihr gern beherrschen möchtet, zu euch hinzuziehen; um damit, nach euerm Gefallen, alle Leidenschaften in Bewegung setzen zu können. Mit diesem falschen Patriotismus könnt ihr kaltblütig alle die hassen und verfolgen, die nicht eurer Meynung sind; mit diesem Patriotismus könnt ihr euern stürmischen zänkischen Geist zur Bürgertugend stempeln; mit diesem Patriotismus könnt ihr, nach Gutdünken, bald die abenteuerlichsten Anklagen begünstigen, bald die ungerechtesten Grundsätze und die grausamsten Handlungen vertheidigen: könnt ihr unachtsam über die Ungerechtigkeiten hinweggehen, mit der man fromme Mädchen behandelte, die ihr Leben in mildthätigen Handlungen zubrachten, und dagegen den Mördern Avignons eure Hand reichen und Jubelgesänge am Rande des Abgrunds singen, wo die Barbaren die einzelnen noch zuckenden Glieder ihrer unglücklichen Opfer versenkten. So könnt ihr, mittelst eines und desselben Grundsatzes, die unbedeutendsten Fehler als Staatsverbrechen und die unmenschlichsten Schandthaten als unbedeutend behandeln, und könnt, mit euerm falschen Patriotismus überall seyn und nirgends. Dieser Patriotismus ist wie Spinoza's Gott, der sich in allen existirenden Wesen darstellte, und

doch nirgends existirte; der zu gleicher Zeit Himmel und Erde, Engel und Schlange, lebloser Baum und grimmiger Tyger war; der keinen Mittelpunkt, keine wahre Vollkommenheit, keine bestimmten Eigenschaften hatte, und bloß im Gehirn eines überspannten Kopfs entsprang, der gern ein Wort beybehalten wollte, dessen Sinn er doch selbst, durch die Menge Ausdehnungen und Erklärungen, die er ihm gab, vernichtet hatte.

II.

Gebal und Abdalla.*)

I.

Wie stehts? — fragte König Gebal der Zweyte seinen Staatsrath Massuv — hast du von Abdalla und seiner Herrschaft Nachricht eingezogen?

Dein Knecht hat gethan wie du befohlen hast, antwortete Massuv und neigte sein Angesicht zur Erde.

Gebal

*) Diese Erzählung sollte freylich, in Rücksicht auf Chronologie — da Gebal zuverlässig um einige hundert Jahre älter ist, als Adolstan — der Königsprobe vorangegangen seyn: indessen wird dies hysteron proteron in der Geschichte eines so wenig bekannten Volkes leicht zu entschuldigen seyn.

D. H.

Gebal. Nun dann (mit gnädigem Lächeln) was hast du von unserm Mitregenten vernommen?

Massuv. Mitregenten? ha! ha! ha! — Deine Majestät verzeihe, daß dein Knecht es wagt in deiner Gegenwart der lachenden Gottheit des Witzes zu laut zu huldigen! ha! ha! ha! Abdalla des großen Königs von Aethopan Mitregent! — Gerade, wie der Dichter Esvan die Sonne, im Scherz, eine Kerze Kollegen nennen läßt. Wahrscheinlich spielte deine Majestät auf diesen Einfall an. Er paßt vortrefflich. Der Dichter scheint seine Fabel ganz für diesen Fall gemacht zu haben.

Gebal. Esvan war ein guter Dichter! — Doch, ernstlich von der Sache zu reden, was hat es eigentlich mit Abdallas Herrschaft für eine Bewandniß?

Massuv. Sein ganzes Gebiet begreift vier Quadratmeilen; gerade so viel, daß er es von dem Altan seines königlichen Pallastes herab von einem Ende zum andern übersehen kann. Dieser Pallast, drey Spannen höher, und ohngefähr noch einmal so gut gebaut als die übrigen Hütten seiner Unterthanen, steht mitten in seinem einzigen Dorfe, das, nach seinem Nahmen Abdalsdorf heißt. Uebrigens herrscht er wirklich in seinem kleinen Reiche ziemlich unumschränkt. Nach der Urkunde, die er von meines erhabensten Königs großem Vater, dessen Andenken im Seegen

sey! erhalten hat, soll seine Herrschaft auf Kind und Kindeskind bis in die spätesten Zeiten forterben, und niemand ihm oder den Seinigen etwas zu gebieten haben. Zu nichts soll er verpflichtet seyn, als, im Fall eines Krieges, zwanzig Mann zur Armee zu stellen, wogegen ihn der jedesmahlige König von Aethopan gegen jeden fremden Angriff in seinen Gerechtsamen schützen soll.

Gebal. Ein sonderbarer Einfall von meinem Vater! So wäre ich also wirklich nicht unumschränkter Herr in meinem eigenen Reiche? Und wie weit liegt dies unabhängige Ländchen von meiner Residenz?

Massuv. Kaum eine kleine Tagreise weit.

Gebal. Sonderbar! mitten auf meinem Grund und Boden, und kaum eine Tagreise weit von meiner Residenz entfernt, ein Ländchen über das ich nichts zu gebiethen haben soll!

Massuv. Wahrscheinlich soll die Urkunde nur in so fern gelten, als deine erhabene Weisheit sie gelten lassen will.

Gebal. Nicht so! Ich habe das Ding von Urkunde noch bey Lebzeiten des Königs meines Vaters selbst unterzeichnen, und ihm sogar versprechen müssen, einst auch meinen Sohn zu gleicher Unterschrift anzuhalten; hatte aber damals nicht Zeit oder Lust, es vorher zu lesen.

Mas-

Massuv. In diesem Falle scheint sie dann freylich nicht volle Gesetzkraft zu haben. — Doch was sage ich von Gesetzkraft? Das Gesetz ist ja nicht über den König, sondern der König über das Gesetz!

Gebal. Attur, den mir der König mein Vater zum Lehrer zu geben für gut fand, meynte das nicht. Der Regent, sagte er, der nach bloßer Willkühr und nicht nach dem Gesetze richtet, ist ein Tyrann, und berechtigt seine Unterthanen, auch an ihrer Seite den Vertrag zu brechen, den er zuerst brach!

Massuv. Unerhört! Ich erstaune, wie ein Unterthan so etwas sagen darf!

Gebal. Und doch war Attur, einige Grillen abgerechnet, die man seinem Alter zu gute halten mußte, kein unebner Mann. Mein Vater schätzte, nach Abdalla, niemanden mehr als ihn. Aber Abdalla war sein Alles. Wer weiß, was ich ihm noch in Ansehung dieses Menschen hätte versprechen müssen, wenn die Todesstunde ihn nicht zu schnell überrascht hätte. Ich hab es oft gehört, daß er ihn seinen besten und einzigen Freund nannte.

Massuv. Welche überschwängliche Gnade! Um so viel unverzeihlicher finde ich es aber, daß der so hoch begnadigte Abdalla jezt seine Freundschaft an Bauernsklaven und Mordbrenner wegwirft.

Gebal. An Mordbrenner?

Massuv. Ich erzähle das Anekdötchen, wie ichs gehört habe. Einer von Abdalla's Fruchtbauern wurde gefänglich eingezogen, weil er einem andern, der sein Feind war, das Haus angezündet hatte. Der Angeklagte läugnete zwar die That: aber Abdalla, der doch wohl von dem Verbrechen des Angeklagten überzeugt seyn mochte, verurtheilte ihn, daß er beyde Augen verliehren sollte. Siehe! da kömmt ein anderer Fruchtbauer, des Angeklagten Freund, vertheidigt den Angeklagten, sagt: daß er ihn von Jugend auf kenne, daß er mit ihm im Kriege gewesen, viel Gefahren mit ihm getheilt, und ihn immer als einen unbescholtenen Mann gefunden hätte, und was dergleichen mehr war; und bittet den Richter: wenn ja die Strafe vollzogen werden müsse, so möchte er sie zwischen ihm und seinem Freunde theilen, und jedem Ein Auge ausstechen lassen. Abdalla stellte sich, als wollte er den Vorschlag annehmen; und nun fangen die Narren unter einander selbst an zu zanken. Der Angeklagte will schlechterdings beyde Augen verliehren, und sein Bruder Kammerad besteht auf Abdallas Urtheil, daß seinem Freunde nur Ein Auge und ihm das andere ausgestochen werden sollte — vielleicht weil sein eines Auge nichts taugte. Und was thut Abdalla? Er sieht dem Possenspiele eine Zeitlang mit Vergnügen zu, und fällt dann das hochweise

Urtheil:

Urtheil: ein Mann, der einen so bewährten Freund hat, kann unmöglich eine so niedrige That begangen haben! Er läßt beyde frey, beschenkt sie reichlich, und errichtet, um das Maaß der Thorheit voll zu machen, mit den beyden Narren das engste Freundschaftsbündniß.

Gebal. (Nach einigen Nachdenken) Thorheit nennst du das? — Ich muß diesen Abdalla selbst kennen lernen. — Morgen will ich zu ihm — ich will ihn überraschen!

2.

Gebal II. hatte die besten Anlagen ein eben so guter Fürst zu werden, als es sein Vater gewesen war, und würde es wahrscheinlich bey längerem Leben seines Vaters geworden seyn. Aber sein Vater starb zu früh, ohne, seinem Plane gemäß, unter Abdallas Aufsicht die Erziehung seines Sohnes vollenden zu können; und der junge, kaum achtzehnjährige Jüngling wurde Beherrscher zahlreicher Nazionen, ehe er noch im Stande war sich selbst zu beherrschen, und verdarb unter den Händen der Schmeichler und der Weiber. Lange blieb ihm zwar noch der gute Wille, der auch zuweilen eine edlere That gebahr: aber es fehlte ihm an Kraft im Guten auszudauern. Seine Kalokassierinnen machten ihn in einem süßen Nachmittagsstündchen vergessen, was er früh zum

Wohle

Wohle seiner Völker hatte thun wollen, und seine Massuv's bewiesen ihm, daß er auch ohne dies die reichste Quelle des Seegens für sein glückliches Volk und ein so guter Fürst sey, dergleichen die Geschichte nur wenige aufzuweisen hätte. Die Beweise waren unwiderlegbar. Denn Gebal hatte noch nie, wie weiland Digrimm, Tausende seiner Unterthanen zur Lust morden lassen; er hatte schon so manchen Dank von seinen treuen Dienern eingeerndet, die er oft auf die großmüthigste Art beschenkte; er sah rings um sich herum nichts als frohe Gesichter; er hatte in den acht Jahren seiner glorreichen Regierung noch nie eine Klage gehört, daß seine Unterthanen mit seiner Regierung unzufrieden wären; vielmehr hatten sie ihm an Festtagen ihr lange lebe König Gebal! überlaut entgegen gejubelt.

Kein Wunder daß König Gebal sich sein Herrscheramt so bequem als möglich machte. Er konnte es ja so haben, und wurde deshalb nicht minder gelobt und gepriesen. Seine Sklaven und Sklavinnen waren erfinderisch genug, ihrem Herrn täglich neue Zerstreuungen und Vergnügungen zu verschaffen, und, gesund wie er war, genoß er im vollen Maaße, und entschlief, von des Tages Freuden gesättiget, mit der süßen Hoffnung, daß seine Unterthanen eben so ruhig schlafen würden.

Niemand gönnte ihm seinen ruhigen Schlaf mehr als Massuv, und das ganze Völklein mit

der glatten Zunge, dem es an dem Hofe des lieben Herrn so wohl gieng, und die deswegen, mit der zärtlichsten Besorgniß, zeither alles, was dem lieben Herrn in seiner Ruhe stöhren könnte, von ihm entfernt hatten. Darum stieg jezt ihre Besorgniß bis zur Aengstlichkeit, da sie befürchteten, daß Abdalla, dessen Name noch für die meisten unter ihnen ein Name des Schreckens war, ihn etwas unsanft erwecken möchte. Dem ungeschliffenen Abdalla schrieben sie es zu, daß unter Gebals des Ersten Regierung für Leute ihres Schlags so wenig gute Zeit gewesen wäre — und hatten nicht Unrecht. Schrecklich war ihnen der Gedanke: daß der alte Kerl auch diesem guten Gebal den Kopf verdrehen, und die verwünschte vorige Zeit, wohl gar das verdammte Rechnungswesen, wieder einführen möchte. Wir müssen, war das Resultat ihrer gemeinschaftlichen Berathschlagung, alles anwenden, um unserm Herrn den unglücklichen Einfall, nach Abdalla's Dorf zu reisen, aus dem Sinne zu reden. Massuv vertheilte die Rollen, die jeder auf morgen, und, wo es nöthig wäre, auch auf die folgenden Tage spielen sollte, bis Gebal den Oberbauer von Abdalsdorf wieder vergessen hätte. Er selbst übernahm, wie billig, die Hauptrolle, und brachte gleich zum Morgengruße seinem Herrn die frohe Nachricht: daß der Stern unter allen Kalokassischen Mädchen, die Göttin, welcher der allgemeine Ruf übermenschliche Schönheit beylege, wahrscheinlich noch heute eintreffen

werde; daß man zu ihrem Empfang die nöthigen festlichen Veranstaltungen getroffen; daß des grossen Königs unterthänigste Sklaven besonders von einer Lustbarkeit, die sie zu dem heutigen Festtage ganz neu erfunden hätten, sich die schmeichelnde Hoffnung machten, sie werde vielleicht selbst dem erhabensten Kenner des Schönen nicht ganz geschmacklos scheinen; und daß —

Hast du vergessen, fiel Gebal ein, daß wir heute nach Abdalsdorf reisen?

Ich meynte, stotterte Massuv, daß der heutige Tag — daß die Ankunft der Göttin aus Kalokassien — wie gesagt — ich dachte —

Du sollst nicht denken sondern gehorchen! donnerte Jupiter-Gebal — der eine unruhige Nacht gehabt hatte — und ein Dutzend Runzeln drohten auf seiner königlichen Stirn, wie ein furchtbares Gewitter. Ohnedies, fuhr er fort, wäre es klüger, wenn ihr euern Herrn erst selbst über die neue Schönheit urtheilen ließet; ob sie der Vergötterung werth sey. — Hatte der Ruf nicht auch die Lilly zur Göttin gemacht — das Alltagsgesicht? — Wie dem sey; die Ruhe nach der Reise wird ihr wohlthun. In höchstens einer Stunde muß alles zur Reise nach Abdalsdorf fertig seyn. Zu Mittag speisen wir unter Zelten. Du bleibst hier. Hattyn, mit bloß zehn Mann von meiner Leibwache, soll mich geleiten.

Massud küßte die Erde. Am Abend war Gebal vor Abdalsdorf, befahl seinem Gefolge, ganz im Stillen in der Nachbarschaft bis morgen zu verweilen, nnd gieng allein in gemeiner bürgerlicher Kleidung nach Abdalla's Wohnung.

3.

Abdalla hatte eben seine beyden Freunde, die einst seine Unterthanen, und also, nach löblicher Landessitte, seine Sklaven waren, bey sich, und saß brüderlich unter ihnen, als Gebal eintrat. „Ich bin, sprach dieser, ein Kaufmann, Nahmens Alnassar, und habe des Weges verfehlt. Zum Glücke höre ich, daß der Herr dieses Dorfes ein gastfreyer Mann sey, der keinem müden Pilger ruhiges Obdach und Herberge versage."

„Glück zu! Du bist willkommen, Alnassar!" antwortete ihm Abdalla, und drückte seinem Gast die Hand so traulich, wie sie ihm vermuthlich in seinem Leben noch nie gedrückt worden war. „Und zwiefach willkommen, denn du kömmst gerade zu einem festlichen Abend, den ich heute bey einem mäßigen Mahle mit meinen Freunden zum Andenken des besten Königs feyre. Gott gebe ihm einen schönen Abend im bessern Lande, und seinem Sohne langes Leben und glückliche Regierung!"

Alnassar. Das heißt also zum Andenken meines — unsers vorigen Königs, Gebals des Ersten?

Abdalla.

Abdalla. Du nanntest seinen Namen. Vielleicht hast du ihn gekannt, oder doch von ihm gehört, und dann wirst du mit uns sein Andenken segnen.

Alnassar. Ich hörte viel Gutes von ihm. — Auch hörte ich, daß Abdalla sein Freund gewesen sey.

Abdalla. Und wird es hoffentlich bald wieder werden. Es ist, traun, eine schöne Sache um die Freundschaft. Man pilgert noch eins so munter neben seinem Freunde durchs Leben, und legt, wenn dieser früher zur Heimath gelangte, zufriedener den Pilgerstab am Grabe nieder. Ist man doch nun auch an Ort und Stelle, wo man seinen Freund wieder findet. (mit sanftem Hinblick auf seine Freunde.) Dies Euch zum Trost, lieben Freunde, wenn ich, wie's denn doch den Anschein hat, früher als ihr an Ort und Stelle komme!

Araspes. (der eine von Abdallas Freunden) Nein Abdalla, nicht vor mir! Erhört die Sonne mein Gebet, so sterb ich früher als du.

Bliontis. (der zweyte Freund, mit dem Ausdruck des innigsten Gefühls.) Und was soll ich dann allein hier?

Abdalla. Ruhig, Bliontis! lange wirst du hier auch nicht weilen. Laßt mich aber immer vorangehen, ich finde dort meinen Gebal, und mache ihn zum Voraus mit Euch bekannt, damit er dann auch Euch den Handschlag gebe.

Bliontik. Behüte! Warum nicht gar der große König!

Abdalla. (lächelnd.) Meynst du, daß Gebal seinen Scepter mit ins bessere Land hinüber genommen habe? So wenig als du deinen Knotenstock mitnehmen wirst. — Doch, sind wir nicht alte Knaben! Sprechen da von Tod und Sterben, und haben unsern jungen Gastfreund zu einem frohen Mahle eingeladen! Du wirst das dem Alter zu gute halten Alnassar. Jezt laßt uns zur Laube gehen, und mit dem, was uns dermahlen noch die liebe mütterliche Erde giebt, vorlieb nehmen. Mache du dir das Verdienst, Alnassar, durch jugendlichen Frohsinn der Alten Ernst zu mildern, und, so viel möglich, uns heute vergessen zu machen, daß wir Greise sind.

Alnassar. Gern, so viel ich kann. Aber, bis hieher gestehe ich, that mir Euer Ernst sehr wohl; und fast sollte ich meynen, er wäre auch der Feyer des heutigen Abends angemessener als jugendlicher Leichtsinn. Denn gilt es nicht dem Angedenken eines Verstorbenen? und deines besten Freundes, Abdalla?

Abdalla. Nicht übel bemerkt! Ich muß mich darüber rechtfertigen, ehe wir zur Laube gehen.

Gebals Sterbetag war der traurigste meines Lebens. Was hätte ich nicht gegeben, um die Tage des besten Königs und meines Einzigen Freun-

des

des zu verlängern! Daß ich selbst gern für ihn gestorben wäre, das will wenig sagen: denn mein Leben war mir ohnehin, nachdem ich ihn verlohren hatte, sehr im Preise gefallen. Aber ich hätte meinen einzigen Sohn für ihn gegeben. Wer Vater ist, der fühle was das heißen will: ich hätte, bey freyer Wahl, meinen einzigen Sohn für meinen Gebal und meinen König gegeben! Denn was der Freund allein vielleicht nicht gekonnt hätte, und was für ihn allein vielleicht auch Ungerechtigkeit gewesen wäre, das hätte der Freund, vereinigt mit dem Bürger, das hätte Abdalla für die Erhaltung des größten Wohlthäters seiner Mitbürger aufopfern können.

Indeß, schon seit meinen Jünglingsjahren gewohnt, die Dinge und Begebenheiten nicht einseitig anzusehen, und, so viel nur möglich, die hellere schönere Seite an ihnen aufzusuchen, machte ich auch jezt — freylich erst ohngefähr am Schlusse des ersten Monats, nach Gebals Tode — den Versuch: ob auch hier eine lichtere Seite aufzufinden sey — und fand sie.

„Du beweinst Gebals Tod, als Unglück für dein Vaterland, und Unglück für die Welt! — Ey, ey, Abdalla! Weißt du denn so genau, was deinem Vaterlande frommen werde? Wie klein ist das Stück, das du von der Welt kennst? Kurzsichtiger! Weißt du nur was morgen seyn, und wie die Ursache von heute auf

morgen wirken werde? — Und du, der du mit dem Weisen von Hatty *) glaubst: daß alles, was der Weltgeist thue, wohlgethan sey, weil er allein das Ganze übersehen und von jeder Ursache alle Folgen auf die Zukunft berechnen kann: wie bist du mit einem Male so überweise und deinem beruhigenden Glauben untreu worden?"

„Du beweinst den Verstorbenen. Und was heißt Sterben? Doch gewiß nicht aufhören zu seyn; sondern hingehen in ein anderes, und zuverlässig in ein besseres Land? O verleugne deinen Glauben an ein besseres Land jenseits des Grabes, oder höre auf den Freund zu beweinen, der es früher als du gefunden hat!"

„Aber daß er so schnell, so unvermuthet starb! Ein großes Unglück, daß er so schnell dahin kam, wo ihm wohl ist! Oder wolltest du, daß ihm der Uebergang recht schwer gemacht würde? Daß er des Todes Bitterkeit erst recht fühlen sollte? Und" —

Es fiel mir da eine Unterredung mit meinem verstorbenen Freunde ein, welche jezt den lebhaftesten und wohlthätigsten Eindruck auf mich machte. Gebal hatte in seinen jüngern Jahren ein Paar gefährliche Feinde in sich selbst, die er nur

*) Wahrscheinlich mit Abidah. Vergleiche die Königsprobe.

nur mit vieler Mühe niederkämpfte — Jähzorn und Ehrgeiz: Feinde, die ihm um so gefährlicher wurden, je mehr sie sich bey ihm mit schöner freundlicher Miene und prächtig klingenden Nahmen als Kraftgefühl und Heldenmuth eingeschmeichelt, seine Macht dann gemißbraucht, und ihn verleitet hatten, manches zu thun, was er zu spät bereute, gethan zu haben. So hatte ihn sein Ehrgeiz verleitet, Länder zu erobern, zu denen er kein anderes Recht als das des Stärkern hatte; und sein Jähzorn, oft nur vermeynte Beleidigungen fürchterlich zu ahnden; und war der Beleidiger gar ein Mann, der, wie er, den Purpur trug: dann — o Kinder, betet zu dem Weltgeiste, daß er den Herren der Erde Kraft gebe, sich selbst zu beherrschen!

Gebals edles Herz litt unbeschreiblich viel, da er als Mann die Thaten des Jünglings auf der Wage der Gerechtigkeit abwog, und sie zu leicht fand. Mit einer Thräne, die ich nie vergessen werde, sprach er einst: „Abdalla, o daß ich ungeschehen machen könnte was ich als Jüngling that! — Ich werde einen schrecklichen Tod haben! Wie werde ich durch die Leichen der Erschlagenen, die nicht dem Vaterlande, sondern meinem Jähzorn und meiner Ruhmsucht fielen, mich durchwinden können!"

Ich that was ich konnte um ihn zu beruhigen; ich tröstete, ihn daß er nur aus Irrthum

und Leidenschaft gefehlt habe; ich stellte ihm die Menge der bessern Thaten seines männlichen Alters auf: aber ganz konnte ich meinen Zweck nie bey ihm erreichen.

Jetzt nun dachte ich an diese Unterredung zurück, und betete Dank zu dem Ewigen, daß er seine Reue, und die edleren Thaten seines Lebens gnädig angesehen, und ihn ohne bittern Todeskampf in die bessere Welt hinüber gerufen habe.

„Er hat vollendet, rufte ich, wohl und glücklich vollendet, gepriesen sey der Weltgeist!" Nichts blieb noch zu beklagen übrig, als mein eigener Verlust. „Aber ein Verlust, der deinem Freunde hoher Gewinn war! — Wär's nun nicht die Klage des Eigennutzes? Und wäre es nicht Ungerechtigkeit gegen den Weltgeist, und schändlicher Undank, wenn du alle das Gute, das er dir mit und durch deinen Gebal gab, nun mit einem Male vergessen und trübsinnig zur Sonne aufblicken wolltest: daß die Blume, der sie Leben gab, und die dir so lange zur Freude blühte, nun endlich verblüht ist? Wer ist Thor genug, zu klagen: daß nach vier und zwanzig Sommertagen ein Paar Regentage folgten? Zehnfacher Thor du, wenn du nach vier und zwanzig Jahren, im Genusse der Freundschaft verlebt, murren wolltest, daß du nun auch ein Paar Jahre ohne Freund leben müßtest! Und wie lange, so findest du ihn wieder, dort, wo hoffentlich keine Tren-

nung

nung mehr zu befürchten ist!" — Siehe, so wurde meine Klage zum Dankgebet. Und der Ewige mit überschwenglicher Güte gab mir jüngst noch für den kleinen Rest meines Greisenlebens, was ich nie gehofft hätte, zwey Freunde mit der vollen Herzensgüte meines Gebals. Da beschloß ich, für die wenigen Jahre, die ich noch zu leben haben möchte, jährlich einen Fest- und Danktag zum Gedächtniß meines Gebals zu feyern; mich zu freuen bey der Rückerinnerung an seine edleren Thaten; mich zu freuen, daß er mein Freund ward, und daß er nun vollendet habe; zu freuen des Guten, das ich ihm noch jetzt verdanke — ein freyer Mann zu seyn, und andern wohlthun zu können; und schließlich mich zu freuen — daß ich bald wieder bey ihm seyn werde. — Bin ich nun bey dir gerechtfertiget?

Alnassar. Vollkommen! Ich ehre deine Weisheit.

Abdalla. Für acht und achtzig Jahre will es eben nicht viel damit sagen! — Doch jetzt die Laube nicht zu vergessen.

4.

Abdalla bedurfte der Erinnerung des Alnassars nicht, um heute nicht durch des Alters trüben Ernst die Freude zu verscheuchen. Er machte den heitern freyen Wirth, der seinen lieben Gästen

Gästen das kleine ländliche Mahl durch frohe Unterhaltung zu würzen wußte; und sein selbstgezogener Wein, den Gebals Obermundschenk nicht besser als er zu behandeln verstand, that ihm zur Erreichung seiner Absicht gute Dienste.

Neue Lebenskraft strömte in den Adern der Greise, und im Gefühl ihrer Kraft durchkämpften Araspes und Bliontis noch einmahl die Schlachten, die sie in ihren jüngern Jahren unter Gebals Fahne erfochten hatten, daß in der Hitze des Streits die Pokale vom Schenktische stürzten, und der Trauben Blut die Erde färbte. Durch eingestreute Fragen, im welchem der interessantere Theil der Antwort schon enthalten war, wußte der gefällige Wirth auch seinem jungen Gaste die Erzählung der Helden so unterhaltend zu machen, daß dieser betheuerte, seit Jahren solch einen frohen Abend nicht gehabt zu haben.

Jetzt wurde das Gefecht durch ein lautes Siegesgeschrey — so schien es den rüstigen Kriegern — unterbrochen.

„Lange lebe König Gebal!" „Lange lebe Vater Abdalla!" ertönte es laut vor der Wohnung des letztern. Was soll das? fragte Alnassar der sich entdeckt glaubte, mit sichtbarer Verlegenheit.

Das sind meine lieben Landsleute, antwortete Abdalla; sie feyren heute mit mir Gebals Tag.

Wahr-

Wahrscheinlich wollen sie mir zeigen, wie froh sie ihn feyren. Kommt, Freunde, daß wir ihnen unsere Gegenwart bringen!

Das laute Freudengeschrey der glücklichen Einwohner von Abdalsdorf erhob sich von neuem, da sie ihren guten Herrn erblickten, unter dessen sanfter Herrschaft es ihnen so wohl gieng.

Vater Abdalla, Vater Abdalla! Unser lieber guter Herr! Lange lebe Abdalla! Lange lebe Vater Abdalla!

So jauchzte ihm die frohe Menge entgegen, und jedem stand es auf dem ehrlichen, heitern Gesichte geschrieben, daß sein: lange lebe! aus dem Herzen kam. Liebreich dankte ihnen der ehrwürdige Greis, mischte sich mitten unter sie, drückte hier und da einem die Hand, nannte sie alle seine Kinder, ließ jedem noch einen Becher auf Gebals langes Leben und glückliche Regierung, reichen — und die untergehende Sonne spiegelte sich in ihren Freudenthränen.

Habt Dank, Kinder, für eure Liebe, wiederhohlte Vater Abdalla, und setzte hinzu: liebet einst eben so meinen Sohn, wie Ihr mich liebet! — Er wird euch gewiß eben so väterlich lieben wie ich. — Wenn ich nun vielleicht bald nicht mehr unter Euch seyn werde, dann, liebe Kinder —

Lautes Schluchzen seiner Kinder, deren Freude durch den Gedanken an den Tod ihres Vaters mit einem Mahle zur Traurigkeit umgestimmt war, unterbrach seine Rede; und der liebende Vater, selbst bis zu Thränen gerührt, hatte Mühe sie wieder zu beruhigen, und mußte, unter Thränen lächelnd, dem guthmüthigen Völkchen wiederhohlt das Versprechen geben, daß er noch lange bey ihnen bleiben wolle, ehe ihnen noch ein leidliches lange lebe im Jubeltone wieder glücken wollte.

Abdalla kehrte mit seinen Freunden zum freundschaftlichen Becher zurück: aber auch ihnen wollte es lange nicht gelingen, den abgerissenen Faden der frohen Unterredung wieder anzuknüpfen, ob sie gleich in der Zwischenzeit keinen Mangel an Unterhaltung hatten.

„Wohl mir, daß ich geliebt werde von glücklichen Menschen, die mir einen Theil ihres Glücks verdanken! Und wohl mir, daß ich solchen Dank verdienen konnte!“ dachte in seliger Empfindung der gute Greis.

„Wohl uns, daß wir Abdallas Freunde sind!“ dachten, nicht minder selig bey diesem Gedanken, Araspes und Bliontis.

„Es ist doch ein ganz andrer Ton, und ein ganz andrer Ausdruck, wenn die Abdalsdörfer ihrem Vater, als wenn die Bewohner deiner Königsstadt

dir

dir ein lange lebe! zujauchzen, dachte der verkleidete König — freylich mit seinen Gedanken nicht so zufrieden, wie die glücklichen Greise. „Aber, begann er endlich, „wie kömmts, Abdalla, daß deine Unterthanen den verstorbenen König Gebal sich noch immer lebend denken? Sie riefen ihm ja heute noch ein lange lebe! zu!

Abdalla. Das gilt, denk' ich, Gebal dem Zweyten.

Alnassar. Aber nicht diesem sondern dem Ersten wird ja das heutige Fest gefeyert?

Abdalla. Sie wissen von diesen Unterscheidungen nichts. Und mir ist es schon recht, wenn sie sich dabey ihren dermahligen König denken. Auch ich schließe ihn nicht aus: er ist Gebals einziger Sohn.

Alnassar. Was hältst du von unserm jungen Könige?

Abdalla. Ich hoffe er wird seines edlen Vaters würdig seyn.

Bliontis. Er ist eben noch ein junger Herr, der erst werden muß.

Abdalla. Er wird gewiß werden! Freylich hat das schmeichlerische Hofgesindel oft die besten Könige verdorben: aber —

Bliontis. Jammerschade, wenn sie diesen auch verdürben!

Ab-

Abdalla. Befürchte das nicht! Das Beyspiel seines großen Vaters liegt ihm zu nahe, und er hatte einen Attur zum Lehrer.

Alnassar. Und doch soll der weise Attur nicht frey von Grillen und schwärmerischen Grundsätzen gewesen seyn?

Abdalla. Grillen? welcher Sterbliche ist frey davon? Was seine Schwärmerey betrift, so wünschte ich, daß die Welt dergleichen Schwärmer viele hätte, sie würde sich wohl dabey befinden. Sind dir etwa einige von seinen schwärmerischen Grundsätzen nahmhaft gemacht worden?

Alnassar. Viele! — Nur etliche zum Beyspiele! — Er soll sich einen Vertrag zwischen Regenten und Unterthanen eingebildet haben — wovon in keinem Archive etwas zu finden ist.

Abdalla. Nichts schriftliches —

Alnassar. Und sogar behauptet haben: die Unterthanen hätten ein Recht, dem Regenten strenge Rechenschaft abzufordern, wenn er den Vertrag bräche.

Abdalla. Von welchem Rechte sie freylich, wenn sie klug sind und ihr eigenes Glück lieb haben, nicht leicht Gebrauch machen werden; weil sie befürchten müßten, den Proceß zu verliehren, oder auf alle Fälle, ihr Recht zu theuer zu erkaufen.

Alnas-

Alnassar. Auch soll er behauptet haben: der Regent sey verbunden, seine Unterthanen klüger zu machen, ohne —

Abdalla. Vielleicht schon deswegen, damit sie einsehen, wie gefährlich es sey, ihre Rechte gegen den Stärkern mit Gewalt behaupten zu wollen; und daß sie Uebel mit Uebel berechnen, und das kleinere vorziehen und ertragen lernen.

Alnassar. Ohne zu bedenken, daß man ja andere nicht mit Gewalt klüger machen kann, und daß ein König nicht dazu da ist, den Schulmeister zu machen. —

Abdalla. Aber doch für bessere Schulmeister zu sorgen.

Alnassar. Ferner: daß der Regent eben so abhängig vom Gesetze sey als seine Unterthanen, da er doch der Gesetzgeber ist, und niemand ihm Rechenschaft abfordern kann.

Abdalla. Als etwa der, vor dem die Könige nichts mehr als ihre geringsten Unterthanen sind.

Alnassar. Es sollte mich wundern, wenn du diese Grundsätze vertheidigen könntest.

Abdalla. Wenigstens muß ich gestehen: daß ich in den angegebenen Grundsätzen, wie du sie nanntest, nichts weniger als Schwärmerey finde. Hat König Tigrimm gerecht regiert?

Alnassar. Tigrimm war ein Ungeheuer, das den Thron schändete.

Abdalla. Wie kann man aber das sagen, da er nicht mehr that als wozu er berechtigt war?

Alnassar. Berechtigt? — So viel Böses zu thun, als Tigrimm that?

Abdalla. Er war ja König, und an kein Gesetz gebunden!

Alnassar. Ja — aber — o! er that erschrecklich viel Böses!

Abdalla. Wenn er nur die Hälfte des Bösen, das er that, gethan hätte, wäre er dann ein gerechter guter König gewesen?

Alnassar. Das zehnte, das hundertste Theil wäre schon zu viel gewesen.

Abdalla. Er wäre dann nur weniger ungerecht und böse gewesen! Du meynst aber, ein König sollte ganz gerecht und gut seyn?

Alnassar. Wohl sollte er das!

Abdalla. Nun, siehe, mehr wollte Attur auch nicht sagen. Dies ist der Vertrag, den der Regent an seinem Theil zu erfüllen hat, dies das Gesetz für Könige, die gerechte gute Könige seyn wollen.

Alnassar. Ja — von der Seite betrachtet — nicht übel! — Nur sollte, denke ich, hier nicht von müssen, nicht von Zwang die Rede seyn.

Abdalla. Freylich nicht! Der wird nie ein guter König werden, der des Zwangs von aussen bedürfte, um zu thun was er selbst für gut anerkannte! Nur seine eigene Vernunft zwingt ihn so zu handeln. Wer wird aber dem entgegen handeln wollen, was die Vernunft befiehlt? Wie könnte ein König ein Vorrecht darin suchen, wissentlich und mit Vorsatz unvernünftig zu handeln? Welch ein armseliges Vorrecht! Wie müßte es um den Kopf des Mannes stehen, der so denken könnte? wie um sein Herz, um seinen Seelenfrieden, und seine Glückseligkeit? Müßte der Mann, der es einsähe, „du thust nicht was Recht ist, du handelst böse und unvernünftig," sich nicht selbst verrachten? — Und gerade ein König, wenn er nicht ganz verwahrloset ist, wie der arme König Tigrimm, bedarf des Zwangs von aussen noch ungleich weniger als wir andern. Der große Geist ist drum so selig, weil er so gut ist, weil er mit so milder Hand segnet und wohlthut. Wer kann sich dem großen Geiste mehr nähern, an seiner Seligkeit mehr Theil nehmen, als ein guter König? Und welcher König, der das denken und fühlen kann, wird nicht gerne gut seyn wollen?

Alnaſſar. Ganz recht; er wird es ſelbſt wollen. Nur, wie geſagt, kein andrer kann ihn dazu zwingen. Er giebt für andere Geſetze; dieſe müſſen ſie befolgen: er befolgt ſie, wenn er will.

Abdalla. Und muß es wollen, ſo bald er einſieht, daß es recht und gut ſey; wenn er anders ein gerechter, guter und glückſeliger König ſeyn will! — Nimm einmahl an, ich gäbe meinen Abdalsdörfern das Geſetz, daß niemand ſich betrinken ſollte; und taumelte nun ſelbſt einmahl als Betrunkener unter ihnen herum. Ich glaube, ich wäre dann nicht im Stande, einen andern, der wider das Geſetz geſündigt hätte, zu beſtrafen, und ſchämte mich vor den kleinen Kindern in meinem Dorfe, und am meiſten — vor mir ſelbſt. Ueberhaupt ſcheint mir's immer, als wenn ich ungleich mehr verpflichtet wäre, gerecht und gut zu handeln, als alle Einwohner im ganzen Dorfe, weil ich mehr Gutes thun kann, weil ich beſſer einſehe, was recht und gut iſt, und weil ich glaube, ich müſſe ihnen mit meinem Beyſpiele vorgehen. Ja, es ſcheint mir, als wäre mirs ſchlechterdings unmöglich, wiſſentlich und vorſetzlich irgend einem meiner geringſten Unterthanen Unrecht zu thun, und als könnte ich nie wieder ruhig werden, wenn irgend einer von ihnen mit Grunde behaupten dürfte, daß ich ihm Unrecht gethan hätte; ob ich gleich alles anwenden würde, es wieder gut zu machen, ſo weit man ſo was wieder gut machen

chen kann. Und ich glaube, ich würde eben so denken, und so denken müssen, wenn ich auch der große König von Aethopan selbst wäre. — Doch was sollten wir um Worte streiten, da wir in der Sache einig sind. Nur ein König Tigrimm, dem seine Zeitgenossen im Stillen, und die Nachwelt laut fluchte, darf sich erlauben, böse und ungerecht zu handeln.

Alnassar. Da bin ich ganz mit dir einverstanden. Und, so erklärt, ist Attur gerechtfertigt. Aber was sagst du zu seinem schulmeistern?

Abdalla. Das er sagte: ein guter König müsse, so viel nur immer möglich, dafür sorgen, daß seine Unterthanen verständiger würden? — O da geben wir ihm gewiß auch Recht. Du, Alnassar, wenn du einen Sohn hast, oder ihn noch bekömmst, wirst es gewiß für süße Pflicht halten, ihn so zu erziehen, daß er einst ein verständiger Mann werde? —

Alnassar. Das versteht sich!

Abdalla. Nun, die Könige sind ja Väter aller ihrer Unterthanen, und wollen auch dafür angesehen seyn. Ein guter König wenigstens kennt keinen schönern ehrenvollern Titel als den Vaternahmen. Ein guter König wird, traun, dafür sorgen, daß seine Unterthanen, seine Kinder, verständiger werden.

Alnassar. Aber Asdal einer unsrer Weise sagt: „es ist besser, daß ein König auf seinem Throne schläft, als daß er von da herab schulmeistert.“

Abdalla. Ich habe den Asdal nie gelesen indeß mag er hier in gewisser Rücksicht nicht ganz unrecht haben. Es kommt darauf an: was er unter schulmeistern versteht. Der König, der mit Vernachlässigung seines großen Königsamts den kleinen Gelehrten machte, thäte für sein Land nichts bessers, als wenn er schliefe; und wenn er nun gar auf den unglücklichen Einfall käme, seine Weisheit, seine Meynungen, seinen Glauben seinen Unterthanen aufzuzwingen; ihnen Gesetze vorzuschreiben, wie sie denken und was sie für wahr halten sollten: wenn er dann (was bey jener Voraussetzung höchst wahrscheinlich erfolgen würde) die ehrlichen Männer, die es geständen daß sie ihm nicht ganz gleich denken könnten — und dies aus dem einfältigen Grunde, weil sie unmöglich etwas weiß nennen könnten, was sich ihren Augen als schwarz zeigte — deswegen hassen, verfolgen, oder auch nur zurücksetzen, und die Dratpuppen und Schmeichler, die sich in seine Meynungen fügten und seine Grillen als hohe Weisheit bewunderten, bey allen Gelegenheiten ihnen vorziehen wollte: da, da hätte dein Asdal recht! Besser der Fürst hätte sanft geschlafen, als daß er so schulmeisterte! — Aber so wollte auch

gewiß

gewiß Attur nicht, daß die Könige schulmeistern sollten. Er wollte nur: daß sie durch Anstellung guter Lehrer und Beförderung nützlicher Kenntnisse ihr Volk, nach dem jedesmaligen Grade seiner Empfänglichkeit, verständiger machen sollten.

Alnassar. Wenn aber eben derselben Asdal an einem andern Orte sagt: „Fürsten, wollt ihr ruhig und glücklich herrschen, so erhaltet eure Unterthanen in der Dummheit; kein Volk gehorcht besser als ein dummes Volk!“ —

Abdalla. So war er ein ausgemachter Sch — doch nein! nein! wir wollen nicht rasch verurtheilen, und am wenigsten, schimpfen. Es kömmt so ausserordentlich viel drauf an, wie? und wenn? mit welchem Tone? welchem Ausdrucke? unter welchen Umständen? und, bey schriftlichen Worten, in welchem Zusammenhange? jemand etwas gesagt hat: daß man immer in Gefahr ist, ihm Unrecht zu thun, wenn man seine Worte nach der Anführung eines andern richtet. Beynahe sollt' ich glauben, daß die angeführte Stelle Asdals eine bloße Satyre auf böse Fürsten, auf die Tigrimms, sey.

Alnassar. Wenn ich nicht irre, so beruft er sich im vollen Ernst auf Geschichte und Erfahrung, um seinen Satz zu beweisen: daß die dümmsten Völker immer am besten gehorchten.

Abdalla. Gehorchten? — je nun, das Wort ist auch vieldeutig. Doch es lohnte wirklich nicht der Mühe, die Deutungen hier aufzusuchen. So viel ist wohl ausgemacht: die verständigsten sind die nützlichsten und besten Bürger des Staats! — Indeß, einmal angenommen, Asdals Ausspruch wäre gegründet: meynst du daß ein guter König seine Lehre befolgen würde? seine Unterthanen in dummer Thierheit erhalten würde, um dann die Menschenthiere desto leichter zu mißhandeln?

Alnassar. Warum denn gerade um sie zu mißhandeln?

Abdalla. Welche Absicht könnte er denn sonst haben? Das wirst du mir doch zugestehen, daß verständige Unterthanen, die es einsehen daß es ihr Fürst gut mit ihnen meyne, unmöglich so wahnsinnig handeln werden, sich gegen ihren guten Fürsten aufzulehnen?

Alnassar. Wenn sie das einsehen.

Abdalla. Das werden sie, wenn sie verständig sind. Natürlich muß es ihm lieb seyn, daß sie es einsehen, und eben so natürlich muß er es wünschen, und es befördern, daß sie immer verständiger werden. Nur ein Tigrimm kann Ursache haben nicht zu wünschen, daß seine Unterthanen einsehen, wie schlimm er es mit ihnen meyne. Ein König, der seine Unterthanen verständiger zu wer-

den

den hindert, scheint mir deutlich genug zu sagen: ich habe Lust ein Tigrimm zu seyn!

Alnassar. Ja, wenn er es absichtlich verhindert?

Abdalla. Lieber Alnassar, hier ist verhindern und nicht befördern eins und dasselbige. „Wer etwas Böses, das er verhindern konnte, nicht verhinderte, wird als Thäter bestraft!" sagt eins unsrer vernünftigsten Gesetze; und man könnte eben so richtig hinzusetzen: wer etwas Gutes, das er thun konnte, nicht thut, ist ein Uebelthäter! — Doch ich glaube nicht einmal, daß ein Schüler Tigrimms durch jenes Mittel seinen Zweck erreichen würde. Denn mit aller seiner Macht kann er doch nicht alle in Dummheit erhalten. Wie nun, wenn die, obgleich wenigen, Klugen, die leicht zu bewegende Menge der Dummen zum Aufruhr verleitete? Und meynst du, daß es, um den Druck eines Tigrimms zu fühlen, viel Verstand brauche?

Alnassar. Wie aber, wenn ein sonst guter Fürst verkannt wird?

Abdalla. Von seinen verständigen Unterthanen hat er das am wenigsten zu befürchten!

Alnassar. Oder, wenn sie seine Vergehungen zu hoch anschlagen?

Abdalla. Der Verständigste ist immer am geneigtesten zu verzeihen. Und wie ich dir schon

vorhin sagte, selbst in dem Falle, daß der Fürst ein böser Fürst ist, werden doch die verständigen Unterthanen lieber dulden, so viel sie dulden können, ehe sie zu dem gewaltthätigen, verzweifelten Mittel des Aufruhrs ihre Zuflucht nehmen: eben weil sie das Gewaltthätige, das Gefahrvolle dabey kennen, weil sie besorgen übel ärger zu machen, und entweder der Gegengewalt zu unterliegen, oder, selbst siegend, den Sieg viel zu theuer zu erkaufen, wenn der große Haufe, ohne dessen Beyhülfe sie doch nichts ausrichten können, im Freiheitstaumel wüthete, mit dem ungerechten Gesetzgeber auch die gerechten Gesetze zu Boden träte, und am Ende die Beute irgend eines oder mehrerer neuer Tyrannen würde. So eine Besorgniß, so gegründet sie auch ist, wird dem Dummen nicht in den Sinn kommen. Er folgt blindlings der Stimme der Leidenschaft, und, einmal in Feuer gesetzt, versengt und verwüstet er alles um sich herum, und zulezt sich selbst. — Und nimm den Fall: daß die Unterthanen sich gegen ihren ungerechten Regenten mit Erfolg anflehnen, und mit gewaffneter Hand ihm Rechnung abfordern: so muß er selbst dann um seines eignen Glücks und seiner Rettung willen, wünschen, daß der größere oder doch der stärkere Theil unter ihnen aus verständigen Männern bestehe. Nur von diesen kann er Schonung und Großmuth, und gemäßigte Forderungen erwarten: der dumme Pöbel hingegen weiß dann nichts von Mäßigung, kennt keine

Schran-

Schranken, und opfert mit Blutdurst alles seiner Rache auf. Dummheit ist die Mutter der Bosheit, und wehe dem, der in ihre Hände fällt!

Vliontis. Abidah behüte uns vor Aufruhr und Zwietracht!

Araspes. Und vor bösen Tigrimms!

Abdalla. Und vor Schmeichlern, welche Könige zu Tigrimms machen!

Alnassar. Lehrt aber nicht die Erfahrung, daß die klügsten Menschen nicht immer die besten sind? Selbst die Schmeichler, von denen du sagst daß sie böse Könige machten, könnten sie das ohne eine gewisse Art von Klugheit?

Abdalla. Richtig! ohne eine gewisse Art von Klugheit, die wir andere List und Verschlagenheit nennen, und wovon das alte Sprichwort sagt: der Verschlagene hat vor dem Dummkopf keinen andern Vorzug, als daß er ein größerer Böswicht ist! Aber, eben diese Erfahrung spricht für unsern Attur. Der Trieb glücklich zu seyn wirkt in dem geringsten Sklaven, wie in dem mächtigsten Herrn der Erde, und wirbt den Kopf zu seinem Dienste an. Hierzu bedarf es keiner weitern Ermunterung und keines großen Unterrichts. Treu thut der Diener seinen Dienst gewiß; es kömmt nur darauf an, ob er innere Kraft hat, viel zu wirken. Gesezt, daß der Mensch mit dieser

ser Kraft nie drauf aufmerksam gemacht wurde, das wahre Gute vom Scheinguten und Glück von Glückseligkeit zu unterscheiden, und daß das Gefühl für Recht nicht früh in ihm entwickelt, vielmehr allmählich durch den mächtigern Trieb nach Glück unterdrückt wurde: so wird er natürlich auf nichts raffiniren, als seinen Trieb zu befriedigen, und alle andere Menschen blos als Mittel zu seinem Zwecke gebrauchen; — was ihm bey den Schwächern nicht mißlingen wird. Um nun diese Schwächern gegen den Betrug und die Mißhandlung jener Kraft zu sichern, und die Kraft vielleicht selbst zum Guten umzulenken, giebt es kein anderes Gegenmittel, als Verstandesbildung. Laßt uns von Jugend auf die Menschen, nach dem Grade ihrer Empfänglichkeit, das Wahre und Gute erkennen lehren, und ihr Gefühl für Recht zu entwickeln suchen! — So dachte mein edler Gebal.

Alnassar. Nur noch Einen Einwurf. Man sagt, daß eben dieser Gebal bey aller guten Absicht seine Unterthanen verständiger zu machen, durch seine Nachsicht gegen Schwärmer und Irrlehrer, durch die Erlaubniß, die er jedem Gelehrten gegeben, seine Schriften, so viel er wolle abschreiben zu lassen und zu verbreiten, bey weitem mehr geschadet als genützt habe. Solchen Leuten müßte man doch auf alle Fälle Zaum und Gebiß anlegen, und ihre Frechheit aufs strengste ahnden?

Abdalla. Bis hieher habe ich noch immer geglaubt, daß Gebal durch seine Duldung ungleich mehr genützt habe, habe ihm diese Duldung zum größten Verdienste angerechnet, habe gedacht, daß sie seinem Kopfe eben so viel Ehre als seinem Herzen mache. Zwar ist es nicht zu läugnen, daß Gebals Duldung von vielen gemißbraucht wurde: aber welches Gute wurde nicht gemißbraucht? Willst du den Wein verbieten, weil er den Säufer rasend macht? Trinkt nicht auch der Mäßige im Weine Freude, Labung und Stärkung? Ist das Gute nicht weit überwiegend? Der beste Acker trägt oft, neben der guten Frucht, das meiste Unkraut. Deswegen hatte jüngst einer meiner Fruchtbauern den Einfall: man müßte auf die guten Aecker Sand aufführen, um sie schlechter zu machen. Du kannst denken wie er von seinen klügern Nachbarn ausgelacht wurde!

Araspes. Ha! Ha! Ha! Das war der närrische Schirin.

Bliontis. Und doch hat, halter, jede Sache zwey Seiten. Ein wenig Sand auf zu fetten Aeckern thut gar nicht übel!

Araspes. So meynte es aber Schirin nicht. Der wollte das gute Land schlechter haben. Neulich hat er seinen besten Acker durch seine Kinder jäten lassen, wie die Frucht kaum aufgekeimt war. Was thun mir diese? Die reißen mir glücklich die

die gute Frucht aus, und lassen das Unkraut stehen.

Abdalla. Nun da giengs dem Schirin gerade wie dem König Asdral und seinen Bücherrichtern. Asdral, Gebals Vater, verordnete: daß es keinem Schriftsteller, ohne Genehmigung seiner Bücherrichter, erlaubt seyn sollte, ein Buch für die Leser abschreiben zu lassen. Zum Unglück waren aber einige dieser Richter so engbrüstig, daß sie oft die besten Bücher ganz verwarfen, oder doch das, was das beste in ihnen war, ausstrichen. Die nächste Folge, die man leicht hätte vorher sehen können, war diese: daß die Schriftsteller, welche kein günstiges Urtheil erwarteten, das Büchergericht umgiengen, ohne Nahmen desto freyer schrieben, und desto fleißiger gelesen wurden.

Alnassar. Aber das hätte man ja durch nachdrückliche Strafen verhüten können.

Abdalla. Das hat man versucht, aber ohne glücklichen Erfolg. Das verbotene Buch wurde, trotz der Gefahr, von Leuten, die sonst wenig oder nichts lasen, mit großen Unkosten herbey geschaft und gierig gelesen; und der bloße Ruf, dies oder jenes Buch sey von einem bestraften Schriftsteller, war für das Buch die beste Empfehlung. König Asdral änderte deswegen kurz vor seinem Ableben die Instrukzion für die Bücherrichter dahin

hin ab: daß sie jedes Buch, ohne Ausnahme, mit Vorsetzung ihres Urtheils und etwanigen Anmerkungen, sollten passiren lassen. Jeder Schriftsteller sollte verbunden seyn, dies Urtheil und die Anmerkungen der Bücherrichter allen Abschriften seines Buchs beyzufügen, und wer von nun an das Büchergericht umgienge, sollte ungleich strenger als vorher bestraft werden. Gebal ließ, ohne Büchergericht, jeden schreiben, was er wollte, so fern er sich nur zu seinem Buche bekannte; und bestrafte nur die Verfasser der Schmähschriften, sobald der Beleidigte seine Klage vor Gericht gültig gemacht hatte — von Rechts wegen. Jeder muß für seine Schriften, wie für seine Rede, verantwortlich seyn, und für jene noch mehr, weil er sie besser überdenken konnte. Uebrigens, sagte Gebal, habe ich das Zutrauen zur Wahrheit: daß sie ohne meine Beyhülfe über den Irrthum siegen, und zu den weisern Lehrern meines Volks, daß sie die Unweisern von selbst zurecht weisen, und wo es der Mühe werth ist, hinreichend widerlegen werden.

Alnassar. Denke dir aber die Frechheit, daß einige sogar heftige Angriffe auf Abidah selbst und seine heilige Religion gewagt haben!

Bliontis. Nein, das wäre abscheulich!

Araspes. Ey, ey, was will noch aus der Welt werden? — Das wird doch unser Abdalla selbst unverzeihlich finden?

Ab-

Abdalla. Wenigstens nicht billigen. Ich habe selbst so was gelesen, und es schmerzte mich — um so mehr, da mir der Verfasser ein sehr wackerer Mann schien, nur mit zu viel Jünglingsfeuer und zu wenig Menschen-Kenntniß. Er sah die Wahrheit einseitig, und bedachte nicht, daß manches tausend andern frommen könnte, was ihm, und vielleicht ihm selbst nur jezt, entbehrlich wäre. Laßt uns doch die Menschen mit ihren so verschiedenen Fähigkeiten, Kräften und Bedürfnissen nicht nach uns abmessen! Wohl dir, wenn du manches entbehren kannst, was andern Bedürfniß ist; aber vielleicht hast du auch vieles, was sie entbehren müssen, oder das sie, und wenn du es ihnen auch geben wolltest, noch nicht zu gebrauchen wissen! Hartherzig wäre es, wenn du den Aermern, das was ihnen jezt wohlthut, entreißen wolltest, so lange sie es ohne überwiegenden Schaden genießen können! O laßt uns keinem rauben was ihm Beruhigung und Trost gewährt, so lange es nicht ausgemacht ist, daß es ein leidiger Trost ist, der bald zerfliegen und desto größern Schmerz gebähren werde; oder, was noch wichtiger ist, daß er mit diesem armseligen Troste auch seine Tugend in den Schlaf wiegen werde! Am wenigsten entreißt ihm das, was ihn im Kampfe gegen Leidenschaften stärken, und seiner schwächern Tugend gegen die Macht der Sinnlichkeit zu Hülfe kommen kann!

Dennoch besorge ich keinesweges mit meinem lieben Anaspes, daß die Welt von dem Strohfeuer dieser unklugen Lehrer in Brand gerathen werde. Zum Glück fehlt es uns nicht an weisern Lehrern. Es könnte seyn, daß manches zur Abidah's Religion gerechnet würde, das wohl nicht dazu gehört, und das vielleicht sogar schädlicher Irrthum wäre: nun, der wird fallen; aber die Wahrheit wird, durchs Feuer geläutert, desto herrlicher und wohlthätiger hervor gehen. Auf alle Fälle würde ihr Der einen schlechten Dienst und wenig Ehre erweisen, der ihre Prüfung verbieten, und ihre Gegner — vielleicht nur Irrende, die es mit der Wahrheit selbst gut meynen — nicht mit Gründen, von ihr selbst hergenommen, widerlegen, sondern lieber mit Gewalt zum Stillschweigen bringen wollte. — Doch entfernen wir uns nicht zu weit von unserm Attur? Man kann über die Art und Weise noch zweifelhaft seyn, aber die Sache selbst ist keinem Zweifel unterworfen. Ein guter König muß als solcher, so viel er kann, dafür sorgen, daß seine Unterthanen immer verständiger werden.

Alnassar. Das scheint unläugbar.

Abdalla. Es ist unläugbar! Schon von der Seite betrachtet, „daß der verständigere Mensch zum Genuß menschlicher Glückseligkeit fähiger wird," welcher gute König wollte nicht alles anwenden, seinen Kindern diesen Genuß zu verschaf-

sen und zu erhöhen? Aber er muß es ja selbst um seines eigenen Glücks, um seiner eignen Ehre willen thun! — Nicht zu gedenken, daß nur durch den gebildeten Verstand der Bürger eines Staats Handel und Gewerbe belebt, und der Staat blühender gemacht wird; daß nur verständige Männer im Staatsrathe ihm die Last seines großen Herrscher- und Vateramts erleichtern können; daß selbst im Felde gegen die Feinde des Vaterlandes der Verstand seiner Heerführer oft ungleich mehr vermag als die Stärke der Rosse und die Muskelkraft der gemeinen Krieger: ist es ihm nicht mehr Ehre an der Spitze verständiger Menschen zu stehen, als Anführer einer dummen Heerde zu seyn? Und thut es seinem Herzen nicht wohl, wenn das Gute, das er für sein Volk thut, von einem verständigen Volke erkannt und mit kindlicher Liebe und Herzensdank belohnt wird? — Ich hätte vorhin für das Lob meiner Abdalsdörfer keinen Dental *) gegeben, wenn ich sie als eine Heerde Menschenthiere gedacht hätte, die selbst nicht wissen, was sie wollen: aber ich that für ihre Bildung, was ich nach meinen wenigen Kräften thun konnte, und ich weiß, daß sie das Gute erkennen, und nur, mit ihrer eignen Gutmüthigkeit, zu hoch anschlagen. Nun, da trieb mir das Herz eine Freudenthräne ins Auge. — Halte mir das zu Gute, daß ich mein kleines Beyspiel, ich

*) Die kleinste äthiopanische Münze.

ich glaube zum zweytenmale, anführe; das ohnehin hier schon deswegen nicht paßt, weil ein guter König dergleichen kleinliche Antriebe nicht braucht, um seinem Volke wohlzuthun. Ihm ist es genug zu wissen, daß er ihm dadurch wohlthut, und sich dadurch dem großen guten Geiste nähert, dessen seligstes Geschäft es ist, allen seinen Millionen Erschaffenen, allen seinen Kindern wohlzuthun, und zu segnen alles was lebet!

5.

Des Abends Kühle trieb Abdalla und seine Freunde früher aus der Laube; Blionris und Araspes wankten nach ihren Hütten, und auch dem verkleideten Könige wurde sein Zimmer zur Ruhe angewiesen. Aber die Ruhe floh das Lager des Königs, auf welchen der heutige Abend einen desto tiefern Eindruck gemacht hatte, je unerwarteter ihm das alles, was er hier gesehen und gehört hatte, gewesen war.

Der Abdalla, den er sich dachte, war ein alter Krieger, der einmahl brav gewesen war, und sich dadurch den Beyfall seines Herrn erworben hatte, jezt aber, in seinen Quasikönig ein wenig vernarrt, Karrikaturen machte; und bey welchem seine Majestät sich heute viel Kurzweil, und morgen, wenn sie ihr Inkognito abzulegen geruhen würden, einen Hauptspaß versprachen.

Wie ganz anders war der Abdalla, den er heute kennen lernte! Welch ein Ausdruck hoher Menschenwürde im Angesichte dieses Greises, und dennoch wie sanft durch Menschengüte gemildert!

Gebal fühlte sich gezwungen, das Uebergewicht, die Superiorität dieses Mannes anzuerkennen, und ihn mehr als je einen andern Menschen zu verehren. Er fühlte zwar auch zugleich das Lästige dieses Zwangs, und wünschte so gar ein paar mal, nicht als Kaufmann, sondern mit dem ganzen Glanze seiner Majestät, neben diesem Manne aufgetreten zu seyn: aber immer söhnte Abdallas Güte ihn mit seiner Größe wieder aus. Die Vorstellung, er ist Greis, du noch junger Mann mit der Hoffnung eben so viel und noch mehr zu werden, nahm dem Vergleiche das Bittere, das er vorher hatte, da er bloß Mann mit Mann maß: und es schmeichelte ihm zuletzt, von diesem großen Menschen sich auch als Alnassar nicht vernachlässigt, vielmehr mit einer gewissen Achtung behandelt zu sehen. So fieng er an, den Greis, und bald den ganzen Abdalla lieb zu gewinnen. Seine Reden fanden nun ungehinderten Eingang zu seinem Herzen, und erweckten die edelsten Gefühle, die lange in ihm geschlummert hatten, aber ihn jezt mit verdoppelter Stärke zur Thätigkeit aufforderten.

Im süßen Morgenschlummer sah er den Geist seines Vaters ihm Beyfall zulächeln, hörte seinen

väterlichen Ruf: folge meinem Abdalla! — Und so bald er erwacht war, eilte er, noch in der ersten Bewegung, worein ihn dieses Traumgesicht gesetzt hatte, dem edeln Greise den Morgengruß von seinem Vater zu bringen.

Von deinem Vater, Alnassar? — sagte Abdalla verwundert.

„Ja, von meinem Vater! Ich sah ihn im Traume, und er forderte mich auf: folge meinem Abdalla! — Ja, das will ich, guter Abdalla! Ich will dir folgen! Sey mir was du meinem Vater warst!“

Deinem Vater? Was ich deinem Vater war?

„Abdalla! Kannst du mir eine Täuschung verzeihen, die ich mir jezt selbst kaum verzeihen kann? Ich bin nicht Alnassar, ich bin Gebal, deines Gebals Sohn.“

Du König Gebal?

„Deines Gebals Sohn.“

Sohn des edelsten Vaters! — Sey mir gegrüßt mein König, Sohn des edelsten Vaters! — So ist es wahr, was mir gestern, mitten in unsrer Unterredung, ein leises Gefühl sagen wollte? — Ich sah dich blos als Knaben. — Aber ja! Ja du bists! Dies ist Gebals Auge — dies ist der Zug seines Mundes! Du bists! Sey mir gesegnet! Der Geist Abidah's segne dich! Der Gottheit Segen über dir, Sohn meines Gebals!

„O Abdalla, lieber Abdalla, Freund meines Vaters, (seine Hand ergreifend) sey mir was du meinem Vater warst! Ich will eurer würdig werden!"

Du wirst, rief Abdalla mit froher Zuversicht aus, du wirst es werden! du wirst durch dein Geständniß schon deines Vaters würdig, und wirst groß und gut seyn, wie er war! Sey mir gesegnet! — O du, du Vater des Lichts, Unaussprechlicher, unaussprechlich Gütiger, dir meinen Dank für den sanften milden Strahl meiner Abendsonne! — Mein König! Du bist Gebals Sohn! Du wirst werden was dein Vater war! Dein Geständniß — dein Auge — diese schöne Thräne in deinem Auge, bürgt mir, du wirst werden was dein Vater war! — Nun scheide ich gern — Nun scheide ich gern — ich bringe meinem Gebal gute Nachricht von seinem Sohne — er wird werden was sein Vater war!

„Ich hoffe es! Ich gelobe dirs, Vater, an deiner Brust, ich will es! Ich will gut seyn, wie mein Vater war!"

Weinend segnete ihn noch einmahl der Greis, drückte ihn dann fester und mit sprachlosem Entzücken an sein Herz, und auch Gebal hatte für sein Gefühl keine Sprache als Thränen.

(Die Fortsetzung nächstens.)

III.

III.

Zufällige Gedanken über die Frage: kann ein Fürst, ohne Einwilligung der Nazion, einen Krieg anfangen?

Den meisten wird diese Frage durch das Herkommen *) und die gewöhnliche Lehre des Staatsrechts schon längst für die Affirmative entschieden, und jede neue Untersuchung darüber unnüz scheinen. Nur in denjenigen Staaten, wo die Nazion sich das Recht, ihre Einwilligung zu geben oder zu verweigern, vorbehalten hat, darf der Regent ohne diese Einwilligung keinen Krieg anfangen.

So wird man sagen. Allein es ist hier die Rede nicht von der aktuellen Verfassung, und dem Herkommen in diesem oder jenem Staate, sondern von dem, was bey Errichtung eines neuen Staates **) am rathsamsten, d. h. dem Ends-

*) Welches der Vernünftige oft zu respektiren Ursache findet, ohne darum weniger lächerlich zu finden, daß gewisse Leute für altes Herkommen, ohne anderweitige Rücksicht, eine so blinde Verehrung hegen, wie die Negern für ihre Fetische.

**) Warum nicht auch bey Verbesserung eines alten?

zweck der gesellschaftlicher Vereinigung, dem Wohl des Volkes, *) am angemessensten und zuträglichsten seyn würde.

Die Kosten des Krieges (und man hat Beyspiele von Staaten, welche durch Führung der Kriege verarmten) werden aus dem Beutel der Nazion bestritten. Man sage nicht: daß bisweilen, ohne des Krieges wegen das Volk mit neuen Auflagen und Abgaben zu belästigen, die zur Kriegsführung erfoderliche Summen aus dem Schatze genommen werden. Liegt nicht die Quelle, woraus dieser Schatz geflossen ist, abermals in den Beuteln der Nazion? Und ist der Verwalter dieses Schatzes, welcher nicht seine Privat-Chatoulle ist, nicht schuldig der Nazion von der Verwendung des Theils ihres Vermögens, welchen sie zum Besten des Ganzen abgegeben hat, Rechenschaft abzulegen? Kann etwas in der Welt einer Nazion weniger gleichgültig seyn, als ein Krieg, in den man sie verwickelt, dessen Ausgang, bey der Ungewißheit der menschlichen Dinge, und den wandelbaren Launen des Glückes so unsicher ist, und welcher — die Zerstöhrung der Gesellschaft zur Folge haben kann?

Ich leite den Saz, daß ein Vorsteher des Staates, ohne Einwilligung der Nazion, keinen Krieg, der für sie von verderblichen Folgen seyn

*) Salus populi suprema lex esto!

seyn kann, *) anfangen dürfe, nicht blos aus der Thatsache her: daß im Grunde immer die Nazion das Geld zur Bestreitung der Kriegskosten hergeben muß, sondern auch aus der Wahrheit, die ich dreist postuliren darf: daß es der Nazion unmöglich gleichgültig seyn kann, ob von ihrem Vermögen, zu ihrem wahrem Besten, oder zu ihrem Verderben, **) Gebrauch gemacht wird?

Ihr ganzes Schicksal hängt nicht selten vom Ausgange eines Krieges ab: wie die Geschichte, dieses große Gemählde unserer Thorheiten und unserer Unglücksfälle, bezeugt.

Allein, wenn die Nazion in die Führung eines Krieges einwilligen soll, so muß sie — Stände, und diese Stände müssen Repräsentanten haben, deren Stimmen (vota) als der fysische Ausdruck der Willen der einzelnen Stände angesehen werden müssen, aus deren Vereinigung, nach dem Grundgesetze der Mehrheit der Stimmen, sich dann das Resultat des allgemeinen, oder doch

*) Und wo giebt es einen Krieg, der nicht mehr, und weniger, von verderblichen Folgen seyn könnte?

**) So, wie z. B. Ludwig XIV. das Vermögen seiner Nazion zur Befriedigung seines Ehrgeizes und zur Führung unnöthiger Kriege, welche das Volk ruinirten, mißbraucht hat.

kraft dieses Gesetzes nun als allgemein anzunehmenden Willens, d. h. im vorliegenden Falle, die Beschließung oder Nichtbeschliessung eines Krieges, ergiebt.

„Aber haben die Volks-Repräsentanten auch Kenntniß genug von dem Interesse der Nazion, um in dergleichen Fällen vernünftig votieren zu können?"

Ich antworte: ob sie es in hypothesi, in diesem oder jenem bestimmten Falle, haben, oder nicht, diese Frage thut hier so wenig zur Sache, als die: ob die Minister und Rathgeber der Regenten immer tiefe und richtige Einsichten in die Natur der Dinge *) haben, welche die politische Welt ausmachen? — Wenigstens können in thesi die Repräsentanten der Stände aufgeklärte, sachkundige, d. h. vom wahren Interesse der Nazion unterrichtete Männer seyn; zumal, wenn die öffentliche Erziehung verbessert, und die Lehrsätze des allgemeinen Staatsrechts und der ächten Politik keine tremenda mysteria mehr seyn würden. Zudem ist das eigentliche Interesse einer Nazion, wenigstens in gewissen Beziehungen, kein so verwickelter und schwer zu deschiffrirender Gegenstand, als das zweydeutige, wie Proteus allerley Gestalten annehmende, und unter allen dies

*) Welche unsern Hierofanten eine unbekannte Gottheit ist.

diesen Gestalten uns alle Augenblick entschlüpfende Ding, welches man das Interesse der Kabinetter *) zu nennen pflegt. Sollte der große Verfasser der Persianischen Briefe, den man mit Recht noch immer zu den Orakeln in dem Fache zählet, wohin die Fragen, welche ich jezt untersuche, einschlagen, nicht eben so gedacht haben, wenn er im 95sten Briefe sagt: de peuple à peuple il est *rarement* besoin de tiers pour juger, parceque es sujets de disputes sont presque toujours clairs et faciles à terminer. **). — Les intérêts de deux Nations sont ordinairement si *séparés*, qu'il ne faut, *qu'aimer* la justice, pour la *trouver*; on ne peut guere se prévenir dans sa propre cause.

Zum Schlusse dieses kleinen Aufsatzes sey es mir noch erlaubt, über die Gerechtigkeit der Kriege mit wenig Worten meine Meinung zu sagen, und mir die genauere Erörterung dieser in unsern Tagen wieder so wichtig werdenden Materie auf eine schickliche Gelegenheit vorzubehalten.

Ich

*) Wiewohl es — zur Ehre der Menschheit sey es gesagt! — auch Kabinetter giebt, deren Interesse mit dem ihrer Nazion identifizirt ist.

**) Wofern diese sujets de disputes nicht in die Hände der Sofisten, Sylbenstecher und Pandektenkrämer fallen, deren größtes Talent ist, alles zu verdunkeln und zu verwirren.

Ich halte, nach einer vieljährigen Untersuchung der Gründe und Gegengründe, welche bey der versuchten Lösung der Aufgabe quaest. theils vorgebracht worden sind, theils hätten vorgebracht werden können, gänzlich dafür, daß ausser dem Vertheidigungs-Kriege, dessen Zuläßigkeit offenbar aus dem Rechte der Selbsterhaltung folgt, welches Staaten, wie einzelnen Menschen, unläugbar zustehet, nur solche Offensiv-Kriege gerecht sind, welche die Erhaltung des Staates, oder eine mit einem andern Staate geschlossene Allianz durchaus nothwendig macht. In allen andern Fällen sind Kriege die Schande der menschlichen Natur. Ich bemerke hier noch, daß es, ausser dem wirklichen Angriff von Seiten eines andern Staates, äusserst wenige Fälle giebt, worin ein Staat seine Existenz als dergestalt mit Gefahr bedrohet ansehen könnte, daß er dadurch sich zum Offensiv-Kriege völlig berechtigt halten müßte. Noch habe ich gesagt, daß ein Krieg gerecht sey, der zur Vertheidigung eines Bundesgenossen unternommen wird. Offenbar aber sezt die Gerechtigkeit eines solchen Krieges die Bedingung voraus: wenn dieser Bundesgenosse ungerechter Weise zuerst angegriffen worden ist. — Diesen Grundsatz scheint auch die jetzige Schwedische Regierung vor Augen gehabt zu haben, als sie — wie einige Zeitungen sagen — dem Russischen Hofe, die auf bevorstehendes Frühjahr, zufolge der Traktaten, gefordert

foderte Hülfe an Landtruppen und Kriegsschiffen, abschlug.

v. K.

Nachschrift des Verfassers.

Dem Verfasser des vorstehenden Aufsazes ist es nur in so wenigen Fällen wiederfahren, über eigentlich politische Verhältnisse und Affairen konsultiert zu werden, und er ist bey dem lebhaften Gefühl, wie schwer es sey, einen den Umständen völlig angemessenen, und mithin wirklich guten Rath zu ertheilen, von derjenigen, sonst nicht gar seltenen Krankheit, welche Helvetius la manie de conseiller tout le monde nennt, so weit entfernt, daß er selber auf seine Einfälle keinen andern Werth sezt, als den, welchen sie vielleicht, der Himmel weiß, wenn? erhalten könnten, wenn einmal, der Himmel weiß, wo? z. B. in Neu-Holland, ein nagelneuer, und also noch mit keiner semel pro semper etablirten Verfassung begabter Staat, entstehen sollte. Es scheint, daß seine Maximen billigerweise niemand allarmieren können; um so mehr, da man lange warten kann, ehe z. E. ein Neuholländisches, oder ein anderes, sich erst zum Staate organisieren wollendes Volk, ihn, wie die Korsen einst Herrn Hanns Jakob Rousseau von Genf thun wollten, zu seinem Gesezgeber berufen wird. Nicht zu gedenken, daß er, selbst diesen schlimmsten Fall angenommen, von allem

allem Einfluß auf den Gang der Dinge in den bereits längst gebildeten Staaten, so weit entfernt seyn würde, daß man ihm eine Störung der hergebrachten Ordnung im politischen Wesen mit eben so großem Unrecht, als einem Könige der Pelew-Inseln die Störung des Gleichgewichts von Europa, Schuld geben könnte.

IV.

Erläuterungen

über das rhapsodische Drama,

an den Herausgeber des N. T. Merkurs.

Erst zu Anfang dieses Jahres bekam ich das 9te Stück des Neuen Teutschen Merkurs vom vorigen Jahre zu Gesicht, in welches Ew. ꝛc. meinen Aufsatz über eine neue Art des Drama's aufzunehmen, und demselben einen Zusatz beyzufügen beliebt haben. Meine Lage ist so beschaffen, daß ich das gedachte Stück nicht wohl eher erhalten konnte. Daher erscheine ich etwas spät mit demjenigen, was ich Ihnen, so wie dem Publikum, das Ihren Zusatz zu meiner Abhandlung gelesen hat, zu meiner Rechtfertigung und bestimmteren Erklärung vortragen will, und, wie mich däucht, vortragen muß.

In

In der Hauptsache haben Sie mir Ihren Beyfall weder gegeben noch versagt. Ich weiß nicht, soll ich das als ein gutes oder schlimmes Zeichen ansehen. Ein entscheidendes Urtheil von Ihnen würde mir, wie leicht zu denken, sehr schätzbar gewesen seyn. Allein da Sie sagen, eine nähere Untersuchung meines Vorschlags wollten Sie andern überlassen, die mehr Zeit und Beruf dazu hätten: so muß ich abwarten, ob sich solche Männer finden, ob sie meinen Vorschlag prüfen, und wofür sie ihn erklären werden.

Sie bleiben hierauf bey derjenigen Stelle meines Aufsatzes stehen, wo ich sagte; „wie leicht Autorität auch einen sonst sehr richtigen Geschmack irre führen könne, sieht man daraus, daß selbst einer unserer größten neueren Kunstrichter behauptet hat: das Trauerspiel sey vollkommener in Versen als in Prosa.“ — Wozu diese Anmerkung? — Die Antwort ergiebt sich leicht aus dem, was ich im gleich darauf folgenden Absatze gesagt habe. Da ich nehmlich eine Neuerung in Vorschlag brachte, diese aber schon dadurch, daß sie Neuerung ohne Autorität ist, manchen Leser gegen sich stimmen konnte: so wollte ich durch das angeführte Beyspiel das Unsichere der Autorität bey Beurtheilung des Guten und Verwerflichen, zeigen, so wie ich denn gleich Anfangs nur die Natur der menschlichen Seele als die sicherste Richtschnur in der Theorie der schönen Künste anerkannte, und immer

mer anerkennen werde. Daß ich den großen Kunstrichter, dessen ich erwähnt habe, nicht nannte, geschahe deswegen, weil ich die innigste Ehrerbietung gegen ihn hege. Freylich kann das Statt finden, ohne daß ich ihm auch beyfallen muß, wo meine Ueberzeugung mit der seinigen nicht übereinstimmt; allein nicht alle Leser denken so, und dann gehörte die Nennung seines Namens doch nicht zu meinem Endzwecke. Nunmehr aber wird sie nothwendig, damit nicht etwa manche Leser des T. Merkurs, durch Ihre Aeusserung über diesen Punkt veranlaßt, auf die Gedanken kommen, als hätte ich Ew. ꝛc. selbst gemeynt. Denn da geschähe mir Unrecht. Der ungenannte große Kunstrichter ist Sulzer. In seiner Theorie der schönen Künste, auf der 477sten des 4ten Theils, sagt er:

„Es scheint doch, daß die gebundene Schreibart dem Trauerspiel einen schicklichern Ton gebe als die ungebundene, wiewohl wir diese eben nicht schlechterdings verwerfen wollen. Nur ist dieses gewiß, daß ein guter leichtfließender Vers ungemein viel zur Kraft des Inhalts beyträgt.“

Daß also Sulzer dem Trauerspiel in Versen mehr Vollkommenheit beylege, als dem in Prosa, läßt sich wohl mit Gewißheit aus dieser Stelle folgern: und da meine Ueberzeugung in dieser Sache anders ist, so habe ichs gewagt, Sulzern, der großen Hochachtung unbeschadet, die ich ihm, und zwar sehr gerne, schuldig bin, zu widersprechen. Aber

wie

wie werde ich meine Behauptung vertheidigen? — Wenn ich mir vorstelle, daß es unter den Lesern des T. Merkurs vielleicht welche geben sollte, die jeden Widerspruch eines, litterarisch betrachtet, kleinen Mannes gegen einen großen gewissermaßen für Antastung der Ehre des lezteren, oder wenigstens für keine geringe Dreistigkeit halten: so muß ich meiner Vertheidigung wegen in einige Verlegenheit kommen, und diese muß merklich zunehmen, da ich sehe, daß Sie sich gleichfalls zu dem von mir angefochtenen Satze bekennen. Der Umstand aber, den Sie anführen, nehmlich daß Sie sich schon über vierzig Jahre selber mit den Musenkünsten abgegeben, müßte bey meiner litterarischen Jugend mich gänzlich abschrecken, wenn Sie mich nicht zu einer Vertheidigung gleichsam genöthiget hätten. Denn in der Stelle Ihres Zusatzes, wo Sie sagen:

„Wenn dies auf die Ilias und Aeneis angewendet werden sollte, so käme heraus, daß Hr. W. den Dichtern hier eine Entdeckung gemacht hätte, von welcher sich wohl keiner jemahls etwas träumen ließ.“

scheinen Sie meine Behauptung bis aufs lächerliche zu führen, und lächerlich mag doch auch ein ganz junger Schriftsteller nicht gerne vor dem Publikum da stehen. Um also mit Ehren aus der Sache zu kommen, werde ich, meinem oben bemerkten Grundsatze getreu, der Wirkung nach-

spühren müssen, welche das Lesen einer Epopöe, dann das Lesen, und endlich das Anschauen eines aufgeführt werdenden Trauerspiels auf meine Seele thut. *) Hiebey muß ich so lange voraussetzen, daß diese Wirkung in meiner Seele nach den nehmlichen Naturgesetzen, als in der Seele großer Männer vorgehe, bis ich des Gegentheils überwiesen werde.

Bey dem Lesen einer Epopöe, bey dem Lesen selbst eines Trauerspiels geht etwas anders in unserer Seele vor, als wenn wir ein Trauerspiel auf der Bühne aufführen sehen. Der epische Dichter versetzt unsere Seele in einen süßen Traum; er läßt uns Personen, bald aus der wirklichen, bald aus einer erdichteten Welt handeln sehen und reden hören, er läßt uns selbst Götter und Göttinnen sehen, die sich unter das Schlachtgewühl der Sterblichen mischen; aber das alles läßt er uns bloß vermittelst der Fantasie sehen und hören. Fast gleiche Bewandtniß hat es mit dem dramatischen Dichter, in soferne wir sein Werk für uns in der Stille lesen. **) Wird hingegen

*) Ich sage das Lesen einer Epopöe, denn ich habe behauptet, daß es nichts weniger als anstößig sey, wenn sich Personen in der Epopöe in Versen unterreden, daß dies hingegen im Drama die Täuschung stöhre.

**) Selbst das laute Lesen ändert schon etwas in unserer Empfindung, wir schlüpfen dabey über manches nicht so leicht weg, als beym stillen Lesen.

gen ein Drama auf der Bühne vorgestellt, wird aus dem Leser ein Zuschauer: so sieht und hört er nicht mehr durch die Fantasie, sondern — mit den Sinnen. Ein groſser Unterschied! Die Fantasie verträgt vieles, was nicht allemal unsere Sinne vertragen. Die Gruppe, welche Hektor und Andromache mit ihrem Söhnchen, das sich vor dem wallenden Helmbusche fürchtet, und der Amme machen, wird, so wie sie der epische Dichter dargestellet hat, jeden Leser von Gefühl innigst ergötzen, unsere Fantasie ist völlig damit zufrieden; aber würden es unsere Sinne eben so seyn, wenn wir die Personen dieser Gruppe gerade so, wie wir sie bey dem epischen Dichter reden hören, auf der Bühne hörten? Ich zweifle sehr daran; denn schon der Umstand, daß sie in Hexametern reden, würde uns da Anstoß erregen. Der epische Dichter stellt uns allerdings, eben so wohl als der dramatische, Personen und Szenen aus der wirklichen Welt dar; allein er bindet sich nicht an den Gang dieser Welt; er nimmt überdies Maschinerie und Fikzionen zu Hülfe, kurz er bildet sich eine ganz eigene, eine idealische Welt, und dies ohne uns zu beleidigen, weil er uns dieselbe nur durch die Fantasie sehen läßt. Hingegen der dramatische Dichter muß sich genau an die wirkliche Welt halten, und sie wird bey ihm nur in soferne idealisch oder veridealisiert, als er diejenigen Dinge der wirklichen Welt vermeidet, die unser Herz kalt lassen, die sowohl die

Fantaſie als die Sinne beleidigen.*) Ich konnte alſo, wie mich däucht, mit Recht behaupten, die Epopöe ſtelle uns die Dinge in einer ganz idealiſchen Welt (in einer Welt, die von der Fantaſie gebildet iſt) dar: das Drama hingegen ſo, wie ſie in der wirklichen Welt ſind, nur mit der Einſchränkung, daß es dasjenige vermeidet, was dem Idealiſchen, das die Poeſie überhaupt fodert, zuwider iſt.

Ich überlaſſe es Ihrer Entſcheidung, ob dies hinreichend ſey, mein vermeyntliches Proton Pſeudos umzutaufen.

In der Epopöe alſo können wir ſehr wohl Perſonen vertragen, die ſich in Verſen unterreden; aber im Drama, habe ich behauptet werde dadurch die Täuſchung geſtöhrt, und das glaube ich aus folgenden Gründen. Daß ſich Perſonen in Proſa unterreden iſt dem Idealiſchen des Drama's nicht zuwider, ſondern vielmehr angemeſſen. Das beweiſen überhaupt theils die meiſterhaften dramatiſchen Stücke, z. B. eines Schillers, die in Proſa geſchrieben ſind und gleichwohl die ganze Seele ergrei-

*) Ueber das Idealiſche in den ſchönen Künſten werde ich ein andermahl mehr zu ſagen Gelegenheit haben. Ich verſtehe unter dieſem Ausdruck überhaupt alles das an einem Werk der ſchönen Künſte, wodurch es unſere Fantaſie auf eine angenehme Art belebt und nährt.

ergreifen, theils die ausgemachte Wahrheit, daß überhaupt Poesie ohne Verse statt finde. Hingegen Personen, die sich in Versen unterreden, sind nicht in der wirklichen Welt, die doch die Welt des dramatischen Dichters ist. Auch wird jedermann zugeben, daß die Versart eines Drama's desto eher Anstoß erregen muß, je weiter dieselbe von der natürlichen Art zu reden abweicht. Ueberdies erinnern, däucht mich, Verse den Zuschauer immer an den Dichter, welches doch bey der Vorstellung eines dramatischen Stücks durchaus nicht seyn darf. Das Drama bleibt freylich ein poetisches Kunstwerk: aber je weniger man den Dichter darin merkt, je mehr die handelnden Personen wirklich in der Natur zu reden und handeln scheinen, desto vollkommener ist es, desto sicherer täuscht es; und dem dramatischen Dichter bleibt, auch ohne Versifikazion, noch sehr viel übrig, wodurch er seinem Stücke den Stempel eines ächten Kunstwerks anforücken kann. Denn hier ist diese nicht nur überflüssig, sondern sie thut auch in manchen Fällen eine offenbar zweckwidrige Wirkung. Wie sehr blickt das Gelernte hervor z. B. wenn jemand, der in Lebensgefahr ist, in Versen um Hülfe bittet, oder wenn ein plötzlicher Schrecken in Versen ausbricht, oder wenn man Lakayen hört in Versen reden*) und in vielen andern Fäl-

*) Letzteres gehört unter die dicentis fortunis absona dicta, wenn gleich nicht in dem Sinne, wie es Horaz nimmt.

len. Das alles schadet in der Epopöe bloß darum nichts, weil wir da, wie gesagt, nicht mit den Sinnen hören und sehen, sondern mit der Fantasie.

Daß die größten Meister der dramatischen Kunst in Griechenland sich der gebundenen Rede bedient haben, kann unserm Geschmack hierin keine Gesetze vorschreiben. Die Griechen fanden auch an der Larve und dem Kothurne nichts Anstößiges: wir aber verwarfen diese Dinge, und wer will unsern Geschmack deshalb tadlen? Zwar werden die griechischen Tragödien-Dichter ihre Ursache gehabt haben, warum sie in Versen schrieben: ob aber diese Ursache in ihrem inneren Gefühle gelegen? ob dieses ihnen gesagt habe, die gebundene Rede mache das Drama vollkommener als die ungebundene? das möchte wohl noch eine große Frage seyn. Ich glaube man kann die Ursache, warum sie in Versen geschrieben, mit vieler Wahrscheinlichkeit aus der Veranlaßung der griechischen Tragödien herleiten. Diese Veranlassung nehmlich waren die Possenspiele, die bey dem Bachusfeste gehalten und wobey Hymnen gesungen wurden. Durch diese Hymnen wurde schon das Volk gewissermassen an die gebundene Rede bey Schauspielen gewöhnt. Hiezu kam, daß es gewohnt war, den Rhapsodisten zuzuhören, welche einzelne Stücke aus der Iliade öffentlich deklamierten; und auch das war schon eine Art von dramatischer Vorstellung, oder gab wenigstens eine entfernte Idee davon.

von. Da solche Vorstellungen nachher ausgebildet und in eine ordentliche dramatische Form gebracht wurden, so ist zu vermuthen, daß der erste, der dieß hauptsächlich unternahm, Aeschylus, und dann, die ihm nachfolgenden dramatischen Dichter die gebundene Rede blos deswegen beybehielten, weil sie vielleicht für gut fanden, sich hierin nach dem Ohre des Volkes, das an die Verse schon gewöhnt war, zu bequemen. Je vortrefflicher hernach im Ganzen genommen die Muster waren, welche Sophokles und Euripides lieferten, desto tiefer wurzelte die Meynung: die gebundene Schreibart sey wenigstens eine Zierde mehr für die dramatische Poesie, da doch, ihrer Natur und ihrem Endzweck nach, diese Zierde für sie weiter nichts zu seyn scheint, als was gepudertes Haar für ein Bauermädchen seyn würde.

Aber noch eine Frage muß ich beantworten: wie konnte ich behaupten, daß Sulzer durch Autorität sich zu der obenangeführten Aeusserung habe verleiten lassen? — Nach meiner Ueberzeugung deren Grund ich nun angegeben habe, mußte ich das behaupten, weil ich seinen Satz nicht in der Natur der menschlichen Seele gegründet finden konnte. Und ich bin fest überzeugt, daß dieß der zuverläßigste Probierstein des Gefallenden und Mißfallenden in den schönen Künsten sey, und daß er am sichersten die mancherley Vorurtheile, die auf Autorität gebaut sind, als Vorurtheile anzeige.

Was endlich die zweyte Anmerkung betrifft, die Sie zu meinem Vorschlag gemacht haben, so stimme ich derselben vollkommen bey. Da ich aber selbst erklärt habe, daß nur ein Versuch von Meisterhänden zeigen könne, ob das vorgeschlagene rhapsodische Drama das leisten werde, was es zu versprechen scheint, und ich mich für keinen solchen Meister halte, auch in dem kleinen Zirkel meiner Freunde keiner ist, der sich dafür hält; so hätte ich mich schriftlich an einen großen dramatischen Dichter wenden und anfragen müssen, ob er sich mit einem solchen Versuche befassen wolle. Allein diesen gewagten Schritt mogte ich nicht thun. Denn ein Mann, der die Etikette der Gelehrten-Republik besser als ich, versteht, widerrieth mir denselben, und zeigte mir allerley Unannehmlichkeiten, denen ich mich dadurch aussetzen könnte. Ich habe seine Warnung richtig befunden.

Nicht mehr und nicht weniger konnte ich für jetzt zu meiner Rechtfertigung vortragen. Ich bin mit der aufrichtigsten Verehrung u. s. w.

1793. im Jänner.

A. Weinrich.

V.

V.

Für und Wider.

Ein Göttergespräch.

Jupiter. Juno. Minerva.

Juno, zu Minerven. Ich glaube gar, er ist über meiner schönen Rede eingeschlafen. — Jupiter!

Jupiter. Fahre immer fort, Juno, da du einmahl im Athem bist! Ich höre dich gerne deklamieren, und es wäre nicht das erste mahl, wenn ich beym sonoren Klang deiner Stimme eingeschlummert wäre.

Juno. Sehr verbindlich, Herr Gemahl! Aber sage mir nur wie es möglich ist, daß du bey Dingen von solcher Wichtigkeit so gefühllos bleiben kannst?

Jupiter. *Nil admirari*, liebe Frau! — Wie kannst du erwarten, daß einer, der dem Lauf der Welt schon über fünftausend Jahre aus einem so hohen Standpunkte zusieht, sich durch etwas, das bey diesen Lilliputern da unten begegnen kann, aus der Fassung bringen lasse!

Juno. Aber du wirst doch selbst gestehen, daß in allen diesen fünftausend Jahren nichts begegnet ist, das mit dem ungeheuren Unsinn, wovon ich sprach, zu vergleichen wäre?

Jupiter. Du mußt wissen, Dame Juno, daß ich, seitdem mich das berühmte Dekret des großen Theodosius zur Ruhe gesezt hat, vor lauter Langweile — ein Filosof geworden bin.

Juno. (lachend) Wirklich? So darf michs freylich nicht wundern, daß du den Sankülotten so günstig bist.

Jupiter. Und daher käm' es also, daß Du gegen die Filosofen so erbittert bist? — Mit einem kleinen Unterschied mag wohl etwas an der Sache seyn, meine Königin; aber freylich auf die kleinen Unterschiede pflegt ihr andern nicht viel Rücksicht zu nehmen; und ich wollte wetten, (wiewohl du so positiv bist) daß deine Begriffe von der Filosofie der Sankülotten und von der Sankülotterie der Filosofen nicht die hellesten sind. — Minerva, mein Kind! gieb doch der Königin ein wenig Licht über die Sache. Du mußt am besten davon unterrichtet seyn, da doch einst die sankülottische Filosofie in deinem geliebten Athen ausgebrütet wurde. — Eine Schale Nektar, Ganymed!

Minerva. Der Papa spricht von den Cynikern, wie ich höre. Ihre äusserliche Aehnlichkeit mit den heutigen Sankülotten ist allerdings nicht zu läugnen: aber schon der einzige Umstand, daß der Kaklogallinischen Sankülotten (die Weiber und Kinder ungerechnet) in diesem Augenblick vielleicht eben so viele Millionen sind, als es in

mei-

meinem Athen binnen fünfhundert Jahren einzelne Cyniker gab, die ihrem Vater Diogenes Ehre machten, scheint einen beträchtlichen Unterschied zwischen den alten und neuen Sankülotten voraus zu setzen. Ich denke also, um über die Sache ins Klare zu kommen, müssen wir nicht vergessen, daß es von uralten Zeiten her noch eine andre primitive Art von Sankülotten gegeben hat, welche die Königin Juno selbst, wie verhaßt ihr auch die Filosofen seyn mögen, doch vermuthlich nicht in diese letzte Rubrik setzen wird.

Juno. Und was wären das für welche?

Minerva. Die Naturmenschen, die vor den goldnen Zeiten Saturns in den großen Eichenwäldern, wovon die Erde damals noch starrte, nackend oder mit rohen Thierfellen um die Schultern, auf allen vieren herumkrochen, sich von Eicheln und Bucheckern nährten, und keine andre Wohnung hatten als Felslöcher und hohle Bäume: so frey, daß sie nicht einmal die Bande der Ehe und der häuslichen Gesellschaft kannten; so gleich, daß sie von den Rechten des Eigenthums noch gar keinen Begriff hatten, und also bloß die Stärke des Arms oder des Knüttels entscheiden ließen, wenn sie über einen Baum voll wilder Aepfel, oder wegen irgend eines schmutzigen Weibchens ihrer Gattung, einander in die Haare geriethen. Wofern die neuesten Prediger der Freyheit und Gleichheit sich selbst verstehen, oder die Welt nicht auf eine

gar

gar zu leichtfertige Art zum besten haben wollen, so sind diese Naturmenschen die wahren Urbilder der Sankülóterie, die Sankulotten in der reinsten und erhabensten Bedeutung dieses ehrenvollen Nahmens; so wie ein dem ihrigen sehr ähnlicher Zustand das letzte Resultat der kaklogallinischen Freyheit und Gleichheit seyn würde, wenn es Ernst damit wäre, und diese schönen, aber übel gemißbrauchten Worte nicht bloß einer Bande schlauer Betrüger zu Talismanen dienten, um sich ungestraft jeder Autorität und Ordnung, die ihrer Herrsch- oder Habsucht Schranken setzen will, entgegen zu bäumen, uud einen Pöbel, den Naktheit, Hunger und Brutalität zu allem fähig macht, zum blinden Werkzeug ihrer Leidenschaften und Plane zu machen.

Juno. Du sprichst ja lauter Gold, Tritonia?

Jupiter. Für eine Filosofin treibst du die Sachen ein wenig zu weit, mein Töchterchen. Die Kaklogallinier sind Leute von lebhafter Einbildung und raschem Blut; überdieß gebohrne Redner oder Sykofanten, wenn du lieber willst. Man muß es, wenn sie auf einem Tische stehen und zu einem maulaufsperrenden Haufen Schuhknechte, Kesselflicker, Sackträger, Fischweiber und Kaminfeger-Jungen reden, mit ihren Rede-Figuren und Wortspielen so genau nicht nehmen.

Juno. Auch nicht, wenn sie von ihrer Tribüne herab zu den Deputierten der ganzen Nazion reden?

Jupi-

Jupiter. Das ist einem Sykofanten am Ende gleichviel. Genug, Dame Juno, daß das Unsinnigste, was seit vier Jahren von jener berüchtigten Kanzel herab geschwärmt, radottiert, hyperboliſiert und sykofantiſiert worden ist, kaum so unsinnig ist, als es die Einbildung wäre, daß eine Nazion, die noch vor wenig Jahren, im Ganzen genommen, alle übrigen an Kultur und Verfeinerung übertraf, in so kurzer Zeit so tief herabgesunken seyn könnte, und alle Vernunft, allen Menschensinn, alles Gefühl ihres eignen Bestien so gänzlich verlohren haben sollte, um unter der Freyheit und Gleichheit, auf welche sie ihre Glückseligkeit gründen will, die Freyheit der Waldthiere und die Gleichheit einer Zigeuner-Horde zu verstehen.

Juno. Nun! antworte du für uns beyde Pallas!

Minerva. Ich denke nicht, daß es Junos Meynung ist, den Unsinn einer solchen Absicht der ganzen Nazion oder auch nur einem kleinen Theil der Nazion aufbürden zu wollen — wiewohl nicht geläugnet werden kann, daß die Maximen, die man seit geraumer Zeit in den Versammlungen ihrer Freyheitsschwärmer und Anarchisten hört, wenn man systematische Konsequenz darin suchen wollte, geraden Weges in den primitiven Zustand zurückführen, den ihr großer Apostel Hans-Jakob, wie wir alle wissen, für den wahren Naturstand

des

des Menschen erklärt hat, für den einzigen, worin diese sonderbare Art von Thieren so gut und so glücklich seyn könne, als die Natur sie machen wolle. Aber ist etwa weniger Wahnwitz in dem fantastischen Projekt, wovon sich, wie es scheint, so viele wohlgesinnte Leute in diesen Tagen bethören lassen: in dem Projekt, das eigenthümliche des saturnischen Zeitalters, wo völlige Freyheit und Gleichheit mit Einfalt und Unschuld der Sitten, mit Wohlwollen und Liebe und allen geselligen Tugenden Hand in Hand gegangen seyn sollen — eine Zeit, die nur Dichter zu Geschichtschreibern hat — mit den Vorzügen der äussersten Kultur in einer großen Monarchie, mit dem höchsten Flor aller Künste und Wissenschaften, kurz, mit den Vortheilen der größten Ungleichheit im gesellschaftlichen Stande, verbinden zu wollen? Und doch sehe ich nicht, wie man die Kakogallinischen Sankülotten von dem einen oder von dem andern dieser aberwitzigen Projekte frey sprechen könnte, wenn die großen Machtwörter Freyheit und Gleichheit, womit sie ein so widerliches Gepolter machen —

Juno. — und ein so schändliches Spiel treiben —

Minerva. — irgend eine Bedeutung in ihrem vielzüngigen Munde haben sollen.

Jupiter. Habt ihr denn nicht gehört, Kinder, daß ihre Nomotheten —

Juno,

Juno. (mit Hitze) — Die Marat, die Robespierre, die Merlin, die Bazire, die Chabot, die Danton? — Feine Gesetzgeber!

Jupiter. (kalt) — Nein, mein Schatz! — Die Condorcet, die Vergniaux, die Rabaud, die Garat, die Guadet, die Buzot, und ihres gleichen, eben darum, weil sie einsehen, daß eine solche Vereinigung nicht ohne eine ganz besondere Umbildung der ganzen Nazion möglich wäre, die goldnen Zeiten, welche sie den ehrlichen Kaklogalliniern von der Identifizierung ihrer hochgepriesenen Freyheit und Gleichheit versprechen, klüglich auf die dritte Generazion hinausgesetzt haben; indem sie auf eine ganz neue Art von Nazional-Erziehung dringen, die, allem Ansehen nach, unter den jeztlebenden kaum zu Stande kommen, aber wovon doch, wenn sie endlich Wurzeln geschlagen habe, die dritte und vierte Generazion unfehlbar die Früchte sehen werde. Wer nur warten kann! Das sag' ich immer; aber niemand hört darauf.

Minerva. Die Kaklogallinier sind auch die rechten Leute lange auf etwas zu warten, was sie entweder auf der Stelle oder lieber gar nicht haben wollen! Aber ich fürchte, wofern sie auch so viel Geduld aufbringen könnten, so wird doch selbst ihre späteste Nachkommenschaft den Genuß dieser Früchte nie erleben. Was die Natur unmöglich gemacht hat, kann durch keine Kunst möglich werden; und Prometheus müßte nur einen ganz neuen

Lehm finden und daraus eine ganz neue Menschen-Art bilden, um eine Republik mit ihnen zu besetzen, in welcher die Freyheit und Gleichheit des Eigenthums mit der bürgerlichen Ordnung, mit den Künsten, die den Reichthum erzeugen und nur durch ihn gedeihen, mit dem Reichthum, dessen nothwendige Folge die Ungleichheit ist, und mit der Unschuld und Eintracht des goldnen Alters der Dichter, die mit Ungleichheit, Reichthum und Verfeinerung unvereinbar sind, dergestalt vereiniget wäre, daß aus dem Streit so unverträglicher Elemente diese schöne Harmonie des Ganzen entstünde, die das Wesen eines blühenden Staats ausmacht, und die Fortdauer seines Wohlstandes ganz allein bewirken kann. Freylich wäre, wie Garat neulich sagte, eine Republik, die diese unverträglichen Eigenschaften in sich verbände, das Meisterstück des menschlichen Verstandes — wenn sie möglich wäre: aber die Vernunft unternimmt nichts, was nur unter unmöglichen Bedingungen als möglich gedacht werden kann. Zwar ist diese Schimäre von jeher der Lieblingstraum gutherziger poetischer Seelen gewesen; die platonischen Republiken, die Atlantiden und Utopien und Sevarambenländer sind nichts anders: aber nur in einen kalklogalliniſchen Kopf konnte der wilde Einfall kommen, eine große Monarchie zu Staub zu zermalmen, um aus einer recht einfachen Masse ein neues Utopien zu bilden, das, wofern es auch endlich die Gestalt dessen, was es seyn soll, gewonnen

nen hätte, doch nicht länger bestehen könnte, als jene täuschenden Duftgebilde, die man in Gestalt von Feenschlössern und Zaubergärten an frühen Sommermorgen am Horizont aufsteigen, und eben so schnell, als sie entstehen, in sich selbst zerfließen sieht.

Juno. Und wir sollen ruhig zusehen, wie eine Rotte von Thoren, Sofisten, Marktschreyern, Heuchlern und Bösewichtern, unter dem Vorwand eine solche Schimäre zu bewerkstelligen, das schönste Reich der Welt umkehrt — die edelsten und besten seiner Einwohner der Wuth und Mordlust des schändlichsten Pöbels aufopfert — andere bey Tausenden, ihres Vermögens und Vaterlandes beraubt, im Elend herumzuirren zwingt — den schuldlosesten aller seiner Könige, dessen einziges Verbrechen war, daß er die aufrühreriſchen Bemühungen einer durch die Konstituzion verurtheilten republikaniſchen Fakzion vereiteln, und die Macht, die er unmittelbar aus den Händen der Nazion empfangen hatte, zu Wiederherstellung der Ruhe und Vollziehung der Gesetze anwenden wollte, als den abscheulichsten Tyrannen, Verräther und Meuchelmörder behandelt — und, nicht zufrieden ihr eigenes Vaterland zerrüttet, verwüstet, mit Bürgerblut überschwemmt, mit den ungeheuersten Verbrechen geschändet, und allen Greueln einer endlosen Anarchie Preiß gegeben zu haben, noch das mögliche und unmögliche ver-

 sucht,

sucht, um auch die übrigen Völker rings umher mit in ihren Ruin zu ziehen, und allgemeine Zerrüttung über den Erdboden auszubreiten! Eine Handvoll Narren und Unmenschen — —

Jupiter. Wie du dich ereiferst, meine Königin? Du schimpfst ja als ob du — Unrecht hättest!

Juno. Wenn ich Wörter hätte, die meinen Grimm über so hassenswürdige Ungeheuer noch stärker ausdrückten, ich würde sie gewiß nicht sparen. Ich wiederhohl' es also: eine kleine Rotte von Wahnsinnigen und Bösewichtern soll vor unsern Augen allen diesen Frefel verüben; soll den Nahmen eines durch die schnödesten Künste verblendeten und betrogenen Volkes zu Bewirkung eigennütziger und herrschsüchtiger Plane mißbrauchen; soll ein schändliches Spiel treiben mit dem was den Menschen das heiligste und theuerste ist, soll Freyheit und Gleichheit der Rechte und allgemeine Wohlfahrt zu Netzen und Fallgruben für sie machen; soll ihre Tugenden selbst gegen sie bewaffnen, sie durch ihre Vaterlandsliebe, ihren Muth, ihren Ruhmdurst, ihre Verachtung des Todes, auf Wege führen, wo sie ein gewisser Untergang erwartet, — und von allem diesem nie erhörten Unfug sollen wir, denen die Regierung der Welt obliegt, kaltblütige Zuschauer abgeben? Sollen nicht alle unsre Macht vereinigen, um diese öffentlich erklärte Feinde der Götter und der Menschen zur Strafe zu ziehen und auszurotten?

Jupi-

Jupiter, ganz gelassen. Wer hindert dich denn daran, wenn du es kannst?

Juno. Eben das macht mir die Geduld ausgehen, dich so reden zu hören, als ob das alles nichts auf sich hätte, und Dich nichts angienge.

Jupiter. Wirst du mich nicht etwa auch noch, wie Lucians Timon, fragen, ob mein Flammenzückender, allblendender, schrecklichschmetternder Wetterstrahl erloschen sey, oder die Cyklopen mir keine Donnerkeile mehr schmieden wollen? Wunderliche Frau! Was willst du daß ich thun soll? — Nichts davon zu sagen, daß wir Götter mehr als die Hälfte unsrer Macht mit dem Glauben der Menschen an uns verlohren haben, würde ich sie etwa durch Blitze und Donnerkeile vernünftiger machen? Ist es meine Schuld, daß die Erdebewohner mit jedem Jahrzehend an Uebermuth und Narrheit zunehmen? Haben wir an unsrer Seite nicht vorlängst alles gethan, um der Unvollkommenheit und Schwäche ihrer zweydeutigen Natur zu Hülfe zu kommen? Haben wir sie nicht, als sie noch in dem sankülottischen Zustande, dessen Minerva vorhin erwähnte, gleich andern Waldthieren nackend auf vieren herum liefen und Wurzeln und Erdäpfel mit den langen Klauen ihrer Vorderfüße aus der Erde heraus kratzten, sich menschlich nähren und bekleiden gelehrt, sie in Familien und Gesellschaften versammelt, sie im Ackerbau und in allen Künsten, die das Leben

erleichtern, beschützen und verschönern, unterwiesen? Haben wir ihnen nicht Gesetze, Religion und Polizey gegeben? ihnen die Musen und die Filosofie zugeschickt, um sie von allen Ueberbleibseln der thierischen Wildheit ihres ersten Zustandes zu befreyen; sie durch den Reiz des feinern Vergnügens der Sinne und des Geistes, durch die sanften Bande der Sympathie und des Wohlwollens, und die mannichfaltigen Verhältnisse des geselligen und bürgerlichen Lebens zu einem vollkommnern Genuß ihres Daseyns zu bringen, und die Entwicklung der Kräfte jenes himmlischen Funkens zu befördern, der sie so hoch über ihre thierischen Verwandten erhebt und mit Uns selbst in Gemeinschaft zu kommen fähig macht? — Damahls stand es wohl mit ihnen! Sie waren so glücklich als Geschöpfe ihrer Art es seyn können; und blieben es, so lange sie sich von uns regieren ließen. Aber die angebohrne Unart ihrer Natur gänzlich zu vertilgen, stand nicht in unsrer Macht. Wir brachten sie so weit, daß sie unsrer zulezt entbehren zu können glaubten; sie kehrten unsre eigenen Wohlthaten gegen uns, kündigten uns den Dienst auf, liefen einem neuen Fantom von übermenschlicher Vollkommenheit nach, und verfielen unvermerkt, durch die Geringschätzung und Verabsäumung der Mittel, wodurch wir sie zu Menschen gemacht hatten, in eine Barbarey, die ganz nahe an die rohe Thierheit ihres ersten Zustandes grenzte. Jahrhunderte lang von Unwissenheit, Aberglauben und Fanatis-

mus

mus zu Boden gedrückt, von Priestern und Fürsten in gleich unerträgliche Fesseln geschlagen, alles Lichts der Filosofie, aller Kühste des Friedens, aller Sicherheit des Eigenthums und Lebens beraubt, der willkührlichen Gewalt ihrer Tyrannen und den Täuschungen hinterlistiger Sofisten Preiß gegeben, sahen sie sich endlich wieder nach Uns um Hülfe um; und Wir, ohne uns an ihre Undankbarkeit zu kehren, ließen uns willig finden, unsre kostbarsten Gaben abermahls an Geschöpfe zu verschwenden, von denen wir voraus wußten, daß sie keinen bessern Gebrauch davon machen würden als ihre Vorfahren. Aber kaum hatten sie in der Kultur, die ihnen unsere Töchter, die Künste und die Wissenschaften, gaben, wieder einige Stufen erstiegen, so erfolgte was ich vorhergesehen hatte: ihre Unstätigkeit, ihr Eigendünkel, ihr Durst nach Veränderung und Neuheit, die Widerspänstigkeit ihre Fantasien und Leidenschaften den Gesetzen der Vernunft zu unterwerfen, kurz, alle Unarten, die von ihrer halbthierischen Natur unzertrennlich sind, spielten wieder ihr altes Spiel, und verderbten uns das unsrige abermahls. Denn du würdest eben so leicht einen Mohren durch waschen weiß machen, als einem Menschen die Vorzüge der Kultur einimpfen, ohne ihm mit jeder Geschicklichkeit einen Fehler, mit jeder Wahrheit einen Irrthum, mit jeder Tugend ein Laster mitzutheilen. Weit gefehlt daß die Vernunft die Grenzen ihrer Herrschaft immer weiter ausdehnen, und ihre ewigen Feinde,

Unwissenheit, Trägheit des Geistes, Willkührlichkeit und Egoisterey endlich gänzlich verdrängen werde: haben wir nicht stets gesehen, daß der Zeitpunkt der höchsten Verfeinerung und der äußersten sittlichen Verderbniß immer ein und eben derselbe war? Daß die Epoke der höchsten Aufklärung immer diejenige war, worin alle Arten von spekulativem Wahnsinn und praktischer Schwärmerey am stärksten im Schwange giengen? Unfähig in irgend etwas das Mittel zu halten, schweifen die Menschen bald diesseits bald jenseits über die Linie des Wahren hinaus; und da es in jeder Sache nur eine Weise recht zu verfahren, und dagegen unzählige Wege zu fehlen giebt: wer wollte sich darüber ereifern, wenn so schwache und unhaltbare Geschöpfe, wie dieses Töpferwerk des Prometheus, in irgend einer schweren Probe, worauf das Schicksal ihre Weisheit und Tugend setzt, übel bestehen?

Juno. Und mit dieser für dich sehr bequemen Filosofie, Herr Gemahl, glaubst du dich einer bestimmten Antwort auf meine vorige Fragen überheben zu können?

Jupiter. Allerdings, Dame meines Herzens, wofern du Geduld genug haben wolltest, eine so vielfältige Sache von mehr als einer Seite anzusehen, und dich nicht von dem Anblick einer Menge Ungerechtigkeiten, Schelmereyen und Gewaltthaten, die von jeder großen Revoluzion der menschlichen Dinge immer unzertrennlich gewesen

sind,

sind, verleiten ließest, die ungeheuern Uebel, deren Quelle dadurch verstopft, und das unzählige Gute, das dadurch veranlaßt wird, zu übersehen.

Juno. Wenn ich irgend einen redseligen kaklogallinischen Sofisten in diesem Tone krähen höre, so erkenne ich, das er seine Schuldigkeit thut: aber wie Du, den die Erfahrung einer langen Reihe von Jahrhunderten mit dem Lauf der Dinge bekannt gemacht hat, — wie Du, der kein Interesse haben kann — sich selbst oder andere zu täuschen, dir in solchen Radoterien gefallen kannst, ist mir unbegreiflich. — „Das unzählige „Gute, das durch die kaklogallinische Revoluzion „veranlaßt wird! Die ungeheuern Uebel, deren Quelle dadurch verstopft wird!" — Wahrhaftig! wenn es höflich wäre von euch Herren der Welt Konsequenz zu fordern, so möchte ich dich wohl fragen, Jupiter, wie du dies mit dem, was Du uns da eben so zierlich vorgetragen hast, zusammen reimen willst? — Nenne mir, wenn Du kannst, das Gute, das durch den gewaltsamen Umsturz einer seit Jahrhunderten bestehenden bürgerlichen Ordnung veranlaßt wird, und nicht schon allein von dem Bösen, das dieser Umsturz nach sich zieht, wo nicht überwogen, wenigstens im Gleichgewicht gehalten würde? — Und worin, ich bitte dich, sollen die Uebel bestehen, deren Quelle dadurch verstopft wird, ohne daß die neue Ordnung der Dinge auch neue Quellen eröffne, wovon die vorige nichts

wußte? — Ja, wenn die Menschen die Wohlthaten der Freyheit und Gleichheit in Unschuld und Eintracht zu genießen wüßten, ohne einer Regierung, einer Verwaltung gemeinsamer Einkünfte, eines Kriegsstaats, kurz einer künstlichen Ordnung der Dinge, die der Unzulänglichkeit der natürlichen beständig zu Hülfe kommen muß, nöthig zu haben: dann hättest du recht, zu sagen, daß eine solche Revoluzion — in so fern sie sich auf einmahl über den ganzen Erdboden verbreitete — die Quellen aller Uebel, die von jeder künstlichen Anordnung der Menschlichen Dinge unzertrennlich sind, auf immer verstopfen würde. Aber, was wäre dies anders als eben jenes fabelhafte goldne Zeitalter, das ausser der Fantasie der Dichter nie existiert hat, noch jemals existieren wird, als — in den Inseln der Seligen? — Du selbst machst uns ein Verdienst daraus, die Geschöpfe des Prometheus aus dem armseligen viehischen Zustande, worin wir sie fanden, gezogen und zu Menschen gebildet zu haben. Und doch waren sie in diesem Zustande so frey und gleich, als die Natur sie gemacht hatte: aber freylich um so frey und gleich zu bleiben, hätten sie auch in diesem Zustande bleiben müssen. Gebildete Menschen bedürfen einer Regierung; und jede Regierung (ihre Form sey welche sie wolle) hebt jene Naturfreyheit auf; so wie der bloße gesellschaftliche Verein unter jedem großen, von seiner äußern Lage begünstigten, fleissigen, erfindsamen, und

alle

alle Arten von Künsten mit Eifer betreibenden Volke die natürliche Gleichheit aufhebt. Denn so unmöglich es ist, daß ein solches Volk nicht reich und mächtig werde, eben so unmöglich ist es, daß Reichthum und Macht nicht die Ungleichheit mit ihrem ganzen Gefolge herbeyziehe. Im bürgerlichen Gesellschaftsstande kann und darf nichts uneingeschränkt bleiben. Für große und mächtige Völker ist die monarchische Regierungsform, zweckmäßig eingeschränkt, die angemessenste; weil sie die meisten Mittel in sich hat, diese Ungleichheit zu vergüten und zum größern Wohl des Ganzen ausschlagen zu machen: die demokratische hingegen die nachtheiligste; weil in einer sehr großen Demokratie der bessere und eben darum auch kleinere Theil der Nazion immer entweder von der überwiegenden Majorität des schlechtern, oder von irgend einem Günstling und Abgott des Pöbels tyrannisiert wird. Nun reize man aber ein solches Volk, unter dem Vorwaud, es in den Besitz seiner Menschenrechte, seiner primitiven Freyheit und Gleichheit zu setzen, zum Umsturz des Thrones: was bleibt dann seinen Anführern anders übrig als — es entweder durch eine fortdauernde Anarchie in jenen ursprünglichen thierischen Zustand zurückzuwerfen — oder ihm eine neue Regierungsform zu geben, durch welche jene illusorische Freyheit und Gleichheit, wo nicht gleich anfangs, doch unfehlbar nach und nach, so lange modificiert und beschnitten werden muß, bis das be-

sagte Volk, Vortheile und Nachtheile gegen einander abgewogen, sich mit jedem andern, das unter einer gesetzmäßigen Regierung persönliche Freyheit und Sicherheit des Eigenthums genießt, ungefähr auf gleichem Fuß befinden wird? Offenbar sind die kakkogallinischen Demagogen nicht wahnsinnig genug, das erste zu wollen: wollten sie es aber nicht, was waren denn die mächtigen Zauberwörter, Freyheit und Gleichheit — denen man vorbedächtlich die weiteste und unbestimmteste Bedeutung ließ — was waren sie anders als Losungswörter des Aufruhrs, als bloße Vorspiegelungen, wodurch eine zusammenverschworne Bande ehrgeiziger Egoisten die rohe, leicht zu erhitzende und in der Hitze zu allem fähige Klasse der Sankulotten, die in jeder großen Monarchie die Majorität ausmacht, dahin zu bringen wußte, ihr zur Umkehrung der bisherigen Ordnung der Dinge ihre Arme zu leihen? Diese Herschlustigen, die bisher im Staat Nichts gewesen waren, aber durch Geisteskräfte und Talente, große Reichthümer, oder große Dürftigkeit bey unersättlichen Begierden, sich berufen fühlten eine Rolle zu spielen, wußten sehr wohl was sie thaten; denn sie wußten, wohin sie auf dem Wege, den sie einschlugen, kommen würden. Wäre es ihnen wirklich darum zu thun gewesen, dem zu hart gedrückten Volke so viel Freyheit und Gleichheit zu verschaffen, als jeder in bürgerlicher Gesellschaft lebende Mensch kraft des gesellschaftlichen Vertrags zu fodern berechtigt ist:

so

so würden sie einen ganz andern Weg genommen, so würden sie sich begnügt haben, die übermäßige Gewalt des Monarchen durch eine mit den nöthigen Gegengewichten versehene Konstituzion einzuschränken, dem Uebermuth der Großen und der Höflinge, der Verschwendung des Staatseinkommens, den Gebrechen der Justizpflege, den unterdrückenden Vorrechten des Adels, der Raubsucht, Hoffart und Ueppigkeit der Priester des Plutus — kurz allen Arten von Mißbräuchen, die (wie ich gestehe) in Kaklogallinien zu einer unerträglichen Höhe gestiegen waren, abzuhelfen, und vornehmlich durch zweckmäßige Gesetze und Einrichtungen jene tiefe und allgemeine sittliche Verderbniß von Grund aus zu heilen, die zugleich eine natürliche Folge des bisherigen Laufs der Dinge und eine unversiegbare Quelle des täglich wachsenden öffentlichen Elends gewesen war. Wenn, sage ich, die kaklogallinischen Volks-Repräsentanten alles dies ernstlich wollten und sonst nichts wollten als dieß: so konnten sie es auch, — trotz allem Widerstande des Hofes und der Aristokratie, deren Anzahl und Macht gegen das ungeheure Uebergewicht eines ganzen bewaffneten Volkes, das seine Rechte geltend zu machen entschlossen war, in keine Betrachtung kam: und so bedurfte es keiner gewaltsamen Umkehrung aller bisherigen bürgerlichen Ordnung; so war es eben so unnöthig als unpolitisch, die Sachen bis zu einer Extremität zu treiben, wo das Volk, das von

seinen

seinen Rechten nur dunkle Ahnungen oder sehr verworrene Vorstellungen hat, durch die absichtlich übertriebnen und verfälschten Begriffe, die man ihm davon beybrachte, sich auf einmahl aller seiner Pflichten entbunden glaubte, und im ungewohnten Gefühl seiner Uebermacht und Unabhängigkeit, so wenig als der eigenwilligste Despot, daran dachte oder daran erinnert seyn wollte, daß ihm seine Rechte, ohne die strengste Beobachtung aller Pflichten des gesellschaftlichen Vertrags, nicht nur unnütz, sondern sogar verderblich sind. Aber die Demagogen wollten eine Verfassung, worin sie gewiß waren die erste Rolle zu spielen; wollten eine Demokratie, deren Zügel sie immer in ihren Händen behalten, und worin sie ihren bemaulkorbten brummenden Suverän, zu ihrem Profit, tanzen lassen könnten wie ihnen beliebte. Dies war von Anbeginn der Revoluzion der geheime Plan dieser unredlichen Menschen; alle ihre Anschläge, alle Maschinen waren auf diesen Punkt gerichtet. Aber um dahin zu gelangen, mußte nothwendig die ganze Monarchie aufgelößt, mußte sogar die neue Konstituzion, woran ihre klügsten Männer so lange gearbeitet hatten, wieder umgeworfen, mußten alle durch sie konstituirte Mächte wieder desorganisiert, und, so weit als es möglich war, alles in den anarchischen Stand der primitiven Gesetzlosigkeit und Wildheit, zurückgesetzt werden. — Gleich viel, durch welche Mittel! die schändlichsten, die ungerechtesten, die grausamsten

sien hatten nichts das diese Menschen erschreckte. Da sie selbst die Gesetzgeber sind, steht es ja nur bey ihnen, alle Gesetze abzuschaffen die ihren Absichten zuwider sind, und alles zu Gesetz zu machen was sie befördert. Mögen doch darüber, mit allem übrigen, auch alle moralischen Gefühle und Ideen vollends zu Trümmern gehen! Desto besser für ihren Zweck! Desto leichter ist es ihnen, aus der formlosen Masse nach ihrer Konvenienz neue Begriffe und Maximen zu drehen, die sie, ohne Rücksicht auf den innern Gehalt, zu Recht oder Unrecht stempeln, denen sie, nach Zeit und Umständen, jeden Sinn unterlegen, bald eine engere, bald weitere, oder auch gar keine Anwendbarkeit geben können. — Daher das zweyfache Maß und Gewicht, womit wir sie bey allen Gelegenheiten messen und wägen sahen! Daher die schamlosen Widersprüche ihrer Beschlüsse und Handlungen mit ihren öffentlich vorgegebenen Grundsätzen! Daher alle die Taschenspieler-Kunstgriffe, wodurch sie noch immer das Volk zu hintergehen, zu verblenden, und im Taumel zu erhalten gezwungen sind, um ihm seinen wahren Zustand und ihre wahren Absichten zu verbergen, und ein Aufwachen zu verhindern, das nicht anders als fürchterlich für sie seyn könnte! Daher die schändliche Nothwendigkeit, dem Pöbel unaufhörlich zu schmeicheln, dem Abschaum der Nazion alles zu gestatten, oder wenigstens alles ungestraft hingehen zu lassen; weil sie nie wissen, wie bald der Fall

wiederkommen wird, wo sie (wie schon so oft geschah) seiner Spieße und Mordschwerdter zu ihrer eignen Vertheidigung, zur Unterstützung ihrer Komplotte, oder zu Befriedigung ihrer persönlichen Leidenschaften nöthig haben werden! — Und eine Revoluzion, die dies alles bewirkt, ein großes Reich in eine so ungeheure Zerrüttung gesetzt, sein Schicksal in die Hände solcher Menschen gespielt, sein voriges Elend so unermeßlich vergrößert, seinen Bewohnern alle Hoffnung bessere Zeiten zu sehen wenigstens auf ein ganzes Menschen-Alter geraubt, ja sogar alle Wege ihrem gänzlichen Untergang zu entrinnen, oder sich wenigstens anders als durch ein verzweifeltes Mittel zu retten, so gänzlich abgeschnitten hat, — eine solche Revoluzion kannst du, Jupiter, um der Uebel, deren Quelle sie verstopfen, und um des unzählichen Guten willen, das sie veranlaßen soll, in deinen Schutz nehmen?

Jupiter. Darin thust du mir Unrecht, Saturnia: ich nehme sie nicht in meinen Schutz. Der ganze Olymp ist mein Zeuge, daß ich diesen Begebenheiten als bloßer Beobachter zugesehen hgbe. Ich gönne den Sterblichen Gutes; aber ich vermag nichts gegen Nothwendigkeit und Natur: und wenn alle Ursachen, die zu Bewirkung einer großen Weltbegebenheiten zusammen arbeiten, den Punkt ihrer Reiffe und ihres Einklangs erreicht haben, wie dies dermahlen der Fall war: so würden

den alle eure Kräfte, mit den meinigen vereinigt, unvermögend seyn, einen einzigen Kopf, welcher fallen muß, stehend zu erhalten. — Sonst sollte wahrlich der arme Louis Capet den seinigen nicht unter die Guillottine haben legen müssen!

Juno, auffahrend. Was sagst du? — Sie hätten ihre Verruchtheit bis zu einem so gräßlichen und zugleich so unpolitischen Fresel getrieben?

Jupiter. In diesem Augenblick!

Juno, mit einem grimmigen Blick auf Jupiter. In diesem Augenblick, sagst du?

Jupiter. Du siehst also, daß nicht mehr zu helfen ist.

Juno. So eile ich, alle Völker und Fürsten des Erdbodens zur Ausrottung dieser erklärten Feinde der Götter und der Könige zu vereinigen; da es doch, wie ich sehe, unmöglich ist, deine zu Milch gewordene Galle zu reitzen, und selbst die schändlichste aller Greuelthaten dich nicht bewegen kann, die Verbrecher in die Strudel des Flegetons hinab zu donnern!

Jupiter. Uebereile dich nicht, liebe Juno! Ich dächte, die Erfahrung sollte dich doch endlich gelehrt haben, wie leicht man aus Uebel ärger macht. Würdest du wohl ehmahls die halbe Erde unter Wasser gesetzt haben, um ein Nest voll sakrilegischer Ratten zu ersäuffen, die dein venera-

bles

bles Bild zu Megalopel angenagt hätten? — Ueberlaß die Strafe der Königsmörder der unerbittlichen, immer gerecht richtenden Nemesis; und hüte du dich nur, daß du die Pest, deren Ansteckung du fürchtest, anstatt sie weislich in das Land, worin sie wüthet, einzuschließen, nicht durch die Anstalten selbst, die du gegen sie vorkehrst, in ganz Europa verbreitest! — Ich habe nichts dagegen, daß du, weil doch alte Begriffe und Gewohnheiten so viel Gewalt über dich haben, die Könige noch immer als meine Stellvertreter betrachtest, und dich, so warm du willst, für die Erhaltung ihres Ansehens verwendest: aber hüte dich, (wenn dir anders Leidenschaft und Einseitigkeit, einen guten Rath anzunehmen, verstatten) hüte dich, die Sache deiner Klienten der Sache des ganzen Menschengeschlechts entgegen zu setzen, und ihnen durch übermäßige Vorliebe noch mehr zu schaden, als ihre erklärtesten Feinde durch ihren Haß! — Wenn du es wirklich gut mit den Königen meynst, so lehre sie vor allen Dingen, ihre Freunde von ihren Feinden zu unterscheiden. Sage ihnen: ein Thron, der auf einer haltbaren Verfassung, auf Gerechtigkeit und Zutrauen des Volkes ruhe, könne durch keine Erschütterung von fremden Meynungen und Beyspielen wankend gemacht werden. Sage ihnen: ein Regent schade der Wohlfahrt seines Staats oft, mit dem besten Willen sie zu befördern, mehr durch zu viel als durch zu wenig thun; und je freyern Spielraum man den einzelnen Kräften eines

empor-

emporstrebenden Volkes lasse, desto unschädlicher sey sogar der Mißbrauch dieser Freyheit. Sage ihnen eine weise Regiernng und ein guter Fürst habe von einem durch uneingeschränkte Freyheit seiner Vernunft veredelten und gebildeten Volke nichts zu besorgen; und, wenn du kannst, Dame Juno, so lehre sie auch recht verstehen, was ich ihnen durch dich sage lasse: und du wirst sehen, daß die Welt und die Könige sich nicht übel dabey befinden werden.

Juno. Was ich sehr deutlich sehe, Herr Gemahl, ist, daß die Sachen nicht desto besser gehen, seitdem du ein so großer Moralist geworden bist. — Sie geht eilends ab.)

Jupiter, nach einer kleinen Pause zu Minerven. Was können wir von den Sterblichen fodern, wenn Götter selbst nicht weiser sind?

W.

VI.

Gedichte.

1. Selbstverklagung *)

Schon senkt sich aus dem Schooß der dunkeln Wolke nieder
Die Fackel, die mir jenseits leuchten soll;
noch

*) eines modernen, sich gern täuschenden Sybariten, auf dem die Erde leicht ruhen möge, wenn es ihm mit seinem Abschied Ernst ist! W.

Noch wenig Schritte sinds, so ist der Wandrer wieder
Am Ort, wo ihm zuerst des Lebens Stimme scholl;
Wo süßes Zwielicht ihm die zarten Augen stärkte,
Wo folgsam sein noch ungelehrig Ohr
Auf holde Mutterworte merkte
Und sorgsam keinen Laut verlohr.

Doch eh ich noch aus euerm todten Kreise,
Aus dem sich sonst nie lauter Scherz verlohr,
Geliebte Weggefährten, stumm mich reiße,
Ruf ich mit offner Brust das volle Sünden-Chor
Des Jünglings und des Manns hervor,
Und jeden Rosifleck noch im Greise.
Hört dem Erguß der Reue zu,
Verzeiht gutmüthig meine Fehle,
Gönnt einen Himmel meiner Seele,
Und dieser Hand voll Asche Ruh.

Als Säugling schon, geleitet vom Instinkte,
Griff ich voll Ungestüm nach allem Schönen hin;
Geöffnet war mein innrer Sinn
Für jede Herzenskönigin
Als mir der Morgenstern noch blinkte.
Kaum daß ein klares Auge winkte,
Kaum daß ein froher Mund mir rief,
So flog ich schnell, wie Hyppogrif,
Ließ Bücher, Bank und Weisheit stehen,
Sah nur das Freudenfähnchen wehen,

Und tanzte, lachte, sang und sprang,
Und folgte meinem frohen Muthe
Und meines Herzens vollem Drang,
Ließ seine Rosen meinem Blute
Ließ Trens' und Zaum der Fantasie,
Und konnte die Vokabeln nie.
Umsonst ermahnten mich Präzeptorn, Basen, Muhmen,
Vergebens zupfte mich auch die Moral am Ohr;
Ich ließ sie beten, pflückte Blumen,
Und herzt' und küßte nach wie vor.

Die Jugend flog, die goldne Stunde rollte
Viel andre, nur nicht mich vorbey;
Die Freude, die ich jezt, die mich verlassen sollte,
Blieb auch mir Glücklichen getreu.
Ich brauste fröhlich hin: an beyden Ufern standen
Die Weisen Griechenlands, erschöpften Lung und Kunst,
Bewiesen haarklein mir des Lebens blauen Dunst,
Und wie die Helden, die dem Schönen widerstanden,
Spät an der Zauberinsel landen,
Die wir, Dank seys der Musengunst!
Früh und im Schmuck des Frühlings fanden:
Ich blieb in des Vergnügens Banden,
Und freute mich troz allem blauen Dunst.

Nie kams mir in den Sinn mir in die Brust zu greifen,
Nur Lieb und Freude, wußt ich, haußten drin;

Nie quält' ich mich Gefühle abzuschleiffen,
Begriffe zahllos aufzuhäuffen
Mit viel Method und wenig Sinn.
Nie wagt' ich ins Gebiet der Sfären kühn zu streiffen
Und alte Faden abzuweiffen
Von griechischen Gespinnst: ich dachte, eng und schlicht
In Häußlichkeit gehüllt, die Sonne hätte Licht
Genug für mich; von Tugend und von Pflicht
Kannt' ich beynah die Namen nicht;
Denn jeden seinen Weg in Ruhe gehn zu lassen,
Voll Liebe glühn und nur den Haß zu hassen,
War immer mehr und näher mir, als Pflicht.

Noch muß ich seufzend euch gestehn,
Ich huldigte oft frechem Spotte
Und ließ in Schellentracht, in lang und kurzem Trotte,
Der Philosophen stolze Rotte
Durch manche Dornenhecke gehn:
Beschor die Cyniker, und kühlte Platonisten
Mit einem Strom von Scherz; ließ manchen frommen Christen
Mit seiner heiligen Miene stehn
Und gieng den Komus anzuflehn;
Und unter seinen Priesterinnen
Und Priestern lebt ich froh und frey,
Und lernte, wie Alzides ohne Scheu
Bey Omphale, die Zeit zu goldnen Fädchen spinnen.

In Stuben hab ich nie verdrossen mich verkrochen,
Gelehrte Runzeln nie auf diese Stirn gezwängt;
Nie um den Preis des Weiseren gestochen,
Und keinen Lorbeerzweig gebrochen
Und meiner glatten Stirn umhängt;
Gesungen hab ich viel und Myrten viel errungen,
Durch Laun und Wiz viel Fröhliche gemacht;
Und oft in einer frohen Nacht
Zum Rang des Glücklichsten mich kühn emporgeschwungen;
Mit manchem Schwank, den ich gemacht,
Der mir nach Herzenswunsch gelungen,
Selbst von der Sprödesten den wärmsten Kuß erzwungen.

O! denkt nur, Lieben, nichts als Rosenblätter,
Hab ich vor mich und um euch her gestreut!
Wärs Wunder, wenn im düstern Wetter
Ein strenger Geist bestraft die freye Seligkeit?
An Euch hieng ich mit reiner Andacht immer,
Euch war des Lebens Spiel geweiht;
Gereut hat diese Wahl mich nimmer.
Du kleine Traurige, du warst die Ueberschrift
An allem, was ich that! du reichtest mir das Gift,
Und doch, noch seh ich dich im vollen heilgen Schimmer.

So lebt' ich hin in jenem Sündenwahne,
Vertrauend nur auf dieses warme Herz!
Seht her und spiegelt euch! Erst heut, im lecken Kahne,
Sah ich die heilge Glaubensfahne

Im Geiſt, ſie wehte Himmelwärts.
Für euch will ich die lezten Früchte brechen
Gereift bereits in reiner Himmelsluft:
Eh mich des Richters Machtwort ruft
Um über mich den Stab zu brechen,
Hört euern alten Freund noch wenig Worte ſprechen.

Entſagt den längſtgewohnten Wegen,
Schwört alle Liebe ab und faltet eure Stirn,
Schließt euch in Kammern ein, geht euerm Heil entgegen,
Empfangt der Gnade heiſſen Regen
Und leichtet euer Herz und trocknet euer Hirn!
Lebt mürriſch nur um — nicht zu leben,
Laßt alle ſüſſe Herzenspein
Und ſelbſt den goldnen Quell der Reben
Verhaßter euch, als jezt Pedantenſtrenge, ſeyn.
Was wir ſonſt ſchön und gut mit froher Wallung nannten,
Was wir gethan aus Herzensdrang,
Den Gott, für den wir lebten, brannten,
Werft nüchtern unter eure Bank!
Wo wir gelacht, da müßt ihr weinen;
Ein immeroffnes Grab muß die Natur euch ſcheinen,
Ein Mißton jeder frohe Klang.

Doch eh mein lezter Hauch entflogen,
So küßt noch einmal mich recht warm,
Drückt mich ſo feſt in euern Arm,
Wie ſonſt, da ich mit euch gezogen!

Auch du, o Charis, laß mich noch
Mich einmal mit dir glücklich küssen,
Und auf der schroffen Spitze doch
Nichts als Unsterblichkeit vermissen;
Werft alle Lieder, jeden Kranz
Und alle Blumen mir aufs kühle Erdenbette,
Schließt hier der Freuden dichte Kette;
Genießt noch einmal euch hier, Kinder, um die Wette;
Mein Grab müßt ihr mit Spiel und Tanz,
Gesang und Kunst und lautem Lachen
Zum frohen Ziel der Freuden machen.

U.

2. Die Genesung.

Dem Herrn Hofrath von Koepken gewidmet.

Nahst du mir im sanften Reihentanze,
Göttin, die so lang' ich schon ersehnt?
Wird mit Deinem frischen Blüthenkranze,
Meine Stirn gekrönt?

Lange, lange harrt' ich dir entgegen,
Wie die junge sehnsuchtsvolle Braut
Hin durch Sturm und Ungestüm und Regen
Nach dem Lieben schaut!

Ach! oft sank mein Blick zu Dir gewendet,
Wenn der Krankheit schauerliche Macht
Jedes Mittel, fruchtlos angewendet,
Voller Hohn verlacht!

Wenn der Geiſt, vergeblich aufwärts ſtrebend,
Jeder Hoffnung Schein verlöſchen ſah;
O! wie oft war, durch die Kunſt nur lebend,
Ich dem Tode nah!

Doch, wohl mir! Ihm dreiſt ins Auge ſehen,
Das vermocht' ich, und in Edens Thal
Hört' ich ahndend ſchon der Palme Wehen,
Sah der Sonne Strahl,

Die auch über Gräbern herrlich glänzet,
Dort, ſo jugendlich, ſo hold und ſchön,
Edle mit den ſchönſten Kränzen kränzet,
Welche nie vergehn! —

Doch hienieden blüht auch manche Blume,
Dank', o guter, lieber Vater, dir!
Zu der Brüder Glück und dir zum Ruhme
Leb' ich gern noch hier!

v. K.

3. Das Walzen.

Was erblick' ich? Dieſes wilde Schwingen,
Wo ſich Mann und Mädchen dicht umſchlingen,
Das, das wäre teutſcher, teutſcher Tanz?
Teutſches Volk! gewöhnt an Edelthaten,
Groß im Kriege, groß in Lanzenſaaten,
Teutſches Volk! o dich verkenn' ich ganz!

Grazie

Grazie und Anmuth in dem Schritte,
leichte Wendungen in jedem Tritte,
Sind des Tänzers schönes Ideal;
O! wie können denn in teutschen Tänzen,
Wilde, wüste Schwingungen noch glänzen,
Die ihr Schöpfer von Mänaden stahl!

Ja! die Weiberschaar, die einst beym Sange
Rauher Lieder, horchend nicht dem Klange
Sanfter Töne, Orpheus Herz zerschnitt;
Sie, sie drehten sich in solchen Kreisen,
Und beystimmend ihren wilden Weisen
Tanzten Tiger da und Löwen mit!

Aber teutscher Mädchen sanfte Herzen,
Hoch sonst klopfend nur der Tugend Scherzen,
Wie? sie beben nicht mit scheuem Blick
Vor der wilden Walzer dichten Reihen,
Die des Tanzes Grazie entweihen,
Vor den wüsten Orgyen zurück! —

Ach! des Tanzes Muse steht von ferne,
Sie, die sonst so willig, sonst so gerne
Holder Tänzerinnen Reihen sieht;
Schweigend steht sie, und, in düstern Blicken
Trüben Mismuth', kehret sie den Rücken,
Diesen wilden Tänzen, — und entflieht.

Möchte sie doch bald uns wiederkehren,
Möchten wir auf ihre Stimme hören,

Die, indem sie flieht, uns noch ertönt;
„Dann erst, wenn bey sanften Reihentänzen,
„Euch die Grazien mit Rosen kränzen,
„Dann erst ist Terpsichore versöhnt!

v. R.

4. Auf den Tod des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, Durchl.

Hüllet euch in Trauerflor, ihr Saiten!
Er, der edle Fürst, so gut, so hehr,
Dem wir laute Preisgesänge weihten,
Ferdinand! Er ist nicht mehr!

In der Bruder-Eintracht trauten Hallen
Wird nicht mehr des Jubelliedes Ton
Ihm, dem großen Guelfenfürsten, schallen,
Denn zu schnell ist Er der Erd' entfloh'n!

Dieser Erde, wo er allbeglückend,
Segnend, wie die göttliche Natur,
Jeden seiner Brüder hochentzückend,
Wandelte auf hoher Gottheit Spur! —

Er, Der eitler Fürstengröße lachte
Und der Kronen drückender Gefahr,
Dem die Bruderliebe Kronen brachte,
Weil Er menschlich, weil Er edel war!

Hingeeilt ist nun sein Geist in Welten
Wo der Seeligkeiten Fülle wohnt;
Wo der Gott, selbst seelig im Vergelten,
Ihn mit ungemeßnem Lohne lohnt!

Dort — wo sich zur lichten Flammenklarheit
Jedes Erdendunkel schön erhellt,
Wo im Glanz der reinsten Himmelswahrheit,
Unserm Auge jede Bind' entfällt!

Wo, befreyt von allen Erdenmühen,
Hoch gehoben über Erd' und Zeit,
Blumen ihm in Edens Garten blühen,
Die da trotzen der Vergänglichkeit!

Dort — dort harret Sein an Gottes Throne,
In der Allvergeltung schönstem Licht,
Seiner Himmelspalmen Strahlenkrone,
Die Ihm ewige Vergeltnng flicht.

Dort, wo frey von allen allen Sorgen,
Ihm der Seeligkeiten Fülle lacht,
Wo ihm strahlt der junge Gottes Morgen,
Nach des Erdendunkels kurzer Nacht;

Dort, dort blühen herrlich seine Saaten,
Die Er hier so reichlich ausgestreut;
Und die Menge seiner Edelthaten,
Sie umgiebt Ihn — eine Ewigkeit!

Aber wir — wir blicken voller Sehnen,
Ihm — dem Edeln, dem Geliebten nach;
Unsrer treuen Liebe heisse Thränen
Strömen jenem grossen Wonnetag,

Der auch uns ihm wiederum vereinet,
Wo dem ungetrennten Wiedersehn
Man der höchsten Wonne Zähren weinet,
Die zu Himmelsbürgern uns erhöhn!

Dieß — dieß ist es, was zu frohen Hoffen,
Auch den bangen Busen mächtig schwellt;
O! wir sehn im Geist den Himmel offen,
Lieben Ihn noch in der bessern Welt! —

v. Rohr.

5. Eine Abendfantasie.

Föbus sinkt, und Myriaden Welten
grüßen freundlich mich vom Firmament;
ihnen Gruß mit Gruße zu vergelten
flög' ich gern zu jenen Strahlenzelten
wo im Blau ihr zitternd Feuer brennt.

Hätt' ich eines Adlers kühnen Flügel,
wäre mir ein Cherub unterthan,
schwäng' ich mich auf ihm mit freyem Zügel
jubelnd über Meere, Berg' und Hügel
in den blauen Welten-Ozean.

Tanzte dann um Millionen Sonnen
in die Wette mit dem Weltentanz;
Einer Welt im schnellen Flug entronnen
hätt' ich schon der Andern Port gewonnen,
mich gesonnt im neuen Sonnenglanz.

Immer höher trüge mich die Schwinge
meines Rosses durch das Sternenheer,
und entkörpert säh' ich hohe Dinge,
bis ich zu der höchsten Stufe dringe,
zu dem Strand vom großen Flammenmeer.

Zu dem Meer, das lodernd um die Veste
des erhabnen Unerschaffnen wogt;
jenseits stehn die goldenen Paläste,
denen zu, ihr längst entschwundnen Gäste
aller Welten, triumfierend flogt.

Und mein Thier tritt schnaubend in die Flammen,
friedlich weichet ihm sein Element,
prasselnd schlägt es hinter ihm zusammen,
und das Roß schlürft reine Feuerflammen,
die sein Mund als Speis' und Labsal kennt.

Und dort seh' ich in dem Gottesgarten
jene ewig jungen Rosen glühn;
Engel sind es, die der Rosen warten,
Engel bauen diesen Gottesgarten,
wo die ewig jungen Rosen blühn.

Immer weiter — Halt! zurück Gedanken!
Mensch, du willst selbst Gottes Veste schaun?
Kennt dein Wunsch denn nicht des Wunsches Schranken?
Sterblicher, kann denn dein Flug nicht wanken?
Wirst du bis zum Ziel dir selbst vertraun?

Komm' hernieder! sieh den schönen Garten,
den der Unerschaffne dir gebaut;
zwar sinds Menschen, die des Edens warten,
aber Gott schmückt schön den Erdengarten,
den mit Lust selbst Geist und Engel schaut.

Strebst du höher? In des Mondes Glanze,
dessen Gold sich jezt zu Silber bleicht,
sitzt um dich, enteilt dem Geistertanze,
dort die Elfin mit dem Myrtenkranze,
den sie huldreich ihren Freunden reicht.

Bist du werth der hehren Geisterkrone?
ist dein Herz so rein wie Mondenlicht?
Nun so schwebe zu dem Perlenthrone,
nimm beglückt der Elfin Kuß zum Lohne,
und den Kranz, den dir die Huldin flicht.

Sylf' und Elfe sind von Dem erschaffen,
der umwogt vom Flammenmeere thront,
sind Ihm nicht des schweren Zornes Waffen,
sie sind dem zum Glück und Lohn geschaffen,
welcher rein in Gottes Garten wohnt.

Wenn im Lenz der Rosen Knospen brechen,
wenn die Lilie ihren Schnee entschließt,
Schmetterling und Zefyr sich besprechen,
und an leicht bekränzten Silberbächen
thaubeperlt das dunkle Veilchen sprießt;

Wenn alsdann, erschöpft, mit matten Flügel
Titans Roß in kühle Fluthen steigt,
und der Mond, enthüpft dem Blumenhügel,
dort sein Bild im blauen Wasserspiegel
zauberisch dem Aug des Pilgers zeigt:

Dann umkränzt mit Myrten zu dem Feste
jede Elfe sich das goldne Haar;
singend öffnen ihnen frohe Weste
Oberons azurene Palläste,
und sie wallen ein zu Paar und Paar.

Dann tritt mancher zu dem Fest gerufen,
mancher Sterbliche zum Saale ein,
nahet sich des Thrones goldnen Stufen,
und es kömmt, von Oberon gerufen,
eine Elfe ihn zum Fest zu weyhn.

Und er sieht was nie ein Aug gesehen,
fühlt was nie ein andres Herz gefühlt;
und von jezt darf er beym Frühlingswehen
jedesmal zum Geistertanze gehen,
wenn der Mond die matten Fluren kühlt.

Oft auch sieht er in des Mondes Glanze,
wenn sein Gold sich jezt zu Silber bleicht,
wegen ihm enteilt dem Geistertanze
eine Elfin mit dem Myrtenkranze,
den sie huldreich ihren Freunden reicht.

Rein und werth der höhern Geisterkrone,
rein im Herzen, wie das Mondenlicht,
geht und schwebt er zu dem Perlenthrone,
nimmt entzückt der Elfin Kuß zum Lohne
und den Kranz, den ihn die Huldin flicht.

Joh. Fried. v. Meyer.

Der neue
Teutſche Merkur.

3. Stück. März 1793.

I.

Probe
einer neuen Ueberſetzung
des Lukreziſchen Gedichtes
von
der Natur der Dinge.

Aus dem Erſten Geſange.

I.

Stammfrau den Aeneaden, der Menſchen Luſt und der Götter,
Holde Venus! Du, welche das Schiffetragende Weltmeer,
Welche das Früchtebringende Erdreich unter des Himmels
Gleitenden Zeichen belebt; denn jegliche Gattung der Thiere
Wird empfangen durch dich, und erſchaut gebohren das Tagslicht;

Aeneadum genetrix, hominum divûmque voluptas,
Alma Venus, coeli ſubter labentia ſigna
Quae mare navigerum, quae terras frugiferentes
Concelebras; per Te quoniam genus omne animantum
Concipitur, viſitque exortum lumina ſolis;

Göttinn, vor dir und deiner Herankunft schweigen die Stürme,
Fliehen die Wolken; dir schickt sanftduftende Blumen der bunte
Boden herauf, dir lachen der Fluth geebnete Flächen,
Und in ergossenen Glanz hellt sich die besänftigte Luft aus.

Denn sobald als ein Tag im Schmucke des Lenzes hervor bricht,
Und des befruchtenden Westes entsiegelter Athem umherstreicht,
Kündet der Lüfte Geflügel zuerst dich, Göttinn! und deinen
Eintritt an, getroffen das Herz von allmächtiger Wollust.
Diese hüpft auf üppiger Weid' im Wild' auch, und schwimmet
Ueber rauschende Wasser: so folgen, durch Anmuth und deine
Zauber gefangen, dir alle Naturen aller beseelten
Wesen begierig nach, wohin du jede gelockt willst.

Te Dea, te fugiunt venti, te nubila coeli
Adventumque tuum; tibi suaves daedala Tellus
Submittit flores, tibi rident aequora Ponti,
Placatumque nitet diffuso lumine coelum.
Nam simul ac species patefacta est verna diei
Et reserata viget genitalis aura Favoni,
Aëriae primum volucres te, Diva, tuumque
Significant initum, percussae corda tua vi;
Inde ferae Pecudes persultant pabula laeta
Et rapidos tranant amnes, ita capta lepore
Illecebrisque tuis omnis natura animantum
Te sequitur cupide, quo quamque ducere pergis:

Endlich allem, was Meere, was Berge, was reiſſende Flüſſe,
Zweigetreibende Wälder und grünende Fluren bewohnet,
Allem die Bruſt mit behaglicher Lieb' anlodernd, bewirkſt du,
Daß von Geſchlecht zu Geſchlecht die Thierwelt brünſtig ſich fortpflanzt.

Weil denn Du allein die Natur der Dinge beherrſcheſt,
Und nichts ohne Dich an die tagenden Küſten des Lichtes
Aufgebracht wird, noch etwas lieblich und luſtig erfunden;
Wünſch ich mir dich zur Geſpielin beym Schreiben der Verſe, die meinem
Memmius ich von der Dinge der Natur zu dichten bemüht bin:
Ihm! den du, Göttinn, mit jeglicher Gabe geziert, und gewollt haſt
Daß er unübertreflich in allem allezeit bleibe.

Denique per maria ac monteis fluviosque rapaces
Frondiferasque domos avium, camposque virentes,
Omnibus incutiens blandum per pectora amorem
Efficis, ut cupidae generatim saecla propagent.
Quae, quoniam rerum naturam sola gubernas,
Nec sine Te quicquam laetas in luminis oras
Exoritur, neque fit laetum neque amabile quicquam,
Te sociam studeo scribundis versibus esse,
Quos ego de Rerum Natura pangere conor
Memmiadae nostro: quem tu, Dea, tempore in omni
Omnibus ornatum voluisti excellere rebus.

Darum, o Göttliche! darum verleih' auch meinen Geſängen
Unvergänglichen Reiz, und ſchläfre indeſſen das wilde
Schlachtengetümmel auf allen Gebiethen des Lands und der See ein!
Denn Du vermagſt es allein, mit ſtillem Frieden die Menſchen
Zu beglücken, weil Mars, der die Waffen lenkt und des Krieges
Waltet, ſich oft, von der Liebe unheilbarer Wunde gefeſſelt,
Dir in den Schooß hin wirft, mit zurück gebeugtem geſchlanken
Nacken, ſchmachtend' aufſieht nach dir, da ſeinen vor Sehnſucht
Glühenden, Blick entflammt, und lechzend an deinem Mund hängt.
Liegt er nun alſo vor dir, auf deinem heiligen Schooße,
Ausgeſtreckt da, ſo neig', o neige dein ſchimmerndes Antlitz
Ueber ihn her, und träufle, du Hochgepriesne! der ſüßen

Quo magis aeternum da dictis, Diva, leporem!
Effice ut interea fera moenera militiai
Per maria ac terras omnes ſopita quieſcant.
Nam Tu ſola potes tranquilla pace juvare
Mortales, quoniam belli fera moenera Mavors
Armipotens regit, in gremium qui ſaepe tuum ſe
Rejicit, aeterno devinctus volnere amoris,
Atque ita ſuſpiciens tereti cervice repoſta
Paſcit amore avidos inhians in te, Dea, viſus,
Eque tuo pendet reſupini ſpiritus ore:
Hunc tu, Diva, tuo recubantem corpore ſancto,
Circumfuſa ſuper, ſuaves ex ore loquelas

Wört-

Wörtchen herab, gedeihlichen Frieden den Römern erflehend!
Denn den dieſen des Vaterlands ſtürmiſchen Zeiten vermag ich
Nicht mit heiterm Gemüthe zu ſingen, noch darf der erlauchte
Sproſſe des Memmiſchen Stamms in ſolcher Noth dem gemeinen
Beſten entſtehn. Du, Memmius, gönne mir aber ein offnes
Ohr, und erzieh dich, von Sorgen entbunden, der Wahrheit und Weisheit;
Laß nicht der Hand ein Geſchenk, das mein redlicher Eifer dir widmet,
Eh du es durchzudenken gewürdigt, verächtlich entſchlüpfen!
Denn von des Himmels, der Götter, erhabnen Beſchaffenheit will ich
Reden, ich will dir der Weſen Uranfang öffentlich kund thun,
Zeigen, woher die Natur, was da iſt, alles hervor bringt,

Funde, petens placidam Romanis, Incluta, pacem.
Nam neque nos agere hoc patriaï tempore iniquo
Poſſumus aequo animo, neque *Memmi* clara propago
Talibus in rebus communi deeſſe ſaluti.
Quod ſupereſt vacuas aures mihi Memmiada, et te
Semotum a curis adhibe veram ad rationem,
Nec mea dona, tibi ſtudio diſpoſta fideli,
Intellecta prius quam ſint, contempta relinquas.
Nam tibi de ſumma Coeli ratione, Deûmque
Diſſerere incipiam et rerum primordia pandam,
Unde omnes Natura creet res, auctet alatque

Mehret und nährt, und worein sie alles, was untergeht, auflös't:
Das, was bey Untersuchung der Körper wir Grundstoff der Dinge,
Saamen, Keim, Bestandtheil und Elemente zu nennen
Pflegen, weil alles aus diesen ursprünglich zusammen gesetzt ist.

Denn die Gottheit muß, ihrer Natur nach, der tiefesten Ruhe
Von Beginn' an in alle Ewigkeiten genießen,
Abgewandt vom Tande der Erde, geschieden davon fern;
Sonder Schmerz und sonder Gefahr, sich selber aus eigner
Macht und Fülle genug, mit nichten unser bedürfend,
Wird sie weder durch Tugend gerührt, noch empöret vom Laster.

Quove eadem rursus Natura perempta resolvat;
Quae nos *Materiem*, et *genitalia corpora* rebus
Reddunda in ratione vocare et *semina rerum*
Appellare suëmus, et haec eadem usurpare
Corpora prima, quod ex illis sunt omnia primis.

Omnis enim per se Divûm Natura necesse est
Immortali aevo umma cum pace fruatur,
Semota ab nostris rebus sejunctaque longe;
Nam privata dolore omni, privata periclis,
Ipsa suis pollens opibus, nihil indiga nostri,

Als einſt auf Erden das menſchliche Leben unter dem ſchweren
Drucke der Religion ſo ſchmählich danieder gebückt lag,
Welche das Haupt von den Zinnen des Himmels herunter neigte,
Mit erſchrecklichem Blick die Sterblichen alle bedrohend;
Hat es ein Grieche zum erſten gewagt, ſein ſterbliches Auge
Ihr entgegen zu heben, zu widerſtehen der erſte:
Er! den weder die Mährchen von Göttern, noch Blitze, noch lautes
Murren des Himmels zagen gemacht. Dieß alles erregte
Nur um ſo mehr den wackern Muth des Mannes, er ſetzte
Feuriger an, der Natur verrammte Pforten der erſte

Nec bene promeritis capitur, nec tangitur ira.

Humana ante oculos foede cum vita jaceret
In terris oppreſſa gravi ſub Relligione,
Quae caput a Coeli regionibus oſtendebat,
Horribili ſuper aſpectu mortalibus inſtans::
Primum Grajus homo mortales tollere contra,
Eſt oculos auſus, primusque obſiſtere contra:
Quem nec famâ Deûm, nec fulmina, nec minitanti
Murmure compreſſit coelum. ſed eo magis acrem
Virtutem irritâ't animi, confringere ut arcta
Naturae primus portarum clauſtra cupiret.

Durchzubrechen. Er that's, und des Geiſtes raſcher Gedanke
Sprang weit über die leuchtenden Grenzen der ſichtbaren Welt weg,
Und durchſpähte, durchforſchte das unermeßliche Ganze;
Wannenher uns der Held berichtet, was irgend entſtehen
Könne, was nicht; und warum ein jegliches Ding ſein beſtimmtes
Maas und Ziel von Wirkung und Kraft anerſchaffen in ſich hält:
Alſo liegt nun die Religion hinwieder von Menſchen-
Füßen zertreten, und uns trägt bis an die Sterne der Sieg auf.

Wien, den 11ten Nov. 1792.

Ergo vivida vis animi pervicit, et extra
Proceſſit longe flammantia moenia Mundi,
Atque omne Immenſum peragravit mente animoque:
Unde refert nobis victor quid poſſit oriri,
Quid nequeat; finita poteſtas denique quoique
Quanam ſit ratione atque alte terminus haerens:
Qua re Relligio pedibus ſubjecta viciſſim
Obteritur, nos exaequat Victoria coelo. *)

*) Lukrezens Gedicht iſt ein wahrer Ulyſſes-Bogen. Unter denen, die ihn bisher (im T. Merkur wenigſtens) zu ſpannen verſucht haben, ſcheint mir, wenn man anders leonem ex ungue erkennen kann, der Ungenannte und mir gänzlich unbekannte Verfaſſer dieſer kleinen Probe der Mann zu ſeyn, dem man

man die Kraft, dieſen Bogen zu ſpannen, zutrauen könnte, und von welchem ich wohl den ganzen Lukrez mit ſo vielem Sinn und Fleiß, als ich in dieſer Probe bewieſen finde, verteutſcht zu ſehen wünſchte. Ein Wunſch, zu deſſen Erfüllung ich mir indeſſen keine Hoffnung mache, wofern der Ueberſetzer nicht durch einen unwiderſtehlichen Hang, oder vielmehr durch die ganze Gewalt des Lukreziſchen Genius zu einer ſo ſchweren, dornenvollen und ſelbſt dem hartnäckigſten Eifer Trotz bietenden Arbeit hingeriſſen wird; zumahl da er, in einer Zeit wie die unſrige, ſchwerlich auf eine andere Belohnung auch des glücklichſten Erfolges, als ſein eigenes Bewußtſeyn und den unfruchtbaren Beyfall einer kleinen Anzahl von enthuſiaſtiſchen Liebhabern der Kunſt und der Filoſofie der Alten, rechnen darf.

Uebrigens braucht es kaum des Zuſatzes, daß ich meine gute Meynung von den Kräften des Unbekannten keinesweges ſo ausgelegt wiſſen möchte, als ob ich glaubte, daß er in dieſer Probe das Ziel, wornach er zu ſtreben ſcheint, bereits erreicht habe.*) Niemand wird vermuthlich von der Einbildung, dem Genius des Lukrez völlig genug gethan zu haben, weiter entfernt ſeyn, als er ſelbſt; aber nie-

*) Man vergleiche, z. B. nur die beyden Gemählde v. 33 — 41 und v. 77 — 89 mit dem Original, und man wird dies Urtheil nicht zu ſtreng finden.

mand, der es nicht selbst versucht hat, kann sich auch einen Begriff von der unsäglichen Schwierigkeit des Unternehmens machen. Möchte doch der Verfasser dieser Probe sich nicht durch die fatale Beeiferung, den Lukrez in gleich vielen Versen zu übersetzen, die Arbeit abschreckender und den Erfolg beynahe unmöglich machen! Man soll sich so scharf an die Urschrift anschliessen als möglich, und gedrungne Kürze ohne Nachtheil der Klarheit und ohne bedeutende Aufopferungen ist allerdings ein großes Verdienst: aber ich werde, so lange bis ich durch den Augenschein widerlegt werde, behaupten, daß die Verschiedenheit der Sprachen und die mechanischen Schwierigkeiten des teutschen Hexameters oder jeder andern Versart, denjenigen, der darauf bestehen wollte den Lukrez Zeile vor Zeile zu übersetzen, zu Ungeschmeidigkeit, Gewalthätigkeiten an unserer Sprache, und zu manchem quid pro quo, wofür ihm Leser von Geschmack wenig Dank wissen möchten, nöthigen würde. So hätte (um nur ein einziges Beyspiel zu geben) unser Uebersetzer, in dem herrlichen Gemählde, nach welchem Tasso seinen auf Armidens Schooß liegenden Rinaldo so meisterhaft kopiert hat, das *pascit amore* avidos — visus, schwerlich verwischt, und durch die Worte „da seinen vor Sehnsucht glühenden Blick entflammt, zu ersetzen geglaubt, wenn ihn die Schwierigkeit, die fünf Verse des Lukrez in fünf teutsche zu zwingen, we-

niger

niger geplagt hätte; wiewohl ich damit nicht behaupten will, daß es ihm nicht bey einem neuen Versuch besser glücken könnte. Aber was an manchen schweren Stellen einem nicht ablassenden Fleiß gelingen kann, wird, an hundert andern, auch dem gewandtesten, sprachkündigsten und arbeitsamsten Versekünstler in einer metrischen Uebersetzung unmöglich bleiben. W.

II.

Gebal und Abdalla

Fortgesezt.

6.

Aufmerksam vernahm jezt Gebal den Rath des Weisen, und brannte vor Begierde, ihn in Ausübung zu bringen, mit verstärkter Thätigkeit das Versäumte nachzuholen, begangene Fehler zu verbessern, und Abdallah's Erwartungen weit zu übertreffen.

Bescheidenheit, Altersschwäche, und Liebe zu seinen guten Abdalsdörfern verhinderten den Greis, seines Königs Bitte, selbst an seinem Hofe die Reformazion einzuleiten, zu erfüllen: aber desto williger erfüllte er die zweyte Bitte, ihm einen Theil seiner Lebensgeschichte, vorzüglich in Bezug auf

seine

seine Freundschaft mit Gebal dem Ersten, zu erzählen.

„Mein Vater, Gutsherr von Lannosdorf — so hieß dieser Ort, ehe Gebals Freundschaft seinen Nahmen umänderte — hatte viele und größtentheils traurige Erfahrungen in der Welt gemacht. Er hatte seine schönsten Jahre am Hofe verlebt, war verkannt und gemißhandelt worden, zog sich dann in die Einsamkeit zurück, und widmete sich ganz der Erziehung seines einzigen Sohnes. Er war mein Lehrer — ich konnte mir keinen bessern Lehrer wünschen! Er theilte mir seine Kenntnisse, seine Erfahrungen mit, und was noch mehr war, er prägte mir seine Rechtschaffenheit ein. Man kann nicht rechtschaffener seyn, als es mein Vater war, wenigstens keine strengern Begriffe von Recht und Gerechtigkeit haben, und diesen Begriffen gemäßer leben.

Seine Gerechtigkeitsliebe gränzte zuweilen an Uebereilung; aber ich bemitleide die Armen, die deswegen über ihn spötteln konnten.

Nur einen Zug aus seinem Leben, und gerade den, den man am meisten gemißdeutet hat. Im zweyten Jahre seiner harten Gefangenschaft — zehn Jahre mußte er unter König Hardins Regierung im Kerker schmachten! — wurde ihm sein Todesurtheil angekündigt, das er ohne eine Miene zu verändern anhörte; und dann ein Priester geschickt, der ihm, wenn er das angeschuldigte

Ver-

Verbrechen, das ihm nie in den Sinn gekommen war — gestehen würde, das lezte Opfermahl bringen sollte. Der Priester, nach langen vergeblichen Aufforderungen, zu gestehen wovon er nichts wußte, ermahnte ihn seine Zuflucht zur Gnade Abidahs und des Weltgeistes zu nehmen; mein Vater antwortete mit festem Tone: ich mag keine Gnade, ich will Gerechtigkeit! und schickte den Priester fort. Der Zeloten Schaar ergrimmte über den Gotteslästerer — ich versichere dich, er war ein ächter Verehrer Gottes und Abidahs, ein wahrhaft religiöser Mann!

Die Höflinge lachten über den Narren. Hardin selbst hielt ihn für wahnsinnig, und änderte das Todesurtheil ab in ewige Gefangenschaft. Zum Glück war Hardin auch ein Sterblicher. Nach Hardins Tode wollte sein Nachfolger ihn frey lassen, und mein Vater wollte nicht frey seyn, bevor er gerechtfertigt wäre. Ein neuer Beweiß schrieen die Höflinge, daß der Mann verrückt ist.

Aber Hardins Sohn war gerechter als sein Vater; er ließ die Klage von neuem untersuchen, und fand ihn durchaus unschuldig.

Unschuldiger, Unglücklicher! redete ihn der König an, was kann ich dir zu einigem schuldigen Ersatz thun?

Nichts! antwortete mein Vater ganz trocken. Auch Du bist mir nichts schuldig. Du hast deine

Pflicht gethan, hast gerecht gegen mich gehandelt, und damit gut. Und selbst dein Vater, war nur Instrument in der Hand eines verläumderischen Bösewichts. Kannst Du diesen ausmachen, so laß ihn nach Verdienst bestrafen.

„Hast du Verdacht? fragte der König: nenne den Verläumder, seine Strafe soll seinem Verbrechen angemessen seyn."

Ich kenne ihn, gab mein Vater zur Antwort, aber ich mag nicht als Ankläger gegen meinen Feind auftreten, da ich ohne die Anklage gerechtfertiget bin." —

Ich nahm nach dem Tode meines Vaters Kriegsdienste; hatte in zwölf Jahren manche Gelegenheit, mich als guten Soldaten zu zeigen, und wurde gelobt, aber nicht befördert. Im dreyzehnten Jahre, im Feldzuge gegen die Kalekarnier, erhielt ich durch ein Versehen, was ich durch Verdienst nicht hatte erlangen können. Ich hatte von einem meiner Obern einen Auftrag an seine Anverwandten in Kissin, (einem Dorfe, das kaum vier Stunden vom Lager entfernt war) verstehe aber statt Kissin, Kitzin, das 5 — 6 Stunden hinter Kissin lag, und komme durch dies Versehen erst in später Nacht ins Lager zurück. Unter Weges erfahre ich aber, daß die Kalekarnier in dichten Haufen anrücken, und die unsrigen in der Nacht überfallen wollen. Ich eile dem Könige, der glücklicher Weise selbst im Lager war, die Nachricht

richt

richt zu überbringen; der König macht Anstalt zum Empfange der ungebetnen Gäste, erkämpft den entscheidendsten Sieg, und ernennt mich zum Anführer einer Legion.

Ohne dies Versehen hätte ich in meinem drey und dreyßigsten Jahre — so alt war ich damals — angefangen Kohl zu pflanzen, und hätte weder deinen Vater noch dich kennen gelernt.

Bald dakauf bestieg Gebal den Thron, und führte, anfänglich zur Vertheidigung, bald aber angreifend, Krieg auf Krieg. Ich that als Soldat meine Schuldigkeit, wurde von meinem Könige bemerkt, und königlich belohnt. In einem hitzigen Treffen war ich so glücklich, ihm das Leben zu retten; von dieser Zeit an zeichnete er mich aus, unterredete sich oft mit mir, theilte mir seine geheimsten Plane mit, verlangte oft meinen Rath, und konnte es ertragen, wenn ich manche seiner Unternehmungen mißbilligte. So durfte ich es z. B. wagen ihm von dem Kriege gegen die Kalokassier abzurathen: weil er kein Recht dazu hätte? und da er ihn dennoch unternahm, ihm gerade zu zu sagen, daß ich an diesem Kriege keinen Theil nehmen würde, — ohne daß er mich darum minder liebte. Gebal kannte die Kalokassier blos von Seiten der Weiber, und urtheilte diesmal sehr unrichtig, daß ein Volk, welches zur einen Hälfte so sanft und so gefällig wäre, auch zur andern Hälfte aus weibischen Männern bestehen

hen müsse. Er begann deswegen den Feldzug nur mit dem kleinern Theile seiner Armee, und vertraute mir bis zu seiner Rückkehr, die Regierung seines Reiches.

In kurzem erhielt ich durch einen Eilboten die Nachricht: daß Gebal geschlagen und gefährlich verwundet wäre, und jezt in einer Veste, die sich unmöglich lange halten könnte, eingeschlossen sey; mit dem Befehle, alles zur Hülfe aufzubieten.

Ich thats; ich flog mit meinen Reitern, auf deren Muth und Treue ich mich um so mehr verlassen konnte, je mehr ich mich durch milde väterliche Behandlung ihrer Liebe versichert hatte, voran, übereilte die Feinde, und schlug sie.

Gebal dankte mir herzlich, forderte mich aber auch dringend auf, meinen Sieg zu verfolgen und Kalokassien zu erobern, da er gewisse Nachricht haben wollte, daß sonst andere Völker sich mit den Kalokassiern verbinden und in sein Land eindringen würden; und ertheilte mir übrigens unumschränkte Vollmacht, alles nach meinem Gutdünken einzurichten. Das Glück und die Tapferkeit meiner Soldaten verschafften mir einen neuen Sieg, und in kurzem war der Sultan von Kalokassien in seiner Hauptstadt eingeschlossen, die aber, gut befestigt und mit Volk und Lebensmittel wohl versehen, so leicht nicht zu erobern war.

Drey Wochen lag ich fruchtlos vor Kassia, als ein Bote von Gebal, den die Schmerzen der

em-

empfangenen Wunde zum heftigsten Zorn gereizt hatten, mir den Befehl überbrachte, mit der Eroberung Kalokassiens möglichst zu eilen, und ihm den Sultan selbst oder seinen Kopf zu überbringen. Mit Ernst und Unwillen antwortete ich dem Boten: „eile, um der verdienten Strafe zu entgehen! das hat Gebal nicht befohlen!" und entließ ihn, ohne auf seine Vertheidigung zu hören. An demselben Tage ließ sich ein Ueberläufer bey mir melden, und versprach, gegen eine angemessene Belohnung den Sultan in meine Hände zu liefern.

„Wer bist du, und wie kannst du das versprechen?" fragte ich. „Ich bin sein Obersier, antwortete er, und habe sein volles Zutrauen." — Und kannst, sprach ich zornig, sein Zutrauen so schändlich misbrauchen?

Gefesselt überschickte ich den Verräther seinem Herrn, welcher, durch diesen Beweis meiner Gerechtigkeitsliebe, die er Großmuth nannte, gerührt, mir mit Anbruch des folgenden Tages die Thore öffnen ließ, beym Eintritt in die Stadt mir die Krone aufsetzte, mich als Sultan von Kalokassien begrüßte, sich meiner Gnade empfahl, und mich versicherte: daß nicht bloß seine Kalokassier, sondern mehrere angränzende Völker mich gegen den ungerechten Eroberer Gebal mit Guth und Blut vertheidigen würden. Ein lautes lange lebe Sultan Abdalla! erscholl mir entgegen.

Ohne mich zu bedenken, gab ich dem Sultan seine Krone zurück, und schrieb ihm, als künftigem Vasallen meines Herrn, leidliche Bedingungen vor, die er mit Freuden eingieng, und mir zur Sicherheit zwey seiner Söhne als Geißel übergab.

Der Ruf von dem, was ich gethan hatte, war vor mir hergegangen, und Gebal, noch immer von seiner Wunde nicht völlig hergestellt, schalt mich beym Eintritt in sein Zimmer, Ungehorsamer, Treuloser, Verräther — und was ihm sonst Schmerz und Zorn eingaben, und donnerte mir den Befehl zu, nie wieder vor seinem Angesichte zu erscheinen.

Ruhig wanderte ich nach Lanno'sdorf, und, gewohnt die Dinge und Schicksale von ihrer guten Seite anzusehen, freute ich mich, nun ganz für mein Weib, das ich vor drey Jahren geheirathet hatte, und für meine beyden Kinder leben zu können. Doch ehe eine ganze Woche vergieng kam Gebal, der von meinem Betragen in Kassia genauere Nachricht eingezogen hatte, selbst, noch mit verbundenem Arme, nach Lanno'sdorf, bat mich um Verzeihung und um meine Freundschaft, und überließ mir die Wahl, ob ich irgend eine Provinz seines Reichs haben, oder neben ihm über das Ganze herrschen wolle?

Ich erbat mir Lanno'sdorf, das er mir auch, obgleich unzufrieden, daß ich so wenig begehre, mit

verändertem Namen und unter den Bedingungen, die dir bekannt sind, übergeben hat. Seine Freundschaft nahm ich, ich gestehe es, mit einigem Mistrauen an, woran zum Theil meines Vaters Erfahrung, zum Theil meine eigene Schuld war.

Zwar liebte ich meinen Gebal so herzlich, als je ein Freund den Freund liebte: aber der König stand mir doch immer im Wege, daß ich ihn nicht so traulich, wie es das Herz forderte, umarmen konnte. Ich fühlte dies besonders beym freundschaftlichen Tadel, den ich fast immer gekünstelt und durch Umwege vorbrachte; was ich doch sonst in der Freundschaft selbst gehaßt hatte. Zum Beyspiel: Gebal liebte ein Weib, die sich auf alle lose weibliche Künste verstand, und durch den Gebrauch dieser Künste ihn in Sklavenfesseln hielt, so daß er für nichts anders Sinn hatte, als für seine Lily, und alles that, um ihre, oft unsinnige, Wünsche zu befriedigen. Lange hatte mich der Verliebte nicht besucht, und wie er zum erstenmale wiederkam, so fand er in meinem Hause eine Unordnung, die ihm auffiel. Wundre dich nicht, sprach ich, über die schöne Ordnung, die du hier findest. Abdalla hat in seinen alten Tagen noch einmal in Kinderschuhen getanzt, hat Haus und Dorf vernachläßigt, weil er liebekrank war: aber so wahr ich das Leben habe, daß nächste mal daß du wiederkömmst, sollst du Abdalla den Mann wieder finden!

Es währte aber lange ehe Gebal wieder kam; und Lily's kleine Hand lag mit Zentnerschwere auf dem Nacken der Aethopaner. Sie verschwelgte ungeheure Summen, und mischte sich zum größten Nachtheil des Staats in die Regierungsgeschäfte. Die würdigsten Männer wurden vom Hofe entfernt, und ihre Stellen mit nichtswürdigen Kreaturen der Lily besetzt. Da eilte ich selbst zu meinem kranken Könige, gieng nach dem Rechte, das er mir zugestanden hatte, unangemeldet in sein Zimmer und: Gepriesen sey Abidah, sprach ich beym Eintritt, daß ich meinen König Gebal noch lebend finde!

Gebal wunderte sich natürlich über die seltsame Anrede, und ich entschuldigte mich damit, daß ich nach dem, was ich von zeitheriger Entfernung seiner treuesten Diener, und der Besetzung ihrer Aemter mit jungen süßen Herren ohne Kopf und Herz, gehört hätte, auf den schrecklichen Verdacht gekommen wäre: daß vielleicht ein neuer Migrimm — die Geschichte Migrimms wird dir bekannt seyn? — Gebals Tod verheimlicht hätte, und unter seinem Namen migrimmisch regiere.

Gebal erwiederte mit mühsam unterdrücktem Zorn: es wäre ihm lieb, daß ihm mein böser Traum einen Besuch von mir verschaft hätte; machte Hofkomplimente mit mir, und bat mich dann, ja bald wieder zu kommen; aber in einem Tone, der deutlich sagte: bleib in Zukunft zu Hause!

Und dazu war ich auch entschlossen, ob ich gleich bey ruhiger Prüfung hätte einsehen sollen, daß ich den kalten Empfang verdient hätte; weil die Art meines Tadels wirklich die Miene des unfreundschaftlichen Spottes hatte.

Zu meinem, und, vielleicht auch zu Gebals Glücke, wurde ich bald darauf krank, und so krank, daß mein Arzt alle Hoffnung aufgab. Mit zitternder Hand schrieb ich Gebaln von meinem Krankenbette das letzte lebe wohl! und bat ihn als Sterbender, nicht seine Tugend und seines Volkes Glück in den Armen einer Lily zu verschwelgen.

Dies traf Gebals edles Herz. Wenige Stunden nach Empfang dieser Zeilen war er in Begleitung zweyer Aerzte bey mir. Schmerz und Thränen beraubten ihn der Sprache, wie er mich so entkräftet und verfallen liegen sah; drey Tage blieb er in Abdalsdorf, war immer an meinem Lager, versprach den Aerzten Geld und Titel, so viel sie selbst wollten, wenn sie mich retten könnten, und umarmte sie mit ungestümer Freude bey der Nachricht, daß die Gefahr vorüber sey.

Du kannst dir vorstellen, welchen Eindruck diese zärtliche Theilnehmung auf mein Herz machte. Gebal der Mensch hattte mich mit dem Könige ausgesöhnt; alles Mißtrauen war verschwunden, und von nun an gab es in ganz Aethopan

keine bessern, trautern Freunde als Gebal und Abdalla waren.

Lily hatte durch ihre eigene Frechheit und ihren Uebermuth (wovon sie kurz vorher, ehe Gebal meinen Brief vom Krankenlager erhielt, eine starke Probe abgelegt hatte) das Feuer, das ihre Schönheit entzündete, wieder ausgelöscht, und Gebal ward der König — der keines Freundes Lob bedarf.

Ich machte im eigentlichsten Verstande Gebals geheimen Rath, vermied alle Empfehlungen, ließ jeden glauben, daß ich mich in Regierungsgeschäfte gar nicht mische, und mischte mich auch wirklich nicht weiter ein, als in wiefern Gebal meinen Rath mir abforderte: da ich ihm dann ehrlich, aber ohne Anmaßung, meine Meynung sagte, ohne sie für etwas mehr als meine Meynung auszugeben, und ohne, nach der gewöhnlichen Art oder Unart der Rathgeber, zu verlangen, daß der Rathbegehrende mir nun auch folgen müsse. Und so ein geheimer Rath ist, glaube ich, einem Fürsten, wäre er auch so weise wie mein Gebal, und sein Rath nicht weiser aber eben so ehrlich als Abdalla, gar keine überflüßige Person — vorausgesetzt, daß der geheime Rath auch übrigens in der glücklichen unabhängigen Lage sey, unpartheyischen und uninteressirten Rath ertheilen zu können.

Verzeyhe mir dies scheinbare Selbstlob; es sollte hier nicht mehr sagen, als, ich diente meinem

nem Könige so gut ich konnte. Meine übrige Zeit widmete ich meinem Dorfe, und meinem einzigen von vier Kindern mir übrig gebliebenem Sohne, der zeither dir und dem Vaterlande als Soldat gedient hat, nächstens aber zurückkehren wird, um für meine guten Abdalldörfer zu seyn, was ich ihnen nicht lange mehr werde seyn können.

7.

Gebal, so zufrieden er übrigens mit Abdallas Erzählung war, vermißte doch ungern die Erläuterung eines Punktes, wovon er in seines Vaters geheimen Schriften nur eine dunkle Anzeige unter der Rubrik:

„Hestyages des Königs von Mydien und „Gebals I. Königs von Aethopan Verabredung wegen Vertheilung ihrer Länder"

gefunden hatte. Es war ihm ausgemacht, daß Abdalla von dem Plane — nach welchem, wie es schien, ihm nur ein kleiner Theil des Aethopanischen Reichs bestimmt war — wisse, und ihn vielleicht gar seinem Vater eingegeben habe; und er war ehrlich genug, dies dem Greise zu gestehen.

Abdalla gab ihm auch hierüber den verlangten Aufschluß.

„Hestyages, der mächtige König Mydiens, hatte keinen Sohn, und beschloß, sein Reich — ich weiß nicht ob in acht oder zehn gleiche Theile, un-

ter die liebsten seiner Freunde zu zertheilen, von denen jeder von dem andern unabhängig sein Land beherrschen, und auf den Fall eines Angriffs von außen, sich mit den andern aufs engste verbinden sollte; so daß der auswärtige Feind des einen als Feind Aller angesehen würde. Um aber auch zu verhüten, daß nicht etwa einmahl ein mächtiger und schlauer Nachbar die Verbündeten unter einander selbst zu Kriegen verleiten, und dann, wenn sie sich geschwächt hätten, sie gemeinschaftlich unterjochen möchte: so wollte er noch bey seinen Lebszeiten einen Strich Landes an Gebal und dessen Nachfolger abtreten, unter der Bedingung daß diese seine Konstitution garantiren und Mydien schützen sollten.

Er machte wirklich Gebaln den Antrag, und veranlaßte dadurch jenen Plan, den ich dir ziemlich vollständig angeben kann, da ich oft genug mit deinem Vater darüber gesprochen habe.

„Aethopan soll, eben so wie Mydien, in kleinere Königreiche zertheilt werden, damit jeder König um so leichter, für seine nicht mehr allzugroße Familie, ein guter Vater seyn könne."

„Alle von König Mißri und nach ihm eroberten Provinzen des äthopanischen Reichs, sollen wieder ihre eigenen Könige, und Gebal und dessen Nachfolger bloß das eigentliche Aethopan erhalten, wie es vor König Mißri war."

„Aethos

„Aethopan und Mydien mit allen ihren Provinzen sollen künftig als Ein Land angesehen, und das ganze Volk durch einen großen Bund und ein Gesetzbuch, das die vorzüglichsten Rechte und Pflichten der Fürsten und Unterthanen näher bestimmt, vereinigt werden."

„Wir wünschen, daß in allen diesen Reichen so wohl, als in Mydien, in allen Schulen die äthopanische Sprache gelernt werde, um sie nach und nach zu gemeinschaftlichen Sprache des ganzen Mydisch-äthopanischen Volkes zu machen; das Volk durch dies Band mehr zu einigen, und die Erkenntniß und Ausbreitung des Wahren und Guten zu befördern."

„Frey aber wird es jeder Provinz und jedem einzelnen Menschen überlassen, ob er Abidah, oder die Sonne, oder irgend eine andere Gottheit verehren, und die Art und Weise, wie er sie verehren will — weil es Ungerechtigkeit und Wahnsinn wäre, jemanden zu zwingen, etwas zu glauben, von dessen Wahrheit er sich nicht überzeugen kann; und weil solch eine erzwungene Verehrung dem Weltgeiste unmöglich gefallen kann."

„Im ganzen mydisch-äthopanischen Lande wird Handel und Gewerbe von allen Unterthanen in allen Reichen frey getrieben, ohne daß sie für ihre ein- oder ausgebrachten Waaren in einem verbündeten Reiche die geringsten Abgaben zahlen."

„Auch hat jeder freye Bürger das Recht, mit seiner Familie und seinem Vermögen aus einem Theile des verbündeten Reichs ungehindert in ein anderes zu ziehen."

„Nach Verhältniß der Größe eines jeden Reichs, und der Menge seiner Bürger soll bestimmt werden, wie viel Truppen es zu halten habe."

„Außer diesen stehenden kleinen Armeen, soll wöchentlich einmahl in allen Städten und Dörfern des Mydisch-äthopanischen Landes die ganze Mannschaft, von 18 bis 48 Jahren, die zum Kriegsdienste fähig sind, in Waffen geübt werden."

„Auch soll in Friedenszeiten der gemeine Soldat nur auf zwey Jahre unter den stehenden Armeen dienen, und nach Verfluß dieser Zeit andere — durchaus Jünglinge — zum Dienst ernannt werden; so daß der Staat, nach Verfluß einiger Jahre, eine große Anzahl hinlänglich geübter Soldaten haben kann. Die für den Staat zeither so drückenden stehenden Armeen werden also um ein großes vermindert werden, ohne daß der Staat an Sicherheit verlöhre."

„Im Kriege ist jeder, der noch den Bogen führen, und den Wurfspieß schleudern kann, Soldat."

„In jedem Reiche werden zwey Reichsrepräsentanten, einer vom Könige, und der andere von den freyen Bürgern erwählt. Sie erhalten

einen

einen anständigen Gehalt, dessen Hälfte nach ihrem Tode ihre Weiber auf Lebenszeit, und ihre Kinder bis zu einer bessern Versorgung genießen."

„Diese Reichsrepräsentanten sollen in Kißryn — welche Stadt ohngefähr im Mittelpunkte des mydisch-äthoranischen Landes liegen wird, und welche keinem Reiche zufallen, sondern ihre eigene Regierungsverfassung erhalten soll! — sich versammeln, und dort den Landrath ausmachen."

„Die Personen der Repräsentanten sind heilig und unverletzlich. Der König, der sich an ihnen vergienge, hätte seine Krone, der Unterthan sein Leben verwirkt."

„Welcher Repräsentant aber von seinem Mitrepräsentanten überführt würde: daß er von irgend einem Könige oder Staate Geschenke, oder auch nur Versprechungen angenommen hätte, um für ihn zu stimmen, würde für ehrlos erklärt und des Landes verwiesen. Jeder Repräsentant ist deswegen verbunden, es dem Landrathe anzuzeigen, wenn ihm von irgend jemand, auf irgend eine mögliche Art, ein Geschenk angetragen, oder sonst ein Versprechen gemacht würde."

„Sie haben die Streitigkeiten zwischen Staaten und Staaten, Königen und Königen zu schlichten; und zwischen Königen und Unterthanen in Fällen, welche das allgemeine Landesgesetzbuch in

dem Kapitel, über Rechte und Pflichten der Könige und Unterthanen, bestimmt hat."

„Auf ihre Aufforderung müssen alle Könige gemeinschaftlich ihren Urtheilsspruch gegen den Widerstrebenden vollstrecken."

„Auch Streitigkeiten unsrer Könige und Staaten mit andern Völkern werden im Landrathe nach strengster Gerechtigkeit entschieden; und wer diese Entscheidung nicht annimmt, oder ohne rechtliche Klage einen der verbündeten Staaten angreift, wird als Feind des Ganzen bekriegt."

„Alle Reiche des mydisch-äthopanischen Landes sollen auf die ganze Zukunft unvergrößert und unzerstückelt bleiben."

„Unter den Königen hat Mißri, so lange er lebt, nach dessen Tode aber der jedesmahlige König von Aethopan den Vorrang. Den Rang der übrigen Könige entscheidet die Anciennität, und der Rang ihrer Könige bestimmt im Landrathe den Rang der Reichsrepräsentanten."

Du siehst aus dem allem, daß deines Vaters Absicht edel, sehr edel war. Aller Krieg mit allem dem namenlosen Elend, das er stiftet, sollte verdrängt, der Zweck der bürgerlichen Vereinigung desto sichrer erreicht, und die Menschheit veredelt werden. Indeß, die Wahrheit zu gestehen, mir schien Gebals Plan schon einen gewissen Grad von

allge-

allgemeiner Veredelung vorauszusetzen, wie er, glaube ich, bey unsern Menschen noch nicht gefunden wird; und deswegen schmerzte es mich weniger als ihn selbst, daß Mißris früher Tod den noch so ungewissen Versuch verhinderte.

Wie freue ich mich aber, mein König, deinem Vater die Versicherung überbringen zu können: daß seine Hauptabsicht auch ohne diesen Versuch dennoch nicht verfehlt ist. Du wirst sein Werk fortsetzen, und einst vielleicht für das kommende Menschengeschlecht manches Gute zu Stande bringen, was er in seinem Zeitalter nur wünschen konnte. Uebereilen läßt sich das Gute nicht, wenn es gut auf die Dauer seyn soll: aber es läßt sich mit Gebals Geiste und Macht viel thun, wenn man ernstlich will! Und thun wir für unsere Zeit redlich, was wir thun können, machen wir besser was wir jezt besser machen können: so wird wahrlich in der folgenden Zeit manches That und Wahrheit werden, was wir jezt bloß für schönen Traum halten!

8.

„O Abdalla, lieber Abdalla, Freund meines Vaters und mein Freund, sprach Gebal mit biederm herzlichen Händedruck, „sey mein Führer, sey mein Lehrer! Was muß ich thun um meines Vaters würdig zu werden, um mein Volk so glücklich zu machen, wie ich gern — bey dem Ewigen! wie ich es gern machen wollte.“

„Sey,

„Sey, antwortete Abdalla, und eine Thräne zitterte im Auge des Greisen, „sey deinem Volke Vater!“

„Dein Volk ist bey aller seiner Schwäche ein gutmüthiges Volk; und vielleicht gilt das von jedem Volke ohne Ausnahme, dem nicht der Glaube an die Vaterliebe seiner Beherrscher gewaltthätig entrissen wird. Die Kinder sind wahrlich selten, welche die Liebe ihrer Väter mit Undank belohnten, wenn sie anders einsehen, daß es ihre Väter gut mit ihnen meynen. Freylich einsehen müssen sie das können, und dazu ist denn nun wohl kein natürlicheres Mittel, als ihnen theils sichtbare Beweise der Vaterliebe zu geben, theils ihr Auge immer mehr zu erhellen — sie immer verständiger zu machen.

Du weißt daß ich unter verständiger machen nicht das verstehe, was viele unsrer neuen Erzieher darunter zu verstehen scheinen: eine Menge von Kenntnissen einpfropfen, von allem etwas in widernatürlicher Mischung — Vielwisserey, welche aufbläht ohne zu nähren und zu stärken, und oft den Kopf eben so sehr verdirbt, wie eure Gastmähler der neuern Kochkunst den Magen. Nein! sondern, mit Rücksicht auf den Grad ihrer Empfänglichkeit, die Menschen über das belehren, was ihnen zu wissen frommet, um bessere, mit ihrem Schicksal zufriednere, und für ihren Stand und Lage sich selbst und andern nützlichere Menschen

zu

zu werden; und da weniger lehren — nach dem gewöhnlichen Sinne des Worts — als zu eigenem Nachdenken Veranlassung geben. — Ists aber ein Wunder, wenn Eltern, die sich entweder gar nicht um ihre Kinder selbst bekümmern, sondern sie dem ersten besten Hausmeister überlassen; oder die bloß als Herrn befehlen, ohne sich je die Mühe zu geben, ihren Kindern zu sagen, warum sie das befählen? Eltern, die, mit einem Worte, so handeln, daß die Kinder unmöglich glauben können, daß sie von ihnen geliebt werden — ist es da Wunder, wenn sie lieblose Kinder haben?"

„Lieber Vater Gebal, beweise du deinen Kindern, daß du Vater seyst, und, wahrlich, sie werden deine lieben guten Kinder seyn. Verachte du den Verleumder, der dich zum Mißtrauen gegen deine Kinder verleiten will, so lange dein Herz dir das Zeugniß giebt, daß du als Vater handelst; und verabscheue ihn, wenn er dir den Rath giebt, sie den Herrn mehr fühlen zu lassen, um sie besser im Zaume zu halten. Es ist ein wahnsinniger Rath! Wer mag dem reißenden Strome sich entgegen stämmen, wenn er gewaltsam aus seinen Ufern tritt? Diamantne Fesseln seines Zuchtmeisters zersprengt ein Volk, welches den feinsten seidenen Faden, woran es sein Vater leitet, nicht zu zerreißen vermag — weil es nie den Willen haben kann, sich gegen ihn, den es als Vater anerkennt, aufzulehnen!

Und

Und der Regent sollte selbst den Vaternahmen verläugnen? Sollte selbst seinen Kindern durch laut sprechende Handlungen sagen: ich will euch nur Herr, nicht mehr Vater seyn? Sollte sich selbst vom Vater zum Zuchtmeister herabwürdigen? Sollte auf die Gottes-Seligkeit, von Tausenden seiner Kinder geliebt, gesegnet, zu werden, Verzicht thun? — Lieber von Sklaven gefürchtet und gehaßt werden wollen?

Wehe dem Landesverräther, der deinem Volke deine Liebe, dir die Liebe deines Volkes rauben wollte!

Nein! du, du, mein Gebal, wirst deines Volkes Vater seyn!

Zwar wirst du zuweilen bey deinen besten Absichten von vielen verkannt, und von manchem verläumdet werden — Du weißt ja, daß es der Weltgeist selbst nicht allen recht machen kann. Aber wäre es dann wohl weise, minder gut zu handeln weil unsere Güte verkannt wird? Würdest du nicht eben dadurch die Verläumdung deiner Feinde rechtfertigen? Oder verdient der Kranke Bestrafung, daß er in der Gelbsucht weiß für gelb hält? Wende alle Mittel an, ihn von seiner Gelbsucht zu befreyen: so wird er sich dann selbst von seinem Irrthum überzeugen, und seinem Arzte danken. Und, lieber Gebal, du bleibst ja Mensch, bey aller Größe und Weisheit dennoch Mensch, der selbst irren und fehlen kann. Möglich wäre

es

es ja, daß du bey den besten Zwecken doch in der Wahl der Mittel einmahl fehl gegriffen hättest. Auch weißt du ja, daß etwas an sich sehr gut seyn kann, was dennoch unter diesen Umständen für diese Menschen noch nicht gut ist. In solchen Fällen kann man freylich für seine größten Wohlthaten keinen Dank erwarten, weil die, denen wir sie erweisen, sie nicht als Wohlthaten annehmen; und sie nehmen sie nicht als Wohlthaten an — „aus Bosheit und Halsstarrigkeit?" Warum nicht gar! Nein, weil sie sie nicht dafür erkennen können. Und was dann zu thun? „Gar nicht mehr für ihr Wohl besorgt zu seyn?" Das wäre äußerst ungerecht und zugleich sehr unweise. „Ihnen die Wohlthaten aufdringen?" Was sollen sie aber mit der Wohlthat, die sie nicht zu benutzen wissen? Und aufgedrungene Wohlthat ist Uebelthat! Nein, lieber statt dieser Wohlthat ihnen eine andere ertheilt, für welche sie Sinn haben, und welche sie zu ihrem Wohle zu benutzen wissen; oder ihnen erst zur Einsicht verhelfen, daß das, was sie jezt für übel halten, gut für sie sey. So werden sie das erkannte Gute selbst wünschen, und dem Geber herzlich danken.

„Aber wen sollte es nicht ärgern, daß die Thoren oft ihr eigenes Glück von sich stoßen, daß sie nicht einsehen wollen, was zu ihrem Frieden dient!"

Nicht einsehen wollen? Wo ist der Mensch der das, was zu seinem Besten dient, nicht einsehen wollte? Er kann es nur oft nicht; und das ist verzeyhliche bemitleidungswürdige Schwäche, keine Bosheit, kein Verbrechen. Scheinen kann es bey manchem so, als wenn er nicht wollte, wenn etwa gewisse Vorurtheile so tief bey ihm eingewurzelt sind, daß er sie für ausgemachte unwiderlegbare Wahrheit hält; oder wenn er bey diesem Wahne, wäre es auch Wahn, ganz gewiß zu gewinnen, bey der entgegengesetzten Wahrheit, wofür sie ihm ausgegeben wird, ganz gewiß zu verliehren glaubt: aber so vertheidigt er doch im Grunde nicht seinen Irrthum, als Irrthum, sondern seine Wahrheit, und das was er für gut hält, weil es ihm so nützlich ist.

Glaube mir, Gebal, der aufgeklärteste Mann in deinem ganzen Reiche hat neben seinen Wahrheiten seine Irrthümer, seinen Wahn, seine Vorurtheile so gut wie der einfältigste Landbauer in der dunkelsten Hütte, und streitet für sie so hartnäckig wie dieser. „Aber nicht so in die Augen fallende Irrthümer, nicht so grobe Vorurtheile.“ Abidah lehrt: daß es in einer lichtern Welt Wesen gebe, welche den weisesten Erdenbewohner an Weisheit eben so sehr, als dieser das zweyjährige Kind, übertreffen. Laß solch einen Bewohner der Lichtwelt auf unsere, von fremdem Sonnenlichte sparsam, doch eben für uns zureichend, erleuch-

leuchtete Erde kommen, laß ihn König und Lehrer unter unsern Weisen werden: so, denke ich, werden ihm ihre, ihm in die Augen fallenden Irrthümer eben so viel, vielleicht mehr, zu schaffen machen, als jezt unsern Weisen die Irrthümer ihrer schwächern Brüder. Ich glaube aber daß der Bewohner der Lichtwelt sie deswegen nicht verachten, und nicht den vergeblichen Versuch — vergeblich, wenn er nicht Gotteskraft hat! — machen werde, ihre Vorurtheile mit einem Mahle auszureißen, oder gar seine höhere Wahrheit ihnen aufzudringen. Belehren wird er sie, auf die zweckmäßigste Art belehren, ihre Irrthümer allmählig untergraben mit Schonung und Duldung gegen den Irrenden, und ihren Gesichtskreis erweitern und erhellen, daß sie nun auch das entferntere größere Gut selbst bemerken, und aus eigener Wahl, nur durch sich selbst, durch ihre eigene Vernunft dazu gezwungen, dem kleinern zeitigen Vortheile vorziehen lernen. O daß wir mit gleicher Schonung und Duldung, mit weiser Menschlichkeit gegen unsere schwächern Brüder — so schwach sie sind, doch immer unsere Brüder! — handeln möchten!

O! mit dem gewaltsam Ausrotten der Irrthümer, mit dem Aufdringen der Wahrheit, und dem Durchgreifen! — als wenn sich bessere Einsicht erzwingen ließe, und als wenn man nicht eben dadurch dem Irrthume die Waffen gegen sich

in die Hand gäbe, nicht die Herzen von sich abstöße, und der nun zwiefach unangenehmen und äußerst verdächtig gemachten Wahrheit selbst den Eingang versperrte!

Lieber König, nie müsse ein Schwärmer oder Heuchler dich verleiten vom Throne herab zu gebieten, was deine Unterthanen für wahr halten sollen. — Wäre auch die Wahrheit, die du zu glauben gebietest, noch so gewiß, noch so groß und heilsam, doch würde dein Befehl fruchtlos seyn, weil sich der Glaube schlechterdings nicht gebieten läßt; und würde mehr als fruchtlos, würde der Wahrheit selbst nachtheilig seyn, weil du sie durch dein Gebot verdächtig und durch den Zwang verhaßt gemacht hättest. Lege dem Geiste deiner Unterthanen keine unnatürlichen und widerrechtlichen Fesseln an — widerrechtlich sind alle Geistesfesseln! — Hindre nicht seinen freyen Aufflug, und er wird sich von selbst erheben, und, bey zweckmäßiger Richtung durch die Weisern deines Volks, dich der Erfüllung deines großen edlen Wunsches, Menschenglückseligkeit zu verbreiten, immer näher bringen.

Thue indeß redlich so viel du kannst, um dein Volk immer edler, immer besser, und der Glückseligkeit, die du ihnen geben willst, empfänglicher zu machen. Wie ist es möglich, daß selbst kluge und gute Menschen zuweilen so sehr von einem Extrem in das andere verfallen, daß sie bey etwa mißlunges

lungenen Planen gleich alle Thätigkeit verliehren, nichts mehr für andere thun wollen, weil sie nicht alles und mit einemmale thun können! Und doch habe ich das oft erlebt. Du aber wirst nicht so denken. Du bist Vater! Kann ein Vater aufhören für sein Kind zu sorgen, weil das Kind nicht allen seinen Wünschen zusagt? weil es aus kindischer Einfalt oft nicht erkennt, wie gut es sein Vater mit ihm meyne? Vielleicht wird es als Jüngling ihm desto innigern gefühltereu Dank darbringen, und den guten Vater in der Gruft noch segnen.

Handle offen gegen dein Volk, und es wird dich mit desto uneingeschränkterem Zutrauen belohnen. Verachten kannst du dann den Schwärmer, der aus mißverstandener Freyheitsliebe deine Unterthanen zum Ungehorsam gegen dich verführen wollte; so wie du den niedrigen Schmeichler verachten wirst, der Dich überreden will, du habest schon genug und überflüßig für das Wohl deines Volkes gesorgt; dir von nichts als von oberherrschaftlichen Rechten und Befugnissen, und von der Unterthanen Pflicht und Schuldigkeit spricht, und den Freund der Wahrheit, der auch Unterthanen-Rechte und Regentenpflichten predigt, und beyde zur Erfüllung ihrer Pflichten ermuntert, dir verdächtig machen will. Höre du gern die Stimme der Wahrheit. Du kannst in deinem großen Reiche mit deinen eigenen Augen, wären sie auch

noch so scharf und hellsehend, nicht alles durchschauen: darum verdient der Mann deinen Dank, der dir bescheiden sagt, wie und wo du noch helfen und bessern könnest; oder dir Ungerechtigkeiten treuloser Diener entdeckt, welche deinem Vaterswillen entgegen handeln, und, mehr noch als alle schreyende Schwärmer, das Band der Liebe und Eintracht zwischen Regenten und Unterthanen auflösen, so lange es ihnen gelingt deine bedrückten Unterthanen in der Täuschung zu erhalten, als wenn sie auf deinen Befehl so gedrückt und gemißhandelt würden. Und wie wäre diese Täuschung zu vermeiden, wenn der Wahrheit der Zutritt zu deinem Throne versperrt wird? Und wer kann gutes Zutrauen zu dem Manne haben, der im Finstern handelt und das Licht scheut?

Guter König! die Freude in dir den Sohn meines Gebals, ganz seinen Sohn, wieder zu finden, hat mich verjüngt; aber meine Geschwätzigkeit verräth dennoch mein Alter. Du wirst mir das verzeyhen.

Dank, Dank, erwiederte Gebal, meinen gefühlsesten Dank bringe ich dir. Und danken will ich dir durch Thaten! Bey dem Ewigen! Ich will Vater meines Volks seyn. Und ich eile um die ersten Pflichten meines Vateramts zu erfüllen.

9.

Gebal verlies den Weisen von Abdallsdorf mit Entschließungen, die seinem Herzen Ehre machten,

die

die aber bey weitem nicht den glücklichen Erfolg hatten, den der Patriot und Menschenfreund erwartete.

Abdallas früher Tod, der bald nach Gebals Besuch erfolgte, Massuvs, des ausgelernten Höflings, List, und sein eigenes Feuer, mit welchem er alles übereilte, brachten ihn und sein Volk um den Seegen seiner edlen Unternehmungen, und es schien als würden die Spötter Recht behalten, welche Gebals Reformazion ein Abdalsdörfer Luftschloß nennten.

Massuv hatte, so bald er durch seine Spione von dem freundschaftlichen Umgange zwischen Abdalla und seinem Herrn Nachricht erhielt, den bevorstehenden Sturm vorhergesehen, und klüglich seine Maaßregeln darnach genommen. Drey der ansehnlichsten Reichsbeamten, die durch ihn empor gestiegen waren, und mit ihm gemeinschaftlich zeither die Unterthanen gedrückt und den Fürsten betrogen hatten, wurden zur geheimen Berathschlagung gezogen: und nun wurde Tag und Nacht bis zu Gebals Rückkehr gearbeitet, um ihre Rechnungen möglichst zu berichtigen und übereinstimmend zu machen; das große Deficit in der Staatskasse einstweilen aus ihrem eigenen Vermögen (sie waren zum Glück keine Verschwender gewesen) zu ergänzen; den Schreibepult und die Gerichtssäle von nachtheiligen Papieren zu säubern; einige gröbere Ungerechtigkeiten, an Männern begangen,

denen man Muth genug zutraute jezt als Ankläger gegen sie aufzutreten, zu vergüten; einen der wackersten Staatsräthe, den man längst gefürchtet hatte, in die andere Welt zu befördern; einen andern, durch den man die meisten Ungerechtigkeiten betrieben hatte, mit Drohungen auf der einen und großen Geschenken und Versprechungen auf der andern Seite, zu bewegen, seine geheimen Schriften auszuliefern und dann an einen sichern Ort zu entfliehen; und übrigens noch die etwa nöthigen Vertheidigungen zu verabreden.

So vorbereitet hörten sie ihres Herrn Befehl „thut Rechnung von eurem Haushalte!" ruhig wie das gute Gewissen, und ließen sich einen kleinen Arrest in Gebals Schlosse recht wohl gefallen. Gebal erstaunte und freute sich, ihre Kassen und Rechnungen so berichtigt, und in ihren geheimen Papieren die deutlichsten Proben von ihrer Treue, ihrer Rechtschaffenheit und ihrem Diensteifer zu finden; er war edelmüthig genug, seine treuen Diener um Verzeyhung wegen geäußertem Mißtrauen zu bitten, sie zum Ersatz auf das ansehnlichste zu belohnen, und ihnen selbst die genaueste Durchsicht aller Rechnungen der geringern Beamten aufzutragen.

Mit dem Anschein der strengsten Gerechtigkeitsliebe übernahmen sie dies Geschäft: zeigten die Treulosigkeit einiger kleinern Diebe, vorzüglich des entlaufenen Rathes, an; riethen ihrem Herrn

selbst,

ſelbſt, die entdeckten Schurken zum warnenden Beyſpiele zu beſtrafen; dankten ihm, daß er ihnen über die Treuloſigkeit dieſer Nichtswürdigen, denen ſie ſo was nie zugetraut haben würden, die Augen geöffnet hätte, und verſprachen, in Zukunft gewiß von den geöffneten Augen einen ſo guten Gebrauch zu machen, daß es ſo leicht nicht wieder einem ſolchen Heuchler gelingen ſollte, ſie mit der Maske der Ehrlichkeit zu täuſchen.

Wie froh war Gebal, daß die erſte Probe, von welcher Abdalla behauptete, ſie werde ihm Gram und Schrecken verurſachen, ſo glücklich, ſo ehrenvoll für die erſten Diener ſeines Staats abgelaufen war! Er ſchloß ſehr richtig: daß er Männern, welche eine ſo lange Zeit nach Willkühr hätten wirthſchaften können und dennoch treu und gerecht geblieben wären, ſein und ſeiner Länder Wohl und alles was ihm theuer wäre ſicher anvertrauen dürfe, und hatte von nun an gegen dieſe Getreuen, vorzüglich gegen ſeinen Maſſuv, das unbegränzteſte Zutrauen. Um ſo ſichrer glaubte er ſeine großen Plane zur Veredelung ſeines Volks durchzuſetzen, und Maſſuv war klug genug, ihm nicht geradezu zu widerſprechen, nur etwa zuweilen den allzubeſorgten, die Majeſtät ſeines Herrn im Staube verehrenden Diener zu ſpielen — um ſeinen ehemaligen groben Schmeicheleyen jezt den Anſchein von Grundſätzen zu geben. „Du biſt ein braver Diener, ſprach dann oft Gebal, aber

du haſt von der Majeſtät deines Königs überſpannte Begriffe.“

„Laß du mir in dieſem Stücke meinen alten Glauben, von dem du mich nun einmahl mit aller deiner Macht nicht abbringen wirſt. Wer Abidah nicht für Gott hält, iſt kein Rechtgläubiger, und wer ſeinen König für einen bloßen Menſchen ſeines gleichen hält, iſt kein treuer Unterthan! Das ſage ich und bleibe dabey!“

So antwortete der Bube mit dem Tone des Biedermannes. Gebal lachelte, glaubte an ſeine Menſchlichkeit, und hörte die Vergötterung von ſeinem lieben getreuen Altglaubigen mit behaglichem Wohlgefallen.

Indeß jagte ein Mandat zur Veredelung und Landesverbeſſerung das andere, und „laßt ſie jagen!“ ſprach Maſſuv zu ſeiner Rotte, „das Feuer muß ausbrennen. Wir wollen unſere Häuſer ſchon zu ſchützen wiſſen!“

Jeder durfte ſchreiben was er wollte — nur mußte dem Staatsrathe, deſſen Präſident Maſſuv war, von allen Schriften ein Exemplar eingereicht werden; die beſten Schriftſteller ſollten Ehrenbes Iohnungen erhalten — welche Maſſuv austheilte; jedem Unterthan wurde erlaubt, Klage gegen ſeine Obern, dem Könige ſelbſt (welcher davon erhielt was er erhalten ſollte) oder ſeinem Staatsrathe zu überbringen, mit Verſprechung der ſchleunigſten

Hülfe;

Hülfe; große Summen wurden für bessere Erziehung und Schulen verwendet, und die Einwohner in den Provinzen aus gutgemeynter Absicht gezwungen die äthopanische Sprache zu erlernen; und Gebal selbst arbeitete Bücher aus, zu Verbesserung des Volksunterrichts. Der verstorbene Abdalla erhielt ein prächtiges Monument mit der Aufschrift: Abdalla Gebals Freund! und alljährlich sollte sein Andenken feyerlich begangen werden. Der König war mit seinem ganzen Hofe bey der Einweihung, und der Redner nahm die Aufschrift zum Thema seiner Rede, und lobte — Gebaln, der seinen Diener so hoch gewürdiget habe!

(Den Beschluß nächstens.)

III.

Ueber die Alleinherrschaft.

Die Wahrheit liegt gewöhnlich in der Mitte, sagt ein altes Sprüchwort, das, wie die meisten Sprüchwörter, eben so nützlich als durch Mißbrauch schädlich geworden ist. Als eine Warnung betrachtet, sich nicht für eine Parthey zu erklären, bevor man die andere auch gehört und geprüft hat, ob nicht beyde Partheyen die Sache übertreiben, ist es eine trefliche Regel der Lebensklugheit; aber wenn es als ein Trostgrund gebraucht wird, daß

daß man die Wahrheit auch finden könne, wenn man sich gleich keine Mühe sie zu erforschen giebt, sondern nur nach Gutdünken immer so die Mitte zwischen zwey Partheyen hält, — ist es meistens ein Palladium der Dummheit, oder mich gelinder auszudrücken, der Geistesträgheit. Um mich nun dafür zu hüten dieß Sprüchwort in dieser eben angeführten Auslegung auf meine Untersuchung anwendbar zu machen: so will ich beyde Partheyen meiner Sache genau abhören, und dann nach Prinzipien zu erforschen suchen, welche Recht habe? oder wofern keine ganz Recht hätte, welche Wahrheiten jede Parthey auf ihrer Seite habe?

Die erste Parthey die ich abhören will, ist diejenige, welche behauptet, die Herrschaft eines Einzigen oder einer geringen Anzahl, sey schlechterdings ungerecht, und die Dienstbarkeit schändlich; die zweyte diejenige, welche behauptet, die Herrschaft Weniger über Viele sey zum Glück und zur Ruhe der Menschen schlechterdings nothwendig, und der Ungehorsam ruchlos.

Es dürfte zwar schwer seyn für die erste Parthey einen so geschickten Advokaten zu finden, daß er dem der andern gewachsen wäre; denn die Weltgeschichte selbst scheint die Sache der letztern bisher verfochten zu haben: aber doch glaube ich an dem Freunde des Montaigne, Boetie, in seiner Rede über die freywillige Knechtschaft, den besten gefunden zu haben, den sie je hatte; und

dieser soll daher ihre Sache führen. Da dieser Boetie weder als Staatsmann noch als Gelehrter so allgemein bekannt ist, daß sein Name sogleich für ihn bürgte: so wird es nicht überflüssig seyn, seiner Rede einige Züge seines Lebens vorauszuschicken. Zu einer Geschichte desselben fehlen die Materialien.

Estienne de la Boëtie verdankt seine historische Existenz fast einzig seinem Freunde Montaigne, der seine Freundschaft suchte, nachdem er die Rede über die freywillige Knechtschaft, welche hier dem Leser mitgetheilt wird, von ihm gelesen hatte. Gleich bey der ersten Bekanntschaft errichteten sie diejenige Freundschaft unter sich, von welcher Aristoteles sagt, sie sey Eine Seele in zweyen Körpern.

Annehmlichkeit des Körpers und der Manieren scheint wenig Antheil an der Errichtung dieses Bundes gehabt zu haben; denn Montaigne sagt von ihm, daß er bey dem ersten Anblick mehr abgeschreckt als angezogen habe. Worin dieß eigentlich bestanden, weiß Montaigne, zu dessen Zeiten die Fysiognomie noch nicht so weit exkolirt war, als sie jetzt, wie einige behaupten wollen, ist, nicht zu sagen, sondern er sagt nur: " es giebt eine gewisse Häßlichkeit, die bey vollständigen und wohlgebildeten Gliedmaßen Statt findet, und vorzüglich im Gesicht sitzt. Sie mißfällt uns durch die Farbe, durch Mahle, durch eine rau-

he

he Mine und durch etwas unerklärliches im Ganzen; die Häßlichkeit, welche die schöne Seele des Boetie einhüllte, war von dieser Gattung.“ Das Zeugniß das Montaigne seinem Geiste giebt, ist dafür um so günstiger. „Der größte Mann den ich kennen lernte, schreibt er in seinen Versuchen, war Boetie. Er war eine volle Seele von altem Schlag, die von allen Seiten schön war, und Großes gethan hätte, wenn das Geschick nicht dagegen gewesen wäre.“ Montaigne gab sich alle Mühe seinem Freunde bey der Nachwelt das Ansehen zu verschaffen, daß er bey ihm hatte; aber da Boetie sehr selten seine Gedanken niederschrieb, und, wenn es auch geschah, das nächste und beste Blättgen Papier dazu gebrauchte, welches dann meistens verlohren gieng: so fand er nur weniges, wodurch er das große Lob, das er ihm in so vielen Stellen seiner Versuche ertheilte, rechtfertigen konnte. Was er fand: gab er unter folgendem Titel heraus: La menagerie de Xenophon: les regles de mariage de Plutarque: lettre de consolation de Plutarque à sa femme: le tout traduit du Grec en François, par feu Mr. *Estienne de la Boëtie*, Conseiller du Roy en sa Cour de Parlement à Bordeaux: ensemble, quelques vers latins et francois de son invention: item un Discours sur la mort du dit Seigneur de la Boëtie, par M. de Montaigne. a Paris de l' Imprimerie de Frederic Morel, rue St. Jean de Beauvais etc. 1571 avec Privilege du roi.

roi. Die französischen Verse kamen erst ein Jahr später hinzu. Er verfertigte zwar auch griechische Verse, aber Montaigne fand keine davon nach seinem Tode. Man sieht aus diesem Titel zugleich daß Boetie Parlementsrath war. Montaigne fand zwar noch die Rede, die hier übersetzt geliefert wird, und einige Memoires über das Edikt vom Januar 1562, das zu Gunsten der Hugenotten in der Minderjährigkeit Karls des 9. gegeben wurde; aber er sagt in der Vorrede: „ich finde sie zu liebreich und zu zart, um sie der rauhen und stürmischen Witterung dieser mißlichen Zeiten auszusetzen." Ob die Memoires je gedruckt worden sind, weiß ich nicht: die Rede aber kam zuerst unter andern Aufsätzen in folgender Schrift heraus: Memoires de l' état de France sous Charles IX depuis l'an 1570 jusqu' en 1574 à Mittelbourg 1558 3 vol. und wurde dann der neuesten Ausgabe der Versuche, von Coste, angehängt. Die Gesellschaft, unter welche Boetie dasmahls gerieth, schreckte Montaignen ab, diese Rede in seine Versuche aufzunehmen. Er entschuldigt sich hierüber folgendermaßen: „aber weil ich gefunden habe, daß diese Schrift seitdem in schlimmer Absicht von solchen herausgegeben wurde, die unsern Staat stöhren und umändern wollen, ohne sich darum zu bekümmern ob sie ihn verbessern, und daß sie selbige unter Schriften von ihrem Schlage mischten, so habe ich es aufgegeben sie hier einzuschalten: und damit er von denen, die ihn

nicht

nicht kennten, nicht zu jener Parthey gerechnet werde, so sage ich ihnen: „daß dieser Gegenstand, als ein gemeines, schon in hundert Büchern abgedroschenes Thema, bloß zur Uebung, in seinen Jünglingsjahren abgehandelt wurde. Ich zweifle nicht, daß er glaubte was er schrieb; denn er war zu gewißenhaft auch nur in einer Uebung der Beredsamkeit zu lügen: und ich weiß auch, daß, hätte er seinen Geburtsort wählen können, Venedig von ihm wäre Sarlat vorgezogen worden, und mit allen Recht; aber eine andere Maxime war tief in seine Seele geprägt: sich pünktlich den Gesetzen zu unterwerfen, unter welchen er gebohren war. Nie gab es einen bessern, für die Ruhe seines Landes besorgtern Bürger, nie einen größern Gegner aller Umwälzungen und Neuerungen seiner Zeit, als ihn; er hätte lieber seine Kräfte gebraucht sie zu ersticken, als sie zu erregen. Sein Geist war für andere Jahrhunderte als das unsrige, gebildet.“ Aus einer andern Stelle des Montaigne erfährt man, daß diese Rede im 16ten Jahr von Boetie verfertigt wurde, dann unter dem Titel *le Contr'un* schriftlich circulierte, und von ihm nie mehr durchgesehen wurde.

So gut dieß Boetie'n als Bürger entschuldiget, so sehr scheint es ihm, als Advokat der Parthey an deren Spitze wir ihn hier stellen, nachtheilig zu seyn; aber sie höre ihn nur, und sie wird mit ihm zufrieden seyn! Boetie starb den

15ten

15ten August 1563. in einem Alter von 32 Jahren, 9 M. und 17 T. in der Gesellschaft seines Freundes Montaigne, mit der Gelassenheit und Ruhe eines Weisen. Durch die Erzählung seines Freundes von seinem Tode erfährt man, daß er eine Wittwe geheyrathet hatte, mit welcher er in bester Eintracht lebte. Nachdem ich nun, wie ich glaube, so viel als nöthig die Leser mit dem Advokaten der einen Parthey bekannt gemacht habe, so mag er auftreten.

Rede des Boetie über die freywillige Knechtschaft.

„Das Herrschen Vieler frommet nicht, nur einer sey Herr, nur einer sey König! — So spricht Ulysses beym Homer, in einer öffentlichen Rede. Hätte er bloß gesagt: das Herrschen Vieler frommet nicht, so hätte er was ganz vernünftiges gesagt: aber, anstatt bey dieser richtigen Behauptung stehen zu bleiben, daß die Herrschaft Vieler aus dem Grunde nichts tauge, weil auch schon die Macht eines einzigen, so bald er den Titel Herr annimmt, hart und unbillig ist, — fügt er den widersinnigen Beysatz hinzu: nur einer sey Herr, nur einer sey König. Doch möchte Ulysses noch zu entschuldigen seyn, da wahrscheinlich die Noth ihn zwang diese Sprache zu führen, um die Empörung der Armee zu stillen; und er suchte daher, glaube ich, seine Reden mehr den Zeitumständen

ständen als der Wahrheit anzupassen. Aber jeder, der seiner innern Ueberzeugung gemäß spricht, wird zugeben müssen, daß es der höchste Grad des Unglücks ist, einem Herrn unterworfen zu seyn, von dem man nie versichert seyn kann, ob er gut ist, weil es immer in seiner Gewalt steht schlimm zu seyn, so bald er nur will: und mehrere Herren haben, ist nichts anders, als eine dieser Mehrheit gemäße Vervielfältigung des höchsten Grads von Unglück erfahren. Ich will hier nicht diese so oft aufgeworfene Frage untersuchen: ob nehmlich die republikanischen Regierungsformen besser seyen als die monarchische Regierung; denn, ehe man sich an die Untersuchung dieser Frage wagte, müßte man vorher wissen, welchen Rang die Monarchie unter den Republiken habe, oder ob sie gar einen Rang unter selbigen habe, da es schwer zu glauben ist, daß bey einer Regierung, wo alles einem Einzigen angehört, was Publikes statt finden könne. *) Diese Frage daher auf eine andere Zeit, da selbige eine besondere Abhandlung erfordern, oder vielmehr, ihrer Natur

*) Da bey uns das Wort Republick fast gleichbedeutend mit Demokratie geworden ist: so mögte der Sinn vielleicht deutlicher also ausgedrückt werden: denn ... wissen, welchen Rang die Monarchie unter der Verfassung habe, oder ob sie gar einen habe, da man dies kaum eine Verfassung nennen kann, was bloß der Willkühr eines einzigen beliebt. Ich übersetze durchaus wörtlich.

tur nach, das ganze Heer politischer Streitfragen in Bewegung setzen würde. Für jetzt wünsche ich mir nur die Möglichkeit zu erklären, wie so viele Menschen, so viele Städte, so viele Nazionen, öfters einen einzigen Tyrannen dulden können, der nicht mehr Macht hat als man ihm giebt, der keine Gewalt hat andern zu schaden als in so ferne sie es dulden wollen, der ihnen nichts zu Leide thun kann, so bald sie ihm lieber widersprechen als leiden wollen. Wahrlich! ein höchst merkwürdiges und doch so gemeines Phänomen, noch würdiger unserer Thränen, als unserer Verwunderung! — Millionen Menschen in elende Sklaverey versunken zu sehen, wie sie ihren Nacken unter das Joch beugen, nicht gezwungen durch eine überlegene Stärke, sondern bloß, wie es scheint, durch die Zauberkraft des Nahmens Monarch, dessen Macht sie nicht zu fürchten haben, weil er ein einzelner Mensch ist, und den sie nicht lieben können, weil er gegen sie unmenschlich und grausam ist. Freylich, und diese Schwachheit liegt in unserer Natur, müssen wir öfters der überlegenen Stärke gehorchen, öfters den Umständen nachgeben, weil man nicht immer der Stärkere seyn kann. Wird daher eine Nazion durch die Stärke der Waffen gezwungen einem einzigen zu dienen, wie einstens die Stadt Athen dreyßig Tyrannen gehorchen mußte, so darf man sich darüber nicht wundern, wohl aber einen solchen Unfall beweinen; oder richtiger sind diese beyden

Empfindungen hier nicht an ihrer Stelle, und das beste ist denn wohl, das Uebel mit Gedult zu tragen und sich auf bessere Zeiten aufzuspahren. Die gemeinschaftlichen Pflichten der Freundschaft nehmen uns einen guten Theil unsers Lebens weg; es ist billig die Tugend zu lieben, schöne Handlungen zu schätzen, dankbar zu seyn für das Gute, das wir empfangen haben, unserm eigenen Wohlstand etwas zu entziehen, um den zu belohnen, den wir lieben und der unsere Liebe verdient. Dieß alles ist unserer Natur gemäß. Wenn daher die Einwohner eines Landes etwa einen großen Mann gefunden haben, der ihnen durch Proben gezeigt hat, daß es ihm weder an kluger Vorsicht fehle sie vor künftigen Gefahren zu bewahren, noch an Muth sie zu vertheidigen, noch an Sorgsamkeit sie zu regieren; und wann dann diese Einwohner sich nach und nach daran gewöhnen einem Einzelnen zu gehorchen, und ihr Zutrauen wohl gar so weit treiben, ihm verschiedene Vortheile über sich einzuräumen: so zweifle ich zwar, ob sie daran weise handeln, daß sie diesen Mann von einem Pflug wegnehmen, wo er ihnen nur nutzte, und ihn dagegen auf eine Stelle erheben, wo er ihnen schaden kann; aber gewiß kann man ihnen doch kein Verbrechen daraus machen, gut für diesen Mann gesinnt zu seyn, und nichts Böses von dem zu fürchten, der ihnen nichts als Gutes gethan hat."

„Aber Gott! was ist dies für ein Ding! welchen Nahmen soll man ihm geben? welch Unglück! welche Niederträchtigkeit! welche unselige Niederträchtigkeit! Eine unzählige Menge Menschen gehorchen, nein, sie dienen, gleich Knechten, lassen sich nicht beherrschen sondern tyranniſiren, haben nichts Eigenes, Vermögen, Eltern, Kinder, ihr Leben selbst, nichts gehört ihnen! Sie lassen sich ausplündern, lassen ihre Weiber und Töchter schänden, dulden alle Grausamkeiten! Und von wem dulden sie dies alles? Etwan von einer Armee, oder von einem barbariſchen Heer, gegen welches man sich um den Preis seines Bluts und Lebens vertheidigen müßte? Oder von einem Herkules oder Simson? Nein, von einem einzelnen Männchen, der nur allzuoft der feigste und weibischste unter der ganzen Nazion ist; einem Menschen, der weit entfernt an den Pulverdampf der Schlachten gewöhnt zu seyn, vielleicht nicht einmahl die Staubwolken der Turnierbahn vertragen könnte, der keineswegs die Menschen zwingen kann, ihm zu gehorchen, und öfters der niederträchtige Sklave eines elenden Weibes, des Abschaums ihres Geschlechtes, ist. Sollen wir dies Feigheit nennen? Sollen wir sagen, daß diejenigen, welche dienen, feigherzig und kraftlos sind? Wenn zwey, wenn drey, wenn vier sich nicht gegen einen vertheidigen, so klingt dies zwar sonderbar, aber es ist doch möglich, und mit Recht wird man dies einem Mangel an Muth zuschreiben.

ben. Aber, wenn Hundert, wenn Tausend sich von einem einzelnen quälen lassen, soll man da sagen sie wollen nicht, oder sie wagen es nicht, sich an ihn zu machen? Ist dies Feigherzigkeit, oder ist es Verachtung und Geringhaltung? Wenn man sieht, daß, ich sage nicht hundert oder tausend Menschen, sondern hundert Länder, tausend Städte, eine Million Menschen nicht über einen einzelnen herfallen, unter dessen Herrschaft Sklaverey und Knechtschaft noch die geringsten Uebel sind, die sie leiden, wie soll man dies nennen? Ist es Feigheit? — Alle Laster haben, ihrer Natur nach, ihre Gränzen, die sie nicht überschreiten können. Zwey können sich wohl vor Einem fürchten, und auch gehen; wenigstens ist dies noch möglich: aber wenn Tausend, wenn eine Million, wenn tausend Städte, sich nicht gegen Einen wehren, dies kann nicht Feigherzigkeit seyn, so weit kann sie nicht gehen, so wenig als die Tapferkeit sich so hoch erheben kann, daß ein einzelner Mensch eine Vestung ersteige, eine Armee angreife, ein ganzes Königreich erobere."

„Was für ein monströses Laster muß denn also wohl dieses seyn, für welches noch der Nahme Feigherzigkeit zu gut ist? welches zu bezeichnen man noch kein genugsam häßliches Wort gefunden hat? Man stelle auf eine Seite 50000 Mann in Waffen, und eben so viel auf die andere; man stelle sie in Schlachtordnung; man lasse sie ins

Hands

Handgemeng kommen; die einen ſollen als freye Völker für ihre Freyheit ſtreiten, die andere aber in der Abſicht ſie jenen zu rauben; auf welcher Seite wird wohl wahrſcheinlich der Sieg ſeyn? Welche werden muthiger zum Gefechte gehen? Die erſtern, welche zur Belohnung ihrer Arbeiten die Erhaltung ihrer Freyheit hoffen? oder die zweyten, welche für die Schläge, die ſie austheilen, die ſie bekommen, keinen andern Lohn zu erwarten haben als die Knechtſchaft? Den erſten wird immer das Glück ihres vergangenen Lebens, nebſt der Hoffnung eines gleichen Wohlſtandes für die Zukunft vor Augen ſchweben; ſie werden nicht ſowohl an die Leiden denken, welche ſie, in der kurzen Zeit als eine Schlacht dauert, auszuſtehen haben, ſondern vielmehr an die Gefahren, womit ſie ſelbſt ihre Kinder und ihre ganze Nachkommenſchaft auf immer bedroht ſind. Der Muth der andern aber kann höchſtens durch den ſchwachen Stachel des Deſpotismus angeſpornt werden, der im Angeſicht der Gefahr ſich ſogleich abſtumpft; ein Muth, deſſen Feuer der kleinſte Blutstropfen, welcher aus ihren Wunden rinnt, ſogleich auslöſcht. In den ſo berühmten Schlachten des Miltiades, Leonidas und Themiſtokles, die vor 2000 Jahren geliefert worden ſind, und wovon das Andenken noch ſo friſch in der Geſchichte und in dem Gedächtniß der Menſchen lebt, als wenn ſie erſt vor drey Tagen, zum Heil von Griechenland und zum Beyſpiel der Welt, gegeben worden wären; was gab

wohl dieser Hand voll Menschen, wie die Griechen waren, ich sage nicht das Vermögen, sondern nur das Herz, den Stoß einer so ungeheuren Anzahl Schiffe auszuhalten, welche selbst das Meer kaum zu tragen vermochte? So viele Nazionen zu schlagen, welche in so großer Anzahl waren, daß die Schaar der Griechen kaum so viel Köpfe zählte, als Feldherren den Armeen der Feinde nöthig waren? Was anders, als weil es an diesen glorreichen Tagen nicht sowohl die Griechen waren, welche gegen die Perser stritten, sondern es war vielmehr der Sieg der Freyheit über die Herrschaft, und der Freyheitssinn über Despotismus."

„Es ist allerdings auffallend, wenn man hört, mit welcher Tapferkeit die Freyheit die Herzen derer wapnet, die für sie kämpfen: — aber was überall, was alle Tage, was vor jederman geschieht, daß nehmlich ein einzelner Mensch hundert tausend Städte zu Boden tritt, sie ihrer Freyheit beraubt, wer würde dies glauben, wenn er es bloß hörte, und nicht mit eigenen Augen sähe? Und wenn so was nur in fremden Ländern, nur in entfernten Erdstrichen zu sehen wäre, und nur durch Erzählungen bekannt gemacht würde, wer würde es nicht vielmehr für eine Erdichtung als für eine wahre Geschichte halten? Und es ist ja nicht einmahl nöthig gegen diesen einzelnen Tyrannen zu streiten, oder sich gegen ihn zu vertheidigen: er ist gestürzt, so bald das Land nicht mehr darein

darein willigt, sein Sclave zu seyn. Man darf ihm nichts nehmen, man gebe ihm nur nichts. Das Land soll sich nicht einmahl bemühen etwas für sich zu thun, es bemüht sich nur, nicht etwas wider sich zu thun. Die Völker lassen sich also willig plagen, und helfen selbst dazu, weil, um frey zu seyn, sie nur aufhören dürften zu dienen. Das Volk selbst schlägt sich in Fesseln, schneidet sich die Kehle ab, giebt die Freyheit für das Joch dahin, da es doch ganz in seiner Wahl steht, ein Knecht oder frey zu seyn; es willigt in sein Unglück, noch mehr, es jagt ihm nach. Wenn dem Volk die Wiedererlangung der Freyheit was kostete, so würde ich es nicht so nachdrücklich dazu auffordern, wiewohl dem Menschen nichts schätzbarers seyn soll, als wieder in die natürlichen Rechte einzutreten, und so zu sagen aus einen Thier wieder ein Mensch zu werden. Aber so viele Kekheit verlange ich nicht einmahl, ich will nur nicht, daß es die vermeintliche Sicherheit des Lebens seinem Wohlstande vorziehe. — Was! wenn zur Erlangung der Freyheit das bloße Verlangen hinlänglich ist, wann man sie nur zu wollen braucht: sollte es wohl eine Nazion in der Welt geben, welche diesen Preiß zu hoch fände, da sie durch einen Wunsch die Freyheit gewinnen kann? und sollte sie wohl zu karg gegen sich seyn, ihren Willen für die Wiedererlangung eines Gutes dahin zu geben, das für den Preiß ihres Blutes nicht zu theuer erkauft würde, und nach dessen Verlust für Männer

ner von Ehre das Leben eine Quaal und der Tod eine Wohlthat ist! So wie das Feuer eines kleinen Funkens sich vergrößert und stärker auflodert, und sein Brand weiter um sich frißt, je mehr er Nahrung findet, und dann, ohne daß man ihn mit Wasser zu löschen braucht, wenn man nur kein Holz mehr zulegt, aus Mangel des Stoffs sich selbst wieder verzehrt und endlich ganz verlischt: eben so die Tyrannen, je mehr sie plündern, je mehr sie andere abdrücken, je mehr sie zerstöhren und zu Grund richten, je mehr man ihnen giebt, und je mehr man ihnen dient, desto stärker und kraftvoller alles zu zernichten und zu zerstöhren werden sie; aber so bald man ihnen nichts mehr giebt, so bald man ihnen nicht mehr gehorcht, stehen sie, ohne daß es weiterer Gewaltthätigkeit bedarf, nackend und kraftlos da, und sind nichts mehr, und dorren ab, gleich der Pflanze welcher man die Feuchtigkeit und Nahrung entzogen hat."

„Kühne Männer scheuen keine Gefahr, wenn es darauf ankommt ein Gut zu erwerben, wornach sie trachten, und den Verständigen ist keine Arbeit zu viel. Träge Memmen wissen weder ein Uebel zu ertragen, noch sich wieder in den Besitz eines Gutes zu setzen. Sie bleiben bloß beym Wünschen stehen, und sie sind zu feig, die Kraft zu haben nach dem Gutem zu streben, wiewohl die Natur immer in ihnen den Wunsch rege erhält. Dieser Wunsch, dieser Wille ist Weisen und Thoren,

Tapfern

Tapfern und Feigen gemein, nehmlich alle die Dinge zu wünschen, deren Besitz sie zufrieden und glücklich machen würde. Es giebt nur eine einzige Sache, wo die Natur so stiefmütterlich ist, in den Menschen auch nicht einmahl den Wunsch darnach zu erwecken; und dieß ist die Freyheit, welche doch ein so großes und herrliches Gut ist, daß ihr Verlust alle möglichen Uebel der Reihe nach herbeyführt, und was noch Gutes übrig bleibt, das verliehrt allen Geschmack und Anmuth, so bald es vom Gift der Knechtschaft angesteckt ist. Unter allen Dingen ist die Freyheit das einzige, das die Menschen nicht wünschen, bloß aus dem Grunde, scheint es, weil sie sie haben würden, so bald sie sie wünschten; eben als wenn sie diese schöne Erwerbung nicht machen möchten, weil sie so leicht ist. Arme elende Menschen! Unvernünftige Völker! Nazionen, erpicht auf euer Unglück und blind gegen euer Wohl! Ihr laßt den schönsten und reinsten Ertrag eures Vermögens vor euerm Angesicht wegnehmen, laßt eure Felder plündern, eure Häuser ausrauben, eure alten und väterlichen Möbeln daraus wegführen, ihr lebt so, daß ihr mit Recht sagen könnt, nichts gehört uns! Ihr müßt, wie es scheint, es noch für ein großes Glück achten, euere Güter, eure Familien, euer Leben zur Hälfte zu besitzen, und alles dies Elend, dieser Jammer und diese Verheerung schreibt sich nicht von euren Feinden her; zwar wohl von einem Feind, aber von einem Feind, den ihr

selbst

selbst so groß gemacht habt, als er nun ist, für welchen ihr so muthig in Krieg ziehet, für dessen Größe ihr keinen Augenblick anstehet dem Tod entgegen zu gehen. Der Mensch, der mit euch so herrisch umgeht, hat nur zwey Augen, nur zwey Hände, einen Leib und alles andere wie der Geringste unter den Tausenden von Einwohnern unserer Städte; was jener vor euch allen voraus hat, sind die Vortheile, welche ihr ihm zu eurem eigenen Verderben über euch zugestehet. Woher hat er so viele Augen euch auszuspähen, woher so viele Hände euch zu schlagen, als von euch? Woher die Füße womit er eure Städte zu Boden tritt, woher anders, als von euch selbst? Von wem anders als von euch selbst hat er die Gewalt über euch erhalten? Wie würde er es wagen über euch herzufallen, wenn er nicht mit euch selbst im Verständniß wäre? Was könnte er euch thun, wärt ihr nicht selbst die Hehler von dem Diebe der euch plündert, die Mitschuldigen des Mörders der euch tödtet, und die Verräther an euch selbst? Ihr säet damit er verheeren könne; ihr meublirt eure Häuser und füllt sie mit Geräthen an, um seinen Räubereyen einen Stoff zu verschaffen; ziehet eure Töchter groß zur Sättigung seiner Lüste, und eure Söhne, damit er sie noch aus Gnaden in den Krieg fortführe, sie auf die Schlachtbank liefere, sie zu Dienern seines despotischen Willens und zu Vollziehern seiner Rache mache. Ihr härtet euren Leib zu den beschwerlichsten Arbeiten

ab,

ab, damit er in Vergnügungen schwelgen und sich in dem Unflath der schändlichsten und häßlichsten Wollüste wälzen könne. Ihr schwächt euch, um seinen Arm zu stärken, daß er euch den Zügel recht kurz halte! — Und von allen diesen unwürdigen Behandlungen, dergleichen die unvernünftigen Thiere selbst nicht leiden würden wenn sie es fühlten, könntet ihr euch auf einmahl frey machen, wenn ihr nur bloß versuchtet, nicht, es zu thun, sondern es nur zu wollen. Seyd entschlossen nicht mehr zu dienen, und ihr seyd frey. Ihr dürft an den Tyrannen nicht stoßen um ihn wankend zu machen: haltet ihn nur nicht mehr, und ihr werdet sehen, wie er denn, gleich einem großen Koloß, unter dem man die Grundlage weggenommen hat, durch seine eigene Schwere zusammenstürzt und zu Stücken zerbricht. Wohl mit Recht rathen die Aerzte, sich nicht an die Kur unheilbarer Wunden zu wagen; und ich handle daher sehr unweise, daß ich dem Volk in einer Sache rathen will, wogegen es schon vor langer Zeit gefühllos geworden ist; durch welchen Umstand allein, daß es keine Empfindung mehr von seinem Uebel hat, sich seine Krankheit als tödlich ankündigt. Ich werde mich daher auch bloß darauf einschränken, wo möglich die Ursachen zu errathen, wodurch der Eigensinn zu dienen so tiefe Wurzeln geschlagen hat, daß die Liebe zur Freyheit fast aufgehört hat eine natürliche Empfindung zu seyn."

„Erst-

„Erstlich ist dieß, denke ich, wohl ausser allem Zweifel, daß, wenn wir den Rechten gemäß lebten, welche die Natur uns gegeben hat, und bloß ihre Vorschriften befolgten, wir, unter ihrer Anleitung, und zu Folge ihres Instinkts, nur unsern Eltern gehorchen, und uns der Vernunft unterwerfen würden, ohne der Knecht von jemanden zu seyn. Jeder Mensch wird innerlich von dem Daseyn der Vernunft überzeugt seyn: ob aber diese Vernunft mit uns gebohren, oder uns erst nachher mitgetheilt wird, dieß ist eine Frage, welche von den Akademikern öfters aufgeworfen und in allen Schulen der Philosophen zur Sprache gebracht worden ist. Für jetzt nehme ich an, und vielleicht irre ich mich hierin nicht, daß in unserer Seele von Natur ein Saamè von Vernunft liegt, der, wenn er durch gute Sitten und Ermahnungen genährt wird, zu Tugenden aufblüht, öfters aber wann das Unkraut des Lasters die Oberhand gewinnt, erstickt und abstirbt. Gewiß, giebt es in der Natur etwas so helles und lichtvolles, wogegen es unmöglich ist blind zu seyn, so ist es dieß: daß die Natur, diese Dienerin der Gottheit und Regiererin der Menschen, uns alle von gleicher Form, und wie es scheint, nach einerley Modell gemacht hat, als einen Beweis, daß wir uns alle für Genossen und Brüder halten sollen. Hat sie auch in der Ausspendung ihrer Gaben diesem oder jenem einen Vortheil in Rücksicht auf die Seele oder den Körper

vor den andern gegeben, so hat sie sicher nicht dabey die Absicht gehabt, als sie uns auf diese Welt setzte, daß die Menschen abgesondert von einander wie in einem Thiergarten leben, oder daß die Stärkern und Verständigern, gleich bewaffneten Räubern in Wäldern, die Plage der Schwächern seyn sollten. Viel wahrscheinlicher ist es, daß die Natur, wenn sie für diesen die Theile größer und dagegen für jenen kleiner machte, es nur gethan hat, um die brüderliche Neigung und Liebe um so stärker durch den Gegenstand zu erwecken, den sie auf diese Art der Wirksamkeit dieser Empfindung angewiesen hat, da die Stärkern in ihrer Stärke selbst die Veranlassung finden den Schwächern zu helfen, und diese durch ihre Schwäche das Bedürfniß fühlen, sich helfen zu lassen. Hat nun die Natur, diese gute Mutter, uns allen die ganze Erde gleich einem gemeinschaftlichen Wohnhaus zum Aufenthalt gegeben: hat sie uns alle von einerley Teig gebildet, damit ein jeder in dem andern, gleich als in einem Spiegel, sich selbst erkenne; hat sie uns ferner allen gemeinschaftlich die Sprache und Stimme, dieses herrliche Geschenk der Gottheit, mitgetheilt, um uns dadurch um so enger mit einander zu verbinden und zu verbrüdern, und durch die wechselseitige Mittheilung unserer Gedanken aus dem Willen Aller einen gemeinschaftlichen Willen zu erzeugen; hat sie alle Mittel angewandt, das Band unserer Vereinigung und Versellschaftung recht

fest

fest zusammen zu ziehen; hat sie durch ihre ganze Einrichtung gezeigt, daß sie nicht nur wolle, daß wir vereinigt, sondern vielmehr, daß wir alle Eins seyn sollen: so kann wohl kein Zweifel mehr übrig bleiben, daß wir von Natur frey sind, und es kann daher niemanden einfallen, daß die Natur, welche uns alle zu Mitgenossen von einander gemacht hat, einen von uns zur Knechtschaft bestimmt habe."

„Aber wahrlich ist die Frage: ob die Freyheit natürlich sey? eine sehr überflüßige Untersuchung, weil man niemand ohne Ungerechtigkeit das Joch der Knechtschaft auflegen kann, mit der Natur aber, welche nie etwas unbilliges wollen kann, nichts mehr in Widerspruch steht, als das Unrecht.

„Aus allem diesem folgt also, daß die Freyheit natürlich ist, und eben so, wie mich dünkt, folgt auch daraus, daß wir nicht allein mit dem Besitz unserer Freyheit gebohren werden, sondern zugleich auch mit dem Triebe, sie zu vertheidigen."

„Sollten wir vielleicht an der Wahrheit dieses Satzes zweifeln, und sollte unsere Abartung so weit gehen, daß wir nicht einmahl mehr das Vermögen hätten, unsere natürlichen Güter und angebohrnen Triebe zu erkennen: so werde ich die unvernünftigen Thiere den Menschen zur Belehrung über ihre eigene Natur aufstellen müssen, eine Ehre, die sie nur allzuwohl verdienen. Sie

selbst

selbst diese unvernünftigen Thiere, rufen den Menschen zu: es lebe die Freyheit. Manche unter ihnen sterben, wenn man sie gefangen hält. Wie der Fisch mit dem Wasser auch zugleich das Leben verliert, so können auch jene, gefangen, nicht mehr das Tageslicht ertragen, und überleben nie ihre natürliche Freyheit. Gäbe es unter den Thieren Rangordnungen und Vorrechte, so würden sie, glaube ich, aus der Freyheit ihren Adel machen. Manche von diesen Thieren von der größten sowohl als der kleinsten Art, rächen sich, wenn man sie fängt, so heftig mit ihren Klauen, Hörnern und Schnäbeln, daß sie dadurch genugsam zeigen, wie kostbar ihnen dieser Verlust ist: werden sie gefangen, so geben sie uns so deutliche Kennzeichen von dem Gefühl das sie von ihren Unglück haben, daß man überzeugend sieht, daß von nun an ihr Zustand mehr ein Leiden als ein Leben ist, und daß sie fortfahren zu leben, mehr um ihre verlohrne Freystadt zu bewelnen, als weil sie einen Gefallen an der Knechtschaft finden. Der Elefant, wenn er sich auf das äusserste gewehrt hat, und nun sieht, daß er, weil er sich nicht mehr wehren kann, gefangen werden wird, stößt seine Kinnbacken wider die Bäume an, und bricht sich so die Zähne aus. Sollte man nicht sagen, daß die lebhafteste Begierde dieses Thiers frey zu bleiben, wie es gebohren ist, ihm die List eingebe, mit den Jägern zu handeln, ob er wohl nicht um den Preiß seiner Zähne davon kommen

könnte, und ob sein Elfenbein, das er dahin giebt, nicht zum Lösegeld für seine Freyheit angenommen würde? Wir streicheln das Pferd, sobald es auf die Welt kommt, um es nach und nach an die Knechtschaft zu gewöhnen, und doch können wir es durch unsere Schmeicheleyen nicht dahin bringen, daß es nicht, wenn es zugeritten wird, in das Gebiß beiße und gegen den Sporn ausschlage; ein Beweiß, wie es scheint, seines Naturtriebes, und wenigstens ein Zeugniß, daß, wenn es uns dient, dieses nicht freywillig, sondern aus Zwang geschieht. Sollte dies nun wohl nicht wahr seyn, was ich einstens in einer Stelle meiner Gedichte sagte, als ich mich noch damit abgab, französische Reime zu machen: es seufzen selbst Stiere unter dem Joche; es klagen die Vögel des Treibers im Käfig. Wenn nun also alle Geschöpfe, welche Empfindung haben, als solche das Uebel der Unterwerfung fühlen und der Freyheit nachjagen, wie man dieses an den Thieren sieht, welche, obschon zum Dienste der Menschen bestimmt, sich doch nicht so daran gewöhnen können, daß nicht immer der entgegengesetzte Trieb nach Freyheit mitten unter der Knechtschaft durchschimmere: durch welchen Unfall ist denn der Mensch so ausgeartet, der Mensch der von Natur zur Freyheit gebohren ist, daß er so gar das Andenken seines Urstandes und die Begierde verlohren hat, wieder in selbigen zu treten?

Es giebt dreyerley Arten von Tyrannen — ich rede bloß von schlimmen Fürsten. — Die einen sind im Besitz der Herrschaft durch die Wahl des Volks, die andern durch die Gewalt der Waffen, die dritten durch die bey ihrem Geschlechte hergebrachte Erbfolge. Die zweyten, welche nach dem Kriegs-Recht die Herrschaft erlangt haben, betragen sich so, daß man wohl sieht, daß sie in einem eroberten Lande sind. Die gebohrnen Könige sind gewöhnlich um nichts besser. Da sie mit der Muttermilch die Tyranney einsaugen, so wird sie bey ihnen zur Natur, und sie betrachten daher die ihrem Scepter unterworfenen Völker als erbliche Knechte; handeln auch mit ihrem Königreich wie mit einem Erbgut, und sind entweder Geizhälse oder Verschwender, je nachdem sie ihre Naturanlage zu dieser oder jener Leidenschaft hinzieht. Der Regent, dem die Wahl des Volks den Staat übergeben hat, sollte freylich, wie es scheint, ein erträgliches Betragen annehmen, und es würde auch, glaube ich, geschehen, wenn nicht der Reiz eines Etwas, das man Größe nennt, bey ihm, so bald er sich über andere erhaben sieht, den Gedanken erweckte, diesen erhabenen Posten nicht mehr zu verlassen; und er wendet daher gemeiniglich die Macht, welche ihm das Volk verliehen hat, an, selbige auf seine Kinder zu bringen. Haben sie sich einmahl diesen Gedanken in Kopf gesetzt, so ist es sonderbar, wie sehr sie dann alle andern Tyrannen in allen Arten von Lastern, und selbst in der Grausamkeit übertreffen.

Sie sehen kein anders Mittel vor sich, wodurch sie die neue Tyranney befestigen könnten, als durch die gröst-möglichste Ausbreitung der Knechtschaft und durch eine so große Entfremdung ihrer Unterthanen von der Freyheit, so frisch auch immer das Andenken derselben seye, daß sie endlich die Freyheit ganz vergessen. Es findet sich also wohl in Wahrheit einiger Unterschied unter den Despoten, allein am Ende ist keiner besser als der andere; und so verschieden auch die Mittel sind, wodurch sie zur Regierung gelangen, so ist sich doch immer ihre Art zu regieren ähnlich. Die Erwählten betrachten ihre Unterthanen als Stiere, die man ihnen zu zähmen gegeben hat, und behandeln sie auch dem gemäß; die Eroberer halten sich berechtigt, das unterworfene Land als ihre Beute zu betrachten, und die Despoten durch Erbfolge glauben das Recht zu haben ihre Unterthanen für eben so viele natürliche Sclaven zu halten. Gesetzt nun, es würden in unsern Tagen Menschen gebohren, welche, Neulinge in allem diesen, weder an die Knechtschaft noch an die Freyheit gewöhnt, diese beyden Dinge kaum dem Nahmen nach kennten: wenn man nun diesen Menschen vorschlüge, ob sie in der Knechtschaft oder ob sie in der Freyheit leben wollten, worzu würden sie sich wohl verstehen? Ganz gewiß würden sie lieber der Vernunft gehorchen wollen, als einem einzelnen Menschen dienen; es müßten denn Israeliten seyn, welche ohne Zwang, ohne einige

Noth,

Noth, sich selbst einen Tyrannen schufen. Auch lese ich niemahls die Geschichte dieses Volks, ohne bey mir eine fast unmenschliche Freude über die unzähligen Leiden zu fühlen, welche sich dieses Volk durch diese Einrichtung zugezogen; so groß ist mein Unwille gegen selbiges. Denn gewiß findet sich bey allen Menschen, so lange sie noch etwas von Menschen an sich haben, einer von den zweyen Fällen, welche ihrer Unterjochung vorausgehen; sie werden nehmlich entweder gezwungen, oder betrogen: gezwungen, durch fremde Waffen, wie Sparta und Athen, durch die Armeen Alexanders, oder durch Fakzionen, wie einstmahls die Herrschaft zu Athen in die Hände des Pisistratus fiel. Durch Betrug verliehren sie auch öfters ihre Freyheit, und sie werden nicht häuffiger durch andere verführt, als sie sich selbst betrügen. So erhub einstens das Volk zu Syrakus, die Hauptstadt von Sizilien, um die Gefahr fürchterlicher Kriege von sich abzuwenden, auf eine unkluge Art Dionysius den ersten; übergab ihm das Kommando der Armee, und machte ihn aus Unvorsichtigkeit so groß, daß, als dieser Nichtswürdige siegreich zurückkam, er sich aus einem Feldherrn zu einem König, und, aus einem König, zu einem Tyrannen von Syrakus machte, als ob er nicht über die Feinde, sondern über seine Mitbürger gesiegt hätte. Es ist kaum glaublich, wie das Volk, so bald man es unterjocht, plötzlich in eine so tiefe Vergessenheit seiner Freyheit verfallen kann, aus

welcher es gar nicht mehr zu erwecken ist, und wie es so von ganzen Herzen und so willig dient, daß man sagen sollte: es habe nicht die Freyheit sondern die Knechtschaft verlohren. Von Anfang dient man freylich aus Zwang und durch die Gewalt genöthigt: aber diejenigen, welche nachkommen, die niemahls die Freyheit gesehen haben, und nichts von ihr wissen, dienen ohne Widerwillen, und thun willig, was ihre Vorgänger nur aus Zwang gethan hatten. Die Menschen nämlich, die unter dem Joche gebohren werden, und dann in der Knechtschaft genährt und erzogen sind, sind zufrieden ohne weiters vor sich zu sehen, leben wie sie gebohren sind, und lassen sich gar nicht einfallen ein anders Recht oder ein anders Gut ausser dem zu besitzen, das sie angetroffen haben, und halten daher den Stand, in dem sie gebohren worden, für die Natur. Und doch giebt es nicht leicht einen Erben, der so verschwenderisch und nachlässig seye, daß er nicht manchmahl in seinen Büchern nachsehe, ob er alle Rechte seiner Erbschaft genieße, oder ob man ihm oder seinen Vorfahren etwas entzogen habe. Man muß gestehen, daß die Gewohnheit, so groß auch in allen Dingen ihre Gewalt über uns ist, nirgends so große Kraft zeigt, als wenn es darauf ankommt uns die Knechtschaft zu lehren, und uns die Pillen der Sklaverey verschlucken zu lassen, ohne ihre Bitterkeit zu fühlen, so wie Mithridates es sich zur Gewohnheit gemacht hatte, Gift zu trinken.

Natur hat zwar, wie niemand läugnen wird, einen großen Einfluß auf uns und unsere Neigungen, und auf das Edle oder Unedle unserer Anlagen: aber doch muß man zugeben, daß sie weniger über uns vermag als die Gewohnheit. Denn das beste Naturell wenn es nicht genährt und gezogen wird, geht zu Grunde. Die Erziehung formet uns immer nach ihrer Art, trotz der Natur. Der Saame des Guten, welchen die Natur in uns gelegt hat, ist so weich und so mürbe, daß er auch nicht den geringsten Stoß von Seiten einer bösen Erziehung aushalten kann. Er artet eben so leicht aus, zerschmilzt und vernichtet sich, als er sich gut erhält: wie die Fruchtbäume, die ihre eigene Art beybehalten, wenn man sie ungestöhrt ihrem Wachsthum überläßt, hingegen ausarten und fremde Früchte tragen, wenn sie geimpft werden. Alle Pflanzen haben ihre eigene Natur; inzwischen empfinden sie doch alle den Einfluß des Klima, des Wetters, des Erdreichs, der anbauenden Hand des Gärtners: welches alles sie entweder mehr oder minder vollkommen macht; daher man öfters an einem Ort eine Pflanze sieht, welche man an einen andern Ort Mühe hat wieder zu erkennen. Wer die Venezianer, diese Hand voll Menschen, sehen würde, wie sie so frey leben, daß der schlimmste unter jhnen nicht König seyn möchte, und wie sie, ihrer Erziehung nach, keinen andern Ehrgeitz kennen, als den, mit der sorgsamsten Vorsicht über die Erhaltung der Freyheit zu wachen;

chen; wie sie, zu Folge dieser Grundsätze, worin sie von der Wiege an genährt wurden, auch nicht das geringste von ihrer Freyheit für alle Herrlichkeiten der Welt hingeben würden; wer dieß, sage ich so sehen, und dann von da in die Länder des Großsultans übergehen und wahrnehmen würde, wie die Leute dorten von ihrer Geburt an Sklaven und alle Augenblick bereit sind ihr Leben für ihn hinzugeben: sollte er wohl glauben, daß diese beyden Völkerschaften einerley Menschen sind? oder wird ihm nicht vielmehr dünken, als ob er aus einer Stadt in einen Thiergarten sich verirrt hätte? *)

„Lykurgus, dieser Sittenverbesserer von Sparta, zog einstens, wie die Geschichte sagt, zwey Hunde von Einer Mutter auf. Beyde wurden von einerley Milch ernährt. In der Folge mästete er den einen mit den Leckerbissen der Küche, den andern aber gewöhnte er, auf das Zeichen des Horns und der Jagdpfeife, die Felder zu durchstreifen. Um nun dem Lacedämonischen Volke zu zeigen, daß die Menschen immer das sind, wozu sie die Erziehung macht, so ließ er diese zwey Hunde auf den öffentlichen Markt bringen und zwischen beyde eine Suppe und einen Hasen stellen: sogleich gieng der eine Hund auf die Schüssel, und der andere auf den Hasen los. Sehet ihr, sprach er zu dem versammelten Volk, das sind doch zwey Brüder! — Dieser Mann gab durch seine Gesetze und

*) Jetzt dürfte der Kontrast nicht mehr so auffallend seyn.

und seine sittlichen Einrichtungen den Lacedämoniern eine so herrliche Erziehung, daß jeder von ihnen einen tausendfachen Tod der Schande vorgezogen hätte, ausser dem Gesetz und dem König einen andern Herrn zu erkennen. Ich denke nie ohne Vergnügen an das Gespräch, welches einstens ein Günstling des Xerxes, des großen Königs von Persien, mit einigen Spartanern hatte. Als Xerxes seine unermeßlichen Kriegszubereitungen zur Eroberung von Griechenland machte, so schickte er seine Gesandten in die Griechischen Städte, Erde und Wasser von ihnen zu verlangen. Dieß war die Formel, durch welche die Perser die Städte aufforderten, ihre Herrschaft zu erkennen. Nach Sparta und Athen schickte er keine Gesandten, weil die Spartaner und Athenienser diejenigen, welche sein Vater Darius zu ihnen geschickt hatte, theils in Gräber geworfen, theils gezwungen hatten in Brunnen zu springen, wo sie, sagten sie, Wasser und Erde holen könnten, um sie ihrem Fürsten zu überbringen. Diese Griechen konnten nicht leiden, daß man auch nur mit einem Worte ihrer Freyheit zu nahe träte. In der Folge sahen die Spartaner ein, daß sie sich durch ein solches Benehmen den Haß der Götter und besonders des Gottes der Herolde zugezogen hätten. Um diesen nun wieder zu besänftigen, kommen sie auf den Gedanken zwey von ihren Bürgern an den Xerxes abzuschicken, damit er nach Gefallen mit ihnen verfahren könnte, um sich wegen

der Gesandten seines Vaters schadlos zu halten, welche sie, die Spartaner, umgebracht hätten. Zwey Spartaner, der eine Nahmens Sparthis, der andere Bulis, bothen sich freywillig ihrem Vaterland zum Söhnopfer an. Auf dem Wege trafen sie auf den Pallast eines Persers, mit Nahmen Hydarnes, welcher Stadthalter des Königs in allen Asiatischen, an der Küste des Meeres gelegenen Städten war. Er nahm sie mit allen Ehren auf. Unter verschiedenen Gesprächen, die unter ihnen vorfielen, fragte sie der Perser: warum sie denn so eigensinnig die Freundschaft des Königs ausschlügen? Ihr Spartaner könnt euch, sprach er, durch mein eigenes Beyspiel überzeugen, wie sehr der König diejenigen zu ehren weiß, die es verdienen; wäret ihr seine Unterthanen, gewiß, glaubt es nur, er würde euch eben so ehren; wäret ihr dies, und hätte er euch kennen lernen, jeder von euch würde Herr von einer Griechischen Stadt seyn. — In dieser Sache, Hydarnes, bist du ein schlechter Rathgeber, antworteten die Lacedämonier, weil du zwar das Gute, welches du uns versprichst, versucht hast, aber das andere Gut, in dessen Besitz Wir sind, nicht kennest. Die Gunst des Königs kennst du zwar aus Erfahrung, aber wie süß die Freyheit sey, dies weißt du nicht. Wenn du sie nur etwas gekostet hättest, gewiß du würdest uns selbst rathen, sie nicht allein mit Lanzen und Schild, sondern selbst mit Zähnen und Nägeln zu vertheidigen. Was dieser Spartaner

taner sagte, war wohl gesprochen: inzwischen redeten beyde wie sie waren erzogen worden: denn ohnmöglich konnte sich ein Perser nach der Freyheit sehnen, die er niemahls gehabt hatte, noch ein Lacedemonier die Knechtschaft dulden, nachdem er einmahl die Freyheit geschmeckt hatte. Kato von Utika, da er noch ein Kind und unter der Ruthe war, gieng öfters aus und ein bey dem Diktator Sylla, dessen Thür ihm nie verschlossen war, aus Achtung für sein Haus sowohl, als wegen ihrer nahen Verwandschaft. Sein Aufseher war immer bey ihm, wenn er dahin gieng, wie dieses bey vornehmen Kindern die Gewohnheit war. Dieses Kind sahe nun, wie man im Pallast des Sylla, in Gegegenwart des Diktators und auf dessen Befehl, die einen gefangen setzte, die andern verurtheilte, diesen verwies, jenen erdrosselte; wie der eine die Einziehung der Güter und der andere den Kopf eines Nebenbürgers verlangte, kurz, wie alles, was in diesem Hause vorgieng, mehr einen Tyrannen des Volks, als einen Diener des Staats ankündigte, und diese Wohnung einer Räuberhöhle besser glich als einem Gerichtshofe. Gebt mir doch, sagte dieses edle Kind eines Tages zu seinem Aufseher, einen Dolch; ich will ihn unter meinen Rock verbergen; ich gehe öfters in die Zimmer des Sylla, wenn er noch zu Bette liegt: mein Arm ist schon stark genug, mein Vaterland von diesem Tyrannen zu befreyen. Das war ein

Wort würdig eines Kato! So war der Anfang einer Rolle, welcher sein Tod die Krone aufsetzte. — Man erzähle uns diese Thatsache, so wie sie vorgegangen ist, ohne uns jedoch den Nahmen noch das Land des Helden zu sagen: die That selbst wird den Thäter verrathen, und jedermann wird sogleich vermuthen, daß es ein Römer, aber ein noch in dem ächten freyen Rom gebohrner Römer war. — Doch wozu alles dieses? Gewiß nicht um die Meynung zu behaupten, daß das Land und das Erdreich hier etwas vermögen; denn in allen Ländern und unter jedem Himmelsstrich ist die Knechtschaft unangenehm und die Freyheit süß: sondern nur Mitleiden gegen die einzuflößen, denen das Joch schon bey ihrer Geburt über den Hals geworfen wird, und um Entschuldigung oder Verzeyhung für sie zu erhalten, daß sie nicht das Uebel der Sklaverey wahrnehmen, da sie niemahls nur einen Schatten von Freyheit gehabt haben, und auch nie darauf aufmerksam gemacht worden sind. Es giebt Länder (wie Homer von den Cimmeriern erzählt) wo die Sonne anders auf und unter geht als bey uns. Wenn sie ihnen sechs Monathe lang beständig geleuchtet hat, so überläßt sie sie dem Schlaf in einer langen Nacht, und besucht sie ein ganzes halbes Jahr nicht mehr. Wenn nun die Kinder, welche in dieser langen Nacht gebohren werden, von dem Licht der Sonne nichts reden hörten, dürfte man sich wohl wundern, wenn sie sich an die Finster-

niß

niß gewöhnten in der sie gebohren sind, ohne sich nach der Sonne zu sehnen, deren Licht sie nicht gesehen haben? Man beklagt nie, was man niemahls gehabt hat. Die Sehnsucht folgt nur dem Genuß, und man kann sich nie an ein vergangenes Vergnügen erinnern, ohne den Gegenstand davon gekannt zu haben. Die Natur ruft wohl den Menschen zur Freyheit und erweckt in ihm den Trieb darnach, aber trotz der Natur behält er doch immer die Falte bey, welche die Erziehung ihm gegeben hat. Aus diesem folgt, daß dem Menschen am Ende alles natürlich wird, wozu die Gewohnheit und die Erziehung ihn hinführt, aber daß ihm nur das angebohren ist, wozu ihn die einfache und unverdorbene Natur beruft. Der erste Grund der freywilligen Knechtschaft liegt also in der Gewohnheit. Die edelsten Rosse beissen anfangs in das Gebiß, und endlich spielen sie damit; vor wenig Tagen schlugen sie noch aus wenn man ihnen den Sattel auflegte, und nun traben sie voll Stolz in ihrem neuen Staat daher. So geht es auch mit den Menschen. Wir sind ja immer, sagen sie, unterjocht gewesen, und unsere Väter waren nicht besser daran; und so, denken sie, wären auch sie gehalten das Gebiß sich anlegen zu lassen, und sie glauben dies auf das Ansehen so vieler Beyspiele, und gründen selbst auf die Verjährung den Besitzstand ihrer Tyrannen, wiewohl die Verjährung nie ein Recht zu Uebelthaten giebt, sondern selbige nur sträflicher

macht. Doch giebt es immer hie und da Seelen von edlerem Stoffe, die die Schwere des Jochs fühlen und es abzuschütteln suchen, die die Knechtschaft nicht zahm machen kann, und welche gleich dem Ulysses, der zur See und zu Land seinen väterlichen Heerd suchte, sich nicht enthalten können über ihre väterlichen Vorrechte nachzudenken, und sich an ihre Vorgänger und an ihren Urstand zu erinnern. Solche Menschen von richtigem Verstand und hellem Kopf, sehen nicht bloß, wie der große Haufe, nur das was vor ihren Füßen liegt, sondern was hinter ihnen ist, sowohl als was vor ihnen ist, führen die vergangenen Begebenheiten in ihr Gedächtniß zurück, und nehmen selbige zum Maaßstab ihres Urtheils über das Gegenwärtige und Zukünftige. Männer dieser Art, welche ihren von Natur herrlichen Kopf noch durch Kenntnisse und Wissenschaften geziert haben, würden die Freyheit, gienge sie auch ganz auf der Erde verlohren, noch in ihrer Einbildungskraft und ihrem Herzen aufbewahren, und die von ihnen eingeschlürfte Süssigkeit derselben, würde die Knechtschaft, man stutze sie auf wie man will, ihnen immer widrig finden lassen. Der Groß-Sultan weiß nur allzuwohl, daß Bücher und Gelehrsamkeit die kräftigsten Mittel sind, die Menschen mit sich selbst bekannt zu machen, und ihnen den Haß gegen die Tyranney einzuflößen. Ich glaube auch, daß er in seinen Staaten keine gelehrtern Männer hat, als er sie haben will.

Gemei-

Gemeiniglich ist der gute Eifer für die Sache der Menschheit bey denen, welche, trotz der Allgewalt der Zeit, der Freyheit ergeben bleiben, so groß auch immer ihre Anzahl seyn mag, ohne Wirkung, weil sie sich untereinander ihren Gesinnungen nach nicht kennen, da der Tyrann ihnen alle Freyheit raubt, zu handeln, zu reden, und beynahe zu denken. Sie sind gleichsam mit ihren Gedanken von einander isolirt. Momus tadelte daher doch wohl mit Recht den Vulkan, nicht ein kleines Fenster dem Menschen an das Herz gemacht zu haben, damit man seine Gedanken durchschauen könnte. Als Brutus und Kassius unternahmen, Rom oder vielmehr die ganze Welt frey zu machen, so wollten sie Cicero, diesen großen Eiferer für das öffentliche Wohl, nicht zum Genossen ihrer Verschwörung haben, weil sie glaubten sein Herz wäre zu schwach für eine so hohe That. Sie trauten zwar seinem Willen, aber nicht seinem Muth, weil sie sein Herz nicht durchschauen konnten.

Geht man die Begebenheiten der vergangenen Jahrhunderte und die Jahrbücher der Vorzeit durch, so wird man wenige oder fast gar keinen Fall finden, daß Männer — wenn sie aus redlichem Herzen die Freyheit ihres schlecht regierten, schlimmen Händen überlassenen Vaterlandes wieder herzustellen unternommen hatten, es ohne Erfolg gethan haben. Die Freyheit, um sich zu zeigen, hebt sich von selbsten empor, ohne fremder Schultern nöthig zu haben. Hermodius, Aris-

stogiton, Thrasibulus, Brutus der ältere, Valerius und Dion führten ihre edlen Entwürfe eben so glücklich hinaus. Das Glück verläßt hier fast niemahls den guten Willen. Brutus der jüngere und Kassius zerstöhrten auch glücklich die Knechtschaft; aber, über ihre Bemühung, die Freyheit wieder einzuführen, starben sie einen gewiß nicht elenden Tod. Wie widersinnig wäre auch ein solcher Vorwurf, der an dem Leben oder dem Tod solcher Männer was elendes fände? Ihr Tod war das Signal zum Verderben, zum ewigen Unheil und gänzlichen Untergang des Staats, der in dem Grabe dieser Männer auch sein Grab fand. Die folgenden Verschwörungen gegen die Kaiser waren bloß Komplots einiger Ehrgeizigen, welche keineswegs wegen der Unfälle zu bedauren sind, die sie sich dadurch zugezogen; da man deutlich sieht, daß ihre Absicht war, nicht die Krone, sondern den der sie trug, zu vernichten; und den Tyrannen zu verjagen, um die Tyranney für sich zu behalten. Es wäre mir nicht lieb, wenn es diesen Leuten geglückt hätte, und ich freue mich, daß sie durch ihr Beyspiel gezeigt haben, daß man den heiligen Nahmen der Freyheit zu bösen Thaten nicht mißbrauchen soll. *) E.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

*) Diese Rede des Boetie verdiente um mehr als einer Ursache willen, vornehmlich aber darum aus der Vergessen-

geſſenheit gezogen zu werden, weil es ſonderbar genug iſt, einen jungen Franzoſen unter der Regierung Heinrichs II. in ſeinem ſechzehnten Jahre gegen die Monarchie in dem Geiſt und Ton der franzöſiſchen Republikaner unſrer Zeit, der Petion, Vergniaux, Guadet, Genſonné, Barbaroux, und ihres Gleichen deklamieren zu hören. So ſpürbar auch immer für jeden aufmerkſamen Leſer das noch unreife Alter des Verfaſſers in dieſem Produkt iſt, ſo würde man ihm doch Unrecht thun, wenn man es für nichts mehr als eine rhetoriſche Uebung eines von Kindheit an mit den Werken der alten griechiſchen und römiſchen Republikaner aufgenährten Jünglings halten, und mit den Deklamazionen gegen die Tyrannen, von denen die griechiſchen Rednerſchulen in den guten Zeiten der Antonienen ertönten, in Eine Klaſſe ſetzen wollte. Es iſt vielmehr unverkennbar, daß das Herz des jungen Boetie eben ſo viel und faſt noch mehr Antheil an dieſer Rede hatte als ſein Kopf; und ungeachtet der auffallenden Verworrenheit und Unbeſtimmtheit ſeiner politiſchen Begriffe, zeigt ſich ein männlicher Ernſt und eine Energie der Seele darin, die den Leſer nicht zweifeln läßt, daß er, wenn er in unſern Tagen gelebt hätte, keine unbedeutende Rolle unter den Männern vom 10. Julius und 21. September des vorigen Jahres geſpielt haben würde. Wenn er aber, auſſer der enthuſiaſtiſchen Liebe zur Freyheit, auch die unbeſtimmte Losheit der Begriffe mit dieſen letztern gemein hat; wenn er, eben ſo wie ſie, natürliche und bürgerliche Freyheit, Monarchie und Deſpotismus, Könige und Tyrannen, mit einander vermengt; wenn er von einer wohlgeordneten und geſetzmäßig regierenden Alleinherrſchaft

keinen Begriff zu haben, und über dem Elend, das die Regierung der Despoten und Tyrannen seiner Zeit (eines Kaisers Karl V. eines Franz I. in Frankreich, und Heinrich VIII. in England, einer Katharina von Medicis, eines Karl IX. Heinrich III. u. s. w.) über die Völker brachte, die unschätzbaren Vortheile, deren Genuß die weise, gerechte und wohlthätige Regierung eines Trajans, Antoninus, Markus Aurelius, und ihres Gleichen (die freylich selten sind!) der Welt verschafft, ganz zu vergessen scheint: so hat er deßhalben eine Entschuldigung für sich, die den fanatischen Anti-Monarchisten unsrer Tage nicht zu statten kommt: denn zu seiner Zeit hatte noch kein Montesquieu die reinen Begriffe von Demokratie, Aristokratie, Monarchie, Despotismus und Tyrannie angegeben und den wesentlichen Unterschied derselben auseinander gesetzt; und es gab damahls noch keinen monarchischen Staat, dessen Konstituzion die Rechte des Volks mit den Rechten der Regierung in eine so schöne Harmonie und die dreyfache Macht der Suveränität in ein so wohlabgewogenes Gleichgewicht gesetzt hätte, wie dasjenige ist, welchem Großbrittannien, seit der Revoluzion, seine Macht, seinen Reichthum und seinen eben so soliden als glänzenden Wohlstand zu danken hat. — Uebrigens füge ich der historischen Nachricht, die der Verfasser dieses Artickels der Rede des Boetie vorangeschickt hat, nur noch den Umstand bey: daß sie, ohne Zweifel durch die Bemühung der Hugenottischen Parthey in Frankreich, im J. 1575. (mitten unter den Abscheulichkeiten des wüthendsten Religions- und Bürgerkriegs) unter dem Titel Anthenotikon oder l'Esclavage volontaire im öffentlichem Druck erschien, als

in

in einem Zeitpunkt, worin der Geist und die Grundsätze, die in dieser Rede athmen, nicht nur die Huaenotten, sondern überhaupt selbst jeden wohlgesinnten Franzosen belebte, nachdem die verruchte Katharine Medicis und ihre Söhne alles mögliche gethan hatten, um eine so tyrannische Alleinherrschaft, wie die ihrige war, verhaßt und unerträglich zu machen.

W.

IV.

Proben
Einer neuen Uebersetzung
der
Essais de Montaigne. *)

Erster Theil, siebentes Kapitel.

Nach dem Vorsatz wird die That gerichtet.

Der Tod, sagt man, entläßt uns aller unsrer Verbindlichkeiten. Ich kenne Leute, die es in

*) Welche im Verlag von F. T. Lagarde in der nächsten Leipziger Messe erscheinen wird, und von deren vorzüglichem Werthe diese, ohne Auswahl, vorgelegte Proben zu laut zeugen, als daß sie einer fremden Empfehlung nöthig hätte.

verschiedenem Sinne genommen haben. Heinrich der Siebente, König von England, machte einen Vertrag mit Don Philipp, Sohn des Kaisers Maximilian, oder, um ihn in rühmlicher Gesellschaft aufzuführen, Vater Kaiser Carls des fünften, vermöge dessen besagter Don Philipp den Herzog von Suffolk, von der weissen Rose, seinen Feind, der sich als ein Flüchtling in den Niederlanden aufhielt, in seine Hände liefern sollte, wogegen er versprach, nichts gegen das Leben dieses Herzogs zu unternehmen. Gleichwohl befahl er gegen sein Ende, durch ein Testament, seinem Sohne, ihn alsobald hinrichten zu lassen, als er verschieden seyn würde.

Letzthin fielen in dem Trauerspiele, welches der Duc d'Alba uns zu Brüssel an den Grafen Horn und Egmont gab, gar viele merkwürdige Dinge vor, unter andern, daß der Graf Egmont, auf dessen Wort und Zusage sich der Graf Horn dem Duc d'Alba gestellt hatte, mit großem Eifer darauf drang, daß man ihn zu erst hinrichten möchte, damit ihn sein Tod von der Zusage entbände, die er dem Grafen Horn gethan habe. Es scheint, der Tod habe den König von seinem Worte nicht entbunden, und der Graf Egmont sey seiner Zusage, auch ohne zu sterben, entlassen gewesen. Wir können zu nichts, das unser Vermögen und unsre Kräfte übersteigt, verpflichtet seyn; und das zwar deswegen, weil die Wirkung

und

und Erfüllung ganz und gar nicht in unsrer Macht stehen; und weil, genau betrachtet, nichts in unsrer Macht steht, als der Wille: in diesem gründen sich nothwendiger Weise alle Regeln für die Pflichten des Menschen. Demnach war der Graf Egmont, der sich mit seiner Seele und seinem Willen seine Zusage zu erfüllen für verpflichtet hielt, obgleich das Vermögen, sie kräftig zu machen, nicht in seinen Händen war, ohne Zweifel seines Versprechens entbunden, wenn er auch den Graf Horn überlebt hätte. Heinrich der Siebente aber, der mit Willen sein Wort brach, kann damit keinesweges entschuldigt werden, daß er die Ausführung seiner Treubrüchigkeit bis nach seinem Tode verschoben habe; eben so wenig als der Maurer, beym Herodot, der sein Leben hindurch das Geheimniß vom Schatze des Königs von Egypten seines Herrn, treu und redlich bewahrt hatte, auf seinem Todbette aber es seinen Kindern entdeckte.

Ich habe verschiedene meiner Zeitgenossen gekannt, die in ihrem Gewissen überzeugt waren, daß sie fremdes Gut besäßen, und welche Anstalten machten zur Wiedererstattung, durch Testament und nach ihrem Tode. Das taugt gar nichts. Wozu das Aufschieben einer so dringenden Sache? Was soll das für ein Ersatz für eine Beleidigung seyn, der ihnen weder Mühe noch Kosten macht? Sie sind schuldig selbst zu vergüten; und je schwerer und saurer ihnen die Bezahlung wird, je gerechter und verdienstlicher ist ihre Erstattung.

Die Buße will Last auflegen! Diejenigen machen es noch ärger, welche die Erklärung ihrer Feindschaft und ihres Hasses gegen einen Verwandten bis auf ihren letzten Willen verspahren, und solche so lange sie lebten verbargen. Sie zeigen, daß sie um ihre eigene Ehre wenig besorgt sind, indem sie den Beleidigten reitzen, ihr Andenken nicht zu verschonen; und noch weniger sind sie besorgt für ihr Gewissen, indem sie, selbst in Hinsicht auf den Tod, nicht einmahl ihren Groll tödten können, sondern solchen noch weit über ihr Leben hinaus wirksam erhalten wollen. Es sind ungerechte Richter, welche das Urtheil so lange verschieben, bis sie nichts mehr von der Sache wissen. Ich werde mich wohl hüten, wenn ich kann, daß mein Tod Dinge sage, die mein Leben nicht vorher, und zwar laut und öffentlich gesagt hat.

Achtes Kapitel.

Vom Müssiggange, oder der Unthätigkeit.

So, wie wir an brachliegenden Aeckern sehen, daß sie, wenn sie geil und fruchtbar sind, tausenderley wilde und unnütze Kräuter hervortreiben, und, wenn wir sie urbar erhalten wollen, wir sie, zu unserm Zwecke, an gewisse Gesäme binden und gewöhnen müssen: und so, wie wir sehen, daß die Weiber für sich allein zwar wohl zusammengewachsene Fleischklumpen hervorbringen, wenn

aber

aber die Zeugung gut und natürlich ausfallen ſoll, es einer andern Befruchtung bedürfe: eben ſo iſt es mit dem menſchlichen Geiſte. Beſchäftigt man ihn nicht mit feſtgeſetzten Dingen, die ihn in Zwang und Zaume halten: ſo ſchweift er wild umher und verirrt ſich ins grenzenloſe Feld der Einbildung.

Sicut aquae tremulum labris ubi lumen ahenis
Sole repercuſſum, aut radiantis imagine Lunae,
Omnia pervolitat late loca, jamque ſub auras
Erigitur, ſummique ferit laquearia tecti.

(Aeneid. lib. 8.)

Und es iſt keine Thorheit, keine Grille zu erdenken, die er nicht in dieſer Tummelley hervorbringen ſollte.

Velut aegri ſomnia, vanae
Finguntur ſpecies.

(Hor. in arte poetica.)

Wenn die Seele kein feſtgeſtecktes Ziel hat, ſo verirrt ſie ſich; denn, wie man zu ſagen pflegt: der iſt nirgends, der allenthalben iſt.

Quisquis ubique habitat, Maxime, nusquam habitat.

(Mart. l. 7.)

Als ich mich letzthin in mein Hausweſen zurückzog, mit dem feſten Entſchluſſe, ſo viel wie möglich, mich hinfort mit nichts mehr abzugeben, und

meine wenige übrige Lebenszeit in stiller Ruhe für mich hinzubringen: da meynte ich, ich könnte meinem Geiste nicht gütlicher thun, als wenn ich ihn von aller Beschäftigung befreyete, damit er sich mit sich selbst unterhalten, sich selbst genießen, und an sich selbst erlaben könne; und ich hoffte, das würde ihm jetzt um so leichter seyn, da er mit der Zeit gesetzter und reifer geworden. Aber ich finde

— — — variam semper dant otia mentem, —
(Luc. l. 4.)

das Gegentheil. Wie ein Pferd, das den Reuter abgeworfen hat, gallopiert er noch ärger, bloß für sich, als er sonst für andre that. Und er heckt aus keiner andern Ursach so viele Ungeheuer aus, und so viele Traumgestalten, ohne alle Ordnung und Schick, als damit ich die gepfuschten Wunderfratzen der Läng' und Breite nach beschauen könne. Ich habe aber angefangen, ihn wieder aufzuschirren, und hoffe ihn mit der Zeit dahin zu bringen, daß er sich des Unfugs selbst schämen soll.

Neuntes Kapitel.

Von Lügnern.

Sich damit abzugeben, vom Gedächtniß zu reden, kleidet keinen Menschen schlechter, als mich; denn ich kenne davon fast nicht die geringste Spur in mir, und ich glaube nicht, daß noch ein Zweyter

ter auf dieser Welt so entsetzlich schlecht damit verwahrt sey. Ich habe mein bescheiden Theil von allen niedrigen und gemeinen Naturgaben: in Rücksicht dieser aber, meyne ich, sonderbar, sehr selten, und würdig zu seyn, einst von Welt und Nachwelt als Beyspiel angeführt zu werden. Ausser dem natürlichen Nachtheile, dem ich dadurch ausgesetzt bin, (denn wahrlich, es ist ein so nothwendiges Ding, daß Plato wohl Recht hat, es eine große und mächtige Gottheit zu nennen) pflegt man noch dazu in meiner Gegend zu sagen, der Mensch hat kein Gedächtniß, wenn man jemand andeuten will, der nicht bey Sinnen ist; und wenn ich mich beklage daß es mir daran mangle, so verweisen sie mir's, und thun als ob sie mir nicht glaubten, weil es ihnen klingt, als hätte ich mich beklagt es sey in meinem Kopf nicht richtig. Man finde keinen Unterschied zwischen Gedächtniß und Verstande. Das heißt mir meinen Handel arg verderben; aber die Leute thun mir Unrecht; denn die Erfahrung lehret vielmehr im Gegentheil, daß die besten Köpfe von Gedächtniß, gerne ein wenig schwach im Verstande sind. Auch darin thun sie mir Unrecht, daß eben dieselben Worte, die meine Schwachheit ausdrücken, auch den Undank bezeichnen, weil, was ich am besten zu machen weiß, darinn besteht, Freund seyn. Man belastet mein Herz mit der Schuld meines Gedächtnisses, und macht aus einem Naturfehler einen Fehler des Gewissens. Er hat diese Bitte vergessen,

sen, sagt man, oder jenes Versprechen; er ist seiner Freunde nicht eingedenk. Er hat sich nicht erinnert, aus Liebe zu mir dies oder jenes zu sagen, zu thun oder zu verschweigen. Ich kann allerdings sehr leicht etwas vergessen; aber etwas das mir mein Freund aufgetragen hat, auf die leichte Achsel nehmen, das thue ich nicht. Begnüge man sich doch mit meinem Unglück, ohne daraus eine Art Tücke zu machen; und zwar solche Tücke, die sich mit meiner Gemüthsart gar nicht vertragen. Einigen Trost habe ich dabey. Erstlich, weil es ein Uebel ist, das mich hauptsächlich darauf geführt hat ein ärgeres Uebel zu verbessern, dem ich sehr leicht hätte ausgesetzt seyn können, nehmlich dem Ehrgeize; denn dieser Fehler des Gedächtnisses ist an einem unausstehlich, der in der Welt und ihren Händeln etwas vorstellen will. Ausser dem hat sie auch, wie das viele ähnliche Beyspiele von dem Fortschritte der Natur beweisen, von selbst andere meiner Seelenvermögen gestärkt, so wie dieses schwächer geworden ist: und ich könnte leicht meine Denk- und Urtheilskraft auf den Werken andrer faullenzen und schlummern lassen, ohne sie selbst anzustrengen, wenn mir, vermittelst Hülfe des Gedächtnisses, die Erfindungen und Meynungen andrer Menschen gegenwärtig wären. Dazu kommt noch, daß ich deswegen um so weniger spreche; denn der Speicher des Gedächtnisses pflegt immer mit mehr Materialien versehen zu seyn, als das Magazin eigner

ner Erfindungen. Wäre mir mein Gedächtniß zu Gebote gestanden, ich hätte alle meine Freunde todt geschwätzt; denn noch so wie es mit mir steht, kann ich doch, wenn die Gegenstände so beschaffen sind, daß sie meine geringe Gabe, sie zu behandeln und darzustellen, reizen, warm werden und ins Plaudern gerathen. Es ist zum Bedauern! Ich erfahr es an den Proben einiger meiner vertrautesten Freunde. So, wie ihnen das Gedächtniß eine Sache nach und nach lebendig macht und vergegenwärtigt, so gehen sie mit ihrer Erzählung so weit zurück, und überladen sie mit so unnützen Umständen, daß, wenn das Geschichtchen gut ist, sie seine Güte ersticken; ist es das aber nicht, so möchte man das Glück ihres Gedächtnisses oder das Unglück ihres Verstandes verwünschen. Es ist eine schwere Kunst, eine Erzählung zu enden oder abzubrechen, wenn man erst einmahl damit im Schwunge ist. Und an nichts erkennt man sichrer die Stärke eines Pferdes, als am plötzlichen Halten mitten im Galopp. Unter den Schulgerechten selbst sehe ich einige, die sich das Galoppiren abgewöhnen möchten, und nicht können. Derweile sie den Punkt suchen, wo sie den Lauf schließen wollen, plaudern sie schleppend fort, als Leute die vor Müdigkeit in die Knie sinken möchten. Hauptsächlich sind die Graubärte gefährlich, denen die Erinnerung der vergangenen Dinge anklebt, die aber die Erinnerung ihrer Wiederhohlungen verlohren haben. Ich habe ganz

lustige

luſtige Hiſtörchen im Munde eines alten Herrn ſehr langweilig werden geſehen, weil alle Anweſende ſchon hundertmahle damit eingetränkt waren.

Zweytens, weil ich mich, wie jener alte Schriftſteller ſagt, der empfangenen Beleidigungen weniger erinnere. Ich müßte ein Protokoll halten, wie Darius that, um die Beleidigungen nicht zu vergeſſen, die ihm die Athenienſer zugefügt hatten, der ſich, ſo oft er ſich zu Tiſche ſetzte, von einem Pagen dreymahl laut vorſagen ließ: O König, ſey eingedenk der Athenienſer. Auf der andern Seite ſind mir die Oerter und Bücher, die ich wieder ſehe, immer lieblich, und von friſcher Neuheit.

Es iſt nicht ohne Grund, daß man zu ſagen pflegt, wer ſich nicht auf ſein gutes Gedächtniß verlaſſen kann, muß ſich mit Lügen nicht abgeben. Ich weiß wohl, daß die Sprachlehrer einen Unterſchied machen, unter lügen und unter Lügen ſagen; und dafür angeben, Lügen ſagen ſey, unwahre Dinge vorbringen, die man aber für wahr gehalten; lügen aber heiße ſo viel, als gegen ſeine eigene Ueberzeugung reden. Und folglich geht das, was ich hier ſage, niemand an, als ſolche, welche gegen ihr beſſer Wiſſen und Gewiſſen ſprechen. Nun aber erfinden dieſe entweder alles, Münz und Letter *), oder ſie verfälſchen und verſtellen wahres Schrot und Korn. Wann ſie verfälſchen und

*) Avers und Revers.

und verwechseln, so ist es schwer, daß sie sich nicht verschnappen sollten, wenn man sie oft auf eine und dieselbe Erzählung bringt. Weil die Sache sich, so wie sie an sich ist, zuerst in ihr Gedächtniß eingedrückt und durch den Weg des Wissens und Erinnerns eingenistet hat: so ist es nicht wohl anders möglich, als daß sie sich eben so der Imaginazion darstelle, und das falsche Bild, das darin nicht so fest und unveränderlich fußen kann, daraus vertreibe; und die Umstände des ersten wahren Eindrucks, welche bey jeder Erzählung sich den Gedanken wieder zudrängen, muß die Erinnerung an das falsch Angestickelte, Angeflickte, verwischen. Bey dem, was sie ganz und gar erfinden, scheint es, weil kein bey der Falschheit widersprechender Eindruck statt hat, als hätten sie um so weniger zu besorgen, sich zu verquackeln. Und dennoch entwischt auch dies sehr leicht dem Gedächtnisse, wenn es nicht sehr treu bleibt, weil es ein Dunstkörper ist, ohne Haltbarkeit. Hiervon habe ich oft lustige Erfahrungen auf Kosten derjenigen gemacht, deren Gewerbe es war, ihre Worte immer so zu stellen, wie es dem Handel vortheilhaft schien, auf den sie ausgiengen, oder, wie es den Großen, mit denen sie sprachen, behaglich war. Denn da diese Umstände, denen sie ihre Wahrheitsliebe und ihr Gewissen unterordnen, vielen Veränderungen unterworfen sind, so müssen sie auch bald so bald so ihre Rede ändern. Daher es dann kommt, daß sie

von

von Einer Sache bald grau, bald gelb ſagen; dieſem Manne auf dieſe, jenem auf eine andre Art; und wenn nun zufälliger Weiſe dieſe Männer ihre Beute von ſo widerſprechenden Nachrichten und Meynungen zuſammenbringen und vergleichen, wie beſteht dann dieſe feine Kunſt? Außerdem, daß ſie ſich noch dazu unvorſichtiger Weiſe ſelbſt ins Fangeiſen ſchnappen: denn welches Gedächtniß wäre hinreichend, ſo viele verſchiedene Formen zu behalten, die ſie von einem und eben demſelben Gegenſtande geſchmiedet haben? Ich habe meiner Zeit viele gekannt, welche den Ruhm dieſer lieblichen Klugheit beneideten, und nicht bedachten, daß, wer dafür berühmt iſt, damit nichts ausrichten kann.

Wahrhaftig, das Lügen iſt ein ſchändliches Laſter! Wir ſind nur Menſchen durch die Sprache, und halten uns nur einer zum andern durchs Wort. Wenn wir die Wichtigkeit und Scheußlichkeit dieſes Laſters ganz einſähen, wir würden es mit Feuer und Schwerdt verfolgen, mit mehr Gerechtigkeit als andre Verbrechen. Ich finde, daß man gewöhnlich ſich ſehr unzeitiger Weiſe damit treibt, Kinder wegen unſchuldiger Irrthümer zu ſtrafen, und wegen kühner muthwilliger Streiche, die weder Einfluß noch Folgen haben, hart zu züchtigen. Das Lügen allein, und, nur etwas weniger, der Eigenſinn, ſcheinen mir die einzigen Dinge zu ſeyn, deren Keim und Wachsthum man

ohne

ohne Unterlaß auszurotten und zu erſticken ſuchen müſſe. Sie wachſen ſonſt auf mit den Kindern, und, wenn man einmahl der Zunge dieſe falſche Richtung gegeben hat, ſo iſt es zum Erſtaunen ſchwer, ja faſt unmöglich, ihr ſolche wieder zu nehmen; daher eben kommt es, daß wir ſehen, wie übrigens ganz wackere Menſchen dieſem Laſter ſklaviſch unterworfen ſind. Ich, habe einen guten Schneider im Hauſe, den ich niemahls eine Wahrheit ſagen höre, und ſollte er auch ſehen, daß ſie ihm ſehr nützlich ſeyn könnte. Ja, wenn die Lüge, wie die Wahrheit, nur Ein Geſicht hätte, ſo wären wir ſchon beſſer daran; denn alsdann nähmen wir das Gegentheil von dem, was der Lügner ſagte, für Gewißheit. Aber die Kehrſeite der Wahrheit hat der Figuren bey hunderttauſend, und iſt ein Feld ohne Grenzen. — u. ſ. w.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel
im zweyten Band.

Ueber die Freundſchaft.

Nachdem ich das Benehmen eines Malers, den ich im Hauſe habe, betrachtete, iſt mir die Luſt angekommen, in ſeine Fußtapfen zu treten. Er wählt den ſchönſten Platz auf der Mitte jeder Wand, worauf er ein Gemählde zeichnet und mit aller ſeiner Kunſt ausführt, und den leeren Raum ringsherum füllt er aus mit Grotesken,

deren

deren einziger Werth in der Mannichfaltigkeit und Laune besteht. Was enthält dies Buch hier, beym Lichte besehen, anderes, als Grotesken und fantastische Körper, die aus verschiedenen Gliedern zusammen gestoppelt sind, keine bestimmte Gestalt haben, in keine Ordnung gehören, ausser der Natur und ausser allem Verhältniß sind, es müßte denn ein bloß zufälliges seyn?

Desinit in piscem mulier formosa superne.

(Hor. de art. poet. v, 4.)

Ich gehe nun zwar wohl mit meinem Maler bis zu diesem zweyten Punkte; bey dem ersten und besten aber da haperts! Denn so weit reicht meine Kunst nicht, daß ich mich unterstehen könnte, mich an ein reiches, schönes, nach den Regeln der Kunst geordnetes Gemählde zu wagen. Ich bin darauf verfallen, eins vom Stefan de la Boetie zu borgen, welches all meinem übrigen Gepinsel Ehre machen soll. Es ist eine Abhandlung, der er den Nahmen gab: freywillige Knechtschaft. Diejenigen aber, die nichts davon wußten, haben sie nachdem weit schicklicher, Wider Einen, getauft. Er schrieb sie, als eine Uebungsarbeit in seiner frühern Jugend, zu Ehren der Freyheit, wider die Despoten. Sie ist unter sachkundigen Männern von Hand zu Hand gegangen, und hat viel Lob und Beyfall erhalten; denn sie ist artig geschrieben, und sehr reichen Inhalts. Dennoch läßt sich wohl

dabey

dabey sagen, daß es nicht das beste sey, was er hätte schreiben können. Und hätte er in einem reifern Alter, da ich ihn kannte, einen solchen Vorsatz gefaßt, wie der meinige ist, seine Einfälle zu Papiere zu bringen, so würden wir manche vortrefliche Sachen, welche dem Ruhme des Alterthums sehr nahe kommen dürften, von ihm erhalten haben; denn ich wüßte Niemand, den ich ihm, vorzüglich was Naturgaben betrift, an die Seite stellen könnte. Er hat aber nichts weiter hinterlassen als diese Abhandlung, und auch diese nur durch Zufall; dennoch glaube ich nicht, daß er sie wieder vor die Augen bekommen hat, nachdem er sie einmahl hatte entwischen lassen; und noch ein Paar Aufsätze über das Jenner Edikt, das so berufen durch die innern Kriege ist, welche vielleicht auch noch anderwärts ihren Platz bekommen. Das ist es alles, was ich von seinem Nachlaß habe sammeln können, (ob er meiner gleich noch, da ihm der Tod schon an der Kehle saß, so höchst freundschaftlich gedachte, und mir in seinem Testamente seine Bücher und seine Papiere vermachte) ausser dem einen Bande von seinen Werken, den ich herausgegeben habe. Und habe ich diesem Stücke ausserordentlich viel zu verdanken, weil es die Veranlassung zu unsrer Bekanntschaft gab. Denn es ward mir lange vorher mitgetheilt, eh' ich ihn persönlich kannte, und erfuhr ich zuerst dadurch seinen Nahmen; solchergestalt beförderte es diejenige Freundschaft,

welche wir, so lang' es Gott gefiel, mit einander gepflogen haben, und welche so innig, so vollkommen war, daß man gewiß von viel dergleichen nicht lesen wird; und unter den Menschen heutiges Tages findet sich davon gar keine Spur mehr. Um eine solche Freundschaft zu stiften, werden so viele Zufälligkeiten erfordert, daß es schon viel ist, wenn das Glück solche nur alle dreyhundert Jahr Einmahl zusammentreffen läßt.

Es scheint, die Natur habe uns zu Nichts eigentlicher und näher bestimmt, als zur Geselligkeit. Und Aristoteles sagt, die besten Gesetzgeber haben mehr Sorge für die Freundschaft, als für die Gerechtigkeit getragen. Nun aber macht diese den höchsten Grad aus. Denn überhaupt sind alle die Freundschaften, welche aus Wollust, aus Eigennutz und Noth, öffentlicher oder häuslicher, errichtet werden, um so weniger schön und herzlich, und daher um so minder Freundschaft, als sich andere Ursachen, andre Zwecke und andrer Genuß hineinmischen, als die Freundschaft selbst. Eben so wenig machen die vier Arten des Alterthums, getrennt oder jede für sich, oder zusammen genommen, den eigentlichen wahren Charakter der Freundschaft aus, als da sind, Verbindungen des Naturverhältnisses, der Geselligkeit, des Gastrechts oder der fysischen Liebe. Vom Vater zum Kinde ist es vielmehr Ehrerbietung.

Die Freundschaft nimmt ihre eigentliche Nahrung von der vertraulichen Mittheilung, welche unter Eltern und Kindern, wegen des zu großen Abstandes der Jahre, nicht Statt finden kann, und wohl gar die Pflichten der Natur beleidigen könnte; denn theils lassen sich alle geheimen Gedanken des Vaters dem Kinde nicht mittheilen, weil das eine unschickliche Gleichheit nach sich ziehen würde: theils können die Belehrungen und Warnungen, welche unter die vornehmsten Pflichten der Freundschaft gehören, vom Kinde zum Vater nicht Statt finden. Es sind Völkerschaften bekannt geworden, wo die Kinder, nach eingeführter Gewohnheit, ihre Väter tödeten; und andre, wo die Väter ihre Kinder umbrachten, um der Beschwerde auszuweichen, sie zuweilen mit sich zu schleppen; und natürlicher Weise hängt die Unterhaltung der Einen ab von dem Verderben der Andern. Es hat Filosofen gegeben, welche dies Band der Natur verachtet haben; zum Beyspiele Aristippus, welcher, als man ihm die Neigung zu Gemüth führte, die er seinen Kindern schuldig wäre, weil sie von ihm ihren Ursprung hätten, von seinem Speichel auswarf, und dabey sagte: der hätte auch seinen Ursprung von ihm! erzeugte der Mensch doch auch Ungeziefer und Würmer.

Und jener Andre, den Plutarch bereden wollte, sich mit seinem Bruder zu versöhnen, sagte:

ich mache mir deswegen nicht mehr aus ihm, weil ich mit ihm aus einer Höhle abstamme. Allerdings ist der Nahme Bruder schön, und voller Süßigkeit, deswegen ich auch unser Bündniß darauf gründete; allein das in einander verwickelte Interesse, die Theilung der Erbschaften, und der Umstand, daß der Reichthum des ältern Bruders die Armuth des Jüngern verursacht, macht sehr große Erkältungen, und erschlafft die Bände der Bruderliebe; die Brüder, welche ihr Fortkommen in der Welt auf einerley Wegen und mit einerley Mitteln bewirken sollen, die können nicht umhin, sie müssen sich zuweilen stoßen und einander ins Zeug gerathen. Noch mehr! warum findet man die trauliche Eintracht und die gegenseitige Mittheilung, welche wahre und vollkommne Freundschaften erzeugen, bey dieser hier nicht? Der Vater und der Sohn können ganz entgegengesetzter Gemüthsart seyn; eben so Brüder. Es ist mein Sohn, es ist mein Verwandter; aber es ist ein störrischer Mensch, ein Bösewicht oder ein Narr. Dazu kommt dann noch, daß dies Freundschaften sind, wozu uns die Gesetze und Pflichten der Natur verbinden, wobey keine Wahl Statt findet, und dabey der freye Wille nicht mitwirken kann, wie bey der bloßen Herzensfreundschaft. Ich kann wohl sagen, daß ich Familien-Freundschaft im höchstmöglichen Maaße empfunden und genossen habe, denn mein Vater war bis in sein graues Alter der beste und gütigste, den jemahls die

Welt

Welt gesehen hat, und dabey bin ich von einer Familie, die von Seiten der brüderlichen Liebe und Eintracht, von Vater auf Sohn, als musterhaft berühmt ist.

— et ipse
Notus in fratres animi paterni.
(Hor. I. 2. Od. 2.)

Wenn man damit die Neigung zum weiblichen Geschlechte vergleicht, so wird man finden, daß, ob solche gleich aus unsrer Wahl entspringt, man sie doch nicht in dies Verzeichniß bringen könne. Ihr Feuer, das bekenne ich,

— (neque enim est Dea nescia nostri
quae dulcem curis miscet amaritiem)
(Catull. Epigr. 66.)

ist heftiger, durchdringender und angreifender. Aber, ein unbesonnenes, wildes Feuer, flatterhaft und ungleich; eine Fiberhitze, die bald steigt, bald fällt, und die uns nur bey einem Zipfel hält. In der Freundschaft ist es überall verbreitete Wärme, die anhält und nicht versliegt; durchgängig lieblich und sanft schmelzend, die nichts Brennendes, oder Stechendes bey sich führt. Was noch mehr ist, in der Liebe ist es nur ein ungestümmes Begehren nach dem, was uns fliehet.

Come segue la lepre il cacciatore
Al freddo, al caldo, alla montagna, al lido.

Ne poi l'estima poi, che prese vede,
E sol dietro a chi fugge affretta il piede.

(Arioſt. Cant. 10. Stanz. 7.)

Sobald ſie ſich in Freundſchaft umwandelt, das heißt, nach Gutbefinden des Willens beyder, verraucht ſie, erkrankt; Genuß, weil er nur am Körperlichen hängt und Sättigung hervorbringt, vernichtet ſie. Die Freundſchaft hingegen giebt in eben dem Maaße Genuß als ſie begehrt. Sie ſproſſet, nährt ſich und wächſt bloß durch den Genuß, weil ſie geiſtig iſt, und die Seelen durchs Annahen ſich immer mehr einigen. Unter dieſer vollkommnen Freundſchaft haben jene flüchtigen Neigungen ehedem auch bey mir Platz gefunden; damit ich nichts von meinem Freunde ſage, — er hat es nur zu deutlich durch ſeine Gedichte bekannt. Alſo ſind dieſe Leidenſchaften beyde mir nicht unbekannt geblieben; nie aber that es eine der andern gleich. Die erſte nimmt immer einen ſehr hohen, ſtolzen Flug, und ſieht mit Verachtung auf die andere herab, die mit ihren Kräften tief unter ihr flattert.

Anlangend die eheliche Verbindung, auſſerdem daß es damit weiter nichts iſt als ein Handelskontrakt, der nur beym Eingange frey iſt, deſſen Dauer aber unfreywillig und gezwungen, weil ſein Widerruf von andern Rückſichten als unſerm Wollen abhängt: und ein Handelskontrakt, der gemeiniglich aus verheimlichten Abſichten geſchloſ-

ſen

sen wird: so kommen darin tausenderley Knäuel, für beyde abzuwickeln, vor, die so in einander gewirrt sind, daß der Faden und der Lauf einer lebhaften Zuneigung dadurch leicht zerrissen wird. Wohingegen in der Freundschaft kein andrer Handel oder Geschäft Statt findet, als über die Freundschaft selbst. Hierzu kommt dann noch, daß, die Wahrheit zu sagen, das schöne Geschlecht, gewöhnlicher Weise, nicht hinlänglichen Stoff zur Unterhaltung besitzt, um dem Bedürfniß der Ideenmittheilung im täglichen Umgange, der Stärkung dieses heiligen Bandes, zu entsprechen; dabey scheinen ihre Seelen nicht fest genug zu seyn, um den Druck eines so scharf geschürzten und dauerhaften Knotens auszuhalten. Und wahrlich, wenn ohne diese Unbequemlichkeiten ein solches freyes ungezwungenes Bündniß geschlossen werden könnte, in welchem die Seelen nicht nur diesen völligen Genuß hätten, sondern wo auch die Körper ihren Theil an der Vereinigung nähmen, und wo also der ganze Mensch in Wirksamkeit wäre: so ist gewiß, daß die Freundschaft dadurch an Fülle und Vollkommenheit gewinnnen müßte. Aber die schöne Hälfte der Schöpfung ist noch durch kein Beyspiel bis dahin gelangt, und ist von den Schulen des Alterthums davon ausgeschlossen. Und jene unnatürlichen Liebschaften bey den Griechen sind uns nach unsern Sitten mit Recht ein Gräuel; welche bey alle dem auch, nach ihrem Gebrauche, nothwendig einen so großen Unterschied an Jah-

ren und an Obliegenheiten unter den Liebenden erheischten, daß sie auch nicht der vollkommnen Einigkeit und Uebereinstimmung der Seelen fähig sind, welche wir hier verlangen. Quis est enim iste amor amicitiae? Cur neque deformem adolescentem quisquam amat, neque formosum senem? Denn das Gemählde, welches die Akademie des Alterthums davon macht, widerspricht mir, nach meiner Meynung, nicht in dem, was ich ihr nachspreche: daß diese erste Begierde nehmlich, welche der Sohn der Venus dem Herzen des Liebhabers nach der Blume der zarten Jugend des geliebten Gegenstandes einflößte, welcher sie alle die ungezähmten und leidenschaftlichen Anfälle einräumt, die eine zügellose Begierde erregen kann, sich bloß auf eine äußere Schönheit gründete, auf das falsche Bild der körperlichen Fortpflanzung. Denn auf den Geist konnte sie sich nicht gründen, dessen Anschein selbst noch verborgen war; der erst noch im Keime lag, und noch nicht gekeimt hatte: daß, wenn sich diese Gier eines schlechten Menschen bemeisterte, seine Mittel zu siegen Reichthümer waren, und Geschenke, Fürsprache zu dem Behufe Ehrenämter zu erlangen, und andere dergleichen niedrige Waaren, welche die Akademiker tadeln. Befiel solche einen Mann von edleren Gesinnungen, so waren auch die Anlockungsmittel von edlerer Art. Bald waren es: Unterricht in der Filosofie; bald Anweisung in der Verehrung der Religion;

im Gehorsam gegen die Gesetze; für das Vaterland zu sterben; Beyspiele der Tapferkeit, der Klugheit, der Gerechtigkeit; im Bestreben des Liebhabers, sich durch Anmuth und Schönheit seines Geistes angenehm zu machen, weil sein Körper bereits erbleicht war, und in der Hoffnung, daß diese geistige Verbindung ein festeres und dauerhafteres Bündniß befestigen würde. Wann diese Absicht zur rechten Zeit erreicht ward, (denn das, was sie beym Liebenden nicht foderten, daß daß er nehmlich in seiner Unternehmung nichts übereile und Klugheit anwende, das verlangten sie unumgänglich von dem Geliebten, um so mehr, da er über eine innerliche Schönheit urtheilen mußte; welches keine leichte Kenntniß ist, und eine abstrakte Entdeckung erfordert) so erzeugte sich in dem Geliebten ein Verlangen nach einer geistigen Empfängniß vermittelst einer geistigen Schönheit. Diese Letzte war hiebey das vornehmste. Die körperliche war nur zufällig und stand der Ersten nach. Ganz umgekehrt verhielt es sich mit dem Liebenden. Aus dieser Ursache ziehen sie den Geliebten vor, und beweisen, daß auch die Götter ihn vorziehen; und tadeln den Dichter Aeschylus gar weidlich, daß er in der Liebe zwischen Achilles und Patroklus dem Achill die Rolle des Liebenden gegeben, der in der ersten bartlosen Blüthe seiner Jünglingsjahre und der Schönste unter den Griechen war. Nächst dieser allgemeinen Uebereinkunft, wobey der geliebte und würdigste Theil

seine Obliegenheit übte und der herrschende war, sagten sie auch, daß daraus viel nützliche Früchte fürs häusliche und fürs gemeine Wesen erwüchsen. Es sey die Kraft des Staates, dieser habe den besten Nutzen davon. Es sey der beste Schild der Billigkeit und Freyheit; wie die heilsame Liebschaft zwischen Harmodius und Aristogiton bezeugen soll. Gleichwohl nennen sie solche heilig und göttlich, und stehe ihr nichts im Wege, nach ihrer Meynung, weder die Gewalt der Tyrannen, noch die Feigheit des Volks. Kurz, alles, was man der akademischen Schule zu Gunsten einräumen kann, ist, wenn man sagt: es war eine Liebe, die sich in Freundschaft auflöfete. Wie sich denn das nicht übel mit der stoischen Definizion von der Liebe verträgt:

Amorem conatum esse amicitiae faciendae ex pulchritudinis specie.

(Cic. Tusc. l. 4. Cap. 34.)

Ich komme wieder auf meine Beschreibung, welche billiger und passender ist:

Omnino amicitiae, corroboratis jam conformatisque ingeniis et aetatibus, judicandae sunt.

(Cic. de Am. Cap. 20.)

Im Uebrigen ist das, was wir gewöhnlich Freundschaft nennen, wo Leute sich einander sehen, die Geschäfte mit einander haben, und wodurch unsre Seelen sich mit einander unterhalten,

eigents

eigentlich nur Bekanntschaft. In derjenigen Freundschaft, wovon ich rede, vermischen und schmelzen sie sich solcher Gestalt in einander, daß ein so durchaus Zusammengesetztes daraus wird, daß auch die Spur der Noth davon verschwindet, welche sie an einander geheftet hat.

Wenn man in mich dringt, ich soll sagen, warum ich meinen Freund Boetie liebte? so fühle ich wohl, daß sich das nicht anders ausdrücken läßt, als wenn ich antworte: Weil's Er war; weil Ich's war. Es ist dabey Etwas, das über meinen Verstand geht; und alles, was ich besonders davon sagen kann, ist, diese Vereinigung ward durch eine unbegreifliche, unwiderstehliche Macht vermittelt. Wir suchten uns, bevor wir uns noch gesehen hatten, und zwar durch Aehnlichkeiten in der Gemüthsstimmung, die wir von einander hörten: und welche auf unsre Neigung stärker wirkten, als nach ihrem berechneten Verhältnisse zu erwarten gestanden hätte: ich glaube es geschah auf Verordnung des Himmels. Wir umarmten uns durch unsre Nahmen; und bey unserer ersten Begegnung, die bey einem großen Feste und einer feyerlichen Stadtgesellschaft geschah, fanden Wir uns so an einander gezogen, so bekannt mit einander, so verbunden, daß von der Stunde an uns nichts so nahe war, als Wir uns, einer dem andern. Er schrieb eine vortrefliche lateinische Satyre, welche gedruckt worden,

worin er die Schnelligkeit unsers Einverständnisses, welches so stracks fort zu seiner Vollkommenheit gedieh, entschuldigt und erklärt. Da es nur so kurz von Dauer seyn sollte, und so spät begonnen hatte, (denn wir waren beyde schon Männer an Alter und Er schon einige Jahre weiter) so hatte es keine Zeit zu verlieren; und durfte sich nicht nach dem Muster der schlaffen und regelgerechten Freundschaft richten, wobey so viele Behutsamkeit und so lange vorausgehende Bekanntschaft erfordert wird. Diese hier hat keine andre Idee, als von sich selbst, und kann sich auf nichts anders beziehen, als auf sich selbst. Es ist nicht eine besonders beabsichtigte Sache dabey, nicht zwey, nicht drey, nicht vier, nicht tausend; es ist, ich weiß nicht was für eine Quintessenz aus all diesem Gemische, welche sich meines ganzen Willens bemächtigt hatte, und ihn dahin trieb, sich ganz in den seinigen zu stürzen und sich darin zu verlieren; und der, nachdem er sich völlig des Seinigen bemächtigt, denselben gleichfalls antrieb, sich in den Meinigen zu stürzen und zu verlieren; von einerley Hunger getrieben, mit ähnlichem Eifer. Ich sage mit Fleiß, in einander verlieren; denn sie behielt sich nicht das Geringste als Eigenthum vor, oder Etwas das Sein oder Mein gewesen wäre. — —

V.

An die Freyheit.

Aechte Freyheit! erste Menschenwürde!
deren Glut im edeln Herzen flammt:
Erbtheil, allen Menschen angestammt,
von dem Thron bis zu der Schäferhürde!
Wo dein Gottesathem lauer weht,
wo du weilst in milder Majestät,
da entweicht vor deiner Allbeglückung
Willkühr, Machtspruch — Unterdrückung!

Wo du spendest deiner Gaben Schätze
zu begründen edler Völker Ruhm,
folgt dir Sicherheit und Eigenthum,
und die Gleichheit ewiger Gesetze;
sicherst du mit gleicher Waag und Schwerd
noch dem Enkel seines Ahnherrn Heerd,
lehrst des Irrthums billiger zu schonen,
ernst zu strafen, mild zu lohnen.

Traure dann mit Recht, daß dies Jahrhundert
einen Irrgeist der Zerrüttung heischt
und es mit dem Nahmen, Freyheit täuscht,
laut vergöttert, annimmt und bewundert;
daß, verführt von deiner wahren Spur,
tiefgetäuschte Menschen, — der Natur
erste Grundgesetze auszurotten,
nicht dich ehren — nein! dein spotten!

Du verschmähst Verbündung, Wache, Garde,
und der Freyheitsmützen eiteln Putz,

fliehst der Föderirten Mörderschutz
und die Pik' und farbige Kokarde;
weilst nicht in dem Jakobinerath,
weichst vom blutbespritzten Pfad,
weinst bey eines guten Königs Leiche
hingestreckt vom Mörderstreiche! —

Reiß, o ächte Freyheit, dann die Binde
von dem Blick getäuschter Völker los,
daß ein Jeder nur in deinem Schoos
Sicherheit und Schutz und Wohlseyn finde!
Daß sie Eins seyn, und ihr Wahlspruch sey:
Treu dem Fürsten, den Gesetzen treu,
kleine Mängel dulden und die grössern
mit vereinter Macht verbessern!

Bleib uns ewig hold, o Freyheit! scheuche
fern von uns Verblendung, Rausch und Traum!
Statt dem bald geknickten Freyheitsbaum
grün auf ewig Teutschlands Felseneiche!
Daß dir lohne später Enkel Dank,
und der teutschen Sänger Siegsgesang
von den Thaten ächter teutscher Söhne
jubelnd noch der Nachwelt töne!

B. in Hornung, 1793. A.

VI.

Anzeigen.

Wie ferne immer noch der Zeitpunkt seyn mag, daß Teutschland eine Geschichte seiner natürlichen Produkte, die es nährt und pflegt, so lauter und komplet, als es nach seiner Fruchtbarkeit und seinem Reichthume auch hierinn verdient, besitzen kann, so bleibt es doch unerläßliche Pflicht für den zeitigen Naturforscher, auch in diesen Gegenständen seinem Vaterlande zu huldigen, und für den

Fünf-

künftigen, der dann erst erndten mag, zu säen. Noch heute ist es nicht zu spät, um für Teutschlands Insekten-Fauna eben das zu unternehmen, was man bisher für Florens teutsches Eden zu thun — wenigstens wünsche; und nun mögen Teutschlands Flora und Fauna beyde mit einander reisen, und spät einstens noch Spuren von nur stufenweiser Vervollkommnung zurücklassen. —

Hier beabsichtigt man unter der Aufschrift:

Faunae Insectorum Germanicae Initia.

Teutschlands Insekten.

Teutschlands Insekten-Fauna — wenigstens zu gründen, und wäre es erreichbar, auch dauerhaft zu gründen. Teutsche Insekten aus jeder Klasse, Familie, Gattung, sollen einzeln, auf einzeln Blättern, so getreu wie immer möglich mit Farben erleuchtet, vorgestellt werden: doch nie mit Vernachläßigung der natürlichen Größe; eher sollen ganz kleine Arten unter ausnehmlicher Vergrößerung erscheinen. Ohne systematische Folge, oder irgend einen künstlichen Zwang treten sie nach und nach hervor, und absichtlich sollen darum auch diese Vorstellungen mit keiner Zahl gezeichnet werden; um jedem es frey zu lassen, sie gegenwärtig schon, und einst mit noch mehr Geschick, in eine selbst gewählte Ordnung zu bringen. Nur die Nomenklatur auf den Tafeln sey den Linneschen und Fabriziusschen gemäß, oder der des jedesmahligen zeitigen Entdeckers. Der angefügte Text zeige in zweckmäßiger Kürze, neben dem teutschen, französischen ꝛc. Nahmen den spezifischen Karakter der Art an, mit Hinweisung auf den Ort, wo sie schon ausführlich beschrieben, ausserdem abgebildet worden, wann im Jahr sie erscheint, wo sie sich nährt, wo sie wohnt. Neue Entdeckungen sollen den angenommenen Regeln nach eben so bekannt werden, und über zweifelhafte Arten, so wie über den Karakter mancher, wünscht man wenigstens Aufschlüsse geben zu können. Ist zwar eine nicht unbeträchtliche Anzahl teutscher, theils bekannter, theils doch nicht Jedermann bekannter Insekten schon vorräthig, so werden doch Teutschlands würdige Entomologen gebeten, auch dadurch dieses Werk zu unterstützen, die Bekanntmachung ihrer Entdeckungen hier zu erlauben, und mit dem Herausgeber sich diesfalls in Verbindung zu sezzen. Eine Absicht wie diese, wird dann um so glücklicher sich ihrem Ziele nähern, und um so eher wird man sie

auch

auch der Aufmerksamkeit teutscher verdienstvoller Pädagogen empfehlen dürfen.

Das gewählte Format ist quer 12mo. Der Text soll mit lateinischen Lettern gedruckt werden. Alle Monate erscheint eine Ausgabe von 24 Kupfertafeln, oder eben so viele mit Farben erleuchtete Vorstellungen einzelner teutscher Insektenarten, mit den dazu gehörigen Textblättern in eben diesem Formate. Im künftigen Oktober-Monate erscheint die erste Ausgabe, womit ununterbrochen continuirt wird. Der Preiß jeder einzelnen Ausgabe mit illuminirten Abbildungen ist 12 Gr. In Hinsicht der monatlichen, viertel- oder halbjährigen Versendung hat man sich einzig an die hiesige Felseckersche Buchhandlung zu wenden, auf deren Kosten und in deren Verlag dieses Werk herauskommt. Nürnberg, den 1. Sept. 1792.

G. W. F. Panzer.

* * *

Die von mir im vorigen Jahre auf Subscription angekündigten vermischten Schriften, würden zur bestimmten Zeit ohnfehlbar erschienen seyn, wenn nicht eine heftige Nervenkrankheit und eine Reise nach den Bädern, um meine Gesundheit wieder herzustellen, es mir unmöglich gemacht hätte, derjenigen Zusage nachzukommen, die ich meinen erlauchten und verehrungswürdigen Subscribenten gethan hatte. Die Herausgabe meiner beyden Werke kann ich jetzt nicht eher, als zur Michaelismesse 1793. mit der äussersten Zuverläßigkeit versprechen, indem jetzt die Pressen bereits besetzt sind, und die Versendung der subscribirten Exemplare zur Meßzeit weniger Schwierigkeiten unterworfen ist. Ich bitte dieserhalb um eine geneigte Entschuldigung; und schmeichle mir, daß das Publikum bey diesem Verzuge um so weniger verlieren wird, da ich mich bemühen werde, sowohl durch die Ausfeilung, als auch durch verschiedene neuere Aufsätze, derjenigen schmeichelhaften Aufmunterung nicht ganz unwerth zu seyn womit mich meine erhabenen und gütigen Subscribenten beehrt haben.

Berlin im Monat Januar 1793.

Susanne von Bandemer,
geb. von Franklin.

Der neue
Teutſche Merkur.

4. Stück. April 1793.

I.

Frea's Niederfahrt.

Ein Lyriſches Drama in zwey Aufzügen.

Aus *Sayer's* Dramatik Sketches of the ancient Northern Mythology.

Einleitung.

Die nordiſchen Völker hielten nicht, wie die Griechen, ihre Götter für unſterblich. Es waren dieſelben weder vor dem Schmerze, noch vor dem Tode ſicher, und ſelbſt diejenigen, welche durch eine Reihe von Jahrhunderten von dieſen Uebeln frey blieben, fanden endlich doch ihren Untergang an dem lezten der Tage, oder wie es in den Sagen heißt, in der Dämmerung der Götter. Bis dieſe Zeit erſchien, wohnten ſie in Walhalla, und genoßen in einem hohen Grade alle die Freuden und Ergötzungen, welche von den ſie verehrenden Völkern für die wünſchenswürdigſten gehalten wurden.

Balder, Odins Sohn, war unter den Göttern wegen seiner ausgezeichneten Schönheit und hinreißenden Beredsamkeit vorzüglich berühmt. Sein Amt, als eine Gottheit, war, das Roß des Tages, mit Nahmen Winfax, auf seinem Laufe durch den Himmel zu lenken, und er kann daher eigentlich als der Gott der Sonne angesehen werden. Balders Tod war die Folge von der Tücke Locks, der boshaftesten und abscheulichsten aller gothischen Gottheiten. Lock, welcher nicht öffentlich und mit eigner Hand ihn ermorden durfte, gab, um seinen Vorsatz auszuführen, einen Speer von besonderer Kraft dem Hoder, einem andern von Odins Söhnen, welcher mit dieser bezauberten Wehre seinem Bruder willenlos das Herz durchbohrte. Nach diesem unglücklichen Ereigniß stieg, nach der Lehre der gothischen Religion, die Seele Balders in die Wohnung Hela's, der Göttin der Unterwelt. Balders Tod versetzte den Himmel in die tiefste Trauer. Am meisten betrübte sich Frea, die Göttin der Schönheit, über den Verlust ihres Geliebten, und beschloß eine Reise in die Regionen des Todes zu unternehmen, in der Hoffnung, Baldern durch ihre Fürbitte zu befreyen. Die Niederfahrt Frea's und der Erfolg davon, machen den Inhalt des folgenden Drama's aus.

* * *

Perso-

Personen:

Odin, der Gott des Kriegs, und König der übrigen Götter.

Thorr, der Gott des Wetters und der Luft.

Niord, der Gott des Meeres.

Surtur, der Gott des Feuers.

Lock, der Gott der Unterwelt.

Balder, der Gott der Sonne.

Hertha, die Göttin der Fruchtbarkeit und Odins Gemahlin.

Frea, die Göttin der Schönheit.

Hela, die Göttin des Todes.

Erster Aufzug.

Der Schauplatz ist in der Unterwelt.

Balder.

Du Land der Schrecken, wo von Anbeginn
der Winter*) thront im Eispalast, und stets
die trübe Luft von dichten Flocken wimmelt;
wo schwärzer sich die Nacht den Schleier webt,

*) Wo von Anbeginn der Winter — Das Reich der Hela, oder des Todes, wird beschrieben als ein Land, wo ewige Nacht und ewiger Winter herrschen. In der Gesellschaft giftiger Thiere wohnen hier die Geister der Meineidigen, der Meuchelmörder, der Ehebrecher, und aller, die nicht in der Schlacht, oder eines gewaltsamen Todes starben.

und über die krystallnen See'n der Sturm
daherbraußt, mein Gebein durchkältend — ach!
Muß Balder hier auf ewig fruchtlos seufzen?
Hier, wo die Geister spotten meiner Angst,
und aus der Kluft mich schrecket ihr Geheul,
soll beym Gesang der Todteneule stets
die Seele Balders schaudern, und sich stets
entsetzen, wann gefleckte Schlangen ihn
umzischen, und mit gift'gem Zahne drohn?
Ihr Wohnungen der Freude, lebet wohl!
Du goldner Dom *), der nur vom Wonnelaut
des Jubels und vom Kampfspiel wiederhallt
und himmlischen Gesängen, Sitz der Götter,
wo sie der Bienen Honignektar trinken
aus goldnem Horn, und mit entzücktem Ohr
den Liedern lauschen, die, von Harmonie
beflügelt, Braga's Saitenspiel **) entrauschen:
in deinen lichten Hallen werd' ich nie
entzückt die Freuden der Geselligkeit
mehr kosten, in die Reih'n der Himmlischen
mich festlich mischend. Nimmer, Balder, nimmer!

Hier

*) **Du goldner Dom.** Odins Halle. Sie war aus Waffen und Schilden erbaut. In ihr versammelten sich die Götter zu frohen Festen, wobey sie Meth tranken, und an der Musik sich ergötzten.

) **Braga's Saitenspiel. Braga war der Gott der Musik und Dichtkunst.

Hier wohnst du unter der Gigantenbrut, *)
vom Geisterschwarm der Mörder laut umheult.
Nicht mehr erblickt mein kummertrübes Auge
das süße Tageslicht; kein Morgenstrahl
erhellt die Gegend hier mit sanftem Glanz,
hier streuet nie des Abends Rosenhand
ambrosische Gerüche; — meinen Geist,
bewölkt von düsterm Gram, erheitert hier
nie einer Silberstimme Melodie.
Berußte Raben segeln um mein Haupt,
und krächzen schauervoll aus rauher Kehle —
Du, dessen goldne Mähn' im Aether wallt
und einen Strom von Licht umher verbreitet,
du Flammenroß des Tages, oftmals trug
dein Strahlenrücken mich die lichte Bahn
durch den azurnen Himmel, wann, geschmückt
mit blendendhellem Lichtgurt **), ich frohlockend
und glorreich meinen Lauf beflügelte.
O welche Wandlung! Von der Finsterniß
der Mitternacht umringet, seufzt der Fürst
des Lichts in Hela's Hallen, ewig nun

*) Der Gigantenbrut. Die Giganten des Frostes gehörten zu den Bewohnern dieses düstern Reiches.

**) Mit blendendhellem Lichtgurt. Auf seinem Laufe um die Erde trug Baldur einen Gürtel, der allen Orten Licht und Wärme ausspendete.

verbannet aus dem Reich, das er erhellte. —
Du Hayn Walhalla's *), wo vom goldnen Zweig
Gesang, mit Mimers sanftem Murmelfall **)
vereint, auf den durchwürzten Lüften schwebt,
oft wallt' ich im Gespräch mit Himmlischen
durch deine Blumen; oft verlohr ich mich
in deinen stillsten Schatten, wo der Klang
von Braga's Leyer schmelzend sich ergoß
zum Lied der Liebe. Dort begegnete
mir oftmals, blühend wie der junge Tag,
und holderröthend Frea's Huldgestalt; ***)
sie blickte zärtlich ihren Balder an,
geschmückt mit Götterschöne, trank den Honig
der Rede, der von meinen Lippen floß,
und funkeln sah ich schnell der Liebe Blick
im Strahlenaug'. — Hinweg, hinweg, o Bild
entflohner Freuden! Daß mich Frea liebte,
daß durch den Zauber der Beredsamkeit
ich alle Götter mir zu tauschen zwang,
was

*) Du Hayn-Walhalla's. Walhalle ist der Nahme des gothischen Himmels.

**) Mimers sanftem Murmelfall. Der Mimer ergoß sich durch Walhalla, und war der Quell der Weisheit, der Beredsamkeit und der poetischen Begeisterung.

***) Frea. Die Göttin der Schönheit, und die Tochter Niords, des Meergottes.

was hilft es mir? Der Tod von Bruders Hand
entreißt mir alles, stürzte von der Höh'
der Wonne mich ins Elend. — Hä! ihr Nornen *),
als ihr begannet des Verhängnisses
Gewebe zu vollenden, streutet ihr
des Frühlings Blumen weit umher; zuletzt
schrie laut Gekrächz des Raben — ihr ergrifft
des Wehes Strang mit schadenfroher Lust,
und tauchtet tief das schreckliche Gewebe
in der Verzweiflung schwarzen Höllenpfuhl. —
O du, von Himmelsglanz umstrahlet, Odin!
wofern zu deinem Thron die Klage dringt,
die Klage deines Sohnes, blick herab!
Mit Augen, naß von Vaterthränen, blick'
aus deinem Götterstz auf mich — auf mich! —
zerstreu die Schrecken, welche mich umnachten,
und strecke, Vater! aus den starken Arm,
dein Kind aus dieser Höllenklüfte Graun
zu deiner lichten Burg empor zu ziehen! —
Ach! fruchtlos ist mein Flehn — des Schicksals Schluß
ist unabwendbar selbst, o Vater, dir,

*) Nornen. Die Schwestern des Schicksals, an der Zahl drey: Wurdi, die Norne des Vergangs; Werandi, die Norne der Gegenwart; und Skulda, die Norne der Zukunft. Sie verfertigten, nach der Sage, für jeden Sterblichen ein Gewebe, von welchem sein Schicksal abhieng.

und Balder, ewig elend, ist verlohren.
Mein Schmerz ist endlos. — Tilg', o Königin
der Reize, tilge die Erinnerung
an Balders Liebe nun aus deiner Brust
voll warmer Zärtlichkeit! — Was täuscht mich? — Ha! —
Woher dies Zitterlicht, das rings umher
die Nacht durchschimmert? Welchen Würzduft haucht
die finstre Luft? — Mitleidig steigt ein Gott
herab ins Trauerland — — Sie ist's! Sie ist's! —

Frea. (hereintretend.)

Wo ist der schönste Gott, den Hoder riß
aus der Umarmung Frea's? — Heil mir! Heil!
ich hab ihn wieder! mein verweintes Auge
sieht wieder meinen Balder. Ja, Geliebter,
ich stieg vom sternbeblümten Dom
der Götterburg herab, um, Balder, dich
in deiner finstern Wohnung zu besuchen.
Der Himmel selbst ist ohne dich nur Quaal,
und alle seine Freuden todt für mich.
Ich kam hieher auf Odin's Flügelroß. *)
Neun Tage flog sein Huf mit Blitzeseil
durch finstrer Thäler gränzenlosen Raum,

bis

*) Auf Odins Flügelroß. Sein Nahme war Sleipner; nach der Sage hatte es acht Füße, und war wegen seiner bewundernswürdiger Schnelligkeit berühmt.

bis es erreichte Gialls schwarzen Schaumbach. *)
Auf goldnen Säulen ruhet ob der Fluth
hier eine Brücke, wo, mit Stahl bedeckt,
ein Krieger Wacht hält. Dieser rief mir zu:
wer bist du? Weißt du, daß dich dieser Weg
zur Burg des Todes führt? Sein kalter Hauch
hat deine Rosenwangen nicht gebleicht,
noch ausgelöscht des Feuerblickes Glut
im seelenvollen Auge; nein, du bist
kein Gast für Hela's Reich. — Zurück, so rief
ich ihm entgegen: eine Göttin ist's
die Hela's Burg besucht. — Und vorwärts trieb
ich nun mein brausend Roß. Es donnerte
vom Hufschlag laut die Brücke. Stürmend kamen
wir an vor Hela's eh'rner Burg, und nun
erhub es sich, gleich einem Flammenstern,
hoch in die Luft, und sank dann innerhalb
der hochgethürmten Mau'r mit mir herab.
Ich zittre noch, wiewohl mich Balders Arm
umfängt. — —

Balder.

O Frea, fürchte nun nicht mehr!

*) Gialls schwarzen Schaumbach. Der Fluß Giall sonderte die Erde von der Unterwelt. Die besondern Umstände dieser Niederfahrt sind hauptsächlich aus *Mallet's* Northern Antiquities. Vol. II. genommen.

Frea.

Ach! Balder, hätte dieser Arm die Kraft
dich aus des Todes Höhle zu befreyen,
gränzlose Freude würde dann mein Lohn.
Doch keine Hand bricht, wider Hela's Willen,
die Eisenketten, welche dich belasten;
der Unerbittlichen verruchtes Herz
labt an der Angst gequälter Geister sich.

Balder.

Umsonst kann diese göttliche Gestalt
nicht flehn: und unbewegt wird Hela nicht
den süßen Laut, mit dem du bittest, hören.
Nein, Frea, nein — die Ueberredung sitzt
auf deinen Rosenlippen, süß bezwungen
gehorcht dir Alles. Auf! und nahe dich
der ernsten Göttin, die mich fesselt hier. —

Frea.

Komm hervor aus deiner Schreckenshöhle,
furchtbares Mädchen, komm hervor!
Hör' in deiner Eiskluft Freas Ruf,
die mit Thränen dich um Hülfe fleht!

Hela. (von innen.)

Hinweg, hinweg, hinweg!
des sanften Flehens Stimm' entreißt
die Beute nimmer Hela's Arm.

Frea.

Frea.

Bey Allvaters heiligem Haupte*)
welchem, wann er sich bewegt,
seines Himmels Veste zittert,
und das Todenreich erbebt;
bey der hohen Göttereiche,**)
deren stolzes Haupt
selbst der Adler nicht erfliegt,
beschwör' ich dich, du Schreckliche,
erhebe dich aus deiner finstern Kluft,
laß Frea's Thränen dich erweichen!

Hela. (erscheinend.)

Hier bin ich mit eisernem Herzen,
zu hören, was du fruchtlos bittest,
sprich, und scheide stracks von hinnen
zu lichtern Gegenden, entfleuch!

Frea

*) Allvaters heiligem Haupte. Die Gothen glaubten ein höchstes Wesen, welches sie Allfadur nannten. Dieser wohnte nicht mit den übrigen Göttern in Walhalla, sondern war eine Gottheit von erhabenerer Natur, ewig und unendlich.

**) Bey der hohen Göttereiche. Diese ungeheure Eiche wuchs in Walhalla. In ihrem Schatten handhabte Odin die Gerechtigkeit. Eine ihrer Wurzeln erstreckte sich bis zur Wohnung der Schicksalsschwestern. Der Nahme dieses Baums war Yggdrasyl.

Frea.

Ach! tief in Nebelklüften schmachtet hier
mein Balder, den der herbste Schmerz verzehret.
Verloschen ist der Augen Lichtglanz schier,
des Angesichtes Schönheit ist zerstöret.

An seinem Götterwuchse nagt der Gram,
der Wangen Himmelsrosen sind verwelket,
die süßberedte Zunge welk und lahm,
die Götterstirn von langem Harm bewölket.

Komm, sanftes Mitleid, eil' im Schneegewand
herab in Hela's schreckenvolle Hallen,
hilf mir bezwingen ihren Widerstand,
und mach' ihr Herz von Mitempfindung wallen.

O Hela, nimm zurück den grausen Fluch,
und habe mit den Leidenden Erbarmen!
Tilg' aus das schwarze Blatt im Schicksalsbuch,
gieb den gequälten Balder meinen Armen!

O send' uns wieder jenen Pfad hinauf,
der hochgewölbt mit sieben Farben brennet! *)
O! schleuß des Abgrund ehrnes Thor uns auf,
das uns vom Glanzpalast des Himmels trennet!

Sey

*) Jenen Pfad der hochgewölbt u. s. w. Der Regenbogen. Bey den Gothen hieß er Bifrost, und schien ihnen zu brennen. Man hielt ihn für die Brücke von der Erde zum Himmel.

Sey gnädig, Hela! — Jeder Freudenton
iſt in Walhalla's Götterburg verhallet;
des Frohſinns goldne Stunden ſind entflohn,
der Himmel weint, und kein Geſang erſchallet.

Seit ach! Mein Balder ſank ins frühe Grab,
wird matt vom Tageslicht die Welt erhellet,
aus Nebeldunſt ſieht bleich der Mond herab,
und finſtrer Ernſt hat die Natur entſtellet.

Hela.

Frea, laß ab! —
Wenn aller Götter Thränenthau
auf deines Balders Grabmal fällt,
dann laß ich Baldern los.
Ja, bey Allvaters heiligem Haupt,
wenn aller Götter Thränenthau
auf deines Balders Grabmal fällt,
dann kehrt er aus dem Todtenreich.
Hinweg! —

Frea.

Genug! Genug!
Beſteigen will ich ſchnell
mein Flügelroß,
und ſchwingen mich mit ihm
zur Oberwelt.

Zweyter Aufzug.

Der Schauplatz ist in Walhalla. Die Götter sind in Odins Halle versammelt.

Odin.

Willkommen hier, in Odins Burg, o du
der Liebe Königin! O sage, hast
du Hela's Felsenherz durch Ueberedung
und durch der Seufzer siegende Gewalt
bewegt, dir zu gestatten, daß zum Licht
dein vielgeliebter Balder wiederkehre?

Frea.

Erhabner Fürst der Götter und der Menschen,
Was Hela mir, der armen weinenden,
gestattete, war einzig dieser Trost:
Sobald der Wehmuth Thränen jeder Gott
auf meines Balders Grab weint, dann, nur dann
verläßt es jene Schreckenskluft der Nacht,
und schmückt Walhalla's Burg. Doch es durchstrahlt
der tiefbetrübten Frea Busen noch
die goldne Hoffnung. O noch rührt vielleicht
mein Flehn die Götter, mir des Mitleids Thränen
nicht zu versagen, und aus Hela's Arm
die große Beute zu befreyen. —

(Sie

(Sie fährt fort und wendet sich an Odin.)

Gebieter der Kriegsschaaren, *)
Strahlend im hellen Waffenschmuck,
der du lenkest den Elchelwagen
in die Schrecken der Schlacht! —
Herr des gestirnten Himmels,
in schreckenvoller Majestät
schwingst du den goldenen Speer.
Deinem furchtbaren Donnerruf
gehorchen die Himmlischen,
und drängen sich um dich,
ihren kriegerischen König. —
Auf glänzendem Gefieder
schwebet der nächtliche Rabe
und naht sich Odins Thron;
hemmend der rauhen Kehle Gekrächz
flüstert er Orakel dir,
weissagend die furchtbare Zukunft.
Aus Skulda's schwarzen Behausung

kömmt

*) Gebieter der Kriegsschaaren. Odin war die erste der gothischen Gottheiten, und der Gott des Kriegs; er verwaltete die Gerechtigkeit im Himmel; auch war ihm die Zukunft bekannt mittelst eines Raben, den ihm die Norne Skulda sendete. Odins Befehle wurden vollbracht durch die sieben Walkürren, die bey seiner Tafel aufwarteten, und diejenigen auswählten, über die der Tod in der Schlacht verhängt war.

Kömmt er und ſucht
deinen durchdringenden Blick —
und Odin lieſt den lauſchenden Göttern
des Schickſals ewiges Buch. —
O ſprich, ſoll nicht des Vaters Wehmuth
bethauen meines Balders Bahre?
Beweinſt du nicht
deines Erzeugten Verluſt,
den in der Blüthe der Jugend
Hela raubte,
hinab aus den Hallen des Glücks
hinab in der düſtern Verzweifelung Kluft?
Ja, Odin, ja!
Ich ſehe die quellende Thränenfluth
träufeln von der Vaterwange,
redende Zeugen deiner Angſt.
Leben wird mein Balder wieder
und wiederſehn des Himmels Licht!

Odin.

Von Odins Auge rinnt die Thrän' herab,
und träuft auf deines Balders Grab.

Frea. (zu Hertha.)

Königin der fruchtbaren Erde, *)
deren ſchaffende Hand

den

*) Königin der fruchtbaren Erde. Hertha war Odins Gemahlin, und die Göttin der Fruchtbarkeit.

den Menschenkindern Daseyn gab,
deren Zauberstimme
mit sanftem Gebot
Einöden blühen und grünen hieß
mit tausendfarbigen Blumen
und schattenden Bäumen:
junges Leben erfüllte die Ebnen
wimmelte zahllos im schwellenden Meer.
Wenn deine Huldgestalt erscheint
am Ufer der Sterblichen,
dann verstummet durch die Welt
des Krieges Waffengeklirr;
der geharnischte Reuter schwingt
die treffende Lanze nicht mehr;
es ächzet nicht mehr die Natur.
Vor deinem Silberwagen
tanzen die rosigen Freuden,
festlich lächelt die Natur,
und goldene Tage beglücken die Welt.
Sprich, Hertha, bringst du Balders Bahre
das Opfer einer Thräne dar?

Hertha.

Von Hertha's Auge rinnt die Thrän herab,
und träuft auf deines Balders Grab.

Frea. (zu Thorr.)

Fürſt der lebendigen Luft, *)
deſſen leuchtender Wetterſtrahl
vom luftigen Felſen die Fichte ſtürzt;
der mit des Donners ſchrecklichem Hall
die zitternden Gewäſſer erſchüttert,
aus der ſchwarzen Gewitterwolke
ſendet befeuchtenden Regen,
der die dürſtenden Hügel erquickt!
Gott des heulenden Orkans,
deſſen Donnerſtürme
daherbrauſen
mit dumpfem Gebrüll:
der Bergforſt bückt ſein ſtolzes Haupt,
hoch ſchwillt das Meer, und ſchlägt die Wogen
lautbrandend ans Geſtad.
Gott mit dem Eiſenzepter,
mächtiger Rieſenbezwinger!
Sprich, weineſt du des Mitleids Thräne
auf meines jungen Balders Bahre?

Thorr.

Der Mitleidsthränen Opfergabe
ringt Thorr zu deines Balders Grabe.

Frea.

*) Fürſt der lebendigen Luft. Thorr, der Gott des Wetters; mit ſeinem Eiſenzepter regiert er über die Rieſen des Froſtes, und mit ſeinem Eiſenhandſchuh ſchleudert er den Donner.

Frea. (in Nord.)

Beherrscher der grenzlosen Tiefe,
dessen schimmernde Flut
mit sanfter Wallung
küsset den Felsenrif!
Wann Donner brüllen weit umher,
und Sturmgewitter heulen,
antwortet dein empörtes Reich
dem grausenvollen Getös;
hoch steigen die brausenden Wogen,
und schlagen im schäumenden Aufruhr
an den umnachteten Himmel. —
Umleuchtet vom blauen Wetterschein,
schreitest du dann einher,
ruhigheiter,
durch das düstre Grauen der Nacht,
das über dem tobenden Ocean ruht.
Doch bald entfliehn auf eilenden Schwingen
die Winde, bald verhallen
die Donner, in der Ferne murmelnd;
Sonnenstrahlen vergülden
der Berge Stirn;
von Thorr gesandt
Säuselt Zephyr
Frieden durch die Flur.
Dann sänftiget deine Macht
das Zorngebrüll der Wasserwelt.

Sanfter wallten einſt die Wogen,
auf den ruhigen Gewäſſern
wiegten Frühlingswinde ſich,
als an Niords Ufern
Braga rührte die zitternden Saiten;
auf der ſtillen Meeresfläche
ſtand der Beherrſcher der Fluten,
und bat den himmliſchen Barden
um ſeiner Lieder ſanfteſtes —
und ſchmelzend ſchwebte die Melodie
hin über die friedlichen Wellen. —
Hervor aus deiner thauenden Grotte,
ſo rief mein Vater mir,
hervor und bade die Roſenglieder
in der azurnen Flut;
eil' hervor in deiner Anmuth
und ſtrahl' Entzücken in das Auge
des liederreichen Braga! —
Er ſprach und Frea kam
empor aus der kryſtallnen Halle.
Dann drückte Niord mich an ſeine Bruſt;
des Vaters Stolz erwacht' in ihm. —
Und jetzo rührete ſein Vaterherz
der Tochter herbes Leiden nicht?
Vergebens hätt' ich ihm geflehet,

des Mitleids Thräne mir zu weyhn
an meines jungen Balders Bahre?

Niord.

Von Niords Wimper rinnt die Thrän' herab,
und träuft auf deines Balders Grab.

Frea. (zu Surtur.)

Gott des unbezwinglichen Feuers, *)
dessen verheerende Flammen
himmelan lodern
von des Hekla Felsenhaupt;
dessen versengender Hauch,
die Fackel des Todes,
den stolzesten Helden bändigt!
Wohin du stürmest im rasenden Lauf,
neigt die Natur
sterbend das Haupt.
Dein verderbender Wagen
überhoblet den Wind;
deiner Flammenrosse Nüstern
sprühen verzehrenden Feuerregen;
Zerstörung folgt ihm nach.
Ha! sie erhebt die geröthete Rechte,

*) Gott des unbezwinglichen Feuers. Surtur war der Oberste unter den Geistern des Feuers. Seine Wohnung hieß Muspelheim.

und fegt mit ihrem feurigen Beſem
das verſengte Land. —
Sprich, Surtur, bringſt du Balders Bahre
das Opfer einer Thräne dar?

Surtur.

Von Surturs Auge rinnt die Thräne herab,
und träuft auf deines Balders Grab.

Frea (zu Lock.)

Königin der Unterwelt,
deſſen tödtender Pfeil
ſtürzte den blühenden Balder
tief in die nächtliche Kluft,
verbiete Skulda's Hand
zu ſchreiben den ewigen Schickſalsſpruch;
O! nicht auf immer ſey
verſchloſſen Balders Gruft!
Mitleidig reiße dein Arm
aus Hela's finſtrer Behauſung
den gefallenen Gott!
Gieb ſeinen Götterreiz ihm wieder,
Er kehr' in Frea's Arm zurück.
O träufle, Lock, des Mitleids Thräne
auf meines jungen Balders Bahre!

Lock.

Lock.

Hinweg, hinweg!
Lock wird nimmer weinen —
Behalten soll Hela
ihren glänzenden Raub!

Frea.

Bey der Geister Klaggeheul,
bey des Mörders letztem Röcheln,
bey der Eule Todenliede,
bey des Alves Pestaushauche,
bey des hungrigen Adlers Kreischen,
bey dem schreckenvollen Glanze
seuchenschwangerer Meteore,
bey dem Blut erwürgter Kinder,
beym Gebrüll der Wasser Gialls,
bey des Alrauns Weheruf, *)
bey der ganzen Hölle Schrecken,
beschwör' ich dich,
zu weinen, ach! nur Eine Thräne
auf meines jungen Balders Bahre!

Lock.

Nein — nein! und wenn Walhalla's Burg
zusammenstürzte

*) Des Alrauns Weheruf. Man glaubte vordem, daß der Alraun, indem man ihn dem Boden entreisse, einen kläglichen Ton von sich gäbe, der denjenigen, der ihn hörte, unmittelbar tödtlich werde.

über diesen nervigen Gliedern,
wenn Skinfax in des Todes Klüften
versenkte sein Flammenhaupt,
und Surturs glühender Pfeil
mit Flammen diese Brust erfüllte,
mich Niords schäumende Fluten verschlängen
und leblos schleuderten an das Gestad;
und wenn der Eisenzepter Thorrs
dies Höllengesicht mir blutig schlüge;
und Odin selbst, von Zorn entflammt,
erhübe den goldenen Speer
und seinen Strahlenschild:
unbiegsam bleibt dies Felsenherz in mir.
Behalten soll Hela den glänzenden Raub,
alle Weltenalter hindurch,
die zahllos noch im Schooß der Zukunft ruhn.

D. Neubeck.

II.

Ueber die Alleinherrschaft.

Beschluß der Rede des Boetie über freywillige Knechtschaft.

Aber nun wieder auf die Hauptmaterie, welche ich fast ganz aus dem Gesichte verlohren habe, zurück-

zurückzukommen, — die erste Ursache, warum die Menschen willig dienen, liegt also wohl darinnen, daß sie als Knechte gebohren und dem gemäß erzogen sind. Die zweyte, als eine Folge der erstern, ist, weil die Menschen unter den Tyrannen leicht weibisch und feig werden. Ich weiß dem Hippokrates, diesem Vater der Arzneykunde, recht vielen Dank für diese Beobachtung, die er in einem seiner Bücher über Luft, Wasser und Gegend angeführt hat. Dieser Mann hatte ein edles Herz, und bewies es auch, als der große König durch prächtige Anerbietungen und Geschenke ihn an sich ziehen wollte. Freymüthig antwortete ihm der Grieche: er würde sich ein Gewissen daraus machen, sich mit dem gedungenen Mörder der Griechen abzugeben und seine Kunst einen Fürsten zu leyhen, der Griechenland in Fesseln schlagen wollte. Der Brief, den er an ihn schrieb, findet sich noch unter seinen übrigen Werken, als ein ewiges Denkmahl seines guten Herzens und edlen Karakters. Es ist also noch gewiß, daß mit der Freyheit auch zugleich die Tapferkeit verlohren geht. Sklaven haben weder Luft noch festen Muth zum fechten. Sie gehen in die Gefahr wie Gebundene und Gelähmte, und thun nur was sie thun müssen: in ihren Herzen lodert nicht das Feuer der Freyheit, welches der Gefahr trotzt, und Luft macht unter seinen Kammeraden die Ehre des Nachruhms durch einen schönen Tod zu erkaufen.

Dagegen wetteifern freye Männer mit einander zum Besten des Vaterlandes, und jeder will seinen vollen Antheil an allem haben, man werde geschlagen, oder man siege.

Sklaven, im Gegentheil, verlieren, ausser dem kriegerischen Muth, alles Feuer und Leben zu jeder Sache; ihr welkes weibisches Herz macht sie jeder großen That unfähig. Dies wissen die Tyrannen wohl, und so bald sie wahrnehmen, daß das Volk diese Falte angenommen hat, so bieten sie alle Hülfsmittel auf, es immer stupider zu machen. Xenophon, dieser gewichtvolle Geschichtschreiber, einer der vorzüglichsten seiner Nazion, hat auch ein Büchelchen geschrieben, in welchem er den weisen Simonides mit Hieron, König von Syrakus von dem Elend eines Tyrannen sprechen läßt. Dieses Buch ist voll guter wichtiger Lehren in der schönsten Einkleidung. *) Wenn doch alle Tyrannen, die jemals existiert haben, sich in diesem Buch, als in einem Spiegel, beschaut hätten! Es würde ihnen unmöglich geworden seyn, die Flecken ihres Gesichts ohne Schamröthe darinn zu sehen. *) In diesem Buche erzählte er die Qualen der Tyrannen, welche, da sie jedermann übels thun, sich auch vor jedermann fürchten müssen. Unter andern sagt er auch: die bösen Könige bedienen sich der Fremden zum Krieg und besolden sie, weil sie sich nicht getrauen, ihre eigene Leute, denen sie

*) Er findet sich in Schlossers Schriften übersetzt.

sie soviel Unrecht angethan haben, zu bewaffnen. Es hat zwar auch gute Könige gegeben, die fremde Nazionen, so wie die Franzosen, im Sold genommen haben, (und ehemals geschahe dieses häufiger als heut zu Tage) aber in einer andern Absicht, um nehmlich ihre eigene Unterthanen zu schonen, indem sie lieber die Menschen als das Geld sparen wollten. So sagt auch Scipio, (ich glaube es war der Afrikaner) er wollte lieber einem Bürger das Leben retten als hundert Feinde erlegen. Gewiß wird ein Tyrann niemahls seine Macht für gesichert halten, so lange er noch unter seinen Unterthanen einen einzigen Menschen hat, der was taugt. Man kann daher mit vollem Recht zu ihm sagen, was sich dorten Thraso im Terenz rühmt dem Aufseher der Elefanten vorgeworfen zu haben: deswegen bist du so hochfahrend, weil du über Bestien befiehlst. Diese List der Tyrannen, ihre Unterthanen viehisch dumm zu machen, zeigt sich in ihrem ganzen Licht in dem Benehmen des Cyrus gegen die Lydier. Als dieser Prinz sich Sarden, der Hauptstadt von Lydien, bemächtigt, und den Krösus, diesen so reichen König, in seine Hände bekommen und gefangen weggeschleppt hatte, so erhielt er bald darauf die Nachricht, daß die Sarder sich empört hätten. Es war diesem Fürsten ein leichtes sie durch Gewalt zu bezwingen: aber weil er eine so schöne Stadt nicht verheeren wollte, und um nicht nöthig zu haben eine eigene Armee zur Beruhigung derselben zu unterhalten, so

erfand

erfand er ein mächtiges Hülfsmittel sich fernerhin derselben zu versichern. Er errichtete daselbst Huren- und Spielhäuser, ordnete öffentliche Spiele und Ergötzlichkeiten an, und machte durch eine Verordnung bekannt, daß die Einwohner davon Gebrauch machen sollten: und er befand sich so gut bey dieser Erfindung, daß er seitdem keinen Degen mehr gegen die Lydier ziehen durfte. Diese Elenden gaben sich damit ab, alle Arten von Spielen zu erfinden, und die Lateiner nennen daher, was wir Zeitvertreibe heissen, ludi, von den Nahmen Lydier, Lydi. Alle Tyrannen erklären zwar so deutlich ihre Absicht nicht ihre Unterthanen weisbisch zu machen: aber was jener durch eine förmliche Verordnung befahl, das suchen die meisten von ihnen im Stillen zu bewerkstelligen. Der Karakter des gemeinen Volks, welches in den Städten immer die gröste Anzahl ausmacht, ist, argwöhnisch gegen den zu seyn, der es liebt, und verdachtlos gegen den, der es betrügt. Kein Vogel fängt sich so leicht auf der Leimruthe und kein Fisch so geschwind aus Freßbegier an dem Hamen, als alle Völker sich zur Knechtschaft hinlocken lassen, wenn man ihnen, nach dem Sprichwort, nur ein Hälmlein durchs Maul zieht; und es ist erstaunlich, wie sie sich so ganz hingeben, wenn man ihnen schmeichelt. Theater, Spiele, Possen, Schauspiele, Kämpfer, wilde Thiere, Münzen, Mahlereyen und andere dergleichen Scharlatanerien, waren für die alten Völker die

Lock-

Lockspeise der Knechtschaft, der Feind ihrer Freyheit, die Werkzeuge der Tyranney. Durch diese Mittel, diese Kunstgriffe, und durch solche Schmeicheleyen, wurden die alten unter dem Joch erhalten. Die dumm gewordenen Völker fanden diese Zeitvertreibe schön, ergözten sich an diesen nichtigen Vergnügungen, die man ihnen immer vor die Augen brachte, und gewöhnten sich so an die Knechtschaft, eben so einfältig hierin, als die Kinder, wiewohl nicht, wie diese, zu ihrem Besten: denn diesen lehrt man durch die Täuschung illuminierter Bilder das Lesen. Die Tyrannen bey den Römern hatten noch eine andere Erfindung. Sie feyerten öfters Feste, wobey dem Volk Fleisch ausgetheilt wurde, und so betrogen sie den Pöbel dessen Herr immer der Bauch ist. Der verständigste unter ihnen hätte seine Suppen-Schüssel nicht um die ganze Platonische Republik hingegeben. Auch theilten die Tyrannen öfters Korn, Wein und Geld aus, und man hätte dann hören sollen, wie alles von — es lebe der König! erschallte. Die Thoren bedachten nicht, daß man ihnen nur einen Theil von ihrem Eigenen wieder zurückgebe, und daß der Tyrann es ihnen nicht hätte geben können, wenn ers ihnen nicht vorher genommen hätte. Mancher der heute das ausgeworfene Geld aufsammelte, bey dem Volksbanket sich vollfraß, und dabey einen Tiberius und Nero wegen ihrer herrlichen Freygebigkeit segnete, mußte morgen sein Vermögen dem Geiz, seine Kinder der Geilheit, und

sein Blut selbst der Grausamkeit dieser großmüthigen Kaiser überlassen, und that es ohne einen Laut der Klage hören zu lassen, ohne sich zu rühren, gleich einem Stein oder Klotz. Aber so ist der Pöbel immer gewesen; offen gegen schändliche Vergnügungen, und gefühllos gegen das Unrecht und den Schmerz, den er nicht ohne Schande heilen kann! Jedermann, der nur von Nero reden hört, zittert heut zu Tage bey dem bloßen Nahmen dieses häßlichen Ungeheuers, dieses scheußlichen und unflätigen Thiers. Und doch war das edle römische Volk betrübt über seinen Tod, der so häßlich als sein Leben war, weil es sich an seine Spiele und Feste erinnerte, daß es ihn beynahe bedauert hätte. Dieß berichtet uns Tacitus, dieser trefliche, gewichtvolle und so glaubwürdige Schriftsteller. Man wird dieses nicht sonderbar finden, wenn man bedenkt, was dieses Volk bey dem Tode des Julius Cäsars gethan hat, eines Mannes, der dem Gesetz und der Freyheit den Abschied gab, eines Mannes, an dem sich, wie mich dünkt, ausser seiner Leutseligkeit nie was gutes gefunden hat; einer Eigenschaft, welche, man preise sie auch noch so viel, gewiß dem Römischen Volke schädlicher war, als die größte Grausamkeit des wildesten Tyrannen; denn diese Freundlichkeit voll Schlangengift war es, welche dem römischen Volk die Knechtschaft überzuckerte. Nach seinem Tode wetteiferte dieses Volk, noch den Mund voll von dem Fraß der öffentlichen Bankete, und das Gedächtniß von

seinen

seinen verschwenderischen Geschenken, miteinander bey dem Leichbegängniß das ihm Antonius hielte, warf die Bänke des öffentlichen Platzes zusammen, um seinen Leichnam zu verbrennen, errichtete darin eine Säule, mit der Aufschrift: Vater des Volks; und erwies ihm nach seinem Tode eine größere Ehre, als er je einem Menschen zu erweisen schuldig gewesen wäre, wenn man die Mörder des Cäsars ausnimmt. Die Römischen Kaiser hatten daher auch die Vorsicht, sich immer den Titel eines Volks-Tribuns beyzulegen, weil man das Tribunat für heilig und unverletzlich hielte da selbiges zur Vertheidigung und Beschützung des Volks eingesetzt worden war, und daher unter den besondern Schutz des Staats stund. Auf diese Art glaubte sie sich des Zutrauens des Volks gewisser zu versichern, als ob es bloß um den Nahmen und nicht um die Sache zu thun gewesen wäre. Auch in unsern Tagen machen ihres Gleichen es nicht besser. Bey allem Bösen das sie thun, besonders in Sachen von großen Belang für sie, begleiten sie immer ihre ungerechten Verordnungen mit einem artigen Eingang, worin vieles von dem wesentlichen Besten und der Erleichterung des Volks geschwatzt wird. Du kennst, o Lonza *), das Formular, dessen man sich an einigen Orten bedienen könnte, wo eine solche List nicht ohne Erfolg seyn würde. Doch gewiß ist die Unverschämtheit

*) Dies scheint ein erdichteter Nahme zu seyn.

heit von Seiten mancher Regierungen zu groß, als daß sie hierin fein genug zu Werke giengen. Die Könige von Assyrien und nach ihnen die Könige der Meder zeigten sich nur selten dem Volk um bey denselben die Vermuthung zu erregen, daß sie etwas mehr als Menschen wären, und um in ihrem Glauben die Leute zu lassen, welche, in Sachen wovon sie nicht durch ihre Augen urtheilen können, so gerne den Schwärmereyen ihrer Einbildungskraft folgen. Durch diese geheimnißvolle Zurückziehung des Monarchen wurden so viele Nazionen, welche so lange dem Assyrischen Reiche unterworfen gewesen, nach und nach an die Knechtschaft gewöhnt, dienten williger weil sie ihren Herrn nicht kannten und kaum wußten ob sie einen hätten, und respektierten auf Treue und Glauben anderer einen Fürsten, den niemand gesehen hatte. Die ersten Könige von Egypten zeigten sich, gleich Possenspielern, ihren Unterthanen nie anders als vermummt, bald mit einem Zweige bald mit Feuer auf dem Kopf, um durch diesen sonderbaren Aufzug Verehrung und Bewunderung ihren Unterthanen einzuflössen, welche, wenn sie weniger dumm oder weniger Sclaven gewesen wären, in einer solchen Erscheinung nur einen Gegenstand der Belustigung und des Gelächters gefunden haben würden. Man kann nicht ohne Mitleiden erzählen hören, welcher Kunstgriffe in ältern Zeiten sich die Tyrannen bedienten um ihre Tyranney zu begründen, welche kleine Mittel sie hiezu auf eine prächtige Art anwanden;

wobey

wobey immer das Volk ihnen auf halbem Weg entgegen kam, welches sich von selbst in den ihm von den Tyrannen gelegten Fallstricken fieng, und welches zu betrügen jenen so leicht war, daß es nie knechtischer diente, als wenn die Tyrannen seiner Leichtgläubigkeit am meisten spotteten. Was soll man noch von einer andern Lüge denken, welche die ältern Völker für baares Geld annahmen? Sie glaubten festiglich, daß die große Zehe des Pyrrhus Königs von Epirus, Wunderwerke thäte und die Milzkrankheiten heilte. Um dieses Mährchen noch mehr zu verschönern, erzählte man sich, daß diese Zehe, nachdem man seinen Leichnam verbrannt hätte, unversehrt vom Feuer in der Asche gefunden worden wäre. So erdachte das Volk immer selbst die Lügen für seinen Glauben. Diese Lügen finden sich zwar schriftlich aufgezeichnet: aber man siehet offenbar, daß die Verfasser selbige bloß den in den Städten laufenden Gerüchten und dem elenden Geschwätz des Pöbels nachgeschrieben haben. Als Vespasian aus Assyrien zurückkehrte, und auf dem Wege nach Rom, um sich daselbst der Römischen Monarchie zu bemächtigen, durch Alexandrien zog, that er auch Wunderwerke: er brachte die Lahmen wieder auf die Füße, machte die Blinden sehend, und that noch mehr andere dergleichen herrliche Sachen; wovon der Betrug freilich so handgreiflich war, daß, wer ihn nicht merkte, meiner Meinung nach blinder gewesen seyn muß, als die Blinden die dieser Fürst heilte. Den Ty-

rannen kam es selbst sonderbar vor, daß Viele sich von einem einzeln Menschen sollten plagen lassen, und daher stellten sie immer die Religion als eine Schutzwehr vor sich hin, entlehnten auch wohl, wo möglich, ein Stückchen von der Gottheit, als eine Stütze ihres schändlichen Lebens. Salmoneus, wenn man anders der Sibylle des Virgils glauben darf, muß nun auch dafür in der Hölle büssen, weil er sichs hatte beykommen lassen den Jupiter zu machen, und die Leute so durch seine Gauckeleyen zu betrügen *). Wenn nun diesem Griechen eines tölpelhaften Einfalls wegen im Unterreich so mitgespielt wird: so werden die Fürsten, welche die Religion zu ihren Bosheiten misbrauchen, dort gewiß einen noch ehrenvollern Platz finden.

Auch meine Landsleute streuten ich weiß nicht welche Gerüchte aus von Kröten **), und Lilien, der Oelflasche, und der heiligen Reichsfahne (oriflamme). Ich für meine Person will diesen Gerüchten, was sie auch immer seyn mögen, nicht gerade meinen Glauben versagen; weil weder ich noch meine Vorfahren je eine Veranlassung gehabt haben, daran unglaubig zu werden: indem unsere Könige immer so gut im Frieden und so tapfer im Krieg gewesen sind, daß sie, trotz ihrer königlichen Geburt,

*) Aeneid. L. VI. 585. etc.

**) Die Fränkische Könige führten drey Kröten im Wappen, Klovis ließ sich durch einen Einsiedler 3 Lilien vom Himmel bringen.

burt, nicht, wie andere Menschen-Kinder, von der Natur geformt, sondern schon vor ihrer Geburt von der allmächtigen Gottheit zu Regenten und Wächtern dieses Königreichs auserwählt zu seyn geschienen haben. *) Und, auch dieses alles weggerechnet möchte ich mich in diese Streitfrage nicht einlassen, um die Wahrheit unserer Geschichtbücher zu prüfen und selbige genauer zu untersuchen: weil ich einen so schönen Stof nicht gerne unserer französischen Poesie wegnehmen mögte, wo selbige ein so weites Feld findet sich zu zeigen; dieser Poesie, welche in unsern Tagen nicht bloß verbessert, sondern von unsern Ronsard, Baif, dü Bellay, ganz neu geschaffen worden ist: Männer, die in der Poesie unsere Sprache Fortschritte machen lassen, welche mir die Kühnheit geben zu hoffen, daß bald die Griechen und Römer hierinnen, ausser dem Vorrang der Zeit, nichts vor uns voraus haben werden. In der That würde ich gegen unsern Rhythmus sehr ungerecht handeln, (ich gebrauche so gern dieses Wort, ich liebe es so sehr) welcher, so mechanisch er auch unter den Händen vieler Stümper geworden ist, doch Männer gefunden hat, die im Stande sind ihm seinen Adel und seine Würde wieder zu geben; ich würde, sage ich, sehr ungerecht gegen ihn handeln, wenn ich ihm diese schönen Mährchen von König Clovis wegnehmen wollte, wo der poe-

*) Um das Ganze zu haben, wollte ich diese zu meiner Absicht ganz entbehrliche Stelle nicht übergehen. d. Uebers.

tische Genius unsers Ronsard in seiner Franciade eine so reiche Ausbeute für seine muntere Laune finden wird. Ich kenne den Umfang dieses Genies, ich kenne seinen scharfsinnigen Kopf und den Reichthum seiner Grazie; für ihn wird die Oriflamme ein eben so ergiebiger Stof werden als die Ancilien, diese vom Himmel auf die Erde gefallenen Schilde, es für die Römer waren, und unter seiner Hand wird unser Oelfläschlein das werden, was den Athenienſern der Korb des Erichthonius war. *)

Gewiß wäre es eine Beleidigung von mir wenn ich unsere Geschichtbücher Lügen strafen und so unsern Poeten ins Gehege gehen wollte. Aber um wieder einzulenken, von wo ich ausgeschweift bin, immer haben die Tyrannen Sicherheits wegen sich angelegen seyn lassen, das Volk nicht bloß an Gehorsam, und Knechtschaft, sondern selbst an eine abgöttische Verehrung ihrer Person zu gewöhnen. Demohngeachtet bleibt es aber wahr: wer das Volk lehrt willig zu dienen, macht sich nur um den Tyrannen bey dem gemeinen und plumpen Haufen verdient: und nun komme ich erst zu dem Punkt, welchen man mit Recht als das Staatsgeheimniß der Tyranney, als die Triebfeder des Despotismus und als die Stütze und Grundlage desselben betrachten kann. Wer glaubt daß die Hellebarden der Garden, die Anstellung der Nachtwachen,

*) Auch hier wollte ich nichts auslassen.

wachen, die Tyrannen schützen, betrügt sich sehr, meiner Meinung nach. Dieser Bewachung bedienen sie sich mehr der Formalität wegen, und zu einem Schreckbild, als daß sie ein Vertrauen darauf setzten; den Eingang in den Pallast können zwar die Hatschier Leuten verwehren, die von allen Hülfsmitteln entblößt sind, aber nicht bewafneten zu einer Unternehmung gerüsteten Männern. Unter den Römischen Kaisern zählt man auch gewiß mehrere, welche von ihren eigenen Wachen umgebracht worden, als solche, die durch Hülfe derselben einer Gefahr entgangen sind. Nicht die Schaaren zu Pferd und zu Fuß, nicht die Waffen sind das, womit der Tyrann sich vertheidigt: sondern was man kaum bey dem ersten Blicke glauben wird, und was doch wahr ist! — immer sind es vier oder fünf, welche den Tyrannen unterstützen, vier oder fünf welche das ganze Land für ihn in der Knechtschaft erhalten. Immer haben nur fünf oder sechs das Ohr des Tyrannen, dem sie sich entweder von selbst genähert haben, oder von dem sie herbeygerufen worden sind, um die Mitschuldigen seiner Grausamkeiten, die Gefährten seiner Vergnügungen, die Unterhändler seiner Wollüste und die Theilnehmer seiner Räubereyen zu seyn. Diese sechs richten ihr Oberhaupt so gut ab, daß er nicht nur auf eigene Rechnung böse ist, sondern sich auch noch zu allen Uebelthaten dieser seiner Kreaturen vergesellschaftet. Diese sechse haben wieder sechshundert Kreaturen unter sich, welche sich unter ihrem

Schutz bereichern und ihnen eben das werden, was diese sechs dem Tyrannen sind. Diese sechshundert haben wieder sechstausend in ihrer Abhängigkeit, welche ihnen ihre Erhebung zu danken haben. Durch ihr Ansehen sind sie Stadthalter ganzer Provinzen oder Finanzminister geworden, um zum Dienst des Geitzes und der Grausamkeit ihrer Obern gleich bey der Hand zu seyn, und die Foderungen dieser Leidenschaften sogleich zur Vollziehung zu bringen: und die Verfahrungsart dieser Menschen ist auch wirklich so abscheulich, daß man wohl sieht, daß die Fortdauer solcher Abscheulichkeiten und ihre gänzliche Ungestraftheit nur unter dem Schatten solcher Obern statt finden können. Und so geht die Aneinanderkettung der kleinen Kreaturen an größere ins Unendliche fort. Wer diesen Faden abwinden wollte, der würde sehen, wie durch selbigen nicht sechstausend, sondern hunderttausend und Millionen mit dem Tyrannen zusammenhängen, und wie sie sich alle an diesem Strick anhalten, wie dort in Homer die Götter an der Kette, womit Jupiter sich rühmt, alle Götter zusammen zu sich hinaufzuziehen. Daher jene Vermehrung des Raths unter Julius Cäsar, die Errichtung neuer Stellen und Aemter, gewiß nicht um der Justiz, sondern der Tyranney neue Stützen zu verschaffen. Kurz, durch Gunstbezeugungen und durch das Verkehr, welches man mit dem Tyrannen hat, kommt es endlich dazu, daß fast für eben so viele Leute die Tyranney einträglich wird, als für

andere die Freyheit angenehm ist. So wie, nach der Behauptung der Aerzte, wann sich in unserm Körper etwas Schadhaftes findet, sich alle Unreinigkeiten nach diesem schadhaften Theil hinziehen; so sammelt sich auch um einen König, so bald er sich für einen Tyrannen erklärt hat, die ganze Hefe des Landes herum, und was am schlechtesten im ganzen Reich ist; worunter ich aber nicht gemeine Diebe und elende Jauner verstehe, die einem Staat nicht viel schaden und nutzen können, sondern solche die von einem brennenden Ehrgeitz und einem eben so großen Geldgeiz erfüllt sind. Diese halten den Tyrannen, um den Raub mit ihm zu theilen, und unter dem großen Tyrannen selber kleine Tyrannen zu werden. Es ist hier alles eben so, wie bey den großen Dieben und berüchtigten Seeräubern. Die einen gehen auf Entdeckung aus, die andern plündern die Reisenden aus, jene legen sich im Hinterhalt, diese lauern auf: der eine Theil von ihnen mordet, der andre plündert nur; und ob es schon unter ihnen auch Rangordnungen giebt, und die einen nur die Diener und die andern die Häupter der Gesellschaft sind, so ist doch keiner unter ihnen, dem nicht von der Hauptbeute was zu Theil werden sollte. Die Ciliziſchen Seeräuber, gegen welche sogar der große Pompeus geschickt wurde, waren nicht allein sehr zahlreich, sondern sie hatten sich noch, nach dem Zeugniß der Geschichte, durch die Verbindung mit mehrern grossen und angesehenen Städten verstärkt, in deren

Häfen sie eine sichere Freystadt fanden, wenn sie von ihren Streifereyen zurück kamen, und zur Belohnung überließen sie den Hehlern ihrer Räubereyen einen Theil ihrer Beute. So unterjocht der Tyrann immer einen Theil seiner Unterthanen durch den andern, und wird von denen bewacht, wider die er sich selbst bewachen müßte, wenn sie was taugten; und so geht es hier wie das Sprichwort sagt: man macht sich aus dem Holz selbst die Keule um das Holz zu spalten. Das sind ihre Hatschier, ihre Garden! Freylich müssen diese auch manches von den Tyrannen dulden: aber diese Nichtswürdigen, diese Verworfenen von Gott und Menschen, leiden das Uebel um es andern zu erwiedern; nicht zwar dem, der sie beleidigt hat, sondern den unschuldigen Unterthanen, die, wie sie selbst, leiden und sich nicht wehren können. Und wenn ich diese Leute betrachte, wie sie dem Tyrannen schmeicheln, und aus seiner Tyranney und der Knechtschaft des Volks Gewinn zu ziehen, so weiß ich selbst nicht ob ich mehr ihre Bosheit bewundern oder ihre Dummheit bemitleiden soll. Denn ist ein solches Herantreten zu dem Tyrannen was anders, als ein immer weiteres Zurücktreten von der Freyheit, und eine immer engere Umschließung und Umfassung der Knechtschaft. Legen sie doch nur auf einen Augenblick ihren Ehrgeitz bey Seite, und entladen sich von ihrem Geldgeitz, und beschauen sich dann selbst, und es wird ihnen klar werden, daß der Landmann und Bürger, bey allen Bedrück-

drückungen und bey einem Joch noch härter als Sclaven-Joch, es wird ihnen klar werden, sage ich, daß jene, so übel man ihnen auch mitspielt, doch gegen sie noch glücklich und gewisser maßen frey zu nennen sind. Der Ackersmann, der Handwerker, so sehr sie auch unter dem Druck sind, kommen doch damit weg, daß sie thun was man ihnen sagt. Aber nicht so mit dem Tyrannen. — Er sieht wie alles um ihn herum um seine Gunst buhlt und bettelt. Es ist nicht genug, daß seine Kreaturen bloß das thun, was er sagt, sondern sie müssen noch seine Gedanken errathen, und, um ihn zu befriedigen, selbigen zuvorkommen: man muß ihm nicht bloß gehorchen, man muß ihn auch zu gefallen wissen. Sie müssen sich für ihn erschöpfen und abquälen, sich in seinen Geschäften zu Tod arbeiten, sie müssen seinen Geschmack und seine Vergnügungen zu den ihrigen machen, ihrem Körper Gewalt anthun und ihre ganze Natur ausziehen; sie müssen immer auf seine Worte, seine Stimmen, seine Zeichen, seine Blicke merken. Hände, Füße, Augen, alles muß auflauren, seinen Willen auszuspähen und seine Gedanken zu entdecken. Heißt dieses wohl glücklich leben? Kann in der Welt was unerträglicheres seyn, ich sage nicht für einen Mann von edelm Herzen, sondern auch nur für einen Menschen von gewöhnlichem Menschenverstand und menschlicher Gestalt? Giebt es wohl einen Stand der elender wäre, als ein solches Leben, wo nichts unser ist, und Wohlstand, Freyheit, ja unser eigener

Körper und unser Leben selbst die Habe eines andern wird? Aber sie dienen ja um Güter und Reichthümer zu erwerben? Als ob Leute ein Eigenthum erwerben könnten, die nicht einmal sich selber angehören! Sie wollen Güter erwerben unter einem Tyrannen, wo kein Eigenthum statt findet, der jedem nimmt was er hat, so daß niemand sagen kann daß er was eigenes habe, und sind so einfältig, dem Tyrannen die Kräfte zu dieser Gewaltthätigkeit selbst zu leihen. Sie sehen, daß Begüterte seiner Grausamkeit am meisten ausgesetzt sind, und daß Vermögen haben bey ihm ein des Todes würdiges Verbrechen heißt; daß der Geldgeitz seine Hauptleidenschaft ist; daß die Reichen in seinem Augen eben so viele fette und gemästete Ochsen sind, die er, weil sie seine Lüsternheit rege machen, gleich den Schlächtern niederwürgt. Wenn doch diese Günstlingen mehr an diejenigen dächten, welche, nach dem sie lange genug gesammelt haben, am Ende ihr Vermögen und ihr Leben dem Tyrannen zur Beute geben mußten, als an die andern, welche, als Kreaturen desselben, sich bereichert haben! Sie sollten nicht sowohl betrachten wie viele Reichthümer sich Diese gesammelt haben, sondern vielmehr, wie wenig es Jenen geglückt hat sie zubehalten. Man schlage die alte und neue Geschichte nach, man wird ganze Haufen solcher Günstlinge sehen, welche durch nichtswürdige Mittel sich das Ohr des Fürsten bemächtigt haben, und nachdem sie lange Zeit die Vollzieher seiner Bosheiten gewesen und seine Einfalt

benutzt

benutzt haben, zuletzt von diesem Fürsten selbst gestürzt worden sind, und so viele Leichtigkeit sie anfangs zu ihrer Erhöhung bey ihm gefunden hatten, eben so viele Unbeständigkeit sich auf diesem Posten zu erhalten, bey ihm angetroffen haben. Gewiß, so groß auch immer die Anzahl der Schmeichler gewesen sey, welche die bösen Könige umlagerten, so wird es doch kaum einen einzigen unter ihnen geben, der nicht manchmal an sich selbst die Grausamkeit des Tyrannen erfahren hätte, eben diese Grausamkeit, die er kurz vorher gegen andere gereitzt hatte, und der nicht gesehen hätte, wie die unter dem Schatten der Hoffnung von ihm zusammen geraubten Schätze, am Ende die Beute anderer geworden sind. Manchmal findet sich wohl auch unter den Günstlingen des Tyrannen ein rechtschaffener Mann; aber ein solcher Mann, so hoch er auch immer in der Gnade des Fürsten stehen und so groß der Glanz seyn mag, den seine Tugend und Rechtschaffenheit von sich wirft, so daß auch selbst Bösewichter dem Anblick desselben ihre Verehrung nicht versagen können: ein solcher Mann wird es in der Hofluft nicht lange ausdauern, da er außer dem Gefühl des gemeinschaftlichen Elends, noch besonders, bey einer solchen Nähe, die Plagen der Tyranney auf eigene Kosten erfahren muß. Ein Seneka, ein Burrhus, ein Thrasea, dieses Kleeblat rechtschaffener Männer, zeigen uns genugsam durch ihren grausamen Tod, wie wenig man sich auf die Gunst böser Fürsten verlassen dürfe. Zwey von

ihnen hatte ihr böses Schicksal dem Tyrannen so nahe gebracht, daß ihren Händen die Führung der Geschäfte übergeben wurde; beyde waren von ihm geschätzt und geliebt; der eine war so gar sein Erzieher gewesen, und dieß bürgte ihm für seine Freundschaft: aber welche Freundschaft darf man von einem Menschen hoffen, dessen Herz hart genug ist sein eigenes Reich zu hassen, das kein andres Verbrechen begangen hat, als das, ihm zu gehorchen? einem Menschen, der aus Mangel einer vernünftigen Selbstliebe sein eigenes Land, und dadurch sich selbst zu Grund richtet? Wollte man sagen, daß diese drey Männer sich dieß Unglück durch ihre Rechtschaffenheit zugezogen hätten: so überschaue man doch einmal die ganze Schaar der Günstlinge, welche einen Nero umlagerten, und man wird sehen, daß selbst diejenigen, die sich seine Gunst durch lasterhafte Gefälligkeit zuzogen, sich ihres Glücks nicht lange erfreueten. Gieng je eine Zuneigung bis zur gänzlichen Hingebung in den geliebten Gegenstand, so war es die Leidenschaft, welche den Nero gegen Poppeen entzündete. Und doch wurde er bald hernach ihr eigener Giftmischer! Seine Mutter Agripina hatte den Klaudius ihren Gemahl umgebracht, um für dieses Ungeheuer den Thron ledig zu machen. Sie that und litt alles für ihren Sohn, um sich ihm gefällig zu erzeigen. Und dieser Sohn, dieser von der Hand seiner Mutter, die um seinetwillen so viele Schandthaten begangen, zum Kayser gemachte

Sohn,

Sohn, nahm dieser Mutter, deren Brüste er als Kind gesogen hatte, das Leben, und jedermann hätte ihr diesen Tod gegönnt, wenn sie ihn nur von andern Händen erhalten hätte.

Gab es je einen lenksamern, einfältigern, und selbst seiner Natur nach von jeder Vorstellung entferntern Kaiser, als Klaudius? War je ein Ehemann von seiner Frau so sehr beherrscht, als er von Messalinen? Und doch wurde sie von ihm am Ende dem Henker übergeben. Man sieht daraus, daß die Tyrannen, wenn sie einfältig sind, diese Eigenschaft immer dann zeigen, wenn sie was Gutes thun sollen: daß aber das Bisgen Verstand das sie haben, so gering auch die Dosis ist, sogleich bey ihnen auf einmal erwacht, wenn es darauf ankommt, grausam selbst gegen ihre eigene Günstlinge zu seyn. Der scherzhafte Einfall des Kaligula ist ja bekannt genug. Da er einstmals den Busen seiner Gemahlin, die er so heftig liebte daß er gar nicht ohne sie leben konnte, entblößt vor sich sahe, machte er ihr dieß feine Kompliment: es kostet mir nur ein Wort, so fällt der Kopf von diesem schönen Rumpf. Hierin liegt auch der Grund, warum in den ältern Zeiten die meisten Tyrannen von ihren eigenen Günstlingen sind ermordet worden. Denn diese, da sie die Natur der Tyranen hatten kennen lernen, sahen wohl, daß die Macht des Tyrannen weit mehr schreckliches für sie, als die Neigung desselben gegen ihre Person tröstliches

hatte,

hatte. So wurde Domizian von Stefanus, Kommodus von einer seiner Beyschläferinnen, Antoninus Karacalla von Marinus, und auf eine ähnliche Art auch alle die andern umgebracht.

Beweises genug, daß nie ein Tyrann geliebt wird, noch liebt! Die Freundschaft, ein heiliger Name, wie die Sache, welche er bezeichnet, kann nur unter Rechtschaffenen statt finden und entsteht nur aus wechselseitiger Achtung: ihre Nahrung sind nicht Gaben und Geschenke, sondern ein schönes Leben. Die Ueberzeugung, die der eine von der Rechtschaffenheit des andern hat, sichert ihm seine Freundschaft zu. Ein edles Herz, Biedersinn, Standhaftigkeit, das sind die Bürgen, die der Freund dem Freund stellt. Wo Grausamkeit herrscht, kan die Freundschaft nicht bestehen, noch Biedersinn, wo Ungerechtigkeit ist. Die Bösen, wenn sie zusammentreten, schließen Komplote, und keinen Freundschaftsbund. Kein Band verbindet sie, das nicht sogleich die wechselseitige Furcht zerreißt. Das ist keine Gesellschaft von Freunden, es ist eine Rotte von Lotterbuben. Und dieses alles weggerechnet, würde es doch immer schwer bleiben, bey einem Tyrannen eine standhafte Freundschaft und Liebe zu erwirken. Der Tyrann ist über alle erhaben, er siehet keinen seines gleichen vor sich, und dieß allein setzt ihn schon über alle Freundschaft weg, als welcher nur Gleichheit behagt, die nie hinkt, und immer auf gleichen Füßen gehet. Bey den Dieben kann daher noch eher einige Treue

und

und Redlichkeit bey Theilung des Raubes seyn, weil sie doch einander gleich und gegenseitige Genossen sind: lieben sie sich auch nicht, so müssen sie sich doch vor einander fürchten, und es ist allen daran gelegen, sich nicht zu veruneinigen, weil sie dadurch schwächer würden. Aber nicht so mit dem Tyrannen! Seine eigne Günstlinge können ihm nicht trauen, seitdem sie ihn selbst gelehrt haben, daß er alles könne was er will, daß es für ihn weder Rechte noch Pflichten gebe, daß es ihm zustehe seinen Willen als Richtschnur für andere zu betrachten, daß er keine Genossen sondern blos Sclaven habe.

Wer wird also Leute nicht bemitleiden, welche, trotz der vielen auffallenden Beyspiele und der so dringenden Gefahr, nie auf Kosten anderer weise werden mögen, und sich immer noch in so großer Anzahl um die Tyrannen dringen, ohne daß unter so vielen sich nur ein einziger gefunden hätte, die so klug und so dreiste gewesen wäre, zu dem Tyrannen das zu sagen, was nach der Fabel der Fuchs zum Löwen sagte, als dieser sich krank stellte: Gerne wolt ich dich in deiner Höhle besuchen, wenn ich nur nicht so viele Fußtritte einwärts und keinen einzigen auswärts gekehrt sähe. Diese Elenden sehen an dem Tyrannen bloß den Glanz seiner Schätze, begaffen ganz erstaunt die Strahlen seiner Herrlichkeit, und gelockt von dieser Helle treten sie hinzu, und sehen nicht, daß sie sich in eine Flamme stürzen,

zen, welche sie bald verzehren wird. So ließ sich der unbeschiedene Satyr, wie uns die Fabel erzählt, als er das von dem weisen Prometheus gefundene Feuer leuchten sahe, durch die Schönheit derselben blenden, trat hinzu es zu küssen, und verbrannte sich. So stürzt sich der Schmetterling, durch die Hoffnung des Genusses gelockt, und von dem blendenden Glanz verführt, ins Feuer, und erfährt dann, daß dieses Element, ausser der Eigenschaft zu glänzen, auch die Kraft habe zu brennen. Aber auch den Fall angenommen, daß diese Lieblinge, der Gewaltthätigkeit ihres gegenwärtigen Herrns entgiengen, so wird sie doch nichts vor dem König retten können, der ihm folgt. Ist er ein rechtschaffener Fürst, so wird man ihm Rechnung von der geführten Haushaltung thun müssen, und wenigstens wird man doch dann das Recht anzuerkennen gezwungen seyn. Ist er ein böser Fürst und ähnlich seinen Vorgängern, so wird auch er seine Günstlinge haben, die gewöhnlich nicht damit zufrieden sind, an die Stelle der andern zu treten, wenn sie nicht zugleich die Güter und das Leben derselben zum Opfer erhalten. Wie ist es denn also wohl möglich, daß sich noch Menschen finden, welche, mitten unter so schrecklichen Gefahren, und bey so weniger Hoffnung für die Zukunft, diese unglückliche Stelle übernehmen, mit unendlicher Mühe einem so gefährlichen Herrn zu dienen? Gott! welche Quaal, welche Marter, Tag und Nacht nur darauf

auf denken, einem Einzigen zu gefallen, vor dem man sich doch immer als vor seinen ärgsten Feinde fürchten, immer das Ohr zum lauschen und das Aug zum lauren bereit halten muß, um auszuspähen, woher der Streich kommen wird, um die in Geheim gelegten Fallstricke zu entdecken, die Mienen seiner Gefährten zu deuten, um den zu erkennen, der uns verräth, jeden anlächeln und sich vor allen fürchten, keinen öffentlichen Feind und keinen sichern Freund haben, das Lachen auf dem Gesicht und die Quaal im Herzen tragen, nicht frölich seyn können, und es doch nicht wagen traurig zu seyn! — Man kan nicht ohne geheimes Vergnügen sehen, welchen schönen Lohn und welche Vortheile sie für das peinvolle und elende Leben für jezt einerndten, oder noch in der Zukunft einerndten werden. Das Volk ist immer mehr geneigt, wegen der Uebel, die es leidet, eher die Miniſter als den Tyrannen anzuklagen. Das Volk, die ganze Nazion, jedermann, selbst der geringste Bauer, weiß ihre Namen, spähet allen ihren Lastern nach, überhäuft sie mit tausend Schimpfworten und Verwünschungen: alle schicken ihre Gebete und Wünsche zu ihrem Verderben gen Himmel. Unglucksfälle, Pest, Hungersnoth, alles ist nur ihre Schuld. Wenn das Volk sie auch manchmal zum Schein ehrt, so ist sein Herz doch mit Groll gegen sie erfüllt, und es verabscheuet sie mehr als wilde Bestien. Das ist die Ehre, das ist der Ruhm, den sie für ihre, dem Tyrannen erwie-

sene Dienste erhalten, für dessen Bestes sie ihren Leib zerstückeln würden, ohne ihn befriedigen zu können. Nach ihrem Tod ist jeder ihrer Nachfolger geschäftig, die Namen dieser Blutigel der Völker durch tausend Federn brandmarken, und ihre Ehre in tausend Büchern beschimpfen zu lassen, und die Nachkommenschaft schleppt, so zu sagen, ihre Gebeine zur Schande umher, und straft sie so noch nach ihrem Tode wegen ihres schändlichen Lebens. Laßt uns also lernen rechtschaffen zu handeln, und laßt uns dann freymüthig und mit einem von der Liebe zur Tugend durchdrungenen Herzen unsere Augen gen Himmel heben zu dem allmächtigen Gott, diesem sichern Zeugen unserer Handlungen, und gerechten Richter unserer Fehltritte. Ich für meine Person glaube, und ich betrüge mich nicht, daß dem freygebigen und Redlichkeit liebenden Gott nichts mehr zuwider sey, als die Tyranney, und daß er jenseits des Grabs den Tyrannen und ihren Mitschuldigen besondere Quaalen aufspare.

(Ende der Rede des Boetie.)

III.

Ueber die Teutschen Beurtheilungen der französischen Revoluzion.

Ein

Sendschreiben an den Herausgeber.

Der weltbürgerliche Gesichtspunkt, aus welchem Sie, mein innigst geliebter und verehrter Vater, die menschlichen Angelegenheiten zu betrachten und zu beleuchten gewohnt sind, ist wohl nie in einem höheren Grade verkannt worden, als gegenwärtig durch diejenigen, die denselben erst neuerlich bey Gelegenheit der französischen Revoluzion entweder angenommen zu haben, oder verwerfen zu müssen glauben. Wenn Sie bedenken, daß der bey weitem größte Theil so wohl der Vertheidiger als der Gegner jener Weltbegebenheit in diese Klasse gehört: werden Sie es sehr natürlich finden, daß Ihre, seit ein paar Jahren her, durch den Merkur bekannt gewordenen Aufsätze von beyden Partheyen so arg mißverstanden und gemißdeutet worden sind. Durch die späteren Erörterungen Ihrer früheren Urtheile können Sie es zwar dahin gebracht haben, daß Ihr Nahme eben so wenig in einem Pariser-Klubb als in der Wiener-Zeitschrift unter den Kämpfern für die respektiven guten Sachen wieder

genannt wird: allein alle politische und moralische Klugheit, und alle logische und ästhetische Klarheit, wodurch Ihre Betrachtungen über die gegenwärtige Lage des Vaterlandes, für alle Ihre Geistesverwandten ein so schätzbares Neujahrsgeschenk geworden sind, werden nicht nur kein Hinderniß, sondern vielmehr die Veranlassung seyn, daß sich unsre angeblichen Weltbürger mit den erklärten Antipoden alles Weltbürgersinnes vereinigen werden, Ihr politisches Glaubensbekenntniß theils für gefährlich, theils für sich selbst widersprechend auszurufen.

Der unpartheyische Beurtheiler wird den beyden Partheyen in dem Verhältnisse immer unverständlicher, als er sich von ihren entgegengesetzten Denkarten gleich weit entfernt. Da jede derselben die Maximen ihrer Gegnerinn eben so sehr als ihre Eigenen bey Ihm vermißt: so sehen sich beyde genöthiget, ihn des gänzlichen Mangels an festen Grundsätzen zu beschuldigen; und da er sich für keine gegen die andere, sondern gegen Beyde für ein Ihnen gemeinschaftlich unbekanntes Etwas interessiert: so scheint er ihnen bald in dem verhaßten Zustande der egoistischen Gleichgültigkeit gegen das gemeine Beste, bald in einem geheimen Einverständnisse mit der Gegegenparthey, und endlich in dem lächerlichen Versuche begriffen zu seyn, durch Vereinigung dessen was sich nicht vereinigen läßt, sich anfangs zum Schiedsrichter

zwischen

zwischen den Partheyen, und dann zum Herrscher über beyde aufzuwerfen.

Das böse, in einem ewigen Kampfe mit sich selbst begriffene Prinzip in der menschlichen Natur äussert sich unter andern auch in dem fortwährenden Streit zwischen politischer Herrschsucht und dem Bestreben politischer Zügellosigkeit, wovon die Eine bürgerliche Ordnung, das Andere bürgerliche Freyheit als das Losungswort im Munde führt. Bey jedem neuen und heftigeren Ausbruch dieses Streites kann der weltbürgerlich gesinnte Selbstdenker keinen angelegneren Wunsch haben, als daß sich beyde Kämpfer das Gleichgewicht halten, und ihre aufgeregte Wuth durch gegenseitige Beschränkung erschöpfen mögen. Wie sollte Er nicht wissen, daß Vaterland und Menschheit durch den entscheidenden Sieg entweder der Demokratischen Fakzion über die Aristokratische, oder dieser über jene, durchaus nichts zu gewinnen, aber desto mehr zu verliehren haben! So oft also der leidige Fall eines solchen Sieges eintritt: sieht er sich verpflichtet, auch auf die Gefahr für einen Hochverräther an der Menschheit von Demokraten, oder am Vaterlande von Aristokraten erklärt zu werden, für die wahrhaftig gute Sache von Beyden, die zugleich mit der schlimmen Sache der unterliegenden Parthey unterdrückt wird, gegen die Unterdrückende aufzutreten. So haben z. B. Burke in England, Necker in der Schweiz, Sie, und unter andern vorzüglich Rehberg und

Genz bey uns, *) ihre Stimmen gegen die Anarchie in Frankreich, in dem Verhältnisse lauter erhoben, als dieses Ungeheuer, indem es den Despotismus der vorigen Regierung verdrängt, zugleich auch alle heiligen Grundlagen der bürgerlichen Ordnung zerstöhrt hat.

Allein, so wie diese Stimmen in Frankreich durch das tolle Triumfgeschrey der ohne Zügel herumwüthenden neuen Souveraine übertönt werden mußten: so dürften sie sich gegenwärtig in Teutschland in dem fürchterlichen Zettergeschrey derjenigen verliehren, die mit und ohne Absicht die Gefahr unsers Vaterlandes übertreiben, und durch alle Künste der Ueberredung den Gebrauch derjenigen Kunstgriffe und Zwangsmittel auffordern, durch welche über kurz oder lang Anarchie herbey geführt wird. Die Zahl und der Einfluß der Patrioten von dieser Art nimmt bey uns in dem Maaße zu, als sich in Frankreich die Gräuel der politischen Zügellosigkeit anhäuffen, und als der gerechte Abscheu vor demselben selbst die Parthey, welche noch vor kurzem an der Revoluzion alles entschuldiget wissen wollte, nöthiget, der Gegenparthey, die an derselben alles ohne Unterschied verurtheilt, das Feld zu überlassen.

Der

*) Untersuchungen über die französische Revoluzion. Von A. W. Rehberg. 1. Th. Betrachtungen über die französische Revoluzion nach dem Engl. des Hrn. Burke, u. s. w von Friedrich Genz. 2 Theile, Berlin bey Friedrich Viehweg, d. Aelt. 1793.

Der Sinn, in welchem diese teutschen Patrioten Regierung und Unterwerfung einschärfen, ist um nichts besser, als derjenige, in welchem die französischen Weltbürger Freyheit und Gleichheit verkündigen. Allein die Erstern dürften unter den bey uns so zahlreichen Klassen der Vornehmen, welche mit dem Nahmen des bürgerlichen Standes auch die Lasten der bürgerlichen Gesellschaft von sich abzuwälzen gewohnt sind, weit mehr vorbereitete Gemüther antreffen, als die leztern unter unsrem gemeinen Volke finden würden, welches gerechte und ungerechte Lasten nur selten mit gleicher Ungeduld, gewöhnlich aber mit gleicher Gefühllosigkeit trägt.

Das einzige, worüber die Vertheidiger der beyden Extreme unter sich einig sind, und was die teutschen Aristokraten den französischen Demokraten auf ihr Wort glauben, ist: daß die Revoluzion ganz oder doch größtentheils das Werk der Filosofie sey, und es ist dermahlen in Teutschland etwas eben so gewöhnliches, sich durch Beschuldigungen, als in Frankreich sich durch Lobsprüche an dieser Wissenschaft zu versündigen. Die wahre Filosofie ist freylich über beydes gleich hoch erhaben; aber sie wird gleich sehr verkannt, und ihr wohlthätiger Einfluß wird auf gleiche Weise gehindert, wenn in Teutschland das Vorurtheil, Filosofie überhaupt könne mit Politik und Jurisprudenz nur zum Nachtheile der beyden leztern verbunden werden, eben so tief ein-

einwurzelt und so weit um sich greift, als in Frankreich das entgegengesetzte Vorurtheil, Politik und Jurisprudenz müßten ihre Prinzipien aus bloßer Filosofie schöpfen — eingewurzelt ist und um sich gegriffen hat.

Ich unterscheide die populäre Filosofie, welche die Tochter der mit sich selbst einigen filosofierenden Vernunft und des durch das sittliche Gefühl geleiteten und in so ferne allein gesunden Verstandes ist, und die von dem Pöbel eben so wenig verstanden und geliebt wird als die wissenschaftliche, von derjenigen, welche, von unreifer Spekulazion und gemeinem — durch bloßen Luxus verfeinerten — Mutterwitz erzeugt, nur um den Beyfall der Menge buhlt, und sich dem Pöbel aller Stände Preis giebt. Diese leztere ist vorzüglich in Frankreich groß gezogen worden. Bey keinem Volke hat man sich so sehr um die Zurückführung aller menschlichen Angelegenheiten, von der wichtigsten bis zur unbedeutendsten, auf allgemeine Sätze, und bey keinem so wenig um die Beschaffenheit dieser Sätze bekümmert. Die Filosofie wurde immer allgemeiner zum Fundamente alles übrigen Wissens erhoben: aber ihr eigenes Fundament wurde immer allgemeiner vergessen, und man verlohr sie selbst in dem Verhältnisse aus dem Auge, als man über Alles, sie allein ausgenommen, filosofierte. In dem man durch sie allenthalben auſſer ihr Gründlichkeit erkünstelte, wurde sie selbst zum seichten Geschwätze, und sie

war

war zur Rhapsodie leerer Gemeinplätze herabgesunken, während die Politik und die Politesse, die Taktik und die Tanzkunst, die Chemie und die Kochkunst mit allem Gepränge der systematischen Darstellung ausgestattet wurden. So geschah es, daß die Metafysik in demselben Zeitpunkte vernachläßiget, verachtet, verspottet, und ihr Nahme zum Schimpfworte gebrandmarkt wurde, da alle Raisonnements aller Lieblingsschriftsteller der Nazion von keinen andern als metafysischen Sätzen ausgiengen, und sogar von solchen Sätzen, die man als ausgemachte, keines Beweises weder fähige noch bedürftige Urtheile des gesunden Verstandes annahm; über welche man aber gleichwohl nur in so ferne einig war, als man ihren Sinn unbestimmt zu lassen bequem gefunden hatte, und die, ohne einschränkende Bestimmungen gedacht, in der Anwendung nur durch Inkonsequenz gegen Mißbrauch gesichert werden konnten.

Mittlerweile hatten Staatsverfassung und Staatsverwaltung in Frankreich den Grad von Ausartung erreicht, wo die Lasten des Staates, nachdem sie von dem unterdrückten Volke nicht mehr getragen werden konnten, die Regierung selbst zu erdrücken anfiengen, und wo die ohnmächtigen Versuche der leztern, den immer zunehmenden Verlust ihrer Kräfte theils zu hemmen, theils zu verbergen, die Aufmerksamkeit denkender und undenkender Köpfe auf sich zog. Während der nahe Untergang des Staates einerseits durch die Un-

wissenheit und Verkehrtheit des größeren Theils der Minister und ihrer Werkzeuge beschleuniget wurde, anderer seits durch die Einsichten und Treue des kleineren Theils aufs höchste nur verspätet werden konnte, — war der Gedanke an wirkliche Rettung dem Wunsche und der Spekulazion der Filosofen anheim gefallen, welche sich dieselbe nur unter der Bedingung einer Wiedergeburt, und diese nur dadurch zu denken vermochten, daß sie ihre allgemeinen Sätze an die Stelle der bisherigen individuellen Umstände zur Grundlage einer neuen Ordnung der Dinge annahmen, wobey das Lehrgebäude einer Staatsverfassung überhaupt, welche die bisherige wirkliche Regierungsform ersetzen sollte, auf keine andere weise individualisiert wurde, als daß man in allen Punkten das kontradiktorische Gegentheil der vorigen Einrichtung aufstellte, und was sich damit nicht vereinigen ließ, vernichtete. Freyheit und Gleichheit der Personen, die — in einem gewissen, bisher mehr durch bloße Gefühle als bestimmte Begriffe bekannten Sinne — von der menschlichen Natur unter jedem äußern Verhältnisse unzertrennlich sind, wurden unter die Elemente jener neuen Grundlage um so bereitwilliger und allgemeiner aufgenommen, je mehr man dieselben in der alten Verfassung, wo man nur Despoten und Sklaven wahrzunehmen glaubte, vermisset hatte. Je mehr diese Freyheit und Gleichheit den Wohlmeynenden durch den Uebermuth der Unterdrücker und das Elend der

Unter-

Unterdrückten, den Uebelgesinnten aber durch ihre eigene Herrschsucht und Habsucht ans Herz gelegt wurde: desto weniger, waren beyde, sonst so ungleichartige Klassen der Unzufriedenen aufgelegt, sich auf die Festsetzung der einschränkenden Bestimmungen einzulassen, durch welche der eigentliche Sinn jener vielbedeutenden Worte für die gründlichere Filosofie des bedächtlichen Teutschen noch immer streitig ist. So wurden in Frankreich die Rechte der Menschheit überhaupt durch seichte Filosofie aufgestellt, durch Schwärmerey und Lasterhaftigkeit ausgedeutet, und durch die Fysische Gewalt, die aus den Händen der Regierung in die Hände des Pöbels übergieng, und die bisher einzig mit der Behauptung der Vorrechte des Throns, des Adels und der Geistlichkeit beschäftiget war — zu bloßen Vorrechten des Pöbels herabgewürdiget, und als solche geltend gemacht.

Teutschland hat von dem gegenwärtigen Zustande weder seiner Filosofie nach seiner Staatsverfassung und Staatsverwaltung ein ähnliches Schicksal zu besorgen.

Bey uns hat die filosofierende Vernunft bis itzt sehr viel für die Wissenschaft, und sehr wenig durch die Wissenschaft geleistet. Unangefochten durch Verfolgungen von unfilosofischen Dienern der Kirche und des Staats — denen die französischen Filosofen eine zu frühzeitige Eintracht

tracht unter sich selbst, und ein zu voreiliges und zu weit verbreitetes Aufsehen beym großen Haufsen zu danken hatten — sind die eigentlichen Bearbeiter und Lehrer der Filosofie in Teutschland ganz sich selbst überlassen. Dagegen sind sie in unaufhörlichen Fehden unter sich begriffen, durch welche sie das Ansehen ihrer Wissenschaft in eben dem Verhältnisse von aussen schwächen, als sie die Vollkommenheit derselben von innen befördern. Jeder neue auch noch so wahre und wichtige Gedanke wird bey uns so lange angefochten, als er noch einer genaueren Bestimmtheit fähig, oder (welches für den Filosofen dasselbe ist) bedürftig ist. Während unsere Filosofie durch die Revoluzionen auf ihrem eigenen Gebiethe ihrem Einflusse auf die Felder der positiven Wissenschaften selbst Schranken sezt, werden diese Wissenschaften durch ihre historischen Hülfsquellen mit dem hartnäckigsten Fleisse und dem glücklichsten Erfolge bearbeitet; mit einem Fleisse, der ihren Pflegern keine Zeit, und mit einem Erfolge, der ihnen keine Lust übrig läßt, dasjenige was sie einmal durch die unbezweifelten Thatsachen der Geschichte fest begründet zu haben glauben, durch die Zurückführung auf die streitigen Prinzipien der Filosofen schwankend oder wenigstens verdächtig zu machen.

So nimmt bey uns die Trennung zwischen der Filosofie und den positifen Wissenschaften in dem Verhältnisse zu, als beyde auf dem Weg ihrer

rer dermaligen Kultur weiter fortschreiten, als die Eine zu den lezten und allgemeinsten Prinzipien höher hinaufsteigt, und die andern sich tiefer in das historische Detail herablassen.

Es ist bereits auf beyden Seiten so weit gekommen, daß an eine Vereinigung dieser so sehr abgesonderten und heterogenen Erkenntnißarten nicht eher zu denken ist, als bis es den Filosofen gelungen seyn wird, zu den einzig möglichen, und folglich auch wirklichen letzten Prinzipien ihre Wissenschaft zu gelangen, bey welchen ihnen das Einverständniß über dieselben unvermeidlich, alles weitere Hinaufsteigen unmöglich, gemeinschaftliches Herabsteigen nothwendig, und gegenseitige Annäherung zwischen Ihnen und den positifen Gelehrten möglich wird. Bis zu dieser Epoche, — die freylich für izt noch von den meisten Filosofen von Profession für die überschwängliche Idee eines gutherzigen Schwärmers angesehen wird — muß unsre Filosofie immer abstrakter, unsre positife Gelehrsamkeit immer konkreter werden; die erstere durch die Subtilität und Vieldeutigkeit ihrer Resultate sich immer mehr von der Anwendbarkeit entfernen; die letztere durch die Menge, Mannigfaltigkeit, und Verwicklung ihrer Materialien das Gedächtniß ausschliessend beschäftigen und die Denkkraft betäuben. Bey uns sind gegenwärtig die öffentlichen Angelegenheiten durch den Zustand unserer Wissenschaften selbst sowohl gegen die Nachtheile einer

seichten

seichten als gegen die Vortheile einer gründlichen Filosofie gesichert.

Die teutsche Staatsverfassung und Staatsverwaltung ist in jeder wesentlichen Rücksicht von den vormaligen französischen verschieden. Frankreich wurde durch einen einzigen und unumschränkten, Teutschland wird durch viele und umschränkte Fürsten regiert. Die Beamten des Staates, welche Frankreich im Namen seines Königs beherrschten, wurden durch ihr gemeinschaftliches Interesse angetrieben, jeder Einschränkung der königlichen Gewalt entgegen zuarbeiten; und es war ihnen nach und nach gelungen, die Willkühr des Monarchen, ein blindes Werkzeug in der Hand der ihrigen, über alle positive Gesetze zu erheben. Die Regenten Teutschlands sind durch ihr gemeinschaftliches Interesse genöthiget, die Gesetze der Konstituzion aufrecht zu erhalten, durch welche zwar ihre Souveränität in Rücksicht auf die Willkührlichkeit eingeschränkt, aber auch in Rücksicht auf ihr Wesen und ihre Grundlage sicher gestellt wird. In Frankreich endlich sind die Verfassung und Verwaltung des Staats durch den Misbrauch der Willkühr, welche der letztern durch die erstere eingeräumt war, bis zu einer Ohnmacht geschwächt worden, bey welcher sie sich gegenseitig nicht mehr zu unterstützen vermochten, und wodurch sie der Willkühr eines Volkes Preis gegeben wurde, das mit beyden eben so sehr unzufrieden,

als mit vernünftiger Freyheit und vernünftigem Gehorsam unbekannt war; eines Volkes, das den höchsten Grad derjenigen Kultur erreicht hatte, welche, weil sie in bloßer Verfeinerung der Sinnlichkeit besteht, die Moralität der Sitten und die Gründlichkeit der Wissenschaften in eben dem Maaße zerstört, als sie Sitten und Wissenschaften zu bloßen Erscheinungen des Luxus herabwürdiget. Die Verfassung unsres Vaterlandes hingegen erhält, im Ganzen genommen, durch die beschränkte Willkühr der Verwaltung genau so viele Festigkeit, als sie bedarf, um derjenigen allmähligen Verbesserung fähig zu seyn, ohne welche jede menschliche Einrichtung unaufhaltsam ihrem Untergange entgegen eilt. Und diese Verbesserung wird durch den Karakter unsrer Kultur, die, in Rücksicht auf Verfeinerung, durch unsre Verfassung eben so sehr beschränkt, als, in Rücksicht auf eine gewisse Gründlichkeit, begünstiget wird, keineswegs unmöglich, aber desto mehr unentbehrlich gemacht.

Politische Revoluzionen sind gegenwärtig bey uns unmöglich, aber Reformazionen vielleicht mehr als jemahls nothwendig. Verbesserung unsrer Verfassung ist durch keine Gewalt, weder der Fürsten noch der Unterthanen, sondern nur durch bessere Einsicht und guten Willen möglich Sie kann und muß vornehmlich von dem Geiste unsrer Staats- und Rechtskundigen ausgehen, und setzt Revoluzion in unsern positi-

ven

den Staats- und Rechtswissenschaften voraus, die sich mit dem höchsten Grade einer einseitigen historischen Gründlichkeit, zugleich dem höchsten Grade einer unfilosofischen Seichtigkeit zu nähern scheinen. Die Form dieser Wissenschaften muß sich bey uns in dem Verhältnisse verschlimmern, als dieselbe durch den blossen Stoff bestimmt zu werden fortfährt, und als die Gelehrsamkeit durch die Menge und Rohheit ihrer Materialien den Geist des Gesetzkundigen, der auf sie als seine einzige Nahrung eingeschränkt ist, zu ersticken droht. Bey uns glaubt der künftige Gesetzkundige seine Wissenschaft zu studieren, indem er das unermeßliche Aggregat unserer positiven Gesetze und Rechte, und den ungeheuren Apparat der hiezu gehörigen historischen Hülfswissenschaften so gut es angeht seinem Gedächtnisse aufdringt; und unsre wirklichen Gesetzkundigen glauben an der Verbesserung ihrer Wissenschaft zu arbeiten, indem sie jenen Apparat durch unbenutzte Urkunden und unbekannte Thatsachen bereichern, und das Verzeichniß des Ganzen in bequemere Tabellen bringen. Die Einrichtung des teutschen Staatskörpers ist so sehr zusammengesetzt, so mannigfaltig, und so verwickelt, daß derjenige, der den gegenwärtigen Zustand und die Entstehung desselben auch nur zu beschreiben, und die positifen Gesetze, die ihm im Ganzen und in den einzelnen Theilen zum Grunde liegen, auch nur zu benennen weiß, nicht bloß in seinem eigenen

nen Augen für einen ausserordentlichen Mann gelten muß. Durch die leidige Verwechselung der Gelehrsamkeit mit der Wissenschaft wird unsre Staatskunde immer mehr zur bloßen Statistik, unsre Rechtswissenschaft zur eigentlichen Rechtsgelehrsamkeit, während die Quelle der praktischen Prinzipien, das Fundament unsrer Staatskunst und unsrer Rechtspflege, immer auffallender die bloße Observanz wird, welche keineswegs die Willkühr des Stärkern ausschließt, und durch ihre natürliche Folgen — politische Orthodoxie und juristischen Empirismus — jede Unterscheidung zwischen Staat und Regenten, zwischen Geist und Buchstaben des Gesetzes, zwischen dem was würklich ist, und dem was seyn soll, unmöglich macht.

Wenn also unser teutsches Vaterland einerseits durch die unstreitigen Vorzüge seiner Verfassung, so wohl, als durch die Gründlichkeit seiner Filosofen von Profession, sehr weit von der traurigen Nothwendigkeit entfernt ist, sich einer seichten Filosofie in die Arme werfen zu müssen: so wird ihm doch, andererseits, durch nicht weniger unstreitige Fehler seiner Verfassung sowohl, als durch den Zustand seiner politischen und juristischen Gelehrsamkeit, der Beystand einer gründlichen Filosofie um so unentbehrlicher, je mehr seine fleissigen, gelehrten und geübten Geschäftsleute dieses Beystands überhoben seyn zu können

glauben. Teutschland dürfte mehr von der tiefen Gelehrsamkeit seiner Eingebohrnen als von der seichten Filosofie seiner Nachbarn, mehr von den unfilosofischen Vertheidigern als von den filosofischen Tadlern seiner Konstituzion, mehr von einem einseitigen, partheyischen und steifen Staatsbürgersinn, als von einem schwankenden, geschmeidigen und unpatriotischen Weltbürgersinn, zu dem es so wenig aufgelegt ist, zu besorgen haben. Wenn der gewöhnliche französische Weltbürger dem Staate dadurch verderblich wird, daß er diejenigen Schranken der Freyheit und Gleichheit aufhebt, ohne welche sich die Gründung und Erhaltung eines Staates gar nicht denken läßt: so muß der gewöhnliche teutsche Staatsbürger dem Staate dadurch gefährlich werden, daß er auf solchen Einschränkungen der Freyheit und Gleichheit besteht, durch welche nicht nur der Wohlstand, sondern so gar die Fortdauer eines Staates untergraben wird.

Die Willkührlichkeit der Staatsverwaltung, der Muthwille der Großen, und das Elend des gemeinen Mannes sind bey uns Gottlob! noch sehr weit von demjenigen Uebermaaße entfernt, ohne welches die unreifen Prinzipien der französischen Filosofie sich nie weit über die Studierstuben hinaus verbreitet haben würden, und durch welches dieselben in Frankreich den Köpfen und Herzen des großen Hauffens gleichsam mit Gewalt aufgedrungen worden sind. Allein, wer wird es läugnen kön-

können, daß unsre Verfassung keineswegs das Werk der bloßen Weisheit allein, sondern zugleich auch der Leidenschaften und der Zufälle sey; daß in derselben die Willkühr der Beherrscher weit mehr in Rücksicht auf ihre gegenseitigen Verhältnisse unter einander, als in Rücksicht auf die Unterthanen beschränkt ist, und daß manche unsrer politischen Gesetze ihre Entstehung, Beschaffenheit und Fortdauer mehr dem Interesse der Regenten als der Regierten zu danken haben? Welcher Gutgesinnte wird seinem Fürsten nicht jeden Vortheil gönnen, der ihm die Lasten seines schwehren Berufes erträglich macht? und welcher Helldenkende wird die Regierung nicht lieber durch ihre eigene Weisheit und Gerechtigkeit, als durch fysische Gränzen ihrer Gewalt, beschränkt wissen? Allein welcher Gutgesinnte und helldenkende Patriot wird auch zweifeln können, daß jeder — sey es im Ganzen noch so unbedeutende Grad von Willkührlichkeit in der Verwaltung, von Muthwillen der Großen, und von Elend des gemeinen Mannes, der durch die Verfassung weder verhindert noch aufgehoben werden konnte, sich nach und nach bis zum äussersten treiben ließe, wenn der Geist der Humanität, welcher die Gesinnungen unsrer Regenten zu mildern und die Denkart unsrer Staats- und Rechtskundigen aufzuheitern bisher geschäftig war, wieder verdrängt, wenn der Despotismus, der bey uns nichts weniger als die Absicht der Gesetzgeber und Gesetzkundigen bis izt gewesen seyn konnte, durch

neue Maßnehmungen und Vorkehrungen zu einem zweckmäßigen System der Regierungskunst erheben würde?

Anarchie ist freylich verderblicher als Despotismus. Sie verhält sich zu ihm, wie der Tod zur Krankheit. Allein wir müssen diesen Tod für unser Vaterland in der Krankheit fürchten lernen, die ihn allein herbeyführen kann, und die durch ein panisches Schrecken vor ihm überhand nehmen muß. Die französische Revoluzion scheint mir weniger durch das Anlockende, womit sie anfangs begleitet war, als durch das Empörende und Zurückstoßende, das sie in der Folge angenommen hat, für uns gefährlich zu seyn. Abscheu und Entsetzen vor den verheerenden Erscheinungen misverstandener Freyheit und Gleichheit reissen auch den unbefangensten Beobachter unvermerkt und unwiderstehlich zu dem entgegengesetzten Extreme hin, und söhnen ihn mit der willkührlichen Gewalt von was immer für einer Regierungsform aus, mit welcher auch nur einige Ueberreste bürgerlicher Ordnung bestehen. Wer hätte nicht seit ein paar Jahren lieber in Konstantinopel als in Paris gelebt? Der entschiedenste Gegner des Despotismus sieht an demselben unter den Schrecknissen der Anarchie nichts als die Nothwehr gegen die zerstöhrende Gewaltsamkeit eines zügellosen Pöbels, und die moralisch-politischen Prinzipien, die er kurz vorher aufgestellt oder verbreiten geholfen hat, werden ihm durch ihren Misbrauch verdächtig, der

ihm nunmehr, da er die Menschen seines Zeitalters durch eine so unvermuthete Erfahrung besser kennen gelernt zu haben glaubt, unvermeidlich scheint.

Wie sehr muß diese angstvolle Gemüthsstimmung das sonst so scharfsichtige Auge des geistreichen und wohlwollenden Verfassers der Betrachtungen über die französische Revoluzion geblendet haben, da derselbe allenthalben fast lauter Freunde und Lobredner dieser Revoluzion wahrzunehmen, *) „die tyrannische Verheerungstheorie der Franzosen der Alleinherrschaft nahe" — „und Ehre und Succoß des Schriftstellers fast ganz auf diese Parthey übergegangen" glaubte! Schon seit einer sehr geraumen Zeit her haben der Jakobinerklubb, und die durch ihn beherrschten Nazionalversammlungen, durch ihre Verhandlungen und Beschlüsse die einseitigsten Freunde und eifrigsten Lobredner der französischen Prinzipien unter uns auf eine weit nachdrücklichere Weise widerlegt und zum Stillschweigen gebracht, als es weder Burke durch seine donnernde Beredsamkeit, noch der obenerwähnte Schriftsteller durch die mit eben so viel Licht des Geistes als Wärme des Herzens geschriebenen Abhandlungen, womit er seine teutsche Bearbeitung des Burkschen Werkes begleitet hat, erwarten und — wünschen konnten. Denn leider ist diese Widerlegung nicht, wie z. B. die Gen-

 zische,

*) Im ersten Bande, in der Einleitenden Abhandlung.

tische, durch Prinzipien bewirkt, welche zugleich die Denkart der Anarchie und des Despotismus niederschlagen, sondern durch Thatsachen, welche in den Augen der erschrockenen Zuschauer den Despotismus gegen die Anarchie rechtfertigen, die Regierungen zu übereilten Maßregeln für ihre Sicherheit reitzen, den Fürsten Publicität, Denk- und Preßfreyheit verhaßt machen, die alte Gleichgültigkeit der Staatskundigen, Rechtsgelehrten und Geschäftsleute gegen alle Filosofie zur Verachtung herab stimmen, und der bey uns keineswegs unbeträchtlichen und unbedeutenden Menge theils schlauer theils schwachköpfiger Eiferer, welche jede Warnung gegen Despotismus und Aberglauben als eine Aufforderung zur Anarchie und zum Unglauben zu verschreyen im Besitz sind, überwiegenden Einfluß verschaffen können.

Die französische Revoluzion nach der leidigen Wendung, welche dieselbe genommen hat, und unter den gegenwärtigen Umständen überhaupt, lobpreisen, oder auch nur entschuldigen zu wollen, setzt meines Erachtens eine Tollkühnheit voraus, die sich kaum ein Thomas Paine unter uns zu Schulden kommen lassen dürfte, und die allenthalben, wo nicht etwa die Obrigkeit durch ihre Zwangsmittel dem freyen Urtheil des denkenden Publikums zuvorkömmt, durch den Unwillen und die Verachtung aller vernünftigen Verfechter der Rechte der Menschheit gezüchtiget werden würde.

Allein

Allein die Gründe anzugreifen, welche man unter uns bisher und gewöhnlich der Revoluzion entgegen gestellt hat, ist ein Unternehmen, wozu um so viel mehr Muth gehört, je mehr auch die unbefangensten Selbstdenker bey der dermaligen Stimmung der Gemüther geneigt seyn dürften, dasselbe unzeitig und bedenklich zu finden. Gleichwohl darf es itzt am allerwenigsten verheelt werden, daß die eigentlichen Ursachen des Abscheues, den der größere Theil der vornehmen Welt, und selbst unserer Staatskundigen und Rechtsgelehrten, vor den Maaßregeln der französischen Demokraten fühlt und zu Tag legt, um nichts gerechter, probehältiger und menschlicher ist, als die eigentlichen Beweggründe dieser Demokraten selbst. Da jene Ursachen, durch das unsinnige und abscheuliche Betragen der letztern, und durch die jedermann in die Augen springenden Folgen desselben, bey dem großen und und gedankenlosen Hauffen ein eben so großes als nachtheiliges Gewicht erhalten müssen: so könnte wohl kaum etwas unzeitiger und bedenklicher seyn, als wenn auch unsre wohlgesinnten Selbstdenker, während sie den sich selbst widerlegenden Demokratismus befehden, wäre es auch nur dnrch ihr Stillschweigen, dem Aristokratismus, der mit jeder neuen Freselthat seines französischen Antagonisten sein Haupt stolzer erhebt, das Wort reden wollten. Der äusserst merkwürdige Umstand, daß sich der gemeine und gesunde Verstand durch das Gefühl

von Recht und Unrecht wirklich so laut und so allgemein gegen den französischen Demokratismus erklärt, und eben darum und dadurch für den teutschen Aristokratismus zu erklären scheint, macht es zum dringenden Bedürfnisse, diesen Schein zu zerstreuen, und legt den wenigen auserwählten Schriftstellern die strengste Pflicht auf, sich durch ihre Sprache, so bestimmt und so nachdrücklich als sie nun immer vermögen, von den heuchlerischen Aposteln der Unterdrückung nicht weniger als von den unverschämten Sachwaltern der Zügellosigkeit zu unterscheiden.

Die französischen Filosofen haben sich vor der Revoluzion durch die Erscheinungen des Despotismus zu unbehutsamen Urtheilen über die Fundamente der Staatsverfassungen verleiten lassen, welche der darauf gefolgten Anarchie nicht wenig zu statten kommen. Die teutschen Filosofen würden wider ihren Willen den Despotismus begünstigen, wenn sie sich durch die Erscheinungen der Anarchie zu eben so unbehutsamen Urtheilen über das was man izt französische Prinzipien nennt verleiten lassen. Der wirkliche Antheil dieser Prinzipien an dem Umsturz der französischen Monarchie und an den Verwüstungen, die auf denselben gefolgt sind, wird sowohl von Filosofen als Unfilosofen, von den Einen aus Haß, von den andern aus Vorliebe für alle Filosofie überhaupt, viel zu hoch angeschlagen. Die Beurtheiler der seit dem 10 Aug.

voris

vorigen Jahres wieder umgestürzten Konstituzion irren sich nicht weniger als sich die wohlmeinenden unter den Verfassern derselben geirrt haben, indem sie die in der Deklarazion der Rechte der Menschen aufgestellten Prinzipien, ich will nicht sagen für die Triebfedern der Revoluzion, sondern auch nur für die vornehmsten Ursachen des guten und schlimmen Inhalts der Konstituzion selbst ansehen.

Da die Filosofie zur Zeit noch nichts weniger als eigentliche Wissenschaft ist, da sie kein anerkanntes Fundament aufzuweisen hat, und durchaus keine Prinzipien besitzt, über deren Sinn auch nur ihre größten Kenner und Pfleger unter sich einig wären: so kann sie nicht nur kein wahres Einverständniß der Selbstdenker über die Beurtheilung moralischer Angelegenheiten, sondern auch keine diese Angelegenheiten betreffende Ueberzeugung begründen — die nicht schon ohne die Gründe, die sie dafür angiebt, vorhanden gewesen wäre. Alles Filosofieren bestand bis itzt aus einem aufgerathewohl angestellten Zergliedern von bereits vorhandenen, nach unbekannten Gesetzen erzeugten, richtigen und unrichtigen Begriffen — im Aufsuchen der Beweise zu schon aufgestellten Behauptungen — in dem Bestreben nach dem Bewußtseyn der Gründe zu lauter solchen Ueberzeugungen, die schon vor jenem Bewußtseyn, und folglich auch ohne dasselbe angenommen waren. Man fiel daher keineswegs, wie man durch eine sehr

natürliche Täuschung dafür hält, den Folgen um der Gründe willen bey; (denn alle diese Gründe sind in ihren streitigen Fundamenten bis auf den heutigen Tag unausgemacht) sondern man ließ die an sich selbst unbestimmten und unerwiesenen Gründe um der Folgen willen gelten, die man aus ihnen begriffen zu haben meynte; und so begründete die Ueberzeugung die man begründen wollte, den Beweis, durch den sie hätte begründet werden sollen. Ich glaube mich daher auch keineswegs zu irren, in dem ich diejenigen Ueberzeugungen, die an der Revoluzion, und vorzüglich an der Konstituzion, wirklichen Antheil haben, nicht so viel in den Behauptungen der Deklarazion der Rechte, als vielmehr die Gründe dieser Behauptungen in jenen Ueberzeugungen aufsuchen zu müssen denke.

Diese allgemeinen Sätze aus den französischen Naturrecht sind auch in der That nicht das schlimste, was bey Gelegenheit der Revoluzion zum Vorschein gekommen ist. Rechtschaffene Männer und Böswichter haben sich über diese unbestimmten Formeln vereiniget, und sich auf dieselben als die allgemeinsten und letzten Gründe der Maaßregeln berufen, nach welchen sie bey ihrem gefährlichen Geschäfte zu Werke gegangen sind. Ich behaupte, daß diese Formeln weit schlimmer sind, als die Gesinnung der Rechtschaffenen, und weit besser, als die Absichten der Böswichter, welche durch dieselben ausgedrückt und verborgen werden sollen.

Wenn

Wenn diese zwey so ungleichartigen Klassen von Menschen irgend ein Resultat gemeinschaftlich festsetzen: so kann man gewiß seyn, daß der Eigennutz den Einen mit der Wahrheitsliebe der Andern zufälliger Weise auf Einem Punkte zusammengetroffen sind; und wenn das Resultat (wie dieses bey jeder Angelegenheit der positiven Gesetzgebung wirklich der Fall ist) mit den Begriffen von Recht und Unrecht zusammenhängt: so wird der Böswicht so wohl als der Rechtschaffene den Grund seiner Ueberzeugung durch irgend einen Satz angeben, der die Rechtmäßigkeit ihres gemeinschaftlichen Resultates begründen und ausdrücken soll. Aber der Böswicht wird, — entweder durch seine Eigenliebe getäuscht, oder um andere zu täuschen, — sich an die Formel des Rechtschaffenen halten, die wegen ihrer Unbestimmtheit eben so wenig die ganze und reine Gesinnung des letztern ankündigt, als die eigentliche Absicht des erstern ausschließt, und daher von diesem viel schlimmer, von jenem viel besser gemeynt ist, als sie lautet. In dem vor uns liegenden Falle haben sich die französischen Gesetzgeber erklärt, bey ihrem Werke die angebohrne und unverlierbare Freyheit und Gleichheit vorzüglich vor Augen gehabt zu haben. Allein die Gutgesinnten unter ihnen konnten, ohne sich selbst zu widersprechen, durch diese Ausdrücke nichts anders bezeichnen wollen, als was jeder Selbstdenker sich in dem Begriffe der Gerechtigkeit überhaupt, mehr oder weniger

bes-

bestimmt, denken muß. Die Uebelgesinnten hingegen dachten dabey mehr an sich selbst als an die Nazion, mehr an die Erniedrigung der ihren Neid reizenden Großen als an die Erleichterung des gemeinen Mannes, mehr an die Möglichkeit im Nahmen des Volkes zu herrschen, als an die Nothwendigkeit einem unterdrücktem Volke aufzuhelfen.

Wenn die französische Filosofie die Entwicklung der Begriffe von Gerechtigkeit, Sittlichkeit und Freyheit auch nur halb so weit bis zu ihren letzten Bestandtheilen fortgeführt hätte als die teutsche; so würden sich entweder die Verfasser der Konstituzion nie entschlossen haben, Prinzipien aus dem wissenschaftlichen Naturrechte in den Kodex der positifen Gesetze aufzunehmen; oder es würde ihnen wenigstens unmöglich geworden seyn, dieselben durch so unbestimmte Begriffe zu denken, und durch so vieldeutige Formeln auszudrücken, daß sich die Zerstörer der bürgerlichen Ordnung, eben so gut als die Gründer und Vertheidiger derselben, ohne dem Sprachgebrauch Gewalt anzuthun, auf jene Prinzipien berufen können.

Dieser Vorwurf kann freylich von der französischen Filosofie nicht abgewälzt werden. Aber er trift keineswegs die Filosofie überhaupt.

Die Unsrige macht, auch schon in ihrem gegenwärtigen Zustande, die Vereinigung denkender

Köpfe

Köpfe über solche Prinzipien, und dadurch das Einverständniß über Grundirrthümer, unmöglich. Allein, wenn man ihr gleich noch nicht nachrühmen kann, daß sie wirkliches Einverständniß über Grundwahrheiten erzeugt hätte: so muß man dabey nicht vergessen, daß dasjenige, was nur von der bisherigen, die ihre Prinzipien erst aufzusuchen hatte, gilt, keineswegs auch von der künftigen gelten kann, welche ihre Prinzipien gefunden haben wird. Nichts ist in den mir bekannt gewordenen Beurtheilungen der Revoluzion und Konstituzion gewöhnlicher, als die Verwechslung sowohl der Filosofie überhaupt mit der Französischen, als desjenigen, was die Filosofie bis itzt geleistet hat, mit dem was sie leisten kann und soll; und selbst mancher unsrer vorzüglichsten Schriftsteller hat sich über diesen wichtigen Punkt lange nicht sorgfältig genug ausgedrückt.

Herr Rehberg hat in seinen interessanten und lehrreichen Untersuchungen über die französische Revoluzion sich vorgesetzt (S. S. XVIII der Vorrede:) „die Grundsätze zu entwickeln und zu prüfen, auf denen die Systeme beruhen, nach denen „man das Reich hat reformieren wollen, so wohl „diejenigen welche verworfen worden sind, als „auch, und zwar vorzüglich, diejenigen auf welchen „die herrschende Denkart des Zeitalters (?) „beruht, und in denen die erste Quelle (?) des „neuen wirklich eingeführten Systems zu suchen „ist." Er zeigt in diesem Werke die Ungereimtheit

heit aller Versuche, Staatsverfassungen auf bloße Prinzipien *a priori* zu gründen; die Unmöglichkeit, aus den allgemeinen Begriffen des Naturrechts diejenigen Einrichtungen und positiven Gesetze abzuleiten, ohne welche bürgerliche Verfassungen durchaus nicht bestehen können; und stellt mit treffenden Zügen sowohl die politischen Widersinnigkeiten als die moralischen Abscheulichkeiten, deren sich die Urheber und Beförderer der Revoluzion, unter dem Vorwande die Rechte der Menschheit geltend zu machen, schuldig gemacht haben. Dieß alles durfte freylich nicht so viel unsren Staatskundigen und Rechtsgelehrten gesagt werden, die gegen die Gefahren der Filosofie gewöhnlich nur allzusehr schon auf ihrer Hut sind; aber desto wichtiger und unentbehrlicher sind diese Belehrungen für unsre Popular-Filosofen, welche ohne von den neuesten Verhandlungen auf dem Gebiethe der strengen Wissenschaft die geringste Kenntniß zu nehmen, fortfahren, durch ihre schaalen Gemeinplätze und vieldeutigen Formeln, unsre Theologie, Jurisprudenz und Politik, nach Art ihrer französischen Geistesverwandten, reformieren zu wollen. Die ehemaligen Lobredner der Revoluzion, die meistens in diese Klasse gehören, können sich aus den Rehbergschen Untersuchungen überzeugen, daß es keineswegs des 10. Augusts, 2 Sept. und 21. Jänners bedurft hätte, um ihren Enthusiasmus über den vermeyntlichen Triumf der Filosofie herab- und in Bestürzung, Unwillen und

Ent-

Entsetzen umzustimmen. Allein da unsre Filosofen überhaupt so selten und so wenig Staatskundige, als unsre Staatskundigen Filosofen sind: so dürfte Herr Rehberg über manche seiner Begriffe von dem Verhältnisse der Filosofie zur Staatskunst und Gesetzgebung um so leichter misverstanden werden, je nachdrücklicher und kürzer er seine Ueberzeugungen hierüber vorgetragen hat. Vorzüglich dürften die meisten seiner Leser dafür halten: er habe die Filosofie überhaupt von allem wesentlichen und unmittelbaren Einfluß auf positife Gesetzgebung ausschliessen wollen; ein Mißverständniß, das ihm den bittern Tadel unsrer seichten Filosofen und das eckelhafte Lob unsrer gedankenlosen Politiker unfehlbar zuziehen würde.

Ich will aus den vielen hiehergehörigen Stellen seines Buches nur Eine hier anführen, und mit einigen Bemerkungen begleiten. Er schreibt (S. 4. 1. B.) „Ehe die allgemeinen und höchsten Prinzipien des alles umfassenden Systems „aus dem jene Grundsätze" (der franz. Staatsreformatoren) „entsprungen" (sind) „auseinander gesetzt" (werden) „und ihr Werth geprüft „wird, muß bemerkt werden, daß es unmöglich „ist, diese höchsten und abstraktesten Begriffe, „und die aus ihnen entspringenden Grundsätze so „zu behandeln, daß sie eben so leicht einzusehen „und zu beurtheilen wären, als historische, oder „andere filosofische aus der Erfahrung genom-

„mene Begriffe und Vorstellungen.“ — (Es war ein Hauptfehler der französischen Filosofie, daß sie Prinzipien, als solche, anwendete, bevor dieselben durchgängig bestimmt waren; daß sie von den abstrakten Grundbegriffen, ehe sie dieselben völlig entwickelt hatte, zum konkreten Gebrauch derselben herabstieg, und daß sie Sätze als die höchsten und allgemeinsten angab, die auf diesen Rang nicht den geringsten Anspruch machen konnten. Ob nun Hr. R. die Grundbegriffe und Grundsätze, welche den Franzosen für die höchsten und allgemeinsten gelten, oder diejenigen, die es in der That sind und bey den Französischen nur unentwickelt und unrichtig vorausgesetzt wurden, verstanden wissen wolle, ist ungewiß, und wird durch die unmittelbar folgenden Aeusserungen noch ungewisser.) — „Viele, auch sehr verständige „Männer verlachen alle diese metafysischen Spekulazionen als Träumereyen, die keiner Anwendung „fähig, und daher von keinem Werthe seyen. In „wissenschaftlicher Rücksicht ist dieses ein seichtes „und eingeschränktes Urtheil. Denn da kömmt „man nie zu etwas Gutem und Festem, bis man „die Natur des Bodens, auf den man bauen will, „ganz vollkommen erforscht hat, sollte man „auch finden, daß es eine Untiefe ist.“ — (Hier ist doch wohl unstreitig nicht mehr bloß von der Filosofie der Franzosen die Rede) — „Aber auch „in praktischer Absicht ist es nicht mehr erlaubt so „zu denken.“ — (Zu denken, daß alle metafisi-

schen

ſchen Spekulazionen Träumereyen und von keinem Werthe ſind. Warum nicht mehr erlaubt? War es ſonſt erlaubt, oder, beſtimmter zu reden, verſtändig, den wiſſenſchaftlichen Prinzipien in praktiſcher Abſicht allen Werth abzuſprechen? Wozu alsdann Wiſſenſchaften überhaupt?) „Es koſtet „Frankreich ſehr viel, daß die ſpekulativen Köpfe „ſich in dieſe Grübeleyen, wie man es wohl „nennen mag, vertieft, und ſo viele Menſchen mit „hinein gezogen haben, die zu einem ſo abſtrakten „Raiſonnement nicht fähig waren. Dieſe Meta„fyſik hat die franzöſiſche Monarchie zertrümmert, „und eine Revoluzion zu Stand gebracht, von „deren Gleichen nie gehört worden.“ — Es muß freylich einer Nazion theuer zu ſtehen kommen, wenn ihre Repräſentanten, denen die Verbeſſerung der Staatsverfaſſung anvertraut iſt, ſich auf nichts weiter als ſpekulative Filoſofie, und auch auf dieſe ſo ſchlecht verſtehen, daß ſie nicht, ſelbſt aus der Natur und dem Inhalt der allgemeinen und höchſten Begriffe, die Unzulänglichkeit derſelben einſehen, ohne Beyhülfe der Erfahrung und Zuziehung der individuellen Bedürfniſſe der Nazion eine Staatsverfaſſung zu begründen; wenn ſie ſogar ſo wenig Filoſofen und Politiker ſind, daß ſie, was ſich nur durch die Kenntniß jener Bedürfniſſe beſtimmen läßt, durch abſtrakte und noch dazu ſchwankende Theoreme des Naturrechts feſtſetzen wollen. Allein dieſes Betragen der franzöſiſchen Geſetzgeber beweiſet durch-

aus nichts gegen den Werth der spekulativen Filosofie überhaupt in Rücksicht auf das Praktische, sondern bloß, daß Frankreichs Filosofen noch lange nicht tief genug geforscht, und noch nichts weniger als die allgemeinsten und höchsten Prinzipien des Naturrechts aufgestellt haben. Diese Prinzipien würden ihnen alles Grübeln unmöglich gemacht haben, welches doch nur lediglich darin bestehen kann, daß man in unentwickelten abstrakten Begriffen sucht und zu finden glaubt, was in ihnen nicht enthalten ist, und auch nicht gesucht werden kann, wenn sie einmal völlig entwickelt sind. Eine aus solchen Prinzipien bestehende Metafysik würde eben so viel beygetragen haben, die Zertrümmerung der Monarchie zu verhindern, als die französische beygetragen hat dieselbe zu befördern. Uebrigens kann eine Staatsverfassung durch die seichteste Metafysik eben so wenig zertrümmert, als durch die gründlichste aufgebaut werden; und sie muß, wie bey der französischen wirklich der Fall gewesen ist, in ihren morschen Trümmern kaum mehr zusammen halten, wenn seichte Spekulazionen der Filosofen zu ihrem völligen Umsturz auch nur beyzutragen vermögen sollen.

Filosofische Prinzipien können auf zweyerley Art schädlich werden; durch Unbestimmtheit ihres Sinnes, und durch Misbrauch in der Anwendung. Man würde die Wirkungen der Unwissenheit, der Unklugheit, der Schwärmerey, der Herrschsucht,

und

und Habsucht der französischen Demokraten auf die Rechnung der Vernunft selber setzen müssen, wenn man die Filosofie überhaupt wegen des Misbrauchs beschuldigen wollte, der bey der Revoluzion von ihren Prinzipien gemacht worden ist. Allein auch bey der Beurtheilung des Nachtheils, der aus der Unbestimmtheit der Prinzipien erfolgt, kann man der Filosofie sehr leicht zu nahe treten.

Jedes nicht völlig bestimmte filosofische Urtheil ist, als ein bloßer allgemeiner Satz angenommen, halbwahr, als ein eigentlicher Grundsatz aber, das heißt, in der Eigenschaft eines völlig ausgemachten und durchgängig bestimmten Satzes gebraucht, wird es ganz falsch. So wird z. B. durch die Behauptung: persönliche Freyheit und Gleichheit ist allen Menschen angebohren und unverlierbar, ein Urtheil ausgedrückt, das im Kontexte einer Abhandlung, in welcher der eigentliche Sinn desselben aus dem Vorhergehenden und Nachfolgenden erhellen könnte, ganz wahr seyn würde. Ohne alle Erörterung aufgestellt, würde es nur halbwahr, das heißt nur in so ferne wahr seyn, als man die gehörigen Einschränkungen hinzu denken kann, die aber durch seinen Ausdruck keineswegs bezeichnet sind. Zum Grundsatz endlich erhoben, würde es ganz falsch werden müssen, weil es alsdann als ein ganz wahres, keiner Einschränkung bedürftiges und fähiges Urtheil, und als ein ohne Ausnahme geltender

Satz angesehen würde. Alles was aus einem solchen Grundsatze gefolgert wird, muß dann eben so unrichtig seyn, als er selbst ist. So ist zum Beyspiel die Aufhebung des Adels, in wieferne sie durch jene als Grundsatz gebrauchte Behauptung angeblich begründet ist, völlig grundlos, und widerspricht sogar dem eigentlichen Sinne, in welchem jene Behauptung, unter näheren Bestimmungen gedacht, völlig wahr ist. Sie ist, als willkührlicher Zwang und Verletzung des Eigenthums, derjenigen angebohrnen und unverkenntbaren Freyheit und Gleichheit zu wider, ohne welche sich keine Heiligkeit der Verträge, kein Recht überhaupt, und folglich auch keine andere als eine auf willkührliche Gewalt gegründete schlechterdings despotische Verfassung denken liessen.

Herr Rehberg unterwirft in seinen Untersuchungen die Deklarazion der Rechte der Menschen einer besondern Prüfung, der ich um so mehr hin und wieder eine größere Bestimmtheit gewünscht hätte, da sie hauptsächlich den Fehler der Unbestimmtheit zu rügen hatte. „Gleich der „erste Paragraph" (schreibt er S. 119.) „dieser „Deklarazion enthält die ungeheuerste Unwahr„heit, welcher die ganze Konstituzion selbst wider„spricht. Les hommes, heißt es, naissent et „demeurent libres et egaux en droits. Das „ist schlechterdings in keinem Sinne wahr. „Man sieht wohl ungefähr, woher dieser mon„strüse

„ströse Gedanke entspringt. Die metafysischen „Gesetzgeber der Franzosen haben daran gedacht, „daß alle Menschen vor dem Richter gleich sind, „daß Gesetze einen wie den andern binden, und „daß hieraus eine Gleichheit des Rechts entspringt, „vermöge dessen die Rechte des Einen so heilig „sind, als die Rechte jedes andern. Aber ist „das eine Gleichheit der Rechte?" Unstreitig soll dieses harte Urtheil den angeführten Satz nur in so ferne treffen, als derselbe in der Eigenschaft eines Grundsatzes aufgestellt ist, und unter den Gesetzen, welche einen wie den andern binden, sollen hier keineswegs solche verstanden werden, die keine andere Sankzion haben als Naturnothwendigkeit und Zwang, und die also nur in so ferne binden, als man nicht unter Begünstigung des Zufalls durch überwiegende Stärke oder List den Zwang vereiteln kann. Gewiß ist von denjenigen Gesetzen die Rede, durch welche jeder Mensch über alle bloße Sachen hinausgehoben, und ihm, als Person, Freyheit von jeder bloß willkührlichen Behandlung von anderen Personen, die als solche seinesgleichen sind, zugesichert wird. Gewiß findet Hr. B. jene unbestimmte Behauptung der Deklarazion nur in der Ausdehnung, in welcher sie ausgedrückt, nur in den Bedeutungen, in welchen sie durch sehr viele Verfügungen der Konstituzion angewendet ist, nur in den Begriffen, die ihr der Fanatismus der Demokraten unterlegt, schlechterdings falsch. Allein

seine Prüfung der französischen Prinzipien wird, und mich dünkt nicht ohne Veranlassung von seiner Seite, sowohl von denen, welche Freyheit und Gleichheit der Menschen ohne alle Einschränkung predigen, als von denen, welche beyde ohne alle Einschränkung verwerfen, von der seichten französischen Filosofie und von der barbarischen Unfilosofie vieler teutschen Politiker, von unsren Demokraten und Aristokraten, misverstanden, gemisdeutet, und von beyden zum Vortheil ihrer schlimmen Sachen gemisbraucht werden.

Je leidenschaftlicher, unbestimmter, übertriebener beyde Partheyen für und wider die Freyheit und Gleichheit der Menschen deklamieren, desto dringender wird die Pflicht des partheylosen Selbstdenkers, sich über diese äusserst wichtigen Punkte, kaltblütig, bestimmt, und behutsam auszudrücken. Nichts ist wohl ausgemachter, als daß jene Ausdrücke einen rein vernünftigen, durchaus wahren, nicht bloß unschuldigen sondern wirklich heiligen Sinn zu lassen; und daß dieser Sinn, auf eine zwar durchaus entgegengesetzte, aber der Glückseligkeit, Gerechtigkeit und Wahrheit gleich widersprechende Weise, von den beyden Partheyen verkannt wird. Wenn die Demokraten alle bürgerlichen Verhältnisse, die sich nicht aus dem abstrakten und von ihnen unbestimmt und unrichtig gedachten Begriffe der Menschheit überhaupt ableiten lassen, aus den Augen verlieren: so vergessen

gessen die Aristokraten das eigentliche Wesen der Menschlichen Natur über die politischen Modifikazionen der drey Stände. Wenn die Einen in dem Bürger durchaus nichts anders anerkennen wollen, als was derselbe, unabhängig von den äussern Umständen, unter welchen er gebohren und erzogen wird, mit sich auf die Welt bringt, und was sie sehr schlecht kennen müssen, in dem sie daraus allein die konkreten Bedinguugen einer Staatsverfassung bestimmen zu können glauben: so wollen die Andern im Menschen durchaus nichts anderes gelten lassen, als was er durch äussere Umstände, Herkommen, Erziehung, Gewohnheit und vorhandene Regierungsform wirklich geworden ist. Wenn die Einen endlich den Rang der Menschheit nur auf das Volk einschränken: so setzen die Andern den sogenannten vornehmen Stand über den Rang der Menschheit hinauf, und den sogenannten gemeinen Mann unter denselben herab.

Der weltbürgerlichgesinnte Beurtheiler des Geistes unsrer Zeit verliere daher weder die Apostel der Unterdrückung über den Aposteln der Zügellosigkeit, noch diese über jenen aus dem Auge. Er vergesse nicht, daß, wenn es für die Einen keinen noch so ungeheuren und abgeschmackten Sinn giebt, in welchem nicht Freyheit und Gleichheit etwas Ausgemachtes für sie wäre, es auch für die anderen keinen denkbaren und wahren Sinn gebe, welchen sie nicht mit dem Sinne ihrer Geg-

ner zu verwechseln ſuchten, um ihn verwerflich zu finden. Er hüte ſich, was immer für eine dieſer Partheyen durch die Waffen der Andern zu bekämpfen. Er laſſe ſich nicht beygehen, die Naturordnung bey der Kompenſazion lenken zu wollen, bey der ſie ein Uebel durch das andere einſchränkt, einen Irrthum durch den andern aufwiegt, eine Ungerechtigkeit durch die andere züchtigen läßt. Er überlaſſe dieſes furchtbare Geſchäft demjenigen Erzieher der Menſchheit, der bey keinem Uebel intereſſirt ſeyn, der nicht irren, und keine Ungerechtigkeit begehen kann. Er beſtreite Irrthum und Ungerechtigkeit wo er ſie antrift, und erkläre ſich nicht eifriger gegen das kleinere Uebel, das Ihn ſelbſt, als gegen ein gröſſeres, das Andere drückt. Doch ich bedenke vielleicht zu ſpät, daß ich mit dem Manne ſpreche, der mir ſeit mehr als zwanzig Jahren, als Schriftſteller, und ſeit mehr als acht Jahren, als Freund und Vater, bey unzählichen Gelegenheiten dieſe Gedanken durch Darſtellungen ans Herz gelegt hat, die meiner Feder auch dann noch immer unerreichbar bleiben würden, wenn dieſelbe auch weniger an eine trockene Zeichnung bloſſer Umriſſe gewöhnt wäre.

Reinhold.

IV.

Das Thal der Ungetreuen.

I.

Einſt kam Herr Lanzelot von Abenteuern,
mit Ruhm gekrönt, wie ſichs verſteht, zurück;
wie viele Ritter ihn ſein Glück
entſatteln ließ, wie vielen Ungeheuern
ſein Arm die Adern ſchlug, ſagt die Geſchichte nicht;
auch thut's zur Sache nichts, ſein Ruhm iſt doch entſchieden,
und wenn Kalliope nur immer haut und ſticht,
ſo kann gar leicht des Hörers Ohr ermüden.

*) Die Veranlaſſung zu dieſem Gedichte gab eine altfranzöſiſche poetiſche Erzehlung unter dem Titel: *le vallon des faux amans*, die ausgezogen iſt in des Hrn. le Grand fabliaux ou contes du 12e et 13e ſiecle, Tom. I. p. 83, und auch eine Epiſode im Roman de Lancelot ausmacht. Ich ſehe mich hier genöthigt, den Leſern, die in romantiſchen Sujets und Genealogien unbewandert ſind, zu ſagen, daß Genevra die Gemahlin des Königs Artus von Britannien, Vorſtehers der Tafelrunde, und Lanzelot vom See, der ſchönſte und tapferſte Ritter der Tafelrunde, ihr Geliebter iſt. Fee Morgane iſt Artus Schweſter.

2.

Genug er sah voraus, was er schon oft gesehn,
sich in Genevrens holden Blicken
für jeden Kampf belohnt, und bald ließ sein Entzücken
ein ganzes Himmelreich vor seinen Augen stehn,
Recht gut! wir lassen es geschehn!
wer will den Himmel ihm aus seiner Stelle rücken?
Doch ahndet mir's, kommt erst sein Thier nach Haus,
es fällt doch nicht so ganz nach seinen Wünschen aus.

3.

Nach Haus zwar wünscht er nicht; sein Muth und sein Bemühen
wird heute nicht an Artus Hof belohnt:
Im großen Park, wo itzt Genevra wohnt,
soll heut sein Glück in ihren Armen blühen.
Es pflegt die Königin, wenn in dem Blühtenmond
sich die Natur erneut, zur Lust dahin zuziehen;
ist nur ein Stückchen noch herum,
so sieht sich unser Held in dem Elysium.

4.

Zum Unglück wird der schöne Traum,
der alles vor ihm her in Rosendüfte hüllet,
gar bald verweht, als von des Flusses Saum,
den er erst jetzt erblickt, ein Schreyn sein Ohr erfüllet,
und eine Dame steht vor seinen Augen da
mit wild zerstreutem Haar und hoch gerungnen Händen;
ihr Herz schien tief gebeugt, wohin ihr Auge sah
der Seufzer Tausende nach Rettung abzusenden.

5.

5.

Das gute Kind, so schön wie Venus war,
das schon das lange goldne Haar
zur Hälfte sich geraubt, durch einen Strohm von Thränen,
der auf der Wange perlt, in's Reich der Magdalenen
versetzt zu sehn, ist schon ein wenig hart
für Männer unsers Schlags, und wenn wir Ritter wären,
wir duldeten der schönen Damen Zähren
nicht ungerächt in unsrer Gegenwart.

6.

Herr Lanzelot erwartet die Secunde
mit Ungeduld wo er zur Dame kommt;
doch hört er schon von fern aus ihrem Rosenmunde,
wie wenig ihr vielleicht sein Eilen frommt:
Herr Ritter, schluchzt sie ihm entgegen,
helft wenn ihr könnt! doch ach ihr könnt es nicht! —
und freylich packt ein edler Degen
nicht gern an Orten an, wo Strick und Riemen bricht.

7.

„Warum denn nicht, Madam? " Ach, seufzt sie weinend wieder,
Herr Ritter, ach ihr könnt es nicht!
und lautes Schluchzen unterbricht
das letzte Wort, das ihre Zunge spricht;
sie reibt vor Schmerz die schönen Augenlieder
mit beyden Händen sich - Herr, ihr seyd fromm und bieder,
doch kämpfen, wo's nicht hilft, ist keine Ritterpflicht! —
sie sagt's und sinkt auf's grüne Ufer nieder.

8.

Madam, ich bitt' euch, sagt, warum denn kan ich's nicht?
spricht Lanzelot, und möchte fast vergehen,
die leidende, die bittrer Schmerz durchsticht,
so ohne Linderung und ohne Trost zu sehen:
bey Gott! ich helf' euch, sprecht, was soll, was kan
ich thun?
laßt einen Augenblick nur eure Thränen ruhn;
was nur mein Arm vermag um eure Noth zu stillen,
so schwer es ist, steht ganz in eurem Willen.

9.

Ach der vermag es nicht! ertönt es wiederum,
und wieder ist die schöne Dame stumm.
Da, denkt ihr, kann die Lust zu fragen
am Ende wohl vergehn: allein ein Rittersmann,
der so viel Lasten tragen kann,
kan wohl den Eigensinn von einer Dame tragen;
drum stimmt der Held so gut er immer kann
mit neuem Muth das alte Liedchen an,

10.

„Ach mein Geliebter ist's, um den ich so mich quäle,
„der Einzige, an dem mein Leben hängt," —
und wieder schließt die gute Seele
den schönen Mund. Doch Lanzelot empfängt
schon einen Aufschluß mehr: Wo ist er denn zu finden,
der Einzige? versetzt der Held,
und stünd' er schon am Rand der Schattenwelt,
bey Gott! ich will den Weg zu ihm ergründen!

11.

Weil ihr, ſo fängt ſie endlich an zu ſprechen,
weil ihr's durchaus denn hören wollt —
nicht daß ihr eben helfen ſollt,
denn das vermögt ihr nicht, und euer Wort zu brechen
braucht ihr euch nicht zu ſcheun, es ſteht in eurer Hand, —
ſo mögt ihr denn den Vorgang wiſſen,
der, ach dem Himmel iſt's bekannt!
drey Tage ſchon mein ganzes Herz zerriſſen.

12.

Dort wo der Fluß durch's enge Felſenthor
hinunterrauſcht, dort iſt der Eingang zu dem Orte
wo mein Geliebter weilt: vor dieſer Schreckenspforte
ſitz' ich drey Tage ſchon, und mein getäuſchtes Ohr
glaubt oft den Tritt von ſeinem Fuß zu hören
wenn der Kryſtall an rauhen Steinen ſpielt;
doch ach! ſo lang der Fluß die Felſenwände kühlt
wird Galdarin zu mir nie wiederkehren!

13.

Dort iſt Morganens Thal, wo ihre mächt'ge Hand
durch Zauberkraft ein Heer von Ungetreuen,
das, nicht gewarnt den böſen Ort zu ſcheuen,
dem Thore ſich genaht, geraubt und veſtgebannt.
Auch Galdarin — Wie? war in eurer Liebe
euch nicht getreu? fällt Lanzelot ihr ein,
und könnt ihr noch um den Verräther ſchreyn?
wie wenn er nun recht gern bey Fee Morganen bliebe?

14.

Ach still! Herr Ritter, still! ihr reißt die Wunde nur
noch weiter auf, die mir die Fee geschlagen;
ja Galvarin brach zwar der Treue Schwur,
doch er verdiente nicht ein solch Geschick zu tragen.
Einst trafen wir auf die verhaßte Spur,
da kam die Fee in ihrem Drachenwagen,
und nahm — ich seh' es noch — ihn zu dem Schreckensort
hoch durch die Luft von meiner Seite fort.

15.

Sie sagt's, und birgt auf's neue mit den Händen
ihr Angesicht. Zwar, spricht Herr Lanzelot,
kann ich vielleicht wohl eure Noth,
wenn ihr es wollt, in wenig Stunden enden;
allein wozu von Fesseln ihn befreyn,
womit vielleicht ihn eigne Lust gekettet?
Wer wider Willen uns aus einem Zustand rettet,
der uns nicht Unglück ist, kan unser Freund nicht seyn.

16.

Und was kan euch in aller Welt
an diesem Ungetreuen liegen?
Gewährt der Reiz, der dieses Aug erhellt,
des Busens Schnee, den euer Seufzer schwellt,
der Schöpfung Meisterstück in allen euren Zügen,
und euer sanftes Herz dem Thoren kein Vergnügen,
und wagt er es, selbst seinen Schwur zu trügen —
was ist's, das euch so vest an den Verräther hält?

17.

Der Dame muß das nicht wie mancher andern gefallen:
sie scheint verlegen zu seyn, und zupft bald mit der Hand
ein Gräßchen aus, bald spielt ihr Füßchen im Sand,
bald sieht sie den Locken nach, die über den Rücken ihr wallen,
und läßt denn unter drein gar manchen Seufzer erschallen,
und trocknet die quillenden Thränen mit ihrem weißen
Gewand.
Herr Lanzelot will ihren Schmerz nicht mehren,
und läßt denn seinen Trost aufs neue wiederkehren.

18.

Weil ihr es wollt, beginnt er abermal,
so geh' ich ungesäumt, euch euer andres Leben,
Herrn Galdarin, in euren Arm zu geben, —
„Ach nein, Herr Ritter, ihr dürft nicht in das Zauberthal!
Verwegner, könnt ihr denn die Riesen und feurige Drachen,
die schlaflos Nacht und Tag Morganens Thal bewachen,
und all den Zauber dazu mit eurem Schwerdt bestehn?
und kan es euch nicht auch wie Galdarinen gehn?"

19.

Dafür laßt Lanzelot und seinen Degen sorgen!
ruft unser Held, und steht im Bügel schon,
schwingt auf den Sattel sich und fliegt im Huy davon:
Genug, so ruft er nach, wenn Galdarin bis morgen
in euren Händen ist! — Sie sieht ihm staunend nach,
und spricht sehr viel von seinem eiteln Bemühen,
und ruft — denn mehr zu thun fühlt sie sich allzuschwach —
den Himmel an, ihn aus der Noth zu ziehen.

20.

Der Ritter trabt am Ufer weiter hin;
doch an dem Thor, wo zwischen Felsenwänden
der Fluß sich drängt, und strudelnd in das Grün
durch schrofe Steine rollt, die sich in Spitzen enden,
hebt er vom Sattel sich, und muß mit beyden Händen
sein gutes Thier am Zaum hinunterziehn;
zum Glück nimmt weder er noch dieses Schaden,
es läßt sich ganz bequem durch dieses Wasser waden.

21.

Und als er jetzt das Aug erhebt,
da liegt ein Thal, wie Paradiesesauen
geschmückt, vor seinem Blick, wo alles grünt und lebt,
wo mittendurch der Fluß wie im Triumfe schwebt,
und in dem Sonnenglanz durch frische Ufer bebt,
wo Bäche sonder Zahl, wie Silber anzuschauen,
und wie ein Netz durchs ganze Thal gewebt,
auf Blumenflur und Hayn Erquickung thauen.

22.

Da ist's doch nicht so übel seyn!
denkt unser Held; was gilt es, Galdarinen
wird seine Freyheit gar nicht baß erfreun!
ich dacht' und sagt' es schon; allein es schienen
Madam darob erzürnt; ja, zürn' und hoffe nur! —
er traf vielleicht recht gern auf diese falsche Spur,
und ließ in Fee Morganens Drachenwagen
recht willig sich von ihrer Seite tragen!

23.

Auf einmal trifft des Ritters Ohr
vieltönig ein Gerausch und lautes Freudenlachen,
es scheint in diesem Hayn ein Chor
von feyernden sich eine Lust zu machen,
und als er naht, so sieht er eine Schaar
von Herrn und Damen, Paar und Paar,
entzückt in himmlisches Vergnügen
hier unter Linden gehn, dort unter Rosen liegen.

24.

In voller Herzenharmonie
ein jedes Paar zusammen angeschlossen
scheint ganz in sich versenkt; auf alle gleich ergossen
knüpft einsam jedes Band die schönste Sympathie:
man schwüre drauf, es hätte keiner nie
von einer andern nur die kleinste Huld genossen,
so ruht hier Aug in Aug, so liegt hier Hand in Hand,
und keinem scheint das andre Paar bekannt.

25.

Und doch — ihr werdet wer sie sind schon wissen? —
die Ungetreuen sind's, die einst was die Natur
je theures kennt, der ewigen Treue Schwur,
der Liebe festes Band zerrissen.
So leben sie gepaart; in steterm Scherz und Küssen
entsinke der Tag: doch graut der Morgen nur,
so sieht man schon im Hayn mit einem andern
von jedem Paar die eine Hälfte wandern.

26.

Stets ungetreu, so wie dem ersten Band,
fliegt dann ein jedes Herz zu einem andern über,
und heilig schwört auf's neue jeder Mund
was schon zerstiebt, ist nur die Nacht vorüber.
Zwar dieser schwindelnde Rausch gewährt
das Glück, das immer nur ihr thöricht Herz begehrt:
doch Taumel kan uns nie auf ewig glücklich machen,
bald müssen sie zu schwerer Quaal erwachen.

27.

Denn wenn zum sieb'tenmal die Morgenluft
das Band verweht das kaum der Tag geschaffen,
da wandelt sich der Hayn in eine Todtengruft,
und ach! sie fühlen schwer des strengen Richters Waffen!
Das Haar zerrauft, die Brust zerfleischt
fühlt jedes was die Pflicht von seinen Trieben heischt:
dann wird, von tausend Schlangenbissen
gefoltert, durch sich selbst ihr blutend Herz zerrissen.

28.

Herr Lanzelot will dieses Heer
von frohen Täubchen nicht in seiner Wonne stöhren,
und ohne sich des Weges zu belehren
trabt er so fort; auch wird es ihm nicht schwer
den Pfad zum Sitz der bösen Fee zu finden,
die den Geliebten hält: denn fern am Himmel hebt
ein glänzend Schloß als wie von Schnee gewebt
sich stolz empor aus schwarzen Felsengründen.

29.

Er reitet durch den Hayn, und ist nun links und rechts
umringt von dieser Schaar des höslichen Geschlechts,
die ihn noch mehr bestärkt, es werde Galvarinen
der Freyheit Losungswort nicht sehr zur Freude dienen;
doch ungestört verfolgt er seinen Pfad,
die Hülfe zu erspähn um die die Dame bat,
und sieht sich schon im Geist von tausend Wunderdingen
bestürmt, doch muß ihm stets der schwere Kampf gelingen.

30.

Das Wäldchen ist von einem Fels begränzt,
durch den ein enges Thor, das jenem ersten gleichet,
mit Epheu schön bestrickt, auf dem die Sonne glänze,
zu dem Pallaste führt der an die Wolken reichet.
Doch als Herr Lanzelot um frey hinauszusehn
das Netz zerreißt, und mit gekrümmten Rücken
sich vorwärts beugt, um sich hindurch zu drücken,
da kann sein Thier kaum auf den Füßen stehn.

31.

Der Boden ist als wie durch Kunst geschliffen,
ganz spiegelglatt, von blendendem Gestein,
hier hätte selbst Bayard kaum eingegriffen;
und doch der Ritter muß zu diesem Vorhof ein.
Eh möcht' es noch ein Wasser seyn;
da läßt sich doch noch schwimmen oder schiffen;
allein ein Ort wie der, wo man im stehn kaum ruht,
ist nicht zum gehn und nicht zum schwimmen gut.

32.

Das beste wäre wohl, wenn seinem Roß
die Beine steif wie Säulen stehen blieben,
zu Fuß zu gehn und bis zum Feenschloß
das Thier nach Schlitten-Art von Hinten fortzuschieben;
doch das Problem ist nicht für unser Thier:
der Ritter muß auf seinem Sattel bleiben,
und durch das Pförtchen durch ins offene Revier,
wo's auch nicht besser geht, es langsam weiter treiben.

33.

Doch als er jetzt das Aug erhebt,
da sieht er plötzlich sich von einem Dampf umstrebt,
und vor ihm stehn zwey Riesenungeheuer;
ein Greif und ein Centaur, und dieser hebt mit Macht
die Keule gegen ihn, indeß daß jener wacht,
und auf des Unholds Wink als wie ein Geyer,
bevor der Ritter noch sich zu dem Kampfe stellt,
mit Hinterlist ihm in den Nacken fällt.

34.

Bedenkt dazu, daß selbst des Ritters Pferd
nicht fußen kan, und gegen Zauberey'n
hilft oftmals auch nicht Schild, noch Spieß, noch Schwerd,
hier kann nur Gegengift von gleicher Art gedeihen;
indeß, Herr Lanzelot versucht so gut er kann
auch ohne dies sich seiner Haut zu wehren:
er kennt die Pflicht von einem Rittersmann,
und muß aus Noth sich selbst ein neues Kunststück lehren.

35.

Er haut und sticht und stößt von allen Seiten,
und hält dabey das Thier im Zügel fest,
und wenn es auch beginnt zu straucheln und zu gleiten,
so reißt er's wieder auf; zum Glück verläßt
sein Muth ihn nicht, wenn gleich mit seinen Flügeln
der Greif ihm um das Haupt und um den Rücken schwirrt;
ein andrer würde schon von den Gestalten verwirrt,
die sich im blanken Gestein als wie in Wasser spiegeln.

36.

Das schlimmste ist, daß jeder Feind
durch Zauberey so oft die Farbe wechselt,
blau, roth, grün, silberfarb, bald alle Farben vereint,
bald stehen beyde vor ihm aus klarem Golde gedrechselt;
doch jeder Stoß und Hieb kan wohl nicht fruchtlos seyn,
am Ende muß selbst Stahl und Eisen brechen:
der Greif zieht endlich doch die breiten Flügel ein,
und der Centaur läßt sich darniederstechen.

37.

Und plötzlich schwindet, als den Kampf
Herr Lanzelot so preislich überstanden,
Centaur und Greif und Wolkendampf,
und selbst des Pferdes Tritte fanden
sich besser unterstützt: hier ist kein Spiegel mehr,
das Glatteis scheint im Sonnenstrahl zerronnen,
und unser Held hat wie von ungefähr
im Trabe schon des Schlosses Fuß gewonnen.

38.

Allein so leicht ließ sich die Bahn
zum stolzen Zauberschloß nicht finden:
hier spinnt sich ihm in diesen Felsengründen
ein neues Abenteuer an.
Er schlug umsonst den Sporn in seines Pferdes Rippen,
daß es bald himmelhoch bald in den Abgrund stieg;
indeß ein schmaler Pfad, der seitwärts sich durch Klippen
und wildes Buschwerk stahl, gab unserm Mann den Sieg.

39.

Schon ist die Burg erklimmt, und Lanzelots Bemühen
wird nun nicht mehr geprüft, die goldnen Riegel ziehen
von selbst sich auf, und Fee Morgane schwebt
in einem Kleid aus Himmelblau gewebt
auf einer Wolke her, und beyde Flügel schließen
sich wieder hinter ihr, und sie beginnt gar schön
den tapfern Ritter zu begrüßen,
und fragt, was ihn bewog zu dieser Burg zu gehn?

40.

Madam, beginnt Herr Lanzelot,
ich fordre was ich schon beynah mit meinem Leben
erkauft, und was ihr mir, wenn euch die Noth
von einer Dame rührt, gewiß müßt wiedergeben:
ich fordre Galdarin zurück.
Ich gab mein Ritterwort ihn aus dem Thal zu bringen,
und dies kan mich kein Kampf, kein Mißgeschick
und keine Zauberey zu brechen zwingen.

41.

Herr Ritter, giebt Morgane drauf zurück,
auch mich kan euer Trotz zwar nicht zu weichen zwingen;
jedoch ich sah von euch vorhin ein Meisterstück,
ich sah so rühmlich euch mit Ungeheuern ringen,
dies freute mich, und dies ist eurer Dame Glück;
ihr sollt ihr den Geliebten wiederbringen!
Doch kann ich ihn nicht allsogleich befreyn,
denn König Artus muß dabey zugegen seyn.

42.

„Wie? Artus?" — Staunet nicht! ihr könnt nicht wissen
was Artus dran für einen Antheil nimmt;
die Freyheit Galdarins ist schon gewiß bestimmt,
dies einzige von allen Hindernissen
hält ihn noch auf: ich eile zu vollziehn
was nöthig ist. Drauf wird zu Artus hin
ein Sylfchen abgeschickt, den König abzuholen,
und Gruß und Auftrag ihm auf's beste anempfohlen.

43.

Der Sylfensohn führt einen Pegasus,
den soll der König flugs besteigen,
und sich zum endlichen Beschluß
des Abenteurs bey Fee Morganen zeigen;
er geht, und kaum verschwindet er im Leer
der weiten Luft, die er im Huy durchschnitten,
so kommt denselben Weg schon König Artus her,
von ihm geführt, auf seinem Thier geritten.

44.

Jetzt, spricht die Fee, nachdem sie ihn begrüßt,
zu Lanzelot, jezt sey was ihr begehret
eh noch ein Augenblick verfließt
von ganzem Herzen euch gewähret!
Ich führ euch an den Ort, und ihr sollt ihn befreyn,
ihr findet nichts was seine Rettung stöhret;
und ihr, Herr Bruder, werdet Zeuge seyn,
wobey? davon hat euch der Sylfe schon belehret.

45.

In einem Augenblick sind unsre drey
durch Fee Meganens Zauberey
der Burg entrückt, und stehn vor einer Laube —
Orangenbäume sind's, die dieses Dach gewebt,
wo goldne Frucht, bedeckt mit Blühtenstaube,
vom Hauch des Wests gewiegt, herunterschwebt;
hier sehn sie Galdarin in himmlischen Vergnügen,
und ach! — Genevren selbst in seinen Armen liegen! —

46.

Was weiter geschehn, und was der König dabey
für Raths gepflogen, ob ihm und Galdarinen
und Lanzelot und ihr der Streich so gut geschienen,
und ob der Ritter mit sehr frohen Mienen
zur Dame wiederkam, und diese mit Freudengeschrey
dem Freund entgegenflog, und daß sie nun glücklich sey
versichert — ihr Herrn, wie alles das gewesen,
das läßt sich nicht in unsrer Chronik lesen.

Joh. Friedr. von Meyer.

VI.

Kleine Gedichte.

I.

Nach-Epithalamium an meinen Freund Haug. *)

Der Dich freundlich begleitet, seine Schläfe
mit dem leichten Platanenkranz umwunden,
freudelächelnd zur Seite dir die goldne
Fackel schwinget und Rosen auf den Pfad streut,
der das Leben dich weise mischen lehret,
eine vollere Weihrauchschale werde
und ein vollerer Nektarbecher heute
deinem Genius: denn er soll nicht zürnen!

*) Dieses Gedichtchen vom Jahre 1787. ist in seiner flüchtigen und rohen ersten Gestalt, ohne mein Wissen, in die diesjährige Ständlinsche Blumenlese, die zu Stuttgart herausgekommen, eingerückt worden. Ich gebe es also hier, da ich es in jener Form kaum als mein erkennen möchte, ganz umgeändert. Der Freund, an den es gerichtet ist, kann nur wenigen der Leser dieses Gedichtchens und auch des Merkurs (S. Jul. 1792.) unbekannt seyn. C.

* * *

Als bey deiner Geburt die Parzen deine
Wieg' umtanzten und frohe Weihgesänge
dir die Töchter des alten Pindus sangen,
da auch brachten sie dir die milden Gaben,
die allein uns des Lebens Pfad erhellen.
Eine gab dir zu Scherz und leichten Spielen
und zu Tänzen die kleine Leyer; eine
Klapper brachte die andre, um die Thoren
wegzuscheuchen mit Spott: denn einen Thoren
zu bekehren verzweifle! Heitern Sinn mit
jovialischem Muth gab dir die dritte,
der durch Dornen und Steppen rasch hinweghüpft,
und vorüber an langen Titeln und an
Schellen windigter Thorheit neidlos eilet;
und so gaukeltest du des Lebens ersten
nicht mehr wiederkehrenden schönen Traum hin;
und die größte der Sünden war dir — steifer
Murrsinn, häßlicher noch als alle andern,
die uns Busenbaum aufzählt, und wogegen
oft die Heiligen des Kalenders zürnten.
Als dein Traum zum Erwachen war zerflossen,
nekte grausam und scharf dich oft der lose

Bube,

Bube, Amor, der Schütze: doch du warfest
ſeine Pfeile dir bald vom Nacken; Wahn nur
wars, ſie hätten dein Herz getroffen — Einer
Einer traf es, und ſein wardſt Du! — Zu Hymens
Altar flogſt du mit ihm, und in Luiſens
Armen tagte dein Leben neu zum ſchönſten
Sommertage: — Luiſens, der zum bidern
Herzen, reinen und goldgediegnen Geiſte
auch die zaubriſche Kraft des Pinſels von den
Muſen, ihren Geſpielinnen, verliehn ward.
Auf und lebe mit ihr dein frohes Leben
einen glücklichen langen ſchönen Tag hin!

Conz.

2.

Wahrheit und Tugend.

Wie vom lebenden Strahle der heiligen Frühe getroffen,
wenn mit Rosen und Gold Ceres die Fluren besät,
Memnons Säule — so tönt die Fabelkunde der Vorzeit —
Nun lebendig und hell in Harmonien erklang;
Horchend staunte der Wandrer dem heiligen Wunder und schlürfte
diese Zaubermusik trunkenen Ohres hinab;
Dem melodischen Geistergelispel horchte der alte
Nil, aus sumfigen Schilf' hob er das trägere Ohr;
Seine schuppigten Söhne, der Krokodil und das Seeroß,
schlichen lauschend herbey und sie vergaßen der Wuth:
So vom Morgenstrahle der heiligen Wahrheit getroffen,
lebet und säuselt mit Eins in Harmonien das Herz.
Eine Musik füllt dann die Seele, der wachsende Fittig,
mit dem steigenden Laut, tönet melodischer auf:
In die Symphonie der Natur ein geistiger Einklang,
der von Liebe beginnt, und sich in Liebe verliert.
Wo er hinausströmt, bewegen sich milder die Herzen, es schweiget
jede niedrige Lust, und die entbrannte Begier.
Ungefärbteren Seelen begegnen Erscheinungen, wie nur ihren

ihren Lieblingen sie Venus Urania zeigt:
Jedes Göttervermögen im Menschen gedeihet, und jede
Blüthen reifen heran zu der ambrosischen Frucht.
Diese Aeolusharfe bist du, Verlangen der Tugend,
das der Geist der Natur tief in das Herz uns gesenkt:
Ihre Saiten, die er einst mit unsterblichen Händen
selber bezogen, verstimmt öfter die nichtige Lust,
Und die niedrige Liebe zu uns: in traurigem Hader
kämpft dann mit der Natur und mit dem Menschen
der Mensch.
Ihren Wohllaut allein entlockt den Saiten die Wahrheit
wenn ihr tagender Strahl willige Seelen begrüßt.
Friede kehrt dann zurück mit hoher Liebe der Menschheit,
und es liebt sich der Mensch nur in der Menschheit
allein.
Sey, o heilige Göttin, mit Weihegebeten gesegnet,
und es leuchte der Welt friedlich und selig dein Strahl!
Nimmer weiche dein heiliger Hauch, Erhabne, vom
Beter,
und es leuchte mir stets friedlich und selig dein Strahl!
Gieb das Schöne zum Guten! gieb unerflehet das
Gute,
Wende das Böse, wenn wir auch es verlangten,
von uns!

Conz.

An Herder.

Vor seiner Abreise ins Bad.

Weimar, im Junius 1792.

Hygiea mit Dir, Mann, Der Gesundheit des Geistes
schenkt, und dürstenden oft Fülle des Lebens verleih!
Wie dein Genius rein in hellen kastalischen Strahlen
strömet, so ströme der Born neuer Gesundheit
in Dich!
Daß die güldene Peitho, sie, die mit erobernder Würde
über der Lippe Dir thront, lange noch lehre dein
Volk,
und die Charitinnen, die deine Seele bewohnen,
lange beglücken dein Haus, lange beglücken die
Welt!

Goethe.

Inhalt.

Jenner.

I. Betrachtungen über die gegenwärtige Lage des Vaterlandes, . . . S. 3.

II. Necker, von den Wirkungen der neuen französischen Grundsätze auf die Moralität. — 56.

III. Schreiben an den Herausgeber des T. M. nebst der Antwort. . . . — 85.

IV. Gedichte. . . . — 99.

Februar.

I. Necker von den Wirkungen der neuen französischen Staats-Grundsätze auf die Moralität. Zweytes Kapitel. . S. 113.

II. Gebal und Abdalla. . . — 123.

III. Zufällige Gedanken über die Frage: kann ein Fürst, ohne Einwilligung der Nation, einen Krieg anfangen? . . — 167.

IV. Erläuterungen über das rhapsodische Drama, an den Herausg. des N. T. Merkurs. — 174.

V. Für und Wider. Ein Göttergespräch. — 185.

VI. Gedichte. . . . — 209.

März.

I. Probe einer neuen Uebersetzung des Lukrezischen Gedichtes von der Natur der Dinge. S. 225.
II. Gebal und Abdalla, fortgesetzt. — 235.
III. Ueber die Alleinherrschaft. — 267.
IV. Proben einer neuen Uebersetzung der Essais de Montaigne. — 307.
V. Ode an die Freyheit. — 333.
VI. Anzeigen. — 334.

April.

I. Frea's Niederfahrt. Ein Lyrisches Drama in zwey Aufzügen. Aus *Sayer's* Dramatik Sketches of the ancient Northern Mythology. — 337.
II. Ueber die Alleinherrschaft. Beschluß der Rede des Boetie über freywillige Knechtschaft. — 360.
III. Ueber die Teutschen Beurtheilungen der französischen Revoluzion. Ein Sendschreiben an den Herausgeber. — 387.
IV. Das Thal der Ungetreuen. — 425.
V. Kleinere Gedichte. — 441.

Der Neue Teutſche Merkur

vom Jahre 1793.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Zweyter Band.

Weimar 1793.

Digitized by Google

Der neue Teutſche Merkur.

5. Stück. May 1793.

I.

Ueber teutſchen Patriotismus.

Betrachtungen, Fragen und Zweifel.

Man kann über eine Sache nur in ſo weit denken, als man deutliche Begriffe von ihr hat; wo dieſe aufhören, fängt die Unwiſſenheit an; die Tugend des Unwiſſenden aber iſt fragen und Beſcheid annehmen. Nun gebricht es zwar einem Frager ſelten an einem fertigen Antworter: allein dafür geſchieht es auch öfters, daß die erhaltene Antwort den Fragenden nicht befriediget, es ſey nun, daß der Fehler an ihm oder an dem Antworter oder an der Natur und Schwierigkeit der Sache liege. In dieſem Falle entſtehen in dem Verſtande des Unwiſſenden Zweifel, welche zu neuen Fragen Anlaß geben, und dem, der das Amt zu antworten über ſich genommen hat, zuweilen ſehr beſchwerlich fallen. Indeſſen, da dieſe Zweifel nicht nothwendig einen böſen Willen zur Quelle haben, ſondern gar wohl bloße Aeuſ-

ſerungen des natürlichen Bedürfniſſes eines noch unbefriedigten Verſtandes ſeyn können; und da kein Naturgeſetz vorhanden iſt, kraft deſſen alle Vorſtellungen oder Gründe, welche Einen Menſchen zu überzeugen hinlänglich ſind, auch einen Andern überzeugen müſſen: ſo ſcheinen die Antworter nicht immer untadelich zu ſeyn, wenn ſie über die Zweifel der Frager ungehalten werden; und, wiewohl nicht zu läugnen iſt, daß es für jene bequemer wäre, wenn der Verſtand der letztern ſich auf die erſte beſte Antwort gleich zum Ziel legte, und es daher auch ganz natürlich iſt, daß ſie es lieber mit Leuten die ihnen auf ihr Wort und ehrlich Geſicht glauben, als mit ſolchen deren Zweifel nur der Ueberzeugung weichen, zu thun haben: ſo ſcheint dies dennoch keine hinlängliche Urſache zu ſeyn, das Zweifeln überhaupt unter die Sünden zu ſtellen, welche man dem lieben Gott in der ſogenannten offnen Schuld öffentlich zu bekennen und abzubitten pflegt, *) und es dadurch zu einer verhaßten, das Gewiſſen beunruhigenden, ja wohl gar ärgerlichen und der Ketzerey nahe kommenden Sache zu machen.

Was mich auf dieſe Betrachtung gebracht hat, will ich ohne längere Umſchweife aufrichtig bekennen. Ich habe ſeit einigen Jahren ſo viel ſchönes

*) Unglaube, Zweifel, Kleinmüthigkeit, u. ſ. w.

nes von teutschem Patriotismus und teutschen Patrioten rühmen gehört, und die Anzahl der wackern Leute, die sich für diese Modetugend erklären und nützlichen Gebrauch von ihr machen, nimmt von Tag zu Tage so sehr überhand, daß ich, — wäre es auch nur, um nicht zuletzt allein zu bleiben und den Ungeraden zu machen, wohl wünschen möchte, auch ein teutscher Patriot zu werden. An gutem Willen mangelt es mir — wie ich das ganze Heilige Römische Reich teutscher Nazion aufrichtig versichern kann — ganz und gar nicht: nur habe ich es bisher noch nicht soweit bringen können, mir von dem, was man einen teutschen Patrioten nennt, und von den Pflichten desselben, und wie diese Pflichten mit einigem Erfolg in Ausübung zu bringen, ingleichen wie sie mit denjenigen zu vereinigen seyn möchten, die ich (vielleicht aus einem Vorurtheil der Erziehung) den übrigen Völkern, die mit uns Teutschen von Einem gemeinschaftlichen Stammvater entsprossen und also gleichsam unsre Nebenmenschen und Brüder sind, schuldig zu seyn vermeyne, — einen deutlichen und rechtgläubigen Begriff zu machen.

In meiner Kindheit wurde mir zwar vieles von Pflichten gegen Gott, den Nächsten und mich selbst, von Pflichten gegen Eltern und Lehrer, auch wohl beyläufig ein Wort von Pflichten gegen die Obrigkeit, gegen Ihro Römisch-Kaiserliche Ma-

jestät als das allerhöchste Reichs-Oberhaupt, und insonderheit gegen Herren Burgermeister und Rath der löbl. Reichsstadt N. N. meiner lieben Vaterstadt, vorgesagt; aber von der Pflicht, ein teutscher Patriot zu seyn, war so wenig die Rede, daß ich mich nicht entsinnen kann, das Wort Teutsch oder Deutsch (Teutschheit war damals noch ein völlig unbekanntes Wort) jemals ehrenhalber nennen gehört zu haben, wohl aber mich noch ganz lebhaft erinnere, daß in meinen Schuljahren das Prädikat teutscher Michel eines von denen war, womit belegt zu werden einem jungen Allemannier nur um einen Grad weniger schimpflich war, als den Schul-Esel zu tragen.

Nun ist zwar an dem, daß es mir bey zunehmenden Alter und Verstande an Gelegenheit nicht gefehlt hat, das Teutsche Reich, zu welchem (wie ich endlich zu merken anfieng) auch meine werthe Vaterstadt gerechnet wird, nach seiner ältesten, spätern, neuern und neuesten Verfassung, und die teutsche Nazion, nach allem was sich zu ihrem Vortheil und Nachtheil sagen läßt, etwas näher kennen zu lernen: allein ich muß zu meiner Beschämung gestehen, daß mir alle meine, während einem großen Theil dieses achtzehnten Jahrhunderts, erlangte Kenntnisse über das, was unter teutschem Patriotismus eigentlich zu verstehen sey, wenig Licht gegeben haben.

Inson-

Insonderheit will und kann ich nicht läugnen, daß die Vorstellungsart, die ich über Vaterland und Vaterlandsliebe und über den schönen Tod fürs Vaterland, oder das berühmte

Dulce et decorum est pro Patria mori!

Süß und ruhmwerth ists sterben fürs Vaterland!

aus dem Lesen der alten Griechen und Römer unvermerkt eingesogen, nicht sehr geschickt war, mich auf den Gedanken zu bringen, daß diese altgriechischen Tugenden oder Gefühle so leicht auf teutschen Grund und Boden verpflanzt werden könnten, oder, falls man es ja versuchen wollte, sonderliche Früchte tragen würden.

Um mich hierüber etwas bestimmter erklären zu können, muß ich um Erlaubniß bitten, etwas weit ausholen zu dürfen.

Als der große Persische König Xerxes, mit einer unzählbaren Heeresmacht in das Innere von Griechenland eindrang, bestand der vornehmste Theil desselben aus einer Menge freyer Städte, die an Größe und Macht (alles Moralische abgerechnet) wenig mehr waren, als was unsere teutschen Reichsstädte in ihrer glücklichsten Epoche (wo patriotischer Geist auch in ihnen athmete und Verfassung sowohl als Zeitumstände sie noch vor drückenden Nachbarn schützten) gewesen sind; die aber freylich, theils durch ihre innere Einrichtung, vornehmlich aber durch den Geist und die Naturgaben ihrer Ein-

wohner, Vorzüge hatten, welche einen beträchtlichen Unterschied machten.

Diese kleinen Freystaaten befanden sich mächtig wohl bey ihrer Unabhängigkeit; und der Gedanke sich dem Könige von Persien zum Eigenthum, oder was damals für einerley galt, zu Sklaven zu ergeben, war etwas, das ihnen eben so wenig einfallen konnte, als sich zum Spaß die Nasen abzuschneiden. Da war also nichts anders zu thun, als für ihre Freyheit und für ihr Eigenthum, für ihre angeerbten Tempel und Hausgötter, für ihren Hof und Heerd, ihre Weiber, Kinder und grauen Eltern, kurz, für alles, was einem edeln, freyen, im Genusse seiner angebohrnen Menschen- und Bürger-Rechte, seines väterlichen Erbgutes und seiner häuslichen Freuden glücklichen Manne das Liebste ist, sich bis auf den letzten Tropfen Blutes zu wehren. Und diese Entschließung der Griechen — eine sehr simple Wirkung einer sehr begreiflichen Vaterlandsliebe, — war an ihnen um so natürlicher, weil sie größtentheils, von Geburt, Stand und Erziehung, Athleten und Kriegsmänner waren, die von Kindesbeinen an keine andre Arbeit, ja selbst keine andere Spiele als kriegerische, gekannt hatten; und weil überdies in der damaligen Welt noch eine Art sich zu bewaffnen und Krieg zu führen üblich war, wo persönlicher Muth, Tapferkeit, Behendigkeit und Geschicklichkeit ihrem Besitzer

noch

noch eine Art von Gewähr für sein Leben leisteten.

Indessen mußte doch jede griechische Stadt oder Völkerschaft beym ersten Anblick einsehen, daß sie, für sich allein, gegen einen Feind, der durch seine ungeheure Menge fürchterlich war, nichts vermögen würde. Nur vereiniget konnten eben diese Griechen, welche Xerxes einzeln vernichtet hätte, vernünftiger weise hoffen, ihm einen siegreichen Widerstand zu thun. Sie vereinigten sich also, und, in diesem Augenblick schwieg jede Privatleidenschaft, jede Erinnerung alter Beleidigungen oder frischer Beschwehrden, alle Eifersucht, alles Mißtrauen, vor dem Gefühl der gemeinen Noth: Eine Seele flammte auf einmahl in der ganzen Hellas auf. Athenienser und Spartaner, Euböer und Korinther, Thebaner und Plateer, fühlten itzt bloß daß sie Hellenen waren, und kämpften als Brüder um die Erhaltung und Freyheit des gemeinsamen Vaterlandes.

Dies ist, wie jedermann weiß, Thatsache; und schien mir immer, seitdem ich das Verhältniß zwischen Ursache und Wirkung einzusehen fähig war, sehr natürlich und begreiflich: ähnliche Ursachen und Umstände haben zu allen Zeiten und unter allen Himmelsstrichen — wie z. B. bey den Helvetiern und Batavern im 15ten und 16ten Jahrhundert — ähnliche Wirkungen von Patriotismus hervorgebracht.

Kaum aber war die gemeine Gefahr abgetrieben, kaum genossen die Griechen der ersten Früchte ihrer Siege: so sank jeder einzelne Freystaat gleichsam wieder in sich selbst zurück. Der Gemeingeist, der so große Wunder gethan hatte, hörte auf zu wehen; die Hellenen wurden wieder Athenienser, Spartaner, Korinthier, Euböer, Thebaner, u. s. w. Jeder dachte wieder bloß auf sein Eigenes. Athen und Lakedämon kämpften wieder um die Ehre und die Vortheile dessen, was sie mit einem milden Worte die Hegemonie (Direkzion) von Griechenlande nannten, und was in der That nicht viel gelinder als eine drückende Oberherrschaft über die Bundesgenossen war. Die minder mächtigen Städte schlossen sich bald an diese, bald an jene an; je nachdem sie dabey am wenigsten zu verlieren, oder am meisten zu gewinnen hofften. Kurz, der Privat-Patriotismus verschlang den allgemeinen eben so, wie endlich der Privat-Eigennutz auch den Privat-Patriotismus verschlang.

Bey allem dem aber erhielt sich doch unter den Griechen oder Hellenen überhaupt noch lange ein gewisser gemeiner vaterländischer Geist. Und wie hätte es anders seyn können? Ein gemeinsamer Ursprung, gemeinschaftlicher Ruhm, gemeinschaftliche Freyheit, gemeinschaftliche Götter und Feste, das Gericht der Amphiktyonen, der Tempel zu Delfi, zu Olympia, zu Eleusis, und so viele

andere,

andere, die allen Griechen gleich heilig waren; die großen periodischen Nazional-Versammlungen bey den vierjährigen feyerlichen Kampf-Spielen, — deren vornehmster Zweck und Nutzen war, die allenthalben her versammelten Griechen ihrer gegenseitigen Anverwandtschaft zu erinnern, und Wohlwollen und gutes Vernehmen sowohl unter den einzelnen Bürgern als unter den Städten und Gemeinheiten selbst zu unterhalten, — und vornehmlich die große und schöne Stadt Athen, die durch ihr hohes Alterthum, durch die geselligen und menschenfreundlichen Sitten ihrer Bürger, durch die Verdienste, so sie sich von jeher um die übrigen Griechen erworben, durch die Hochachtung und Belohnungen, so sie allen Künsten und Talenten, die Freystatt so sie den Unglücklichen, und die Vergnügungen und Annehmlichkeiten des Lebens, so sie den Glücklichen anbot, das Herz, der Mittelpunkt, und (nach dem Ausdrucke des Isokrates) die gemeinsame immerwährende Versammlungsort aller Griechen war, — Alles dies mußte nothwendig seine Wirkung thun; und es wäre, ungeachtet ihrer Spaltung in so viele größere und kleinere Staaten, und wiewohl das Privat-Interesse unaufhörlich an dem gemeinschaftlichen Bande nagte, eben so unbegreiflich, wie dieses aus so vielen und starken Faden gewebte Band weniger ausgehalten hätte, als es unbegreiflich und ein wahres moralisches und politisches Wunder wäre, wenn ein sehr großer, aber aus äusserst

ungleich-

ungleich-artigen und schwach zusammenhangenden Theilen bestehender Staatskörper, ohne jene mächtigen innern Kräfte und verbindende Ursachen, von Einem vaterländischen Gemeingeist beseelt, zusammengehalten, und geleitet werden sollte.

Ob nun dieser leztere Fall nicht gerade der unsrige sey? ist die erste Frage, die ich allen ehrlichen Teutschen, die sich selbst nicht mit leeren Worten täuschen wollen, sondern denen es um Wahrheit zu thun ist, ans Herz legen möchte.

Ich meines Ortes gestehe, daß sich mir starke Zweifel entgegen stellen, wenn ich diese Frage mit Nein beantworten will. Nicht nur mangelt es uns, däucht mich, beynahe an allem, was die Nazion mit einem solchen Patriotischen Gemeingeist beseelen könnte: sondern es finden sich auch in unsrer Verfassung und Lage, stark entgegen wirkende Ursachen, welche das Daseyn eines solchen Geistes beynahe unmöglich zu machen, oder, falls er auch verborgener und unbegreiflicher Weise in unserm Mittel vorhanden wäre, wenigstens seiner Einwirkung zu widerstehen, und seinen Einfluß auf etwas unendlich kleines zu reduzieren scheinen.

Wenn es, bey Betrachtung einer so ernsthaften Sache, erlaubt seyn muß, die reine Wahrheit frey herauszusagen; wenn es sogar Pflicht ist, einer Nazion nicht mit Tugenden zu schmeicheln, die sie besitzt, noch besitzen kann; was sollte uns hindern,

frey

frey zu gestehen: daß, wofern sich ja noch hier und da etwas der altgriechischen Vaterlandsliebe ähnliches in den einzelnen Staaten, woraus der große Germanische Körper besteht, regen sollte, nicht nur die Wirkung dieser lebendigen Kraft sehr gering, sondern auch bloß auf den besondern, größern oder kleinern Staat, als dessen unmittelbares Mitglied der angebliche Patriot sich betrachtet, eingeschränkt ist. Es giebt vielleicht — oder vielmehr, es giebt ohne Zweifel Märkische, Sächsische, Bayrische, Würtembergische, Hamburgische, Nürnbergische, Frankfurtische Patrioten, u. s. w. *) aber teutsche Patrioten, die das ganze Teutsche Reich als ihr Vaterland lieben, über alles lieben, bereit sind, nicht etwa bloß seiner Erhaltung und Beschützung gegen einen gemeinschaftlichen Feind, sondern auch, wenn die Gefahr vorüber ist, seinem Wohlstand, der Heilung seiner Gebrechen, der Beförderung seiner Aufnahme, seines innerlichen Flors, seines äusserlichen Ansehens, beträchtliche Opfer darzubringen: wo sind sie? Wer

*) Um allen übeln Ausdeutungen zuvor zukommen, erkläre ich hiemit förmlich, daß ich unter diesem u. s. w. die Einsaßen, Bürger und Unterthanen aller unmittelbaren Stände des H. R. R. ohne Ausnahme eben so verstanden und begriffen haben will, als ob sie alle nahmentlich hier ausgedruckt stünden; welches ziemlich viel Papier weggenommen, und unsern meisten Lesern doch wahrscheinlich nur lange Weile verursacht haben würde.

Wer zeigt, wer nennt sie uns? was haben sie bereits gewirkt? und was kann man noch von ihnen erwarten? —

Ich sprach von beträchtlichen Opfern: sollte dies etwa zuviel verlangt seyn? O gewiß, wäre es eine lächerliche Forderung an Egoisten und Makiavellisten, an kleine eigennützige und gemeine Menschen! Aber hier ist ja die Rede von Patrioten.

Man pflegt wohl zu sagen: Worte gelten wie Geld — und es schwimmt freylich unter der Garantie des öffentlichen Zutrauens manches unächte Stück im Strohm des allgemeinen Umlaufs mit fort. Aber, so angelegen es der politischen Gesellschaft ist, zuverläßige Münze zu haben: so angelegen, und wahrlich ungleich angelegener ist es den Menschen, als vernünftigen Wesen, (deren Wohl oder Weh von ihrer Denkart und Handlungsweise abhängt) weder falsche, noch blindlings nachgesprochne, noch hin und herschwankende Begriffe von ihren wichtigsten Angelegenheiten zu haben, und mit den Worten, womit sie diese Begriffe bezeichnen, einen festen, zuverläßigen und richtig aufgefaßten Sinn zu verbinden.

Wir wollen uns also über unsern vermeyntlichen Patriotismus nicht zu viel schmeicheln. Vielleicht ist er bey den meisten, die eine gewisse Erziehung genossen haben, nur das Aggregat aller der Eindrücke, welche die Maximen und Beyspiele

von

von Vaterlandsliebe, die ſie in ihrer Jugend in den alten Schriftſtellern laſen, auf ihre damals noch weiche und unbefangene Gemüther machten? Vielleicht iſt es mit dieſer Tugend, wie mit der unbegränzten Wohlthätigkeit und Großmuth, von welcher gewöhnlich niemand mit größrer Wärme ſpricht, als Leute, die keinen Heller in der Taſche haben?

Wie an allen alten Weidſprüchen, ſo iſt auch an dieſem „jeder Ort, wo uns wohl iſt, iſt uns Vaterland„ (patria eſt ubi bene eſt) viel wahres: und es begreift ſich daraus, warum wirklich noch in einzelnen teutſchen Staaten ſo etwas, das man wo nicht Liebe zum Vaterland, doch wenigſtens Anhänglichkeit an demſelben nennen kann, unter gewiſſen Umſtänden und für den Augenblick, auch ungefähr etwas jener ſchönen Leidenſchaft ähnliches zu wirken vermögend iſt.

Ich erkläre mir z. B. hieraus (wiewohl hieraus nicht allein) die patriotiſchen Regungen, welche ſich, mehr oder weniger, bey vielen Völkerſchaften Germaniens, gegen die franzöſiſchen Horden, die den ſchönſten Theil unſrer Rheingegenden überſchwemmt hatten, von dem Augenblick an zu äuſſern anfiengen, da unſer Volk durch die Dekrete der dermahligen Naz. Verſammlung vom 15ten und 21ſten December vorigen Jahrs, und durch die auf ſelbige gegründeten Thathandlungen der franzöſiſchen Heer- und Hordenführer, augenſcheinlich

überzeugt zu werden anfieng, daß es diesen Desorganisierern aller bürgerlichen Ordnung wahrlich nicht um Verbesserung unsers Zustandes, sondern bloß darum zu thun sey, das Feuer des Aufruhrs und der Zwietracht, das schon vier Jahre in ihren Eingeweiden gewüthet, mit ihren allem Menschenverstand widersprechenden sankülottischen Maximen auch unter uns zu verbreiten, und, indem sie auch unserm Volke die Köpfe verrückten, es zu Meynungen und Thathandlungen zu verführen, deren natürlichste Folgen allgemeines grenzenloses Elend und Verderben seyn würde.

Aber auch hier wollen wir uns nicht selbst täuschen. Weit weniger unserm teutschen Patriotismus, als dem unbegreiflichen Unsinn der gallischen Schwärmer und Fakzions-Männer; weniger der Anhänglichkeit unsers Volks an das allgemeine Vaterland, als dem innigen Abscheu, den der schändliche Mord Königs Ludwig XVI. und die gewaltsam versuchte Einführung ihrer wahnsinnigen, den Nahmen der Demokratie beschimpfenden Sankülotterie in Brabant und einigen Theilen von Teutschland, in den Gemüthern des teutschen Volks erregte; weniger einer bey den meisten nicht möglichen Ueberzeugung von der Vortreflichkeit unserer allgemeinen Verfassung, als einer vielleicht unnöthigen Furcht, auch das Gute, dessen Genuß sie uns bisher gewährt hat, zu verlieren, und die Fakel der Zerstörung von jenen Wüthenden

auch

auch in unserm besondern Vaterlande schwingen zu sehen, ist es vielleicht zuzuschreiben, daß sich seit dem Ende des vorigen Jahres und besonders seit dem 21sten Jenner des laufenden, eine so allgemein spürbare Aeusserung einer veränderten Vorstellungsart über die französische Revoluzions-Sache gezeigt, und die zweydeutige Gleichgültigkeit oder die schwankende Gesinnung eines nicht unbeträchtlichen Theils unsrer Teutschen verdrängt hat. Auch ist schwerlich zu läugnen, daß die Theilnehmung an dem glücklichen Erfolg der großen Fürsten, welche den feindlich überfallnen Reichsständen zu Hülfe gezogen sind, sich dem reissenden Fortschritt der Desorganisierer entgegengestellt haben, und im Begriff sind das teutsche Vaterland von dieser Pest gänzlich zu befreyen, noch lange nicht so lebhaft, der Eifer für die gemeine Sache noch lange nicht so wirksam und thätig ist, als er seyn müßte, wenn die Meynung derjenigen, die an der Existenz eines auf Nazionalgeist gegründesten teutschen Patriotismus zweifeln, durch das, was jetzt unter unsern Augen vorgeht, sollte entkräftet werden können. Weder die Wirkungen noch die wahrscheinlichen Quellen dieser Theilnehmung, dieses Eifers, sind so beschaffen, daß wir Ursache hätten uns viel darauf zu Gute zu thun.

Sollte ich etwa durch diese Behauptung den fanatischen Freyheits- und Gleichheitsschwärmern in Paris, welche die Existenz des Nazional-Pa-

triotismus auſſer ihrer im Fieber geträumten Demokratie für etwas unmögliches erklären, gewonnene Sache geben? — O gewiß nicht! Niemand kann ſtärker als ich überzeugt ſeyn, daß das was den Patriotismus hervorbringt oder ausſchließt, nicht das iſt, was man die Form der Regierung nennt, in ſofern ſie monarchiſch oder republikaniſch, ariſtokratiſch oder demokratiſch, gemiſcht oder einfach iſt; niemand kann überzeugter ſeyn, daß Patriotismus die natürliche Frucht einer auf die Gerechtigkeit der Geſetze und die Zuverläßigkeit ihrer Vollziehung gegründeten Zufriedenheit des Volks mit ſeinem Zuſtande iſt; unter welcher Regierungsform es auch ſey. Nicht eine ſchimäriſche, nur unter Wilden, ja unter dieſen kaum mögliche Gleichheit, welche allen Unterſchied der Stände oder alle Vorzüge eines Standes von dem andern, aufhebt, ſondern die Gleichheit aller Glieder des Staats vor dem Geſetz; nicht die Größe, ſondern die Sicherheit des Eigenthums, — nicht das einem jeden Bürger durch eine demokratiſche Konſtituzion zugetheilte Recht unmittelbar an der höchſten Gewalt im Staate Antheil zu haben, ſondern die Gewisheit eines jeden Bürgers, daß er von der höchſten Gewalt kein Unrecht zu erleiden hat; nicht das, was die ſchwindlichten Franzoſen politiſche Freyheit nennen, ſondern die Freyheit von Unterdrükkung, von ungerechter Einſchränkung des Gebrauchs ſeiner Kräfte und Talente, die Befreyung

von

von allen unklugen, auf den gegenwärtigen Zustand nicht mehr passenden, und eben darum ungerechten Gesetzen, Gebräuchen und alten Einrichtungen — sind die ersten und nothwendigsten Bedingungen, unter welchen es möglich ist, daß ein Volk sich glücklich genug fühle, um das Land, in welchem, und die Regierung, unter welcher es diese Vortheile genießt, mit Anhänglichkeit zu lieben, und, wenn es die Noth erfordert, alles für ein solches Vaterland thun, leiden und aufopfern zu können. — Unläugbar befinden sich viele Städte und Länder im teutschen Reich, mehr oder weniger, in wirklichem Genusse einiger der vorbesagten Vortheile; gesetzt aber (was ich weder läugnen noch behaupten kann, aber gerne glaube und herzlich wünsche) gesetzt alle einzelnen Reichsländer, welche zusammen den großen Germanischen Nazional-Körper ausmachen, befänden sich in einem so erwünschten Zustande, und man könnte also ihren Bewohnern mit genugsamem Grunde einen wahren lebendigen und thätigen Patriotismus für das Land, worin sie wohnen und für die Regierung, unter welcher sie unmittelbar stehen, zutrauen: wäre man denn wohl deswegen auch begründet, anzunehmen, daß sie alle, oder daß auch nur der größte Theil von ihnen den Zusammenhang des Wohlstandes ihres besondern Vaterlandes mit der Erhaltung der allgemeinen Verfassung Germaniens, oder mit der Erhaltung irgend eines von ihnen weit entfernten und in kei-

uen besondern Beziehungen mit ihnen stehenden Theils des teutschen Reichs, so deutlich einsehen und so lebendig fühlen werde, um wirklich von einem eben so lebhaften Patriosmus für das Ganze beseelt zu seyn?

Ich zweifle sehr, das jemand dies von den mittelbaren Bürgern oder Unterthanen des teutschen Reichs werde behaupten wollen, oder daß man es mit Billigkeit von ihnen erwarten könnte.

Aber sollte man es nicht desto gewisser, und mit dem größten Rechte, von Allen denen erwarten, welchen als unmittelbaren Ständen des teutschen Reichs an der Erhaltung seiner Grund-Verfassung Alles gelegen seyn muß, da sie derselben ihre wichtigsten Vorzüge und Vortheile, da sie ihr alle ihre Besitzungen und Rechte zu danken haben? Der stärkste Antrieb zum wärmsten und thätigsten Patriotismus ist unstreitig dieser: wenn wir uns in einer solchen Lage befinden, daß wir nur *salva re publica* selbst *salvi* seyn können. Dies war der Fall der Griechen als sie vom Darius/ und Xerxes angegriffen wurden: dies ist der Fall, worin sich gegenwärtig wo nicht alle, doch unstreitig $\frac{99}{100}$ der teutschen Reichsstände befinden. Ihre Lage ist, in dieser Rücksicht, so gleich, daß man sich billig verwundern müßte, wenn gleiche Ursachen nicht auch hier gleiche Wirkungen hervorbringen sollten.

Doch

Doch hier drängen sich mir so vielerley Betrachtungen, Fragen, Zweifel, Wünsche und Träume auf einmahl auf, daß ich um Erlaubniß bitten muß, Athem zu schöpfen, und das alles erst in meinem eignen Gemüthe in einige Ordnung zu bringen, ehe ich den Versuch mache, es der weitern Beherzigung des geneigten Lesers vorzulegen.

W.

II.

Ueber
Schillers Lied an die Freude.

(Eine Vorlesung im Cirkel einiger Freunde gehalten.)

Mit gefurchter Stirne und zur Erde gesenktem Blick einherzuschleichen, die Erde um des Himmels willen zu verachten, und ihre Freuden zu verdammen — nein; das kann dem Gotte, der die Erde so schön und das Menschen Herz für die Freude so empfänglich schuf, unmöglich gefallen, das kann unmöglich Weisheit seyn!

Mit freyer entwölkter Stirn, mit einer Miene voll Heiterkeit, mit Augen, wo denkender, aber nicht trauriger, Ernst mit stiller Seelenruhe sanft zusammenschmelzt, so denke ich mir das Bild

des Weisen. Und es scheint mir nicht bloße Dichteridee sondern das Resultat ächter Filosofie: daß froher Lebensgenuß Zweck und Summe der Weisheit sey.

„Also dein Weiser wird nicht, wie weiland Thor Heraklit, sein Leben verweinen, aber desto demokritischer lachen?"

Immerhin, wenn er wie Wielands Demokritus lacht. In der Regel aber wird er beyde Extreme vermeiden; wird zwar nicht, wie Ramler, zu seinem Freudenmahle „das Lachen, die Hände gestemmt in keuchende Seiten" einladen, aber auch eben so wenig Youngs Nachtgedanken nachschwärmen. Er wird mit theilnehmendem Herzen den Leiden seines Bruders eine Thräne weinen; er ist Mensch, und schämt sich der sanftern Gefühle der Menschheit nicht; aber er wird nicht winseln, nicht durch Nahrung schwarzer Melancholie nach dem zweydeutigen Adel der weichgeschaffnen Seelen ringen. Tiefe innige Empfindung, ohne den geringsten Anstrich von süßer Empfindeley, ist der Grundzug seines Charakters. Er weinet mit den Weinenden, aber schwemmt nicht mit Thränenfluthen die Energie der Seele, und den Göttertrieb dem Leidenden zu helfen, hinweg. Sein Entschluß zu helfen wird, wo möglich, That, und dann blickt er wieder heiter zu Gottes Himmel empor, — sieht nicht die ganze Welt in Flor gehüllt, weil eine Baare vor seinem Hause hingetragen wurde.

Er

Er freut sich mit den frölichen und freut sich mit ganzer Seele. Jeder Thautropfen, der im Grase perlet, jede Blume, die ihm entgegen dustet, perlet und dustet ihm Freude; Wüsten schaft er sich in lachende Fluren, die Erde zum Himmel um.

Er verschönert und veredelt sich die kleinern Freuden des Lebens, genießt da als Geist, wo tausend andere blos fürs Thier leben.

Freylich wird er in euren Alltagscirkeln, wo er sich nicht mittheilen kann, wo er nicht verstanden wird, nicht den unterhaltenden Gesellschafter nach dem Modeschnitte machen. — „Der verkennt den Scherz, hat von den Grazien keine Miene belauscht, der es nicht fassen kann, daß sich der Liebling der Freude nur mit Sokratischen Freunden freut!„ Aber gebt ihm diese Freunde; und er freut sich mit ihnen, wie sich die Seeligen freuen. Beym trauten Freundschaftsmahle, „beym sokratischen Becher, von der thauenden Rose umkränzt," welche Gedanken, welche Empfindungen heben dann seine Brust empor, und entflammen ihn zum Gottgefühl!

Keine Sprache ist im Stande auch nur den tausendsten Theil dieses Gefühls auszudrücken. Mehr noch, als Lessings Mahler in Emilia Galotti auf dem langen Wege vom Herzen zum Pinsel, geht ihm verlohren, wenn er es in todte Worte übertragen soll; und doch ist das, was ihm todte Worte waren, für Millionen von Men-

schengeschöpfen, wie ihr sie täglich seht, mehr als sie fassen können. Ihnen muß Enthusiasmus Schwärmerey, und der hellste Abglanz vom Strahl des göttlichen Lichts Fieberhitze heißen. Wunderts euch daß ihr seine Sprache nicht versteht? Laßt's euch nicht wundern; denn, um sie zu verstehen, müßtet ihr selbst geläuterten Sinn fürs höchste Schöne haben, müßtet ihr selbst mit diesen Ideen, mit diesen Empfindungen vertraut seyn: dazu gehört nun aber freylich mehr, als nach euern Theorien der schönen Künste und Wissenschaften zu kunstrichtern. — —

Meiner Empfindung nach ist es lange keinem Dichter so gut gelungen, den höchsten Grad von edlem Enthusiasmus so ausdrucksvoll in Sprache überzutragen, als dem Sänger des Liedes, das schon oft in diesem Cirkel ihm nachgesungen worden ist, und hoffentlich auch heute mit zwiefacher Theilnehmung, und mit Herzensdank gegen den edlen Sänger der Freude, gesungen werden wird. Und dies wird meine Wahl rechtfertigen, wenn ich an diesem der Freude geweiheten Tage, Ihnen, Verehrteste, meine Meynung über einige kühnere Ausdrücke dieses Liedes, und über den Tadel einiger unzünftigen Kunstrichter zur Prüfung vorlege.

Schillers großes Lied an die Freude ist von vielen mit dem verdientesten Beyfall aufgenommen, aber auch von noch mehrern getadelt worden. Freylich ist nun wohl der Tadel der Menge von

Jsa-

Isaschars zahlreicher Nachkommenschaft für einen Schiller mehr Ehre als ihr lautes Lob seyn würde: aber wenn auch Männer von Gewicht, die sie sich wenigstens zu seyn dünken, sich auf die Seite des großen Hauffens schlagen, und ihren Tadel mit Gründen beweisen wollen: so scheint es doch der Mühe werth ihre Gründe zu prüfen.

Ihr erster Tadel trift nicht so wohl das Lied selbst, als die Schubartische Komposizion. Kunstkenner behaupten in dieser Komposizion unverzeihliche Fehler gegen die Grundgesetze der Tonkunst zu finden. Da aber diese Fehler, wie die Herren selbst gestehen, auch von A B C Schülern in der Musik aufgefunden werden können; Herr Schubart aber bekanntlich längst als kompetenter Richter in Kunstprodukten der Musik anerkannt worden ist: so läßt sich doch wohl vermuthen, daß ihm jene angenommene Grundgesetze nicht unbekannt gewesen seyn mögen, und daß er dann wohl nicht gan; ohne Grund den bekannten Regeln entgegengehandelt. Wie, wenn er eben durch diese Dissonanzen mit dem Dichter desto harmonischer Hand in Hand gienge? Wie, wenn gerade der ungebahntere, nicht nach Winkelmaaß und Richtschnur abgemessene Gang für den Garten, der nach keiner französischen Gärtnerregel zugestutzt war, der passendste, der schicklichste wäre? —

Und sollte nicht in Werken des Geschmacks das Urtheil der natürlichen ungekünstelten Empfindung

mehr als die Stimme irgend eines kunstrichterlichen Dictators gelten? Ich glaube es; doch mag ich als Laie nicht mit dem reizbaren Völklein der Kleriker rechten. Und am Ende auch zugegeben, daß die Musik nicht ganz gut sey; so kann ja dies doch unmöglich den Werth des Liedes an sich vermindern.

Die aber, die das Lied selbst tadelten, haben es wahrscheinlich nicht ganz verstanden.

Ein Herr Diakonus aus F * * hausen fand die ersten Verse dieses Liedes, das ihm von einem Freunde vorgelesen wurde, vortreflich; aber er ergrimmte im Geiste, und sprach das Verdammungsurtheil über das unheilige Lied, als die Strophe kam: allen Sündern soll vergeben, und die Hölle nicht mehr seyn! Nein, schrie er, die Hölle soll man uns nicht nehmen!

„Aber ists nicht auch wirklich ein sehr heterodoxer Gedanke?" — Es gab Männer, welche geradezu behaupteten: daß die gewöhnliche Vorstellung von Ewigkeit der Höllenstrafe der tollste Widerspruch wäre, der je in einem ungeordneten Kopfe hätte entstehen können. Denn, sagten sie, der größte Schmerz erzeugt durch die Länge der Zeit entweder Gefühllosigkeit, oder der überstraff gespannte Bogen springt. Sollte dies verhindert werden, so müßte der leidende Geist, bey steigendem Schmerz, auch erhöhtes Kraftgefühl erhalten, um ihn ertragen und immer fort fühlen zu können. Kraftgefühl ist aber an sich Glück. — Nun denkt

euch

euch steigendes Glück und Unglück in Parallel; und wenn ihr das könnt, so könnt ihr euch auch denken, daß ein Ding zu gleicher Zeit seyn und auch nicht seyn könne. Und was sagt ihr zu der Vorstellung: daß der Ewiggute irgend einem seiner Geschöpfe seine Kräfte immer mehr erhöht, um es für den Schmerz desto fühlbarer zu erhalten?

Andere Männer, in allen theologischen Kenntnissen eingeweiht, behaupteten: daß diese Lehre gar nicht biblisch sey! Sie setzten hinzu: daß Vergehungen, in einem Spannelangen Leben begangen, mit ewigen Strafen schlechterdings in keinem Verhältnisse ständen; und daß der Ewiggute, der seine Sonne aufgehen lasse über Böse und Gute, und regnen über Gerechte und Ungerechte, unendlich gütiger *) wäre als die ganze Schaar der Zelöten. Freylich würde der Böse, durch langsamern Fortschritt in moralischer Veredlung, auf immer an baarer Glückseligkeit verlieren, und das Bewußtseyn seiner Schuld würde dort noch seine Hölle seyn: nur müßte man das positive von ewigen Höllenstrafen absondern, wenn man die Gottheit nicht lästern wolle. Laßt uns, liebe Menschen, rufen sie mit heiliger Begeisterung aus, laßt uns gut seyn, aus Liebe zu Gott und der Tugend, und nicht aus Furcht vor der Hölle.

Es ist hier nicht der Ort sich in diese theologischen Streitigkeiten weitläuftiger einzulassen; aber

*) Ich hätte lieber „gerechter" gesagt. W.

aber das wird man doch zugestehen: daß es kein unchristlicher Wunsch sey, zu wünschen daß Gott allen Sündern vergeben und die Hölle vernichten möge! Und mehr wollte der Sänger des erhabenen Liedes auch nicht sagen. Er will keinem, der die Hölle nöthig hat, seine Hölle nehmen; aber in dem Gefühl von Freude, in welchem er die ganze Welt umarmt:

„Seyd umschlungen Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!"

wünscht er, daß alle Wesen mit ihm froh und glücklich seyn mögen: und wer ihm das nicht nachwünschen kann — den armen Sünder wollen wir bemitleiden! Ich wenigstens werde, bey aller meiner Rechtgläubigkeit, immer mit vollem Herzen singen:

Allen Sündern soll vergeben,
Und die Hölle nicht mehr seyn!

Aber, aber, „dieses Glas dem guten Geist!" Nein! das ist abscheulich: Denkt! dem lieben Gott eine Gesundheit zutrinken wollen!

Es ist wahr, nach dieser Vorstellung ist der Ausdruck sehr unschicklich: aber wer erlaubt euch auch, dem Dichter ein so grobes Bild unterzuschieben?

Beym freundschaftlichen Mahle, froh wie ein Seeliger Gottes, fordert der Dichter seine Freunde auf:

Danket dem Herrn!
Er gab uns Freundschaft, gab uns Wein,
Gab diese seelge Stunde,
Auf laßt uns, laßt uns dankbar seyn,
Lobt ihn mit Herz und Munde!
Danket dem Herrn!

Und diese fromme Empfindung drückte er dichterisch unter dem Bilde von Opfer aus. Zwar bedarf der Ewige euer Opfer nicht, und euer Opfer und andere Gebräuche und Aussenwerke sind an sich nicht Gottesverehrung, nicht Verehrung des Heiligsten, der im Geiste und in der Wahrheit angebetet, nur durch Tugend verehrt seyn will: aber die fromme Empfindung des Danks, die dadurch lebhafter wird, und euch ermuntert, Gottes gute Gabe desto froher, mit Theilnehmung des Herzens zu genießen — diese fromme Empfindung ist ihm angenehm; darum weihet ihm euer Opfer.

Den der Sterne Wirbel loben,
Den des Serafs Hymne preißt,
Dieses Glas dem guten Geist,
Ueber'm Sternenzelt dort oben!

Um etwas wichtiger, als jene Vorwürfe der Zeloten sind, scheint mir der Tadel, welcher den Schluß der ersten Strofe betrifft:

Brüder über'm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen!

„Ist es erhaben, fragt man, der Gottheit, welche das Weltall nicht umfasset, irgend einen bestimmten Ort, wäre es auch das Sternenzelt, zur Wohnung anzuweisen?“

Man könnte antworten, daß die richtige Erklärung von dem herrlichen, nur leider! sehr gemisbrauchten Gebete: „Unser Vater im Himmel ꝛc. auch hieher passe, nach welcher gerade der Ausdruck, im Himmel der Vorstellung von Beschränkheit entgegen wirkt.

„Du nicht bloß Gott auf Zion oder Garizim, nicht bloß der Juden, oder Samaritaner, oder auch der Christen Gott — Gott überall, so weit die Himmel reichen!“

Und wie? wenn der Geist, der sich zu dem Vater über'm Sternenzelt erhebt, in noch erweitertem Gesichtskreise nicht blos den Gott der Völker, die den Erdkreis bewohnen, sähe, sondern den Vater alles Lebens, der seine milde Hand aufthut, und, in allen seinen ungemessenen, ungezählten Welten, Lebensgenuß und Freude verbreitet, — sättiget und seynet alles was da lebet mit Wohlgefallen?

Sollte man ja hier eine kleine Abänderung wünschen, so wäre es die; daß der Dichter statt des Worts, wohnen, etwa seyn, oder irgend ein anders hätte wählen können. Wenigstens gestehe ich, daß auch ich — vielleicht zu sehr an den

Sprach-

Sprachgebrauch geheftet — bey diesem wohnen etwas zu beschränktes — ich weiß nicht ob ich sagen soll zu denken oder zu fühlen gewohnt bin.

Und, Freunde, ich wage hier noch ein anderes Geständniß: daß der Ausgang des so vortreflichen Verses:

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu seyn,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein!
Ja! wer auch nur Eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus diesem Bund!

für mein Gefühl etwas äusserst unangenehmes hat, und mir mit den andern Empfindungen des Wohlwollens, der höchsten und reinsten Humanität, die das Lied athmet, zu stark zu kontrastiren scheint.

Ach der Mann der keinen Freund hat, keine Seele auf dem ganzen Erdenrunde seyn nennen kann, ist ein gar zu unglückseliges Wesen! Und Gott! es wäre doch möglich, daß der Unglückselige an seinem Unglück, wenigstens zum Theil, unschuldig wäre. Vielleicht ließ ihn sein Schicksal die bessern Menschen vorbeygehen, und unter Unmenschen gerathen, die ihn mißhandelten; vielleicht wollte sich sein Herz mehr als einmahl der Freundschaft öffnen, aber immer kam er an Unwür-

würdige, die ihn misbrauchten; vielleicht fiel er unter Mörder, die sein Herz unheilbar verwundeten! Wäre es aber auch ganz seine eigne Schuld; doch könnt' ich ihn jetzt nicht ausstoßen, ihn nicht seinem einsamen Gram und Unmuth überlassen; am wenigsten in der Stunde der Seeligkeit, wo mein Schuldbuch vernichtet und die ganze Welt mit mir ausgesöhnt ist, wo ich dem Verbrecher am Hochgerichte Gnade, dem Sünder in der Hölle Vergebung wünsche, wo ich eine Welt umarmen, und — gält' es Gut und Blut, gält' es Aufopferung meines Lebens — eine Welt beseligen möchte! Ich muß ihn bemitleiden! Es liegt zu viel Seeligkeit in dem Gedanken zu lieben und geliebt zu seyn; und ich muß den Armen bemitleiden, der an dieser Seeligkeit keinen Theil hat. Mit Angst dachte ich, so oft die Stelle gesungen wurde: wenn Einen unter uns der Fluch träfe! wenn Einer sich entfernen sollte! Und mir war es dann, als könnt' ich ihn nicht lassen, als müßte ich ihn mit Brüderarmen zurückhalten, oder ihm nacheilen: Armer! Armer! du bist unsäglich elend! ich fühle dein nahmenloses Elend, und ich muß austreten mit dir aus dem Kreise der Freude, und mit dir weinen! —

Der Dichter scheint selbst etwas ähnliches gefühlt zu haben: „wer's nie gekonnt, der stehle weinend sich aus unserm Bund!" Aber wenn er nun noch weinen — sein Elend fühlen kann! — der Unglückselige!

Gern

Gern gebe ich es zu: daß jenes harte Urtheil durch den Beysatz! „wers nie gekonnt“ gewissermaßen gerechtfertiget werde; ja daß man, den Menschenfeind blos in abstrakto gedacht, wie ihn gewiß hier der Dichter gedacht haben wollte, dies Urtheil ohne Beymischung einer unangenehmen Empfindung nachsprechen, und vielleicht durch den hinzugedachten Gegensatz — hier aber ist ein Kreis von Menschen die sich lieben! und auch ich liebe und werde geliebt! — sich in ungestörtem Freudengenuß erhalten könne. Indeß geht mir es mit dem Liede wie dem liebenden Mädchen mit dem geliebten Jünglinge, beym ersten bemerkten Widerspruch ihrer Empfindungen. Es schmerzt vielleicht um so mehr weil es der erste und einzige ist: aber sie liebt ihren Jüngling darum nicht minder, und ist geneigt, den Irrthum mehr in sich als in ihm zu suchen. Möglich auch, daß sie ihn da sicher findet!

Uebrigens gehe ich mit meinem Dichter durch alle verschlungene Wege der enthusiastischen Freude Hand in Hand, und folge ihm selbst da, wo seine Tadler ihn auf dem gefährlichsten Irrwege wähnen.

„Eine heitre Abschiedsstunde,
Süßen Schlaf im Leichentuch!
Brüder, einen sanften Spruch
Aus des Todtenrichters Munde!“

„Was, ums Himmels willen! soll der Grabgesang im Weinliede, beym Trinkgelage?“ — Die

Antwort werdet ihr dann leicht finden, so bald ihr den kleinen Unterschied zwischen einem Schillerischen Liede an die Freude, und euren gewöhnlichen Trinkliedern, zwischen einem Sokratischen Freudenmahle und euren Bachusfesten einsehen lernet; —

Auffallend ist es aber, daß diese Frage auch von solchen aufgeworfen wird, welche aus Höltys leider! Volsliede: Rosen auf den Weg gestreut ꝛc. auch einen Vers, der alles schöne und sittliche Gefühl empört, ohne Anstoß absingen können:

„Wonne führt die junge Braut
Heute zum Altare,
Eh die Abendwolke graut
Ruht sie auf der Baare:
Gebt den Harm und Grillenfang
Gebet ihn den Winden,
Ruht bey hellem Becherklang
Unter grünen Linden!"

Ists wahr, daß die alten Aegypter bey ihren Lustgelagen einen ihrer Todten in den Speisesaal bringen ließen, um den versammelten Gästen entweder die Lehre, genießet mit kluger Mäßigung! desto nachdrücklicher ans Herz zu legen; oder im Gegentheil das memento mori! mit dem post mortem nulla voluptas! zur Ermunterung zu desto lauterm Jubel zu gebrauchen: so handelten

sie

sie im ersten Falle sehr zweckwidrig — machten, wenn es selten geschah, frömmelnde Schwärmer, oder bewirkten, wenn es oft geschah, gar nichts; — und im zweyten Falle wahnsinnig.

Ich kann nicht leugnen, daß ich ein mit Hölty's: Wonne führt die junge Braut — Gebt den Harm und Grillenfang ꝛc. garnirtes Mahl jenem ägyptischen völlig an die Seite setze.

Hölty war keiner von unsern Kraftmännern, die zwischen, den Tod nicht ängstlich fürchten und, über den Tod spaßen, keinen Mittelweg kennen; er war ein armer Kranker und sang sein: Rosen auf den Weg gestreut ꝛc. in hypochondrischer Spannung; was man ihm in dieser Rücksicht gern verzeiht, aber, ohne in einer glücklichern Lage, gesund an Geist und Körper, Beruf zu fühlen es ihm nachzusingen. Wenigstens kann ich mir keinen Begriff davon machen, wie ein gesunder, an Kopf und Herz unverwahrloseter Mann, oder gar ein so gesundes Weib und Mädchen, jene heterogenste Empfindungen im Augenblick an einander zu reihen, und vom traurigsten Bilde des Todes, — von der Braut, die am Abend ihres Hochzeittages auf der Baare ruhet — zum frohen Becherklang überzuspringen vermag. Fast sollte man sagen: es wäre gewissermaaßen Glück für die Welt, daß viele singen, sprechen und noch manches andere thun könnten, ohne was dabey zu denken oder zu empfinden. Zuverläßig ist es,

in dem gegebenem Falle, für ihre Sittlichkeit minder gefährlich. Wer den gedankenloseſten Leichtſinn, die herzloseſte Frivolität befördern, wer ein Völklein bilden will, das im Stande wäre zur Luſt zu morden — Pariſerpöbel —: der gebe ihnen öftere Veranlaſſung, ſchnell von einer Empfindung zu der entgegengeſetzten überzuſpringen, laſſe im Trauerſpiele den Harlekin mit, (oder nach neuerer Sitte) ohne Hanswurſtkleid, das thut nichts zur Sache! eine komiſche Zwiſchenrolle ſpielen — oder ſorge dafür, daß dergleichen Volkslieder mehr geſungen und verſtanden werden! — Verzeihung, Freunde, für dieſe etwas längere Epiſode! —

Der Tadel trift aber keinesweges die oben angeführte Stelle aus Schillers Liede, das nicht von weinberauſchten Zechern geſungen ſeyn will, das nicht zur Luſtigkeit aufſpielt, ſondern zu höherer Freude and zu den edelſten menſchwürdigſten Gefühlen begeiſtert.

In dieſer Seelenſtimmung iſt der Gedanke an Tod und Grab, verbunden mit der freyern Ausſicht in ein beſſeres Leben, willkommen und wohlthätig!

„Laßt uns gut ſeyn bis zum Grabe, edle Thaten thun, wie das Lied ſie ſingt, dann

Führt der Tod, ein ſchöner Genius
Wie Mengs ihn mahlt in ſeinem ſchönſten Bilde,
Uns einſt in ſelige Gefilde!

Hand in Hand, wir wollen gut seyn! und unsern Bund vernichtet kein Tod!

Auf Wiedersehn!!"

Es wäre leicht noch andere ähnliche Einwürfe zu widerlegen: aber die schöneren Lebensstunden, dergleichen uns der heutige Tag gewährt, sind zu kostbar, als daß man sie mit Widerlegungen und Streitigkeiten verderben sollte. Wir wollen sie weiser genießen, und heute den ersten Becher der Freude dankbar unserm Schiller weihen!

K. Sc.

III.

Vorhandene Aussichten für die Kunst zu deklamieren.

Auf Veranlassung der Recension einer Schocherischen Schrift in der Litteraturzeitung No. 226. im Monat August 1792.

Diese Schrift ist von dem Recens. mit einer andern ähnliches Innhalts von Herrn Franke und zwar nicht zu ihrem Vortheile verglichen worden. Die Erstere, die ich nicht selbst gesehen, ist Ankündi-

gung einer neuen Erfindung, und daß der Ton dieser Ankündigung einiges Mistrauen erwecken konnte, ist möglich; demungeachtet wird die Sache selbst, wie ich überzeugt bin, dieses Mistrauen am besten niederlegen.

Ich habe Gelegenheit gehabt, einige Bekanntschaft mit Herrn M. Sch. und mit dem was er für die Deklamazion geleistet, zu erhalten. Ich würde dem Recensenten von der Tonleiter der menschlichen Sprache, die Sch. gefunden und in Zeichen ausdrückt, so wie viele andere, für die sie kein Geheimniß mehr ist, wenigstens den nothdürftigsten anschaulichen Begriff geben können. Ob es je anders angehen wird, als durch Beyhülfe mündlicher Ueberlieferung, will ich nicht behaupten; so, wie man auch Schriftzeichen und musikalische Noten nicht durch bloße Beschreibung in die lebendige Stimme übersetzen lernt: wiewohl die Skala der Deklamazion, — deren Abstufung wahrzunehmen ein feineres und aufmerksameres Gehör zu erfordern scheint, als die Erlernung der musikalischen Skala, — durch die zu Hülfe genommene erklärende Beschreibung sich erst mit der gehörigen Klarheit fassen und behalten läßt; in welcher Hinsicht die Schochersche Erfindung unter die ausgezeichnet merkwürdigen gehört.

Allein diese das Mechanische der Kunst betreffende Erfindung ist keinesweges das einzige, was Schocher geleistet; ob sie wohl nicht denkbar wäre, wenn

wenn er nicht (was wohl bey wenigen Erfindern von Theorien der Fall seyn mag) sich selbst das hauptsächlichste Muster gegeben hätten, wovon er seine Theorie abstrahirt hat; wenn er den wahren Empfindungsausdruck nicht so, wie er diese Skala angiebt, in seinem ganzen Umfange, mit Vermeidung der Monotonie sowohl, als der Misgriffe der Affektazion, in seiner Gewalt hätte. Mit diesen Anlagen hat sich der Beobachtungsgeist verbunden, der nöthig war, die erste Theorie zu liefern, deren Rubriken sehr mannichfaltig und richtig sind, und doch auf festgehaltnen einfachen Grundsätzen beruhen, und die sich neben dem Inhalt einer Schrift, wie die Frankische, eben so ausnimmt, wie jedes andere wahre System neben den zusammengeraften Bruchstücken der Popularfilosofie. Für die Deklamazion war es aber erst Schochern, die neue Epoche anzufangen, aufbehalten; und man kann daher gegen Anderer Bemühungen, die ihn noch nicht zum Vorgänger hatten, nicht unerkenntlich seyn, und Herrn Franke sein Verdienst um die Sache durch Verbreitung mancher richtiger Ideen und Erweiterung des Interesse nicht streitig machen. Herr M. Löbel (nicht Löber, wie der Recensent schreibt) hat Schochers Anleitung genossen.

Schocher hat in Leipzig Unterricht in der Deklamazion gegeben; aber eine groſse Menge seiner Zuhörer bewiesen, daß es ihnen an wahren Prä-

missen über das, was den Begriff und Zweck der Deklamazion ausmacht, gefehlt hatte, ehe sie zu Sch. giengen, und daß sie auch, nachdem sie ihn gehört hatten, nicht darein eingedrungen waren. Sie suchten sich dadurch mehr eine mechanische Kunstfertigkeit, als einen wahren Gewinn für ihre Geistesbildung zu verschaffen. Von diesen ließe sich also nicht viel zur Empfehlung der Sache hoffen. Sollte aber der Recensent dies Empfehlende in der Schocherischen Schrift selbst vermissen: so überlasse ich es ihm, wenn übrigens die Sache selbst sich empfohlen haben wird, sich als Psychologe das ihm in der Seele des Künstlers vorgelegte Paradoxon zu lösen, und bin überzeugt, daß er in dem Karakter desselben, wenn er ihn persönlich kennen sollte, sehr schätzenswürdige Eigenschaften entdecken würde. Vielleicht sind einige Bemerkungen, zu denen mich die gedachte Recension veranlaßt, zweckmäßiger, als wenn ich eine Apologie zu schreiben unternehmen wollte.

Der Recensent unterscheidet Wahrheit und Schönheit der Deklamazion, und vermißt die Rücksicht auf diesen Unterschied in der Löbelschen Definizion. Um lediglich meine eigne Meynung hierüber vorzutragen, so würde ich in der Definizion dieser Kunst diesen Unterschied geflissentlich vermeiden. Gerade hier scheint mir entweder die Veranlassung oder das Resultat von so manchen nachtheiligen Irrthümern zu liegen.

Deklas

Deklamazion ist nicht, wie andere schöne Künste, fähig, ein vor sich bestehendes Ganze zu liefern. Ihre Schönheit ist nur möglich durch die Schönheit des Originals, das sie mit völliger Angemessenheit und Vollständigkeit des Ausdrucks, dessen sie fähig ist, darstellt; wie die Schönheit einer Uebersetzung aus einer Sprache in die andere völlig auf der Treue und Wahrheit bey der Wahl eines schönen Originals beruht. Hat sie eigenthümliche Schönheiten, die in diesem nicht enthalten sind: so wird sie Nachahmung oder Umarbeitung. Will man aber unter Wahrheit einer Uebersetzung nur die richtige Uebertragung der logischen Verbindung der Begriffe verstehen: so kann dies auf die Deklamazion keine Anwendung leiden, die doch niemand mit einem bloßen monotonischen Vorlesen, welches auch seine eigenen Regeln der Richtigkeit befolgt, wird verwechselt wissen wollen, sondern die sich allemahl mit auf Empfindungsausdruck bezieht. Aber hierdurch fällt auch alle Möglichkeit weg, eine andere als blos willkührliche Grenzbestimmung nach den Graden des Empfindungsausdrucks für Wahrheit und Schönheit der Deklamazion anzugeben. Von keinem in der unbeseelten Sprache ausgedrückten Ganzen von Gedanken und Empfindungen läßt sich mehr als eine einzige wahre, das ist, angemessene und vollständige Uebertragung in die lebendige Rede und auffer derselben keine Schönheit dieser Uebertragung denken, und mehr kann die Deklamazion

mazion nicht leisten. Sie kann nicht, wie die Musik, über einen schönen Text einen ihr eigenthümlichen, neue Schönheiten enthaltenden Kommentar oder Parafrase geben; wollte sie dieses, so verlöhre sie, als Deklamazion, Sinn und Bedeutung.

Herr Franke, der den Tadel des Recensenten über die bey der Wahrheit der Deklamazion vergessene Schönheit derselben nicht auf sich zieht, scheint mir im Grunde zu dieser Schönheit weniger zu fordern als Löbel und Schocher. Er spricht, soviel mir erinnerlich ist (denn sein Buch habe ich nicht bey der Hand,) mit mehrerer Toleranz und selbst mit mehrerm Wohlgefallen, als für die Aufnahme der Kunst rathsam scheint, von der auch hier so häufig anzutreffenden Bestätigung des Spruchs: duo cum faciunt idem, non est idem. Ich bin überzeugt, daß bey wahren Künstlern, welche Monotonie und entstellende Abweichungen von ihrem Texte gehörig zu vermeiden wissen, wirklich das genaue Zusamentreffen in einem weit höherm Maaße vorkommen wird, als man anfänglich erwarten würde. Sie werden dem, was sie vollständig gefaßt haben, die gleichen Beziehungen geben, eben so, als spielten sie nach einerley Noten.

Der studirende Anfänger sollte sich vorstellen, er wolle das, was nicht unmittelbar aus seiner Seele hervorquillt, so vortragen, daß ein Zuhö-

rer

rer glauben müßte, es sey nichts gelesenes oder gelerntes, sondern von ihm aus sich selbst gesprochenes. Der Deklamator muß das Gemeinsame des Denkens und Empfindens, wodurch eine Reihe Vorstellungen sich zu einem Ganzen zusammenfügt, *) durch die Stimme ankündigen, veranschaulichen, in alles eben wieder so gemeinschaftlich einfließen lassen, daß es dadurch ausgelegt und begreiflich gemacht wird. Dieß läßt sich allemal nur auf eine einzige Art vollständig leisten. Eine so durchdrungene Seele wird auch die Geberdensprache von selbst mit aus ihrer Ruhe wecken.

Doch es ist nöthig, noch einigen scheinbaren Einwürfen zu begegnen, die sich gegen diese Bemerkungen erheben könnten Scheint die Deklamazionskunst nicht wenigstens, außer der Anleitung zur Wahrheit des Ausdrucks, eigene nicht mit darinnen begriffene Regeln für den Wohlklang geben zu

*) Anmerk. Zum völligen Verstehen fremder Gedankenreihen wird überhaupt erfordert, daß man sie nach den objektiven und subjektiven Principien der Einheit ihres Zusammenhangs und ihrer Zusammenfügung, ohne sie vor sich zu haben, herstellen könne. An einer Menge schiefer Urtheile über das Verhältniß und die Grenze zwischen Inhalt und Einkleidung, und an mannichfaltigen Erscheinungen von Oberflächlichkeit und Anmaaßung verräth sich die gewöhnliche Vernachläßigung dieses Begriffs, der vielleicht die Grundlage von einer noch nicht systematisch bearbeiteten Kunst des Studiums der Geistesprodukte ausmachen sollte.

zu müssen? Außerdem, was die wahre und reine Darstellung der Empfindung selbst dafür leistet, die Organe geschmeidig und wohltönend zu machen, hat der studirende Künstler freylich noch auf das Mechanische seiner Redewerkzeuge, wie Demosthenes, Aufmerksamkeit zu wenden; ohne daß man jedoch Vorschriften hierüber ins eigentliche Gebiet der Deklamazionskunst ziehen kann. Aber sonach sind alle Regeln des Wohlkangs für die Deklamazion in dieser Einen begriffen: Unternimm den wahren Ausdruck nur mit gebildeten Organen. Ist der Text vermittelst dieser keines wohlklingenden Ausdrucks fähig: so liegt die Schuld nicht an der Deklamazion. Bildung, Umformung des Textes nach den gefundenen Bedürfnissen und Vorschriften des Wohlklangs, ist wieder eine andere Sache.

Aber müßte denn sonach nicht alle Wahrheit der Darstellung durch Redewerkzeuge, Deklamazion seyn? Und ist nicht der Fall vorhanden, daß der Verfasser eines Textes, der ihn doch am besten gefaßt haben muß, demungeachtet ihn nicht gut zu deklamiren fähig ist?

Unter Deklamazion ist nicht diejenige Wahrheit des Stimmenausdrucks zu verstehn, die den ausgesprochenen Gedanken unmittelbar nach bloßen Naturgesetzen begleitet. Sie ist eine dem Geiste und dem körperlichen Ausdrucke mittelbar eigen gemachte Wahrheit des Gedankens und der Aussprache,

sprache, wodurch jene nachgeahmt wird. Und eben daher, weil in den Werken des Geistes fast immer so viel daran zu fehlen pflegt, daß sie ganz das Eigenthum, die unmittelbare Aeußerung der ungesuchten, oder doch nachher völlig in sein Innerstes eingeschmolzenen Verknüpfung der Vorstellungen eines Verfassers seyn sollte: (da selbst in Meisterwerken so vieles aus der Sprache selbst, und aus fremdem Gedankenvorrathe entlehntes vorkömmt, das sich ihr Urheber nicht ganz zu individualisiren bedurfte, oder doch es wenigstens für seine Person nicht nöthig fand) eben daher, meyne ich, läßt es sich erklären, wenn es wenige gute Deklamatoren ihrer eignen Produkte giebt. Die Deklamazionskunst ist die Kunst, von einem Werke auch denjenigen Inhalt zu fassen, mit dem der Verfasser aus fremdem Vorrath, fremden Formen, oder mit dem er allmählig, ohne ganz sich zugeeigneten Fluß der Verknüpfung, sein Werk versah, und vollkommner, als er selbst, ihn zu fassen.

Daher geschieht es, daß ein Autor vermittelst der Deklamazion einem in seinem Produkte selbst nicht erreichten Schwunge, einer Manier, die ihm in der Seele vorschwebt, durch eine dahin zielende und wohlsoutenirte Monotonie nachgeht. Daher geschieht es, daß Wiederholungen, Wendungen, die das Schreiben erleichtern, kleine jähe Uebergänge, schnell ergriffene Bilder, die Deklamazion, die das ihrige thut um wahr zu seyn, zu

einer

einer Stärke und Wärme treiben, über die der kalt gebliebene Autor betroffen seyn, oder vielleicht auch sich in aller Unschuld erfreuen würde. Und so ließen sich mehrere Erscheinungen erklären. Der Deklamator hingegen ist seinerseits vielleicht, mehr als ein andrer, in Gefahr, aus manchem gar zu seichten und aller Originalität ermangelnden Produkte einen zu wenig eckeln Genuß zu schöpfen.

Indessen ergiebt sich aus solchen Betrachtungen, was Deklamazion für Kritik, für eigne Geistesbildung und für Erziehung, für das wahre Sich selbst verstehen, und für das Sich verstehen lehren, für die geistige Vollendung zu den bestimmtesten Umrissen, für die innige Veranschaulichung und Zueignung des Schönen und Guten, werden kann und werden soll; und hierzu muß sie angewandt werden: nicht bloß, um durch ihre Formen, zu deren Anschauung die Einbildungskraft eine Weile mit dem Stoffe sich beschäftiget, das Gebiet des Genusses zu erweitern; noch weniger aber, damit man sich eine angenehme Mozion mache und sich hören lasse, wie man tanzt, um sich zu bewegen und gesehen zu werden.

IV.

Weißagung des Helvetius.

Helvetius war 1715. zu Paris gebohren und starb daselbst 1771. In seinem 23sten Jahre ward er General-Pächter, und erhielt dadurch eine regelmäßige Einnahme von hundert tausend französischen Thalern jährlich. Er war aber nicht bloß General-Pächter, er liebte und studierte die Wissenschaften, er war der Freund der größten Männer seiner Zeit in seinem Vaterlande und bildete sich in ihrer Gesellschaft, er war ein Mann von vorzüglichen Naturgaben, von Geist und von Geschmack, und dabey ein schätzbarer Schriftsteller und Dichter.

Er war kein grübelnder tiefdenkender oder metafysischer Kopf; aber er hatte einen sehr hellen, gesunden und von den herrschenden praktischen Vorurtheilen seiner Zeit ungeblendeten Verstand. Er kannte die Menschen besser als den Menschen, und besaß in hohem Grade das was wir Welt- und Menschen-Kenntniß nennen; dabey war er sehr belesen, zeigte in seinem Umgange und in seinen Schriften viel Kenntnisse und viel Witz, aber noch mehr Geschmack und Beurtheilungskraft, und hatte einen ungemein leichten, deutlichen, reizenden und eindringenden Vortrag. Seine Schrift

de

de l'esprit wurde in ganz Europa mit ausgezeichnetem Beyfall aufgenommen, und machte, wie man sagt, große Sensazion oder starken Eindruck — in seinem Vaterlande aber; zog sie ihm Verfolgung zu.

Friedrich der Zweyte schätzte ihn so sehr, daß er in ihn drang und ihn bewog, eine Reise nach Teutschland zu machen und sich einige Zeit bey ihm aufzuhalten. Mehrere Europäische und vorzüglich Teutsche Fürsten bezeugten ihm bey Gelegenheit dieser Reise und zu andern Zeiten ihre Achtung.

Ausser diesem allen, und was mehr sagen will als dies alles, war er ein sehr rechtschaffner, edeldenkender, wahrheitliebender, freymüthiger Mann, und sein sittlicher Karakter machte ihn bey seinen vorzüglichen und angenehmen Geistesgaben zugleich hochachtungs- und ehrwürdig. Als General-Pächter nahm er, insonderheit auf seinen Untersuchungs-Reisen, das Volk gegen die Bedrückungen der Unter-Pächter in Schutz, entschädigte die dadurch zu Grunde gerichteten Unglücklichen, und wollte das Bann- oder Konfiskations-Geld nicht annehmen. Seine Gerechtigkeit und Großmuth behagten den übrigen Pächtern anfangs nicht; doch duldeten sie dieselben in der Folge, da er sie nur auf seine eigne Kosten ausübte. Er wagte es selbst, oft der Vertreter des Volks bey der Gesellschaft der General-Pächter, und bey dem

Minis-

Minister in Ansehung der öffentlichen Abgaben, zu seyn, und war in diesem mißlichen Unternehmen sogar einige Mahle glücklich. Nützlich war er in seinem Posten auf eine ausgezeichnete Art für die Nazion und für die Ferne zu gleicher Zeit, aber er konnte es doch auf die Dauer in demselben nicht aushalten. Seine Zwecke waren groß und er hatte mit kleinen Seelen zu thun; seine Grundsätze, seine Gesinnungen waren menschlich, und seine Kollegen waren für die Menschlichkeit abgestumpfte Finanziers. Er legte daher seine Stelle als General-Pächter nieder und kaufte Landgüter an, um sich auf dieselben zurückzuziehen. Aus Gefälligkeit gegen seinen Vater erkaufte er die Stelle eines maitre d'hotel der Königin — allein er war so wenig für den Hof als für die Finanzen gemacht, obgleich man es ihm eine Weile am Hofe verzieh, daß er Verstand und Rechtschaffenheit besaß. Im Jahr 1751. begab er sich auf seine Güter, heyrathete, dachte nur darauf das Glück seiner Frau und seiner Vasallen zu machen, und studierte. Vier oder fünf Monathe des Jahrs lebte er mit seiner Familie in der Hauptstadt, im Kreise einiger ausgewählten Freunde aus allen Ständen, welche Sitten und Einsichten vereinten. Einen Tag in der Woche lebte er für die große Welt, und an diesem versammleten sich bey ihm Prinzen, Staatsräthe, der hohe Adel, Filosofen und Gelehrte Einländer so wie Ausländer.

Im Jahr 64 machte er eine Reise durch England, wo er von dem Könige, den Großen und den Gelehrten aufs ehrenvollste aufgenommen wurde, und für die englische Nazion große Hochachtung gewann. Im folgenden Jahre gieng er, wie oben erwähnt, auf dringendes Ansuchen Friedrichs des Zweyten nach Teutschland, wo er im Ganzen an den Höfen und beym Adel Filosofie, Ordnungsliebe und Menschlichkeit, und daher das Volk nicht elend fand.

Dieser Mann, von dem ich meinen Lesern, die vielleicht nicht alle genau mit ihm bekannt waren, wenigstens einigen Begriff vorher geben zu müssen glaubte; dieser Mann, der sein Vaterland und den unter seinen Zeitgenossen herrschenden Geist gewiß kannte, und seinen mannichfaltigen Lagen, Verhältnissen und Erfahrungen zu Folge nothwendig kennen mußte; dieser Mann, der ein großer Feind des Despotismus und des Glaubenszwangs, aber kein Feind der Monarchen, der Monarchie und des Christenthums war; dieser Mann, der nichts weniger als grübelnder Stubengelehrter, politischer Schwärmer und Plannacher, rasender Jakobiner oder hungriger Schriftsteller, sondern im Gegentheil ein denkender Geschäfts- und Staats-Mann von geprüfter Welt- und Menschen-Kenntniß war, und dabey einen hohen Grad von Wohlwollen, Rechtschaffenheit, Vaterlandsliebe und Adel der Gesinnung besaß und von den

weise-

weiſeſten und edelſten Fürſten und Menſchen ſeiner Zeit geſchätzt und geliebt wurde: dieſer Mann, ſage ich, weiſſagt in der Vorrede zu dem nach ſeinem Tode herausgekommenen Werke über den Menſchen, von dem bevorſtehenden Schickſahl ſeines Vaterlandes wie folget. "

„So unterliegt alſo mein Vaterland dem Joche der Herrſcher-Willkühr (Deſpotismus). Es wird demnach keine große Schriftſteller mehr hervor bringen. Die Eigenſchaft der Herrſcher-Willkühr iſt — die Gedanken im Verſtande und die Tugend im Herzen zu erſticken. "

„Nicht mehr unter dem Nahmen der Franzoſen wird dieſes Volk ſich weiter berühmt machen können: dieſe herabgewürdigte Nazion iſt jetzt die Verachtung von Europa. Keine heilſame Gährung oder Ausſcheidung (Kriſe) wird ihr die Freyheit wieder geben. Sie wird an der Auszehrung dahin ſterben.

Die Eroberung iſt das einzige Mittel gegen ihr Elend; Zufall und Umſtände ſind's die über die Wirkſamkeit eines ſolchen Mittels entſcheiden.

In der Sprache des Verfaſſers lautet die Stelle folgendermaßen: Ma patrie a reçû enfin le joug du Deſpotisme. Elle ne produira donc plus d'Ecrivains celebres. Le propre du Deſpotiſme eſt d'étouffer la penſée dans les eſprits et la vertu dans les ames.

Ce n'eſt plus ſous le nom de François que ce peuple pourra de nouveau ſe rendre celebre: cette nation avilie eſt aujourd-hui le mepris de l'Europe. Nulle criſe ſalutaire ne lui rendra la liberté. C'eſt par la conſomption qu'elle perira. La conquête eſt le ſeul remede à ſes malheurs, et c'eſt le hazard et les circonſtances qui decideront d'un tel remede.

Merkwürdig ſcheint mir dieſe Weiſſagung eines Mannes wie Helvetius immer, und wird vielleicht manchem meiner Leſer ſo ſcheinen — gleichwohl bin ich für meine Perſon weit entfernt, ohnerachtet alles deſſen was in den letzten Jahren in Frankreich vorgefallen iſt, dieſelbe ſo zu unterſchreiben, als ſey ſie ſchon erfüllt, oder ihrer Erfüllung durchaus nahe. Es iſt mir nun einmahl nicht gegeben, ſelbſt im ſtillen Urtheile für mich, vielweniger im öffentlichen vor der Welt, in einer Hinſicht wie dieſe über ganze Nazionen, als ſolche, und über ſo ſehr verwickelte Dinge, als die franzöſiſchen Staatsangelegenheiten jetzt ſind, im allgemeinen und entſcheidend abzuſprechen. Ich überlaſſe es daher dem Leſer nach ſeiner eigenen Einſicht und nach ſeinem beſten Wiſſen und Gewiſſen, über die Sache zu urtheilen ſo gut wie er kann. Doch füge ich noch ein Paar mir ſehr natürlich und höchſt einfach ſcheinende, in Vernunft und Erfahrung gleich ſtark gegründete Bemerkungen hinzu — auf welche gewiſſe Leute in unſern Zeiten

ten ganz und gar nicht zu fallen, ja dieselben offenbar zu verkennen scheinen.

1) Die ganze französische Revoluzion und das große Unglück, welches durch sie die Monarchie jetzt betroffen und ins Verderben gestürzt hat, sind eine Folge des lange vorhergegangenen Zustandes derselben und in ihm gegründet.

2) Die Vorfahren der jetzigen Franzosen sind Schuld an dem Unglück welches letztere jetzt trifft, und zwar dadurch, daß sie Despotismus haben ausüben und sklavische Behandlung sich haben gefallen lassen: als wodurch ihr ganzer Staat in eine allgemeine Zerrüttung, und ihr eigener sittlicher Karakter in Verderbniß übergegangen ist. Der wahre und einzige innere Grund der Zerstöhrung der französischen Monarchie, des Unglücks das ihre Regenten und des Elends das ihr Volk betroffen hat, ist: die sklavische Unterwürfigkeit, der blinde Gehorsam, und das bloß leidendliche Verhalten der ehemahligen Franzosen gegen die tyrannische Willkühr ihrer hohen und niedern Regenten.

3) Herrscher-Willkühr und Sklavensinn des Volks, der denselben zuläßt und hervorbringt, Unterdrückung der Freyheit zu denken, zu reden und zu schreiben, Glaubenszwang und Verwehrung daß die öffentliche Religion mit der Ausbildung der Nazion gleichen Schritt hält,

und dadurch in Achtung und heilsamer Wirksamkeit bey derselben bleibt; Vernachläßigung eines vernünftigen öffentlichen Jugend-Unterrichts für alle Stände; Verwirkung des öffentlichen Vertrauens zur Regierung, von innen und von aussen, schändliche Verschwendung der Staats-Einkünfte und daraus entstehende Schuldenlasten, und ungeheure Bedrückungen vorzüglich der niedern Stände; After-Staatsklugheit und Ränkespiel der Minister, Kebsweiber, Buhldirnen und Lieblinge, die sich in alle Welthändel mischen und alles verwirren und überall herrschen wollen; muthwillige Kriege, Eroberungs- Vergrößerungs- oder Länder-Raubsucht, der Stimme der allgemeinen und öffentlichen Vernunft (deren lauten Ausbruch das gezuckte Henkerschwerdt des Despotismus nur auf einige Zeit zurückschreckt) und des eigenen Gewissens hohnbietende Verletzung des ganzen Völker- und Privat- des natürlichen so wie des positiven Rechts — sind die nothwendigen Ursachen des Untergangs der Reiche, des Verderbens der zumal erblichen Regenten, und des Elends der Völker.

Diese Dinge sind also, wie, aller Vernunft und aller augenscheinlichen Erfahrung zum Trotz, mancher Afterpolitiker wähnt und uns durch seine Handelsmaximen als seinen Glauben zu erkennen giebt, weder zusammengenommen noch einzeln die Mittel, gewaltsamen Staatsverändrungen, bürgerlichen

lichen Unruhen und Aufruhr, dem Verderben der Regenten und dem Elende der Völker zuvorzukommen.

Das, was eine Sache über kurz oder lang nothwendig und unfehlbar bewirkt und bewirken muß, kann nie ein gründliches und im Ganzen sicheres und heilsames Mittel seyn, dieselbe auch nur zeitig zu verhüten.

Wohl uns, daß unsere weisere Deutschen Fürsten von der Wahrheit dieser Bemerkung kräftig überzeugt sind, und ihre Ueberzeugung davon durch ihr öffentliches Verhalten thätlich an den Tag legen — und mit edler Verachtung den Frevler, der unter heuchlerischem Vorwande das Gegentheil predigt oder einflüstert, von sich scheuchen!

Wohl uns, daß eine Wahrheit wie diese, in der kritischen Zeit in welcher wir leben, von den Weisen und Edlen unsers Volks, mit eben so viel Freymüthigkeit, Nachdruck und Würde als Weisheit und Vorsicht, ihren Zeitgenossen zu Gemüthe geführet, und eben dadurch auf der einen Seite der verworfene Sklavensinn gerade so stark, als der Frevelgeist des Aufruhrs auf der andern, auf eine wirksame und gründliche Art verhütet wird!

Wehe aber dem, der diese Wahrheit anerkannt, (und wer kann sie verkennen?) und nicht in seinem größern oder kleineren Wirkungskreise die Einsicht derselben befördert und verbreitet, und

die darin gegründeten Pflichten und Handlungsregeln durch sein ganzes öffentliches und Privatverhalten geltend macht! Er handelt als ein Verräther gegen sein Vaterland, gegen die ganze Nachkommenschaft und gegen seinen Regenten, und trifft ihn auch kein anderer Fluch, so trifft ihn doch gewiß einst der seines eigenen Gewissens.

St.

V.

An ein Thal.

Ne giammai vidi valle aver si spesi
Luoghi da sospirar riposti e fidi.

Petrarca.

Entlegnes Thal, von Fichtenhöhn begränzt,
Mit Erlenreihn umhegte flache Matten!
O Bach, auf dem ein güldnes Schlaglicht glänzt!
O Meyerhof, im dunkeln Wallnußschatten!

Der Freudenruf entzückter Wandrer grüßt
Dich, holdes Thal, vom Gipfel ferner Hügel:
Betrachtung sinnt, wo sich dein Quell ergießt;
In deinem Hayn saußt der Begeistrung Flügel.

Nimm, trauter Hayn, nimm, Schattengang, mich auf!
In deiner Nacht entschlummern alle Sorgen!

Be-

Beschränkt, wie du, ist auch mein Erdenlauf;
Dein Ausgang mir, so wie sein Schluß, verborgen.

Der Ehrsucht Schiff ruht hier am treuen Strand;
Genügsamkeit band es an Blumenküsten:
Der Vorwitz legt sein Fernrohr aus der Hand;
Besorgniß späht nicht nach der Zukunft Wüsten.

Die Bosheit sprüht hier nicht ihr schwarzes Gift
Auf unbesorgter Unschuld Rosenkronen;
Gerechte Gleichheit theilt des Landmanns Trift,
Und Freyheit herrscht, wo gute Menschen wohnen.

Das Hohngezisch des Witzlers mengt sich nicht
In dieser Espen friedesäuselnd Wehen;
Kein Lästrerkreis hält hier sein Strafgericht,
Kein Neider laurt Gebrechen aufzuspähen.

Die Muse wallt auf zartbehalmten Plan;
Sie folgt dem Bach, der jene Flächen theilet
Und, gern verwirrt, auf sanft gewundner Bahn,
So lang er kann, in diesem Tempe weilet.

Auf jener Dorfkapell, in Laub verhüllt,
Klang nie das Sturmgeläut' in Schreckens-Nächten,
Wenn Aufruhr tobt, der tausendstimmig brüllt,
Mit Brand und Dolch in hochgeschwungner Rechten.

Den Wiederhall der Eppichklüfte schreckt
Kein Schlachtgeschoß; statt rauher Kriegstrommeten,

Hallt hier das Horn, das früh die Hirtin weckt;
Der Tag erlischt beym Ton der Weidenflöten.

Hier muh't die Kuh auf gelbhebljmter Au;
Dort klingeln hell der Ziegenheerde Schellen;
Das Käuzlein schnaubt im alten Ritterbau,
Und Bienen sumsen an des Giesbachs Fällen.

Dort flüstern Silberpappeln sanft umweht,
Die grün und weiß die Blätter wechselnd regen;
Das Mühlenrad, das träg die Schaufeln dreht,
Klappt langsam fort mit gleichgemeßnen Schlägen.

Im Dickigt schallt der Drossel Waldgesang,
Das Heupferd zirpt auf frischgemähter Weite;
Am Hügel klirrt gewezter Sensen Klang,
Und fern verhallt das dumpfe Stadt-Geläute.

O Selig, wer nach freyer Herzenswahl
In diesen Grund sich heimlich siedeln konnte!
Wie dort Petrach im Felsumragten Thal,
Wie Xenofon im ländlichen Skillonte.

Wer lang bereut, daß er es einst versucht
Sich in das Gleiß des Weltlings zu gewöhnen,
Der eil', entflohn dem Sturm in dieser Bucht,
Der Meinung nicht, nur der Natur zu fröhnen.

Hier darf ein Herz, das man schon oft verrieth,
In eine Welt sich träumen, frey von Bösen;

Die Liebe, die des Schickſals Härte ſchied,
Sucht hier den Gram in Thränen aufzulöſen.

O du, die mich mit Seraf's Huld umſchwebt,
Entfernte! Hier belebt ſich mein Vertrauen!
Die Zuknnft glänzt mit Hoffnungsgold durchwebt;
Hier dürfen wir ein Zufluchtshüttchen bauen!

Die Liebe braucht ein Feld und einen Pflug;
Ein Halmendach, das ſie getreu verberge;
Ein Räumchen zur Umarmung weit genug,
Und einen Plaz für zwey vereinte Särge.

O ruht' ich hier, an häuslich ſtillem Ziel,
Und nie verlockt von nichtigen Entwürfen!
O möchte nie das öde Weltgewühl
In ſeine trüben Strudel mich verſchlürfen!

Fern, wie das Meer ein Hirt aus Ennasthal,
Hört' ich die Flut der Zeitgeſchichte toſen!
Nur edler Freyheitshelden Raſenmahl
Krönt' ich mit Eichenlaub und Silberroſen.

Undingbar, keines Fürſten Waffenknecht,
Zu edelſtolz um Rang und Sold zu werben,
Entſagt' ich nie der beſſern Menſchheit Recht,
Für Völkerglück zu ſiegen oder ſterben.

Dort wo, belind' in laner Luft gewiegt,
Die ſchlanken Pappeln ſich zuſammen lehnen,
Veraöß' an meine Urne hingeſchmiegt,
Mein junges Weib der Treue ſtillen Thränen. *)

v. Salis.

VI.

Nochmahlige Proben einer Neuen Ueberſetzung des Lukrez.

Zweytes Buch.

Süß iſts, hoch im Meer, wenn es Orkane zerwühlen,
Von dem Land' aus, geſichert, des Schiffers Arbeit zu ſchauen;
Nicht, weils Wolluſt gewährt einen Menſchen leiden zu ſehen,

Son-

*) Die Freunde des von ſo vielen Seiten vortrefflichen Verfaſſers dieſer durch reinen prunkloſen Ausdruck wahrer Gefühle ſo vorzüglich ſchönen Stanzen werden mit Theilnehmung die Nachricht aufnehmen, daß ein günſtiges Schickſal dem liebenswürdigen Dichter nun wirklich die Erfüllung jenes letzten Wunſches gewährt hat, der den Inhalt eines ſeiner ſchönſten Stücke im Voſſiſchen Muſen-Almanach von 1791. ausmachte. (S. Teutſch. Merkur 1791. No. 2. S. 220.)

Sondern weil eignes Gefühl des Freyseyns vom Schmerze
so wohl thut.

Süß ist es auch nicht minder der Heere blutige Kämpfe
Nur von fern zu schauen, und außer Gefahr sich zu wissen:
Aber süßer ist nichts, als in deinem erhabenen, lichten
Durch der Denker Weisheit so herrlich gesicherten Tempel
Göttin Filosofie zu weilen, mit edelem Stolze
Auf die Dumheit herunterblickend, den Pöbel voll Wahnsinn
Zu dem Wege des Lebens im Finstern tappen zu sehen,
Wie er nach Beyfall geizt, nach Adel und Würden sich dränget,
Tag und Nacht sich zerbläut, mit unabläßiger Arbeit
Um einen Klumpen Gold und Kron' und Zepter zu haschen:
O die Sklavenseelen, die blinden erbärmlichen Menschen!

Ja, wie liegt doch so jetzt im dicken verpesteten Nebel
Jedes Leben versenkt! O keiner, keiner blickt auf und
Hört auf den Ruf der Natur: entferne von deinem
Körper
Alle Schmerzen, o Mensch, sey froh, sey heiteren Geistes,
Suche Furcht und Gram und quälenden Mißmuth zu
bannen!

Wahrlich wir sehen es leicht, daß es nur wenig bedürfe
Unser Nervensystem vor Schmerzen zu sichern, nur wenig,
Um ein reiches Maaß der reinsten Freuden zu ärndten,
Welche selbst die Natur nicht angenehmer sich wünschet.
Stehn denn gleich nicht im Zimmer vergoldete Genien-Bilder,

Die mit brennenden Kerzen in ihrer Rechte dein spätes
Nächtliches Prunkmahl beleuchten; verblendet die Augen der Gäste
Nicht der prächtige Glanz des Gold- und Silbergeschirres:
O so lagerst du dich mit ihnen ans Ufer des Baches,
Unter den Schatten des Ahorn, auf weichen Teppich vom Grase,
Thust dem Körper hier gütlich ohn' allen Aufwand und Kosten,
Ist das Wetter zumal dann heiter, und streut schon der Frühling
Ueber das junge Grün der Wiesen die farbigten Blumen.
Freund, die Fieberhitze verläßt auf kostbar gestickten
Decken, auf glühendem Purpur nicht früher die Andern als auf dem
Wohlfeilen einfachen Lager des prachtlosen reinlichen Bürgers.

Also wenn persische Schätze, wenn hoher Adel, wenn aller
Kronen Majestät zum Wohlseyn des Körpers nichts helfen:
O wie könntest du hoffen, daß durch sie die Seele gewönne?
Möglich wär' es, daß etwa dein Aberglaube, zu furchtsam,
Wenn er die Legionen, die du zum Platze der Uebung,
Um die lärmenden Scenen der Schlacht zu bilden, beorderst,
Oder die Flotten erblickt, die weit im Meere sich jagen,
Mit der Todesfurcht aus deinem Busen entflöhe,
Und einen Augenblick dann dir freyer zu athmen vergönnte.

Wie, wenn aber dies alles ein lächerlich Kinderspiel wäre?
Wenn der Menschen Gewissen, wenn ihre nagenden Sorgen
Sich

Sich vor Waffengetöse, vor Picken und Schwerdtern nicht scheuen?
Wenn sie kühn ins Gemach der Fürsten und ihrer Minister
Dringen, wenn sie der Glanz der golddurchwirkten Tapeten
Und das blendende Roth des Purpurs zur Ehrfurcht nicht zwinget:
O so glaub' es denn doch, daß dies das Werk *) der Vernunft sey,
Jetzt besonders, da alles in dicker Finsterniß irret.

Denn wie Kinder im Finstern vor allem zittern und beben,
Eben so zittern wir, am hellen Tage, vor Dingen,
Die nicht furchtbarer sind im Grund' als jene Gespenster,
Deren scheußlichen Anblick das Kind im dunkelen scheuet.
Ach dies schröckliche Dunkel der Seele vertreiben die Strahlen
Keiner Sonne, kein Licht des heitersten Tages im Sommer,
Nur die Betrachtung der schönen Natur und Uebung im Denken.

Nun so will ich dir denn erklären, durch welche Bewegung
Die erzeugenden Körper des Urstoffs so mancherley Dinge
Hier durch Vereinigung bilden, und dort durch Trennung zerstöhren;

Welche

*) Nach der in der Haverkampischen Ausgabe aufgenommenen Lesart *potestas*. Die Lesart *egestas* giebt indessen auch einen sehr guten, und vielleicht in den Zusammenhang noch besser passenden Sinn:

O so glaub' es doch, Freund, daß es der Unvernunft Werk sey,
Wenn jetzt alles so tief in dicker Finsterniß irret.

Welche Kraft so zu wirken sie treibt; wie ursprüngliche Unruh
Durch das Leere sie jagt. Wolan denn, Lieber, so höre!

Keine Materie hängt ewig und unzertrennbar zusammen,
Denn wir sehen es ja, wie jegliches Ding sich vermindert;
Wie es gleichsam im Alter wie Wasser zerrinnet, wie alles
Die vernichtende Zeit allmählig den Augen entziehet.
Aber die Summe der Dinge scheint unverändert zu bleiben,
Und das rührt daher, weil jegliches Theilchen des Stoffes
Da wo es abgeht, vermindert, und wo es sich ansetzt, vermehret,
Dort zu verwelken zwingt, und hier die Blüthe befördert.
Aber es dauert auch hier nicht; und so wird immer der Dinge
Summ' im Ganzen erneut, so wechselt das Leben der Menschen;
Hier vermehrt sich ein Haus zum Volke, dort dorret ein Stammbaum.
Alles was Odem hat daurt nur wenige Jahre — die Laufbahn
Ist vollendet; es nimmt die Fackel des Lebens ein andrer.

Aus dem sechsten Buche.

Solche verpestete Luft, solch eine modernde Seuche
Macht' einst Cekrops Staaten zum Todtenacker; die Landschaft,
Wie die volkreiche Stadt, ward bald zur schrecklichen Wüste.
An Aegyptus entfernten Gränzen ensprungen durchzog sie
Weite

Weite Strecken des Luftraums, weit über Länder und Meere,
Und senkt endlich schwer auf Pandions Volke sich nieder:
Schaarenweis fielen sie um, die Opfer der Pest und des Todes.

Anfangs zeigt' am Kopfe sich Schwulst mit heftiger Hitze,
Ueber das Augenpaar war glühende Röthe gegossen:
Innerhalb schwitzte der Schlund ein schwarzes Blut aus; die Stimme
War, durch Eiterbeulen verschlossen, ein grausendes Röcheln;
Kraftlos, voller Geschwür' und rauh und schwer zu bewegen
Schwamm im Blute die Zunge, der Sprecher der denkenden Seele.

Wenn dann weiter das Gift vom Schlund aus über den Busen
Und das bekümmerte Herz der armen Kranken sich hingoß,
Ach dann lößten auf einmahl sich alle Bande des Lebens.
Gleich einem faulenden Aaas' am Wege verbreitet, ihr Odem
Eine erstickende Wolke abscheulicher gift'ger Gerüche;
Aller Geist war dahin, und alle Spannkraft der Fibern
Ward erschlafft; sie lagen schon auf der Schwelle des Todes.
Schrecklicher als das Uebel war noch des Uebels Gefährtin,
Unbeschreibliche Angst, mit kläglichem Winseln und Stöhnen.
Dazu gesellte sich oft ein Schluchzen bey Tag' und bey Nachte
Das in den ohnedem so schlaffen Fibern der Kranken
Schreckliche Zuckungen wirkt', und alle Muskeln verzerrte.

Sonderbar war es, du konnteſt in keinem äuſſern Theile
Den verzehrenden Brand des Fiebers merklich verſpüren,
Nein, du fühlteſt beym Druck' der Hände nur mäßige Wärme,
Aber der Körper war roth, als wär er durchaus entzündet,
Oder als hätt' über ihn das heilige Feur ſich verbreitet.
Innerlich wüthet indeſſen der Brand in Mark nnd Gebeinen
Und im Magen glüht' es wie in den Oeſen der Schmelzer.
Jedes Gewand, ſo leicht als möglich, war läſtig den Kranken;
Immer ſehnten ſie ſich nach kühlenden Schatten und Luftzug,
Warfen den nakten Leib zum Theil in eiskalte Flüſſe,
Um in den Fluthen vielleicht die gewünſchte Kühlung zu finden.
Viele liefen ſogar zum Rande der offenen Brunnen,
Ohne die Tiefe zu ſcheuen, ſie ſtürzten hinunter und glaubten,
Ganz im Waſſer verſunken, des ausgetrockneten Körpers
Unausſtehlichen Durſt gleichwohl nicht löſchen zu können.

Aber was half es! Hier war an keine Erquickung zu denken,
Kraftlos lagen ſie nieder. Der Arzt ſaß traurig und ſchweigend,
Wenn er Tag und Nacht die feurigen Augen ſich rollen
Und nie ſchließen ſah, den gütigen Schlaf zu empfangen.
Auſſerdem zeigten ſich noch der Todesſymptome die Menge:
Angſt und Schwermuth, die Folgen der Geiſtesverwirrung; ein dunkles
Trübes Aug', ein ſtarrer und wüthender Blick; vor den Ohren

Ein

Ein beſtändiges Sauſen, ein mehrentheils kurzer, zuweilen
Schwer aus tiefer Bruſt und langſam gezogener Athen.
Hals und Buſen glänzte von kaltem Schweiß überzogen;
Wenig und dünn war der Speichel und wie mit Saffran gemiſchet;
Dabey ein brickelnder Huſten aus heiſerer Kehle, nicht ohne
Schmerz und Beſchwerde geſtoßen; ein Zucken in Händen; in allen
Gliedern ein Zittern. Allmählig zog von den Füßen die Kälte
Sich zu dem Körper hinauf, und bey der Ankunft des Todes
Sah' man die Nüſtern gedrückt, die Naſe dünner geſpitzet,
Hohl die Augen und Schläfe, die Haut zuſamengeſchrumpfet,
Hart nnd kalt; der Mund ſtand offen, *) die Stirn war geſpannet,
Und kaum entſeelt der Leichnam, ſo war er völlig erſtarret.
Acht oder neunmahl durchlief die Sonn' ihre Laufbahn, dann endlich
Löſchte das letzte Lebensfünkchen. Entgieng ja zuweilen
Einer, durch Abſatz des Gifts in ſcheußliche Beulen und Auswurf
Schwarzer Galle, dem Tode: ſo hatt' er Schwindſucht zu fürchten,
Oder verdorbenes Blut floß unter anhaltendem Kopfweh
Aus der Naſ', und ſo ſchwanden des Leidenden Körper und Kräfte.

*) In ore patens rictus iſt die Lesart der Haverkampiſchen Ausgabe.

Ja überstand er auch diesen verzehrenden Blutgang: so setzte
Dann das Gift der Krankheit sich auf die Nerven in allen
Gliedern, und drang sogar bis zu den Theilen der Zeugung.
Einige sah man daher, um nur die Schwelle des Todes
Nicht zu betreten, durchs Messer sich dieser Theile berauben.
Und das Leben gewinnen. Auch andere blieben zwar leben,
Aber an Händen und Füßen oft scheußlich verstümmelt, oft selber
Des wohlthätigen Lichts der Augen gänzlich beraubet.
Solche Entschlüsse vermochte die Furcht vor dem Tode zu wirken!
Ferner litten noch andere so sehr an Kräften der Seele,
Daß sie auf nichts sich besannen, sogar sich selber nicht kannten.

Schrecklich! es lagen noch Haufen von unbeerdigten Todten
Aufgethürmt, aber es flohen, den giftigen Dunstkreis zu meiden,
Geyer und Wölfe sogar mit sichtbarem Abscheu zurücke;
Oder wofern sie es wagten zu fressen, so starben sie plötzlich.
Ja es zeigt' sich selbst in diesen Tagen kein Vogel;
Auch das Wild blieb des Nachts in seinen Höhlen; fast alles
Lag mit der nehmlichen Seuche behaftet, und krankt' ohne Rettung.
Und besonders die treuen, die ehrlichen Hunde, sie lagen
Auf den Straßen herum, und hauchten qualvoll den Geist aus;

Denn

Denn mit Gewalt entriß das Gift ihrem Körper das Leben.
Ganze Schaaren von Todten begrub man ohne Gepränge.
Auch kein Mittel gabs, das allgemein allen geholfen
Hätte: denn was dem einen die Kraft wieder heiter zum Himmel
Aufzublicken verlieh und Luft des Lebens zu athmen,
War für andre ein Gift, den Tod zu beschleunigen fähig.

Ach! und das traurigste war in dieser traurigen Lage,
Daß ein jeder, sobald er Spuren der Krankheit bemerkte,
Gleich einem Missethäter, zum Tode verurtheilt sich wähnte,
Ohne Hoffnung und Trost auf seinem Lager herumwarf,
Und mit Todesgedanken bis an sein Ende sich quälte.

Freylich konnt' es nicht fehlen, daß einer nicht immer von andern
Das zerstöhrende Gift der mordbegierigen Seuche
Einsog, und so kams, daß Leichen auf Leichen sich häuften.
Seelen gab es genug, die aus Begierde zum Leben
Oder aus Todesangst des kranken Freundes vergaßen.
Aber dann rächte sich grausam des Kaltsinns Strafe; sie wurden
Selbst verlassen und hülflos vom scheußlichsten Tode geschlachtet,
Gleich dem gehörnten Stier und wolligten Schaaf am Altare.
Doch auch selbst den Treuen, der Theil nahm, raffte die Seuche

Oder der Kummer dahin, den Pflicht und Freundschaft, und ach, die
Herzerschütternden Bitten der armen Sterbenden heischten.
O da wußte denn bald, wer Freund und redlicher Mann war,
Unter den beyden Arten des Todes eine zu wählen.
Folgt' er dem einen der Freunde zur Gruft, so sah er im Geiste
Schon ein Völkchen der Seinen begraben; gieng heim dann mit Thränen,
Schweren Kummers voll, und sank ohnmächtig aufs Lager.
Viele lagen auf die Art bloß krank vor Kummer darnieder.
Denn wo hättest du damahls ein Haus ohne Klage gefunden,
Wo nicht ein Todter lag, wo nicht ein Sterbender ächzte?

Hirten und Treiber sogar, des Pfluges rüstige Führer,
Stöhnten unter dem Drucke des stärkern Uebels; in ihren
Hütten lagen gedrängt sie unter einander, nicht minder
Durch die Krankheit als Armuth dem Tode geweihete Opfer.
Ueber dem todten Knaben lag dort der Leichnam des Vaters;
Hier gab an der Brust der todten Mutter ein Säugling,
Oder ein stämmiger Knab' im Arme des Vaters den Geist auf.

Größtentheils zog in die Stadt die gräßliche Seuche vom Lande
Durch die Menge der schon damit behafteten Menschen,
Welche Schaarenweis jetzt von allen Gegenden kamen,
Straßen und Häuser erfüllten, und so zu Haufen dann starben.

Viele

Viele trieb brennender Durst, sich bey den Brunnen zu sammeln,
Aber sie fanden den Tod im Genusse des kühlenden Wassers.
An den Versammlungsplätzen des Vols, an Märkten und Wegen
Sahst du, in Lumpen gehüllt und triefend von scheußlichem Eiter
Halb schon entseelte Körper in tödtendem Dunste verschmachten,
Bloße Knochengerippe, bedeckt mit faulen Geschwüren,
Bey lebendigem Leibe bereits verwesende Leichen.

Alle Tempel sogar, die heiligen Tempel der Götter,
Lagen von Sterbenden voll. Dem Hülfsbedürftigen Fremdling
Hatten sie ohne Bedenken die Diener der Tempel geöffnet,
Und so entweihte der Tod sie dann mit faulenden Leichen.
O wer dachte wohl jetzt an Götterverehrung und Opfer!
Jeden Gedanken daran erstickten des Schmerzens Gefühle.

Selbst auf die alte, dem Volke so heilige Art, ihre Todten
Zu bestatten, ward nun nicht weiter geachtet, denn alles
War in der größten Verwirrung. Ein jeder, so gut er es konnte,
Trug den Verwandten und Freund mit stiller Wehmuth zu Grabe.

Ueberdies lehrete Noth und drückende Armuth viel Böses.
Manche warfen den Leichnam der angehörigen Freunde

Unter Wüthen und Toben auf einen von andern für andre
Schon errichteten Holzstoß; sie zündeten, ohne dann weiter
Sich zu erkundigen, an; und hohlten, bloß den Geliebten
Todten nicht zu verlassen, sich Krieg und blutige Köpfe. *)

VII.

Geist der Europäischen Kriminalgerichte,
eine Ode nach Rousseauischen Grundsätzen.

Warum entweicht so plötzlich, o Waller, die
Der Wangen Röthe, und der gehemmte Fuß?
Was bebt er starrend auf gewohntem
Pfade zurück, wie am Rand des Abgrunds?

Greulvoller Anblick! — Täuscht mich ein Traumgesicht?
Ach! oder ist die grausende Szene wahr? —
Ein menschlich Haupt, dem Rumpf entrissen,
Schauet, gepflanzt auf dem hohen Pfahle,

Halb auf die Reste seines entseeleten
Entehrten Leichnams, halb auf die Stadt herab,
Wo jene weisen Männer wohnen,
Die es nach Recht und bestäubten Büchern,

Nicht aber nach Gesetzen der Billigkeit
Und Menschenliebe (kennen dies Wort sie wohl?)
Dem schaudervollen Tod des Schwerdtes
Ohne Barmherzigkeit übergaben.

Wer

*) Wer sollte nicht, mit mir, von dem Verfasser dieser trefflichen Proben einen vollständigen Lukrez wünschen? W.

Wer trat in jenen Zeiten, als sich zuerst
Dem selbstgewählten Joche der Staatsgewalt
Die freyen Völker unterwarfen,
Deinem Geheisse, Natur, entsagend,

Wer trat dem Oberhaupte die Macht wohl
Die keinem Erdbewohner gegeben war,
Die Macht, nach Willkühr der Kleinode
Höchstes, sein Leben, in Kauf zu bringen?

Tyrannen waren's, welche durch feige List
Sie frech erstohlen, solche durch Mordgericht,
Um sich in Ansehn zu erhalten
Ueber Gedrückte befestigt haben.

Mit ihrer Väter Leichenerbautem Thron
Fiel sie dem Erbtheil späterer Enkel zu,
Hat sich, o Schande! bis zum hellsten
Aller Jahrhunderte fortgepflanzet.

Zwar strebten oft, der eigenen Kraft bewußt,
Zu Tausenden die Völker, des Joches Last,
Voll Muthes, welchen die Verzweiflung
Schrecklich erhöhte, von sich zu werfen;

Und ihrer Stimmen drohender Racheton
Hat der Despoten Seele in Furcht gesetzt;
Ein Nero, Phalaris und Ochus
Schänden nicht mehr die entweihten Kronen.

Doch welcher Tugend künstliche Scheidewand
Trennt von Tyrannen christliche Fürsten wohl,
Um deren Thron sich Blutgerüste,
Kerker und Galgen und Rad erheben? —

Bartholomäus nächtliches Trauerfest,
Der Dragonaden Greuel, die Priesterwuth
Von Glaubensinquisizionen
Zieren die Bücher der neuen Chronik.

Statt jener Willkühr, welche Tyrannen sonst
Der Bürger Blut nach Laune vergießen hieß,
Fällt jezt das Opfer nach des Rechtens
Heiliger Form und geweihter Vorschrift.

Gebiert ein hochnothpeinliches Halsgericht,
Werbalprozeß und heilige Hermandad
Nicht schon durch ihren bloßen Namen
Schrecken und Furcht in des Volkes Seele?

Erblickt es nicht im Geiste das Blutgerüst?
Wo einst ein Patkul, Calas und Buddenbrok,
Wo Sidney, Görz — *) wer zählt die Menge
Rechtlicher Morde? — geblutet haben.

Und o der Schmach! ein Weiser aus Griechenland
Muß traun! Europens heutige Staaten sich
Als einen Sammelplatz von Lastern,
Arm an Verdienst und an Tugend denken.

Er blickt umher, und siehet an jeder Stadt
Ein Hochgericht auf offener Straße stehn,
Das einst, für sich und ihre Kinder,
Aengstlich besorget, die Bürger bauten.

Er

*) Wo Sidney, Görz, — und ach! der gute schuldlose Ludwig geblutet haben — würde der Dichter ohne Zweifel gesezt haben, wenn er diese Ode (die mir schon vor 3 Monaten zugeschickt wurde) nicht vor dem 21. Jan. d. J. beschrieben hätte. W.

Er ſchauet weiter, ſiehe! geſchäftig wallt
Dort in dem Feſtungsgraben ein Haufe Volks,
Bemüht, durch ſeiner Hände Arbeit
Feſtigkeit, Zierde der Stadt zu geben.

Begierig thut zur Frage ſein Mund ſich auf:
„Wes Standes wohl die thätige Menge ſey? —“
Ihm tönt die Antwort ſchon im Raſſeln
Eiſerner Schellen: „es ſind Verbrecher!“

„Wer wohnet dort im ſtolzen Gebäude?“ frägt
Er voll Verwundrung weiter, und hört beſtürzt:
„Daß von Verbrechern da ein gleicher
Haufe zur Strafe gefangen ſitze!“

Vergebens irrt ſein trauriger Blick umher,
Ein Ehrendenkmahl edler Verdienſte ſich
Und Bürgertugend zu erſpähen,
Aber umſonſt! — er entweicht und weinet.

Ach! dieſe treuentworfenen Züge ſind
Die Auſſenſeite jenes Gemäldes nur,
Das uns in ſeinem innern Anblick
Schrecklich empört und zum Abſcheu reizet.

Wo ſtrömt ſie her, die nimmerverſiegende
Verbrechens-Quelle, trüber und trüber ſtets?
Wo ſchöpft ſie Nahrung? — welche Dämme
Brechen des reiſſenden Stromes Fluten?

Nicht angeſtammte Tücke der Herzen, nicht
Gebrechlichkeit der ſündigen Adamswelt,
Nicht Gottesfluch, wie Prieſter lehren,
Macht uns empfänglich zu Miſſethaten.

Wir Thoren schufen unser Verderben selbst
Mit eigner Hand durch blinde Geselligkeit;
Es steht nun da, voll Widersprüche,
Furchtbar an Größe, das Staatsgebäude;

Ein Magazin von lauter Bedürfnissen,
Zu dessen Leerung unsere Kraft gebricht;
Ein ewigoffner Schlund des Meeres,
Immer getränket und nie gesättigt.

Empörend kontrastieret der Armuth Bild,
Den Jammer an der Stirne, mit Schwelgerey,
Mit Unterdrücker- und Despoten-
Stolze vereinet, als Gegenstücke.

„Und soll des Reichern trotzenden Ueberfluß
Mit unbefang'nen Augen ich Armer sehe?
Soll das Bedürfniß, so mich drücket,
Ohne Befriedigung ewig schweigen? —

So heischt Natur, und ihrem Geheiß entspricht
Der Sitten allgemeine Verdorbenheit,
Der Menge Beyspiel, und mein eigner
Mangel an jeglicher Geistesbildung.

Seit meines Daseyns traurigem Anbeginn
In stete Seelendämmerung eingehüllt,
Versäumt, unaufgeklärt, ein Opfer
Alter Verhältnisse und Erziehung,

Empfind ich nur des drückenden Elends Last,
Die grausam mir das Vaterland auferlegt,
Verwerfe Bürgerpflicht, und tilge
Dankbarkeit aus, wo ich nichts empfange.

So reiß ich dann das heilige Band entzwey,
Das mich durch leere Namen im Zaume hielt!
Doch wehe mir! — ein Missethäter,
Werd ich ergriffen — und hingerichtet."

Wohlan, so fahrt, ihr Herrscher im Volke, fahrt
In dieser unglücksschwangeren Weise fort!
Erkauft Spione! häuft die Kerker!
Tauchet in Blut die geschärfte Feder! — *)

Bestraft so eurer eigenen Hände Werk!
Tauft dies Verfahren weise Gerechtigkeit!
Und künstelt an der Staatsmaschine,
Bis sie als Trümmer zusammenstürzet! —

Hier

*) Hier reißt den Dichter sein Rousseau und eine aus einseitigem Anblick seines Gegenstandes entsprungene Begeisterung fast zu weit über die Linie der Wahrheit und Billigkeit hinaus. Die Herrscher im Volke, denen sein bittrer Zuruf gelten könnte, sind nicht mehr; und unser glorwürdiger K. Leopold II. war als Großherzog von Toskana nicht der einzige Fürst, der die Rechte der Menschlichkeit gegen die allzugroße Strenge der vorhandenen, in barbarischen Zeiten entstandnen und damahls vielleicht nothwendigen Kriminalgesetze in seinen Schutz nahm. Abschreckende Strafen werden in jedem Staate so lange nothwendig seyn, als es Asträen selbst, wenn sie die Regierung der Erde übernähme, unmöglich bleiben würde, eine Gesetzgebung zu erfinden, welche es allen Gliedern einer bürgerlichen Gesellschaft unmöglich machte Verbrechen zu begehen. W.

Hier liegt das große Räthsel! ach hier verbirgt
Der Dinge Zukunft unserem Auge sich! —
Doch sey's Vernichtung oder Leben,
Was sie enthüllet, — der Weise wünscht es! *)

F. B. B — r.

*) Der Weise wünscht keine Extreme! Er wünscht, daß das Menschengeschlecht immer besser und dadurch immer glücklicher werde: aber er wünscht keine Revoluzion, wodurch die Staatsmaschine zusammenstürzt, so lange noch eine Möglichkeit ist, daß ihren Mängeln durch das, was der Dichter künsteln nennt, abgeholfen werde. Denn künstlich muß freylich jede Staatsmaschine seyn, und nur desto künstlicher, je mehr alles in ihr auf möglichste Sicherstellung der wahren allgemeinen Menschheits-Rechte angelegt werden wollte. Von gewaltsamen Umstürzungen der Staaten ist wahrlich kein solches Kunstwerk zu erwarten. Was für einen menschenfeindlichen Dämon sollen wir es aber Schuld geben, daß gerade diejenigen, denen am meisten daran gelegen ist, die fysischen und politischen Kräfte in Europa im möglichsten Gleichgewicht zu erhalten, selbst alles mögliche anzuwenden scheinen, um Revolnzionen zu beschleunigen, und, wie zu besorgen ist, zuletzt unvermeidlich zu machen?

W.

VIII.

Noch einige Bemerkungen über Gemälde in der Gallerie zu Dreßden.

Ein Viehstück von Potter.

Die Gemählde von Potter stellen das einfache angenehme Landleben vor, nicht mit dichterischer Schilderung, wie in den Schäferscenen von Dieterich und Berghem, sondern in Beschäftigungen und Auftritten, wie wir sie in der Natur selbst gewöhnlich finden. Bisweilen ist auch nur ein einzelnes Stück Vieh, mit etwas Landschaft verbunden, der Gegenstand. Ich erinnere mich noch mit Vergnügen eines Gemäldes in der Sammlung zu Kassel, das in Ansehung der Größe und der vielen Figuren, die es enthält, so wie in der Bearbeitung, das vorzüglichste ist, das ich von diesem Künstler gesehn habe; und die Vorstellung ist: eine Bäuerin, die in ihrer Hütte spinnt, und eine Heerde, die in der Nähe unter Bäumen weidet.

Das gegenwärtige Gemälde ist von ähnlichem Inhalte. Eine Heerde weidet im grasichten Vorgrunde eines Hügels, an dessen Rücken eine kleine Hütte

Hütte unter einem Baume hervorsieht; zur rechten liegt ein Wald, der sich in die Ferne verlieret; ein leichtes Gewölke umzieht die Luft und beschattet die Gegend.

Man denkt sich bey Betrachtung dieses Gemäldes ganz in die Natur hin, wie sie an einem schönen Herbsttage ist, wo leichte Nebel die Luft grauen, und die Gegenstände mit Duft umschleiern, daß sie sanft in ihre Formen sich heben; die Farben sind matt; Licht und Schatten fließen unmerklich zusammen. Das Auge wird nicht von der Sonne geblendet: ruhig liegt es auf der Landschaft, und betrachtet die Heerden, die gesättiget sich langsam fortbewegen.

Man möchte sagen, daß Potter überhaupt wenig Rücksicht auf die Regeln der Kunst genommen habe, und wenn man Gemälde von ihm sieht, könnte das leicht der erste Gedanke seyn; aber bey genauerer Untersuchung wird sich finden, daß er sie keinesweges vernachläßiget hat. Er läßt aber die Natur allenthalben vorwalten; er bedient sich der Kunst gleichsam unmerklich, oder nur so weit, als es zu einer treuen und gefälligen Darstellung erforderlich ist. Das zeigt seine leichte Anordnung der Hauptmassen, die ungezwungene Gruppierung der Figuren, das sanfte Koloritt, das natürliche Helldunkel. Er ist übrigens in allen Theilen der Kunst gleich stark, und unterscheidet sich dadurch von Ruysdal. Das Eigenthümliche in der Zusammen-

sammensetzung und im Helldunkel bemerkt man sehr gut im gegenwärtigen Gemälde: Eine Heerde Kühe gehet in einem Trupp, darunter sind eine weisse und zwey gefleckte, die sich in eine Lichtpartie drängen. Ihre Stellungen, ihre Farben scheinen ganz zufällig aus der Natur genommen zu seyn, und dennoch findet sich hier nichts Anstössiges; sondern alles ist so harmonirend, dem Auge so annehmlich, und im Ganzen so wirksam, daß man die Kunst darunter nicht verkennen kann.

Maria mit dem Kinde. Von Murillo.

Dieses Gemälde empfiehlt sich durch eine gute Haltung der Farben und des Lichts und Schattens. Unter allen denen, welche mit ihm die Wand hier bekleiden, bietet es den sichersten Ruhepunkt dar. Ob das einfallende Licht, in welchem es sich befindet, etwas dazu beyträgt, weiß ich nicht; so viel ist gewiß, daß viele Kennzeichen der Kunst für dessen angenehme Wirkung sprechen, und es verdient zum Beyspiele angeführt zu werden, wenn man zeigen will, wie geschickt ein Künstler die Farben wählen und vertheilen, wie verständig er Hell und Dunckel temperieren und zusammen halten könne.

Das Kind, welches auf dem Schooße der Mutter steht, hat das Hauptlicht; es hebt sich durch ein kräftiges Kolorit hervor, und vereinigt sich mit der weissen Windel unter den Füssen in

eine Masse, die nach und nach durch sanfte Uebergänge in die Dunckelheit des Hintergrunds sich verlieret. Maria hat einen blauen Mantel und ein carmoisin rothes Unterkleid, zwey Farben die in diesen Gemälde überaus gut angebracht sind; zinnoberrothe oder gelbe Farbe statt der carmoisinrothen würde dem zarten, durch das Hauptlicht gelblich erhöheten Fleische des Kindes zuwider seyn, über dies auch den sanften Eindruck des Ganzen vernichten. Da hingegen jenes Kolorit nicht nur die Annehmlichkeit der Person vermehret, sondern auch auf die andere Figur eine gute Wirkung thut. Hierbey hat auch die Haltung das ihrige geleistet. Die ganze Figur der Marie ist etwas schattiger gemahlt, so, daß sie sich mehr dem Hintergrunde nähert; ihr Gesicht, nebst dem weissen Schleier, der das Haar umgiebt, ist in gebrochnerem Tone gehalten, und nur die Hände, welche das Kind unterstützen, leuchten mit diesem stärcker in die Augen.

Alles was Schatten und Licht zur Täuschung eines Gemäldes thun kann, ist hier vollkommen erreicht. Schade, daß nicht so die Figuren geglückt sind. Eine mehr gebildete Zeichnung würde nichts zu wünschen übrig lassen.

Maria mit dem Kinde in einer Glorie; der Pabst Sixtus IV. und die heil. Barbara beten es an.

Ein

Ein Gemälde von Rafael.

Derjenige, dessen Auge an das Spiel der Farben und der Schattirung gewöhnt ist, wird in diesem Gemälde wenig Befriedigung finden; aber destomehr der Kenner des Schönen in der Zeichnung. Es wird auch nicht viel Ueberwindung kosten, das venezianische Kolorit, das schmeichelnde Helldunckel der Florentiner und die frappante Zusammensetzung der neuern Italiener zu vermissen, da ein weiteres Feld der Kunst hier offen steht, welches mit seinen mannichfaltigen und erhabenen Schönheiten ergetzen und belehren kann.

Der Inhalt des gegenwärtigen Gemäldes ist zwar für den historischen Maler nicht sehr vortheilhaft: dennoch hat ihn Rafael durch seine Vorstellung auf eine interessante Art zu behandeln gewußt. Das hat er dadurch bewirckt, daß er die Maria so eben erscheinen läßt; und diese Erscheinung bringt an den zwey andern Personen Bewegung und Ausdruck hervor. Die feurige Andacht des Pabstes, der edle und empfindsame Ausdruck in dem Gesichte und in der Stellung der heil. Barbara, erregen die Aufmerksamkeit auf diese Personen sowohl, als auf den Hauptgegenstand. Hierbey hat nun der Künstler alles geleistet, was nur eine gute und geschmackvolle Zeichnung hervorbringen kann. Er ist soweit gegangen, daß er das Bedeutende und Ausdrucksvolle sogar auch in die Gewänder gelegt hat, die nicht nur überhaupt gut geworfen

und gezeichnet sind, sondern auch eine mit dem Charakter und der Handlung der Person jedesmal übereinstimmende Lage haben.

Maria, welche das Kind in den Armen hält, steht mit zurückgesetztem Fuße schwebend auf einer Wolcke. Ihr jungfräuliches Gesicht lächelt uns mit einer heitern Mine entgegen; schön ist ihr schlanker Wuchs, ihre leichte Stellung, ihre einfache Kleidung. Die leztere giebt sogleich ein Beyspiel von der Rafaelschen Manier im Gewande. Man erkennt sie schon in dem Schleyer, der vom Haare herunter weht, noch mehr aber in dem Mantel. Dieser wird durch die Bewegung des Beines rege, er flattert zurück, fängt Luft, legt sich vorn an den Körper an, und giebt dadurch zu erkennen, daß die Figur noch nicht in ihrer ruhigen Stellung ist, sondern so eben erst die Scene zu betreten scheint. Diese sehr vortheilhafte Lage des Gewandes, bringt nicht nur viel Schönheit an der Figur hervor, indem sich ein reitzender Theil des Körpers entdecket, sondern es kommt auch noch durch den Ueberschlag des Mantels vorn das Unterkleid zum Vorschein, welches sich an dem rechten Fuße verfängt, die Bewegung der Figur noch täuschender macht, und mehr Mannichfaltigkeit ins Ganze bringt. Man bemerke hierbey den Kontrast des fallenden Schleyers und des sich hebenden Mantels; wie schön!

Die heilige Barbara, zur rechten Seite kniend, in einer sehr anmuthigen Lage, in welcher sie seitwärts

wärts über die Achsel liebreich mit gesenkten Augenliedern herab sieht, läßt wahrnehmen, daß sie ihr Gesicht von dem schönen Gegenstande etwas abgewendet hat, um sich von der Empfindung, wovon ihr ganzes Herz erfüllet worden ist, wieder zu erholen. Ihre reiche Kleidung zieret den Anstand und die Würde ihrer Person, und die ruhige Lage der Falten harmoniert ganz mit dem Ausdruck ihres Gesichts, und mit der Lage ihres Körpers.

Der Pabst Sixtus zur linken Seite sieht nach der heil. Erscheinung aufwärts. Seine Stellung, in welcher er kniend die Hände auf die Brust legt, die andere aber bewegt und den Priesterrock öffnet, ist überaus wirksam. Er hat seinen Mund zur Anbetung noch nicht geöffnet, aber die Hände sprechen schon, und scheinen die Erhebung des Geistes anzukündigen. Der Künstler hat dieser Figur den stärksten Ausdruck gegeben, und dadurch die ganze Vorstellung am mehrsten belebt. Dieser Ausdruck äußert sich auch an dem Gewande, welches durch die Bewegueg des Arms hinterwärts in einige große Falten bricht, die in unsern Augen noch zu entstehen scheinen.

Wenn die Malerey eine Handlung oder Geschichte vorstellt, daß man nicht blos das Augenblickliche der Begebenheit sieht, sondern auch auf das, was kurz vorher gegangen und zunächst folgen soll, geführet wird: dann hebt sich gleich-

sam die Kunst über ihre Gränzen, und erlangt eine besondere Größe. In Ansehung dieser großen Eigenschaft ist gegenwärtiges Gemälde unter die ersten Kunstwerke zu setzen. Die vorgestellten Personen lassen alle etwas bemerken, das nicht auf den bloßen Augenblick eingeschränkt ist: die Bewegung der Maria nähert sich ihrem Ende, an dem Pabste ist sie noch in ihrer Entstehung; bey der heil. Barbara ist sie schon vorüber gegangen, und man sieht ganz deutlich, daß letztere scheint zuvor in einer Lage gewesen zu seyn, wie ich sie beschrieben habe.

Rafael kannte die Menschen und ihre Affekten, und wußte sie geschickt in seinen Gemälden anzubringen. Mit dem Ausdrucke der Seele machte er den Anfang, sodann ging er erst zum Körper über. Alles, was zu einer richtigen Darstellung nöthig ist, hat er aufs beste beobachtet; die Größe und Form, das gute Verhältniß aller Theile unter sich, und zum Ganzen. Er konnte sich jede Figur mit allen ihren Eigenschaften ganz lebhaft vorstellen, und besaß die Kunst, sie aus einem einzigen, unverrückten Gesichtspunkte mit täuschender Perspektiv hinzuzeichnen. Die Perspektiv der Gewänder verdient besonderer Erwähnung, weil sie größtentheils von seiner Erfindung abhing. Er hat die Haupttheile und einzelne Falten so gelegt wie sie dem Körper am angemeßensten sind, und nicht, wie Rubens, in eine runde Masse gewickelt, welche sich blos durch Schatten und Licht erhebt. Die Linien

sind

sind verschoben und abgekürzt, wie es die Figur mit sich bringt; der Umriß überschlägt sich; die Flächen liegen vorwärts und seitwärts, durch Licht und Schatten abgesondert, neben einander, so, daß sie durch die Wendung, welche sie an dem Umriß nehmen, die verborgenen Theile noch hinzu denken lassen, und solchemnach in die zu bildende Gestalt zusammen zutreffen scheinen. Man betrachte die Falten an der Kleidung der Maria, die großen Flächen an dem Mantel der Mannspersonen, deren Lage mit dem Körper so übereinstimmt, daß die ganze Gestalt durchzublicken scheint.

So sehr aber der große Maler der Natur das Auge durch die Wahrheit seiner Vorstellung rührt, so sehr weiß er es auch in der Kunst des Schönen zu unterhalten. Bey dem edlen und angenehmen Ausdruck der Karaktere dieser Figuren, bey ihren leichten und reizenden Stellungen, zu deren Erwägung ich nochmals zurückweise, erwartet man eine eben so reizende Bekleidung nicht vergebens. Die gute Wahl, eine gemäßigte Mannigfaltigkeit mit Beybehaltung des Wesentlichen, die große Deutlichkeit in der Ausführung sind Kennzeichen der schönen Draperie dieses Gemäldes. Hier fließt die Kunst der Griechen, und alles, was der Geist der Nachfolger zur Verbesserung derselben erfunden hat, in einem Bilde zusammen. Die kontrastirende Lage und die großen flachen Formen in den Haupttheilen, welche mit jener Kenntniß der Perspektiv ver-

verbunden, das Ganze faßlicher machen; Licht und Schattenmassen, die dem Auge Ruhe gewähren; das abwechselnde Spiel der Falten in denselben, die aus einander zu entspringen scheinen, deren jede die andere bestimmt, jede zum allgemeinen Ausdruck beyträgt, wie ein Ton zur angenehmen Harmonie einer Musik; ihre eckigten triangelförmigen Gestalten, welche das Auge anhalten und vergnügen, es bald auf ihren Höhen, bald in schattigen Tiefen herumführen; hier den schönen Bau des menschlichen Körpers bemerken lassen, dort ihn neidisch verbergen, oder mit leichtem Spiele ihn umflattern; — welch Ideal von Schönheit!

E. K.

IX.

Etwas über die Neuliche Gemälde-Ausstellung in Dresden. *)

Da sich die diesjährige Ausstellung nicht wegen der Menge, sondern wegen der Schönheit von Gemälden auszeichnete: so verdient sie wohl einige Bemerkungen, die ich in der Stille machte, und jezt dem Publiko mittheilen will. Und da sie von einem ganz Unpartheyischen geschrieben sind, so dürften sie um desto willkommener seyn.

Ich

*) Aus D** eingeschickt. D. H.

Ich mache daher gleich den Anfang mit dem Gemälde des Herrn Professor Casanova, welches sowohl wegen der Seltenheit des Gegenstandes, als vornehmlich wegen der vortrefflichen Ausführung eine der merkwürdigsten und schönsten seiner Arbeiten war.

Es stellte die Höhle des delphischen Orakels vor, wo die auf dem dampfenden Dreyfuß sitzende Pythia an die Gesandschaft der Lacedämonier, Athenienser und Spartaner, wegen des vorhabenden Feldzuges gegen den Xerxes ihre Orakel-Sprüche ertheilt.

Das ganze Bild war sehr gut gedacht, die Zusammensetzung ohne Tadel, die Zeichnung richtig, das Kolorit gut, und die Gewänder schön geworfen und studiert. Der Ausdruck in der Figur der Priesterin, die der Gottheit ganz voll zu seyn glaubt, war meisterhaft gerathen. Unter den Helden zeichneten sich die zwey zur Linken, wegen ihrer einfachen Stellungen und schönen Karaktern aus. Die Sitzende Figur des jungen Menschen im Vorgrunde, der aufschrieb, war vortreflich gezeichnet und gemalt. Wären einige Köpfe nicht zu sehr sich ähnlich gewesen, welches man auch an der Gruppe von Priestern in der obersten Felsenhöhle (die aber ganz braun gemalt war) bemerkte, so war dies eines der vollkommensten Gemälde, die ich mir je von diesem Meister gesehen zu haben erinnere.

Da der Herr Professor Schenau, wie bekannt, zeither mit Arbeit überhäuft gewesen, so war es diesmal wegen seines kleinen Gemäldes sehr zu entschuldigen. Amor und Psyche, die einander liebkoseten. Vermuthlich mußten die Figuren von einem ganz unbekannten Lichte erleuchtet seyn, weil das Fleisch rosenroth gemalt war, und die Haare ins violette spielten.

Die Meisterstücke eines Graf sind zu bekannt als daß sich noch viel zu seinem Lobe sagen ließe. Unter den vier nicht ausgestellten Portraits zeichnete sich das des Englischen Bischoffs durch sprechende Aehnlichkeit und einen meisterhaften Pinsel aus. Man sah hier ganz den genauen Nachahmer eines Vandyk, der ohne Mühe Leinewand beseelen konnte.

Die vier Zeichnungen von Herrn Professor Seidelmann, alles Kopien nach bekannten Originalen, die er bey seinem Aufenthalte in Italien verfertiget, waren ausgesucht schöne Gegenstände, und mit seinem gewöhnlichen Fleiß und Genauigkeit gearbeitet.

Vier Landschaften von Herrn Klengel, wovon auch einige Italienische Gegenden waren, mußten durch die genaue Nachahmung der Natur nothwendig Beyfall erregen. Die große erhielt den Vorzug vor den übrigen, wegen der schönen Bearbeitung des Baumschlages, und der fürtrefflichen Luft-Perspective. Nur schien das Hornvieh nicht ganz

nach der Natur zu seyn. Zwey Zeichnungen von Herrn Professor Zingg, eine Ansicht von Thurand, und von Meißen. Beyde waren sauber gezeichnet und koloriert.

Der Kupferstich des Herrn Professor Canale, nach einem Gemälde der Churfürstlichen Gallerie, zeigt uns einen Mann, der in seinem mittleren Alter viel leistete, und dessen Fleiß und Thätigkeit wir noch bey seinen Jahren bewundern müssen.

Abgerechnet, daß uns Demois. Friedrich immer fast das nehmliche, wiewohl vortreffliche Wasserglaß mit Blumen sehen ließ, so war doch das diesmalige nicht mehr mit der ausserordentlichen Täuschung gemalt, als ihre vorhergehenden. Auch an dem Wassertropfen, der auf einem Blatte zitterte, sah man, daß er gemalt war.

Zwey historische Gemälde von Herrn Pochmann, das erste ein Auftritt aus dem Homer: Agamemnon, der die Briseis durch zwey Herolde aus dem Zelte des Achilles holen läßt, und das zweyte: Herkules, der die Alcestis ihrem Gemahl, dem Admet, aus dem Orkus zurück bringt.

Beyde hatten viel Gutes. Wäre der Raum bey den ersten größer gewesen, so würden die Figuren ohne Zweifel mehr Wirkung gethan haben. Die Stellung der nackenden Figur hatte zu viel modellförmiges, und das Fleisch war hart und metallartig. Ueberhaupt waren Hände und Füße

zu wenig ausgeführt. In dem zweyten waren die Figuren des Admets und der Alceſtis gut gerathen, vorzüglich der Kopf des erſtern, nur die Handlung des Herkules zu unbeſtimmt angegeben, und der lincke in Verkurz gehende Arm ſteif und gezwungen.

Eine Landſchaft im Dietrichſchen Geſchmack von Herrn Schiffner. Außer einer zu dunkelblauen Luft, und einem etwas undurchſichtigen Baumſchlage, machte ſie viel Wirkung.

Die zwey Kinder von Herrn Vogel, waren ganz nach der Natur gezeichnet, und würden eine herrliche Wirkung gethan haben, wenn ſie beſſer gemalt geweſen wären.

Der antike Faun von Herrn Krüger war ſehr fleißig und gut gezeichnet, nur das Hauptlicht nicht gehörig zuſammengehalten. Hätte man die Stelle aus Geßners Idyllen, die Hr. Kloß der jüngere zum Gegenſtand einer Zeichnung gewählt hatte, gemalt von ihm ſehen können, ſo würde es ganz gewiß ein ſchönes Gemälde geweſen ſeyn.

Herrn Veith ſind wir für ſeine braven Landſchaften unſern Dank ſchuldig. Denn außer daß ſie mit der gewöhnlichen Leichtigkeit gearbeitet waren, die man immer in ſeinen Sachen antrift, ſo waren ſie in einer Haltung und Kraft, die ſich in Waſſer-Farben gar nicht vermuthen ließen, und daher ſie dem beſten Oehl-Gemälde zur Seite ſtehen konnten.

Zwey Copien nach Wouvermann, nebst einem kleinen Viehstück von Herrn Leutenant von Wazdorf. Alle fleißig gemalt und kopirt. Schade, daß der Firniß auf dem einen nicht die gehörige Wirkung that.

Unter den zwey Gemälden von Herrn Heß, davon eins einige Gruppen von preußischen Reutern, und das andere das Einfangen der polnischen Remonte-Pferde vorstellte, war das leztere dem ersteren sowohl wegen des artigen Gegenstandes, und der bessern und fleißigern Ausführung, als auch wegen der guten Zusammensetzung der Figuren und richtigen Zeichnung des Pferdes, vorzuziehen. Verschiedenen Köpfen konnte man Aehnlichkeit nicht absprechen.

Eine Landschaft von Herrn Günther, sehr gut gezeichnet, und mit Wasser-Farben kräftig kolorirt. Die Ruinen eines Gebäudes im Hintergrunde erschienen sehr gut.

Von Herrn Hardorf der auf der Insel Lemnos verwundete Philoktet. Ohne daß die Figur ganz Modell war, stimmte der Karakter nicht in allen Theilen überein, und im Kopfe herrschte nicht der gehörige Ausdruck.

Die zwey Porträts von Wagner schienen nicht mit dem Feuer und der Wahrheit gemalt zu seyn, als seine vorhergehenden Arbeiten.

Dies

Dies war auch der nemliche Fall mit dem Gemälde des Herrn Caffee.

Desto fleisiger waren die Copien der Magdalene von Correggio und des Amors nach Mengs von Herrn Nachtigall ausgeführt.

Das Familien-Gemälde von Herrn Nader zeigte viel Talent. Zwar waren die Personen sich ähnlich, aber vornemlich die weibliche nicht hübsch genug. Der Kopf des Malers, der sich hinter die Gruppe gestellt hatte, war der beste im Bilde.

Ueber die Arbeiten der Schüler des Herrn Professors Schenau, Lindner und Lincke, die meistens Kopien nach der Gallerie oder nach seinen eigenen Originalen waren, läßt sich weiter nichts sagen, als daß sie meistens getreu kopirt waren. Die Landschaft nach Dietrich von Herrn Lindner, verdiente wegen ihrer richtigen Nachahmung den Vorzug vor den übrigen.

Die Kopien sowohl, als die aufgenommenen Landschaften der Hrn. Witzani, Henschke, u. s. w. mit Tusche gezeichnet, (alles Schüler des Herrn Professor Zingg,) waren brav gearbeitet, und zeigen, daß dieser würdige Künstler alle Mühe anwendet, um immer dem Vaterlande geschickte Männer zu erziehen.

Ueberhaupt aber gereicht es Sachsen zur Ehre, in allen Zweigen der Kunst so viele verdienstvolle Männer zu besitzen, um die sie das Ausland gewiß

wiß beneidet, und die überall willkommen seyn würden, wenn sie sich nicht glücklicher schätzten, dem Vaterlande durch ihre Wissenschaften nützlich zu werden.

X.

An den Verfasser des Gedichts: das Walzen.

(Im 2ten Stücke des Teutschen Merkurs 1793. wie auch an Herrn Menschenschreck im Bürgerschen Musen-Almanach dieses Jahres. S. 159.)

Was erblickst du? Nur ein wildes Schwingern?
Nur ein Faunenartiges Umschlingen,
Das nur siehst du in dem Teutschen Tanz? —
Mehlthau trifft die schönsten Frühlings Saaten,
Schiefes Urtheil unsere reinsten Thaten,
Doch, wen schändet solch ein Blick? *)

Schönheit, diese zarte Himmelsblüthe,
Fordert offnes Aug' und reine Güte,

Künst-

*) Ich bitte die edle Verfasserin, welche das (auch mir verhaßte) Walzen in diesen Versen in ihren Schutz zu nehmen geruht hat, wegen der Schwobacherschrift, die in der 3ten und 4ten Zeile dieser Stanzen gebraucht worden, sehr um Vergebung. N.

Künstler-Sinn, und warm Natur-Gefühl.
Freudenstöhrer! Wenn in deinen Kreisen
Man sich tummelt nach Bachanten-Weisen,
So verrückte Mißbrauch dir das Ziel.

Grazie und Anmuth in dem Schritte,
Leichte Wendungen, mit edler Sitte,
Sind des Walzers schönes Idea!.
Mancher weiß in zierlichfaden Tänzen,
Wie ein Dichterling im glatten Reim zu glänzen,
Wähnend daß er's Feuer vom Himmel stahl! —

Und doch folgt er nur dem Kling' und Klange
Schöner Kunst; fühlt, selbst bey Pindars Sange,
Worte nur und eitlen Silbentand;
Fühlte nie des Einklangs inners Leben,
Nie des Walzers seelenvolles Schweben,
Und so höhnt er kühn, das was er nie verstand.

Leidenschaft verführt oft Menschenherzen.
Mancher höhnt, um Mängel zu verschmerzen,
Was der ächten Kenner Aug' entzückt:
Mancher, den des Unglücks herbe Lauge
Traf — giebt, einen Schlag ins Auge *)
Schmähet statt der Säufer edlen Wein.

Wohl

*) Wem? — Das sollten uns vermuthlich die zwey fehlenden Sylben sagen?

Wohl sind Grazien und Musen ferne
Dem, der nur die Schale statt dem Kerne,
In des Lebens schönsten Früchten sieht.
Nimmer tauschet reiner Freud' Entzücken
Seel' um Seel' in solchen öden Blicken,
Die kein höh'rer Sinn zum Himmel zieht.

Laßt uns finstre Regler zu bekehren,
Eines weisen Mannes *) Wahrheit Sprüche hören,
Ueber Sprache strenge Schüchternheit:
„Wo sich allzuängstlich, Sitt' und Sprache windet,
„Merkt's Euch, Späher! das verkündet,
Tugend nicht, nur Laster Reizbarkeit.

v. G. geb. v. H.

XI.

*) Voltaire sagt: plus la langue est décente, plus les moeurs sont corrompues. d. V.

Ich bitte um Erlaubniß hinzuzusetzen, daß Voltäre vielleicht auch hier (was ihm nicht selten begegnet,) Unrecht haben könnte. Solche Sätze sind, als **allgemeine** Urtheile ausgesprochen, selten wahr, und leiden meistens so viele Ausnahmen, daß ihre Gültigkeit fast ganz dadurch entkräftet wird. So war z. B. die **Sprache** in Karls IX. Zeiten in Frankreich sehr **indecent**, (vid. *Brantome* und seines gleichen) aber auch die **Sitten** waren damals in jeder Rücksicht sehr verdorben, und gewiß weit zügelloser als in unsern Tagen irgendwo, das **dermalige Paris** etwa ausgenommen. W.

XI.

Anzeigen.

I.

Eine Nachricht, welche allen, denen Wahrheit etwas werth ist, nicht gleichgültig seyn kann.

Es ist wohl eine anerkannte Wahrheit, daß ein sehr großer Theil der Uebel, welche die menschliche Gesellschaft drücken, seinen Ursprung in den Irrthümern der Menschen habe. *) Einer mordet den Andern, stirbt als Märtyrer; zwey Nazionen würgen sich und jede glaubt, für die gerechte Sache zu streiten: in beyden Fällen aber streitet und stirbt wenigstens Ein Theil für den Irrthum. Selbst die bösen Leidenschaften der Menschen, welche allerdings eine zweite Ursache mancher Plage sind, würden nur in engen Kreisen wirken, käme ihnen nicht der Irrthum mehrerer Menschen zu Hülfe.

Wahrheit ist mithin ein sehr großes Gut für die Welt. Vor einer völlig aufgeklärten Vernunft müssen alle Uebel, welche aus verkehrten Mei-

*) Es bedarf wohl kaum eine Erklärung von Seiten des Herausgebers, daß er dieser Nachricht auf Verlangen des Herrn Verfassers der Aetiologie einen Platz in dieser Zeitschrift einräumen konnte, ohne dadurch die Vermuthung zu verdienen, daß er über das, was Wahrheit und Irrthum ist, mit demselben übereinstimmend denke.

Meinungen entspringen, weichen, wie vor dem Lichte die Schatten. Da aber die Vernunft so leicht sich irrt, so leicht Irrthum für Wahrheit, Wahrheit für Irrthum erklärt: so kommt alles auf die Feststellung einfacher, unwiderlegbarer Prinzipien an, welche theils aus eigenen Bewußtseyn, theils aus Erfahrungen genommen sind, die jeder anstellen kann. Wird nun ferner aus solchen Grundsätzen, ohne Hinzuthun gewagter Hypothesen, richtig gefolgert: so muß wohl ein System entstehen, das — so wenig ausgedehnt es auch seyn mag, — doch vollkommne, unwiedersprechliche Wahrheit enthält.

Von allen Wissenschaften liegt, wenn ich so sagen darf, Ein Theil in der Vernunft, der andere in der Erfahrung. Dieser ist gewöhnlich keinen Schwierigkeiten unterworfen; jener aber ist eine Quelle des Zwiespalts. Hat man nun bereits ein System festgesetzt, welches alles, was von der Vernunft abhängt, in sich fasset: so muß sich darin der razionale Theil aller Wissenschaften gegründet finden; und wenn dieses System gewiß ist: so muß daraus Gewißheit in alle übrigen Wissenschaften kommen.

Keine der bisherigen Filosofien, und am wenigsten die sogenannte kritische, scheinen mir eine solche einleuchtende Gewißheit zu enthalten, um zu einer allgemeinen Grundwissenschaft dienen zu können. Ich versuchte es also, auf einem an-

dern und eigenen Wege, Ueberzeugung zu finden. Glühende Wahrheitsliebe, scharfe Beobachtung meines Selbst und der auf mich wirkenden Natur, waren meine vorzüglichsten und fast einzigen Hülfsmittel. Die Resultate meiner Anstrengungen findet man in meinem Ersten Versuche einer allgemeinen Aetiologie (Ursachenlehre) wovon ich das erste Buch zu Ostern des vorigen Jahres herausgab.

Ich glaubte anfangs, es sey, um diesem System der Natur Eingang zu verschaffen hinlänglich, dessen Richtigkeit zu erweisen, ohne mich auf die Bestreitung der schon bestehenden Meinungen einzulassen. Diese, glaubte ich, würden alsdann von selbst fallen müssen. Hierin aber habe ich mich geirrt; ich habe auf die Uneingenommenheit, auf die uneigennützige Wahrheitsliebe, auf die Rechtschaffenheit des Publikums zu viel gerechnet.

Ich behalte mir noch vor, die Welt von den Angriffen, die man gegen mich und mein System unternommen hat, ausführlich zu unterrichten. Jetzt sage ich nur, daß mich diese Umstände genöthiget haben, mein anfangs angenommenes bloß defensives System zu verlassen, und gegen die Unwahrheit und den Irrthum mit allen Waffen der gesunden Vernunft zu Felde zu ziehen.

Ich werde nehmlich neben jenem Werk noch eine periodische Schrift, unterm Titel: Journal für

Wahrs

Wahrheit, heraus geben, die den Angriff gegen alle mir unwahrscheinende Meinungen und Systeme zum Zweck hat. Das erste Stück davon ist bereits abgedruckt und enthält eine Prüfung und Widerlegung der Kantischen Filosofie.

Ich fodere nun alle rechtschaffene Männer, die Verstand haben, und die mit mir überzeugt sind, daß nur Wahrheit eine ewige unwandelbare Stütze alles Menschen- und Völkerglücks seyn kann — zur unbefangenen Prüfung meines neuen Lehrgebäudes auf, ohne auf die oft eben so seichten als leidenschaftlichen Urtheile einer Handvoll Menschen, die sich selbst zu Kunstrichtern gemacht haben, zu achten, oder zu warten. Findet man denn mein System unwahr, so fodere ich, daß man es durch Vernunftgründe widerlege; findet man aber einleuchtende Wahrheit darin, so hoffe ich, daß man es annehme, verbreiten, erweitern und wo nöthig berichtigen werde. Giesen am 20sten Hornung 1793.

Georg Friedrich Werner.

Neue historische Bibliothek, zum Gebrauch für alle Klassen von Lesern, in Auszügen aus einigen der neuesten Schriften über einzelne und interessante historische Gegenstände.

Unter diesem Titel gedenkt die unten genannte Buchhandlung ein neues periodisches Werk, in Theilchen von 12 bis 15 Bogen auf gewöhnlichem Oktavformat, herauszugeben, und das erste Stück zur Ostermesse 1793 erscheinen zu lassen. Dieses Werk, dessen Ausarbeitung ein als Schriftsteller längst bekannter Gelehrter übernommen hat, wird sich von so manchen ähnlichen periodischen Werken, und auch von dem kürzlich, dem ersten Bande nach, erscheinenden allgemeinen Litteratur-Archiv, sehr merklich unterscheiden. Es ist, wie der Titel sagt, zum Gebrauche für alle Klassen der Leser, nicht bloß und nicht hauptsächlich für Gelehrte, bestimmt. Dieser Bestimmung gemäß, wird es keine Kritiken der dabey gebrauchten Schriften, sondern bloß in Auszügen darstellende und interessante Uebersichten der in den jedesmaligen neuesten historischen Schriften bearbeiteten Stoffe, enthalten. Es wird hiernächst nicht alle neueste historische Schriften, sondern nur diejenigen, welche mehr speciellen und dabey vorzüglich merkwürdigen historischen Gegenständen gewidmet worden, und auch von diesen nur einige der vornehmsten, im Auszuge liefern. Diese Auswahl aber, und ein auf die Ausarbeitung zu wendender ausgezeichneter Fleiß wird hoffentlich diesem Werke einen eigenen Platz unter den bereits herauskommenden periodischen Schriften,

und

und zwar unter den lehrreichsten und unterhaltendsten derselben, verschaffen. Das 1ste Stück ist denen in der letzten Ostermesse erschienenen historischen Schriften, und denen, welche die jetzige Michaelimesse liefert, insofern jene und diese hier einen Platz finden können, gewidmet. Und die verlegende Buchhandlung hoffet, daß das lesende Publikum, indem es ein periodisches Werk, worin es die einzeln herauskommenden und zum völligen Lesen doch oft zu weitläuftigen Schriften über die interessantesten historischen Gegenstände, Lebensbeschreibungen merkwürdiger Personen, kleine interessante Ländergeschichten und Länderbeschreibungen, Erzählungen merkwürdiger Menschenschicksale, zusammen in einem zweckmäßigen Auszuge antrift, mit Beyfall aufnehmen wird, die Fortsetzung dieses Werks von Vierteljahr zu Vierteljahr, oder auch von Messe zu Messe, möglich machen und befördern werde. Indeß werden außer der Verlagshandlung auch alle angesehene Buchhandlungen die Bestellungen dieses Werks, auf welches weder subscribirt noch pränumerirt wird, gegen künftige Ostermesse gerne annehmen. Lemgo den 4ten Jan. 1793.

Meyersche Buchhandlung daselbst.

3.

Ich bin seit einigen Wochen damit beschäftigt, eine Uebersetzung der kürzl. zu London erschienen Anecdotes of the life etc of *William Pitt*, and of the principal Events of his time; with his speeches in Parliament from 1736 — 1778 etc. zu besorgen. Ich werde diesem wichtigen Werke alle die Sorgfalt wiedmen, welche die Größe des Gegenstandes, und das Interesse der Ausführung verdient, und mich da-

her

her von keinerley Konkurrenz davon abtreiben lassen. Nächstens in einem unsrer beliebtesten Journale eine Probe davon. den 1. Jan. 1793.

Ludwig Schubart.

K. Preußl. Legat. Sekretair.

* * *

4.

Im Verlage Hartknochs in Riga ist in dieser Ostermesse der erste Band eines aus 2 Bänden bestehenden erläuternden Auszugs aus den kritischen Schriften des Herrn Professor Kant erschienen. — Daß durch eine vielfache Behandlung der tiefen Untersuchungen des großen Weltweisen und durch freye Mittheilung der Resultate des Nachdenkens man sich dem Ziele der faßlichsten Darstellung derselben nähern werde, läßt sich erwarten. Der Verfasser der angekündigten Schrift hat dieses Ziel vor Augen gehabt, und seine Bemühungen dürften vielleicht nicht ganz vergeblich seyn.

Der neue

Teutsche Merkur.

6. Stück. Junius 1793.

I.

Die Gesellschaft der freyen Männer.

Nun habe ich wöchentlich einige frohe Stunden weniger, und die Stadt hat ihren schönsten Reiz für mich verlohren! — Ich war Mitglied der Gesellschaft freyer Männer, die nun eingegangen ist. Zwey der thätigsten Männer entriß uns der Tod; drey andere, und unter diesen unser von M**, die Seele der Gesellschaft, (der Himmel gebe ihm einen guten Abend, dem lieben frohen M**, dem wir so manchen guten Abend zu verdanken hatten!) wurden ins Ausland befördert; und nun ist uns andern Muth und Lust vergangen, das zerstückelte Werk fortzusetzen.

Aber es ist Schade, Schade für uns und Schade für die Stadt! — Das letzte klingt freylich etwas stolz, aber es ist doch wahr, und ich darf es sagen: denn ich that ja das wenigste dabey.

Manche wohlthätige Einrichtung wäre gewiß nicht zu Stande gekommen, manches Gute gewiß

nicht geschehen, wenn die Gesellschaft freyer Männer nicht gewesen wäre.

Ich habe zwiefach Ursache an diese Gesellschaft mit Dank zurück zu denken, denn ich habe viel dabey gelernt. Das war wohl weniger der Fall bey meinen Freunden, die ein gut Theil mehr wußten als ich — es waren fast lauter studierte Leute: aber ich habe viel gelernt.

Kurz: ich traure um die Gesellschaft der freyen Männer, wie man um einen lieben Verstorbenen trauert, der uns viel Gutes that, noch mehr versprach, und nun mitten in der Blüthe seines Lebens uns entrissen ward.

Ich *) bin nicht für schöne Leichensteine und Grabschriften; — lieber Gott! sie lügen gar zu oft! — bin auch zu arm, um schöne Leichensteine mit Grabschriften errichten zu können: aber ein Paar Blumen möchte ich meinem lieben Todten doch aufs Grab streuen, so gut sie in meinem kleinen Garten wachsen, nicht durch Kunst und Treibhaus geschmückt, geschminkt und verzärtelt.

„Nimm

*) Beym Ueberlesen fällt mir's auf, daß das Wörtchen ich in wenigen Zeilen zu oft vorkömmt; und das soll nicht hübsch lassen, weil es zu ruhmredig klingt. Aber es war einmahl mit den andern Worten so verschlungen, daß ichs nicht füglich heraus zu bringen wußte, ohne die Nebenfäden zu verletzen.

„Nimm meinen Dank für viele frohe Stunden, die keine Reue trübte; für manches Freudenmahl, das ich in der Zurückerinnerung zum zweytenmale genoß; für manche gute Lehre, die du, ohne strenge Amtsmiene, mit liebem freundlichen Gesichte gabst, und für jede gute Gelegenheit, wo auch ich mein Scherflein zur Summe des Guten, das meine Freunde thaten, beytragen konnte!“

Man spricht gar zu gern, von seinem lieben Todten, möchte gar zu gern auch andern den Freund, der uns im Leben theuer war, und, wie es dann zu gehen pflegt, uns im Tode noch einmahl so theuer wird, recht kenntlich machen, auf daß sie ihn mit uns lieben, mit uns um ihn weinen, oder doch unsere Thränen billigen mögen. Laßt mich ein Gleiches thun.

Freylich pflegt bey einer solchen Gelegenheit viel Menschliches mit unter zu laufen. Man lobt, wo man nur erzählen wollte, und lobt, was andere kaum des Erzählens werth finden; wird redselig, wie die lieben Mütter, wenn sie von dem lieben Söhnchen sprechen, und sieht Vortreflichkeit, wo andere mit gesunden Augen nur und kaum gemeines Gut erkennen können. So was hält nun der Mensch dem Menschen gern zu Gute, und freut sich, daß es so ist: denn es ist ein Meisterstück, das die Natur da gemacht hat! Aber das berechtigt uns doch nicht zu fordern:

daß der unpartheiſche Zuſchauer mit unſern Augen ſehen, und daß er ſchwer finden ſoll, was nur auf unſrer Wagſchale, durch die Zuthat von Freundſchaft, Liebe und Dankbarkeit, Gewicht bekam. Und — aber ich merke, daß ich unter Führung des Herzens, das bekanntlich ſich gar zu leicht einen Seitenſprung erlaubt, etwas vom geraden Wege abgekommen bin.

Ich legte die Feder nieder, gieng noch einmahl ernſtlich mit mir ſelbſt zu Rathe, und ſorgte, ſo viel nur immer möglich, dafür, daß das Herz nicht das große Wort führen, wenigſtens nicht, wie die großen Herren, nach ſeinem Gelüſte entſcheiden durfte. Jetzt, lieber Leſer, ſtatte ich dir von allem, was da zur Sprache kam, — dem Innhalte nach, in wiefern es zur Sache gehört — ehrlichen Bericht ab.

„Thuſt du wohl, wenn du von der Erlaubniß deiner Freunde, die Geſetze und Einrichtungen der ehemahligen Geſellſchaft freyer Männer, dem Drucke zu übergeben, Gebrauch machſt?“

„Was haſt du zur Abſicht?“

Erſtens: Ein kleines Opfer der Dankbarkeit darzubringen.

„Taugt nicht! Wozu andere, die die Sache nichts angeht, zu Zeugen deiner Dankbarkeit machen?

chen? Und lauter — ausposaunter Dank ist immer ein sehr zweydeutiges Ding!"

Zweytens: ich glaube dadurch Veranlassung zu geben, daß vielleicht an andern Orten, wo sich ähnliche Menschen mit denselbigen Bedürfnissen finden, eine ähnliche Gesellschaft errichtet werde.

„Und ob das für diese Menschen wahrer Gewinn wäre?"

Dafür spricht meine Erfahrung. Nicht bloß ich, sondern alle Mitglieder der Gesellschaft befanden sich wohl dabey. Alle ohne Ausnahme — und es waren Männer von Kopf und mannichfaltigen Kenntnissen darinnen — haben an einem Orte, wo kein Mangel an andern Gesellschaften war, dennoch diese allen andern vorgezogen; alle haben vier Jahre lang — so lange dauerte sie — die Versammlung regelmäßig besucht, sich auf den Tag der Versammlung gefreut, haben den Gewinn angenehmer und nützlicher Unterhaltung gehabt, und oft vereinigt gethan, was einzeln keinem möglich gewesen wäre.

„Sollte sich aber nicht an jedem Orte, wo sich solche Männer finden, eine ähnliche Gesellschaft von selbst machen? Sollte deine Gesellschaft wirklich so musterhaft seyn? Sollte das etwanige Gute, das in ihrer Verfassung liegen mag, nicht

leicht auch von jedem andern, ohne Vorschrift, gedacht werden können?"

Engere Freundschaft macht sich von selbst und findet ihr Gesetzbuch schon gemacht: nicht so Gesellschaften von Mehrern, die eben deswegen nicht engere Freundschaften seyn können, — wo wenigstens die engere Freundschaft erst aus der Gesellschaft erwachsen muß. Indeß glaube ich nicht, daß unsere Einrichtungen und Gesetze unverbesserlich, musterhaft waren; (wir haben selbst viel davon verbessert, und würden bey längerer Dauer der Gesellschaft noch mehr verbessert haben) ich gebe es zu, daß an jedem Orte, wo sich Menschen finden, die für eine solche Gesellschaft taugen, gewiß auch Männer gefunden werden, die eben so gute und vielleicht bessere Einrichtungen und Gesetze dazu entwerfen können, als die Stifter unsrer Gesellschaft entworfen haben: aber deswegen könnte doch auch für diese die Bekanntmachung der Unsrigen nützlich seyn:

weil der erste Versuch durch Benutzung dieser schon gethanen Arbeit erleichtert wird;

weil sich unter ihnen mehrere finden möchten, die gleiche Geschicklichkeit hätten, oder doch zu haben vermeinten, für die zu errichtende Gesellschaft Gesetzgeber zu werden;

weil unter den übrigen, die auf die Ehre, selbst Gesetzgeber zu seyn, Verzicht thäten, doch

ein

ein und der andere seyn könnte, der lieber von einem Fremden und Unbekannten, als von einem Mitgliede der Gesellschaft Gesetze annehmen möchte;

weil der Einwurf, daß die Sache unausführbar sey, wegfällt;

und weil sie wenigstens dadurch Veranlassung bekämen, ihr gedachtes Bessere zur Wirklichkeit zu bringen.

Und so bin ich aus Gründen entschlossen, die Gesetze und Einrichtung der ehemahligen Gesellschaft freyer Männer durch den Druck bekannt zu machen.

Wem diese Gründe nicht so gültig sind als sie mir zu seyn scheinen, der verzeiht doch hoffentlich dem Irrenden um seiner guten Absicht willen.

A.

Beantwortung der Frage: warum unsere Gesellschaften uns so wenig gesellige Freuden gewähren? nebst einem Vorschlage zur Errichtung eines kleinern gesellschaftlichen Cirkels. *)

Die Klage, daß wir des geselligen Vergnügens zu wenig hätten, ist ziemlich allgemein — und nicht ungegründet. Wir haben ihr an unserm

*) Als älteste Urkunde über Stiftung der Gesellschaft F. M.

serm Orte dadurch abzuhelfen gesucht, daß wir noch zwey öffentliche Gesellschaften stifteten, wo Personen benderley Geschlechts sich wöchentlich, leider! viermahl *) zusammen finden: und haben das Uebel dadurch vergrößert. Nicht Mangel an Gesellschaft, sondern Mangel an guter Gesellschaft war der Punkt unserer Klage. Gesellschaften hatten wir schon vorher zu viel, und eben diese Vielheit scheint mir eine der ersten Ursachen zu seyn, aus welchen sich der Mangel an gesell-

*) Ja wohl leider! viermahl. Halb so viel wäre vielleicht schon für manche Mutter und manche Tochter mehr als zu viel gewesen. Auch brauchte man kein scharfes Auge, um die mannigfaltigen nachtheiligen Folgen von dieser durchaus fehlerhaften Einrichtung einzusehen. Eine unter vielen war diese: daß der freyere gesellschaftliche Ton zuweilen in Frechheit ausartete, und daß unsere Jünglinge durch die gar zu häufige Gelegenheit, mit ihren Schönen traulich umzugehn, zum Theil etwas unverschämter, zum Theil gleichgültiger gegen sie wurden. Sie hatten sich mit ihren Reizen zu sehr familiarisirt. Und wollte man auch annehmen: daß dies Familiarisiren — versteht sich in Züchten und Ehren! — der Sittlichkeit in gewisser Rücksicht nicht eben sehr nachtheilig gewesen wäre: (ex assuetis non fit passio, sagen die Philosophen) so verlohren doch unsere Schönen viel an der ihnen gebührenden Achtung, und mit ihnen verlohr der gebildete Mann an schönerem Lebensgenuß. Das e longinquo reuerentia maior hat auch sein Wahres!

sellschaftlichem Vergnügen erklären läßt. Man denke sich die Menge der Müßiggänger, welche, sich selbst die schlimmsten Gesellschafter, täglich fremde Gesellschaft suchen, um sich die Zeit zu vertreiben, und andere zu gleichem Zeitvertreibe und Zeitverderbe zu verführen! Wo ist aber das Vergnügen, welches täglich und unmäßig genossen nicht an seinem Reize verlieren sollte? Und was läßt sich von Menschen erwarten, die aus Geistesarmuth sich in allen Gesellschaften herum treiben? Sie gehen in Gesellschaft, wie der abgestümpfte Wollüstling zur Buhlerin — unfähig ohne sie, unfähig mit ihr froh zu seyn. Unsere Alten giengen selten in Gesellschaft, aber sie waren dann auch desto froher.

Indeß ist die Menge der Gesellschaften, obgleich eine der vorzüglichsten, doch bey weitem nicht die einzige Ursache, aus welcher sich der Mangel an gesellschaftlichen Freuden erklären läßt. Wir haben überhaupt in den gebildeten Ständen viel an frohem Sinn, an Empfänglichkeit für Freude verlohren; — was bey unserer übertriebenen Verfeinerung, Schwelgerey und unserm unmäßigen Hange nach sinnlichem Wohlleben, unausbleibliche Folge seyn mußte.

Viele unserer Zeitgenossen sind ganz für die Freude verstimmt, weil sie von Jugend auf der Freuden zu viel genossen, zu früh sich übersättigt haben. Wer kennt nicht mehrere zwanzig- dreyßig-

jährige Greise, die es durch unmäßigen Genuß der kleinern Freuden des Lebens geworden sind? Und wie zahlreich ist die Klasse derer, welche angeerbte, oder durch vornehme Verrichtung eingeimpfte, oder durch gelehrte Treibhäuser erzeugte, durch unnatürliche Lebensart vermehrte Kränklichkeit um Lebensgenuß und frohen Muth brachte!

Läßt sich's nun aber wohl von diesen Kranken, von diesen Greisen, von diesen verstimmten, übellaunigen Menschen, die mit Gott und der ganzen Welt unzufrieden und sich selbst zur Last sind, erwarten, daß sie gute Gesellschafter seyn, daß sie auch nur das Geringste zur Unterhaltung und zum Vergnügen andrer beytragen sollten? Werden sie nicht vielmehr auch andere verstimmen? *) Es leuchtet ein: daß, da die Zahl dieser Kranken sich immer vermehrt — daß man jetzt schon gegen Einen heitern, wohlgelaunten Menschen vier trübsinnige und mißlaunige rechnen kann

*) Fern sey es von mir, daß wir diese unglücklichen sich selbst und ihrem Mißmuthe überlassen, und aus aller Gesellschaft verdrängt wünschten! Nein; menschlich wollen wir zur Verminderung des Gefühls ihrer Leiden beytragen, was wir beytragen können: aber dem widerspricht der Wunsch nicht, zuweilen auch eine Gesellschaft zu haben, wo man selbst Zerstreuung, Erhohlung, Freude findet, und wo man also das, was Freude stöhrt, möglichst entfernen muß.

kann — die Summe der geſelligen Freude nothwendig immer kleiner werden müſſe.

Zur Verſtimmung unſrer Zeitgenoſſen, zur Verminderung der Freude überhaupt, und der geſelligen Freude insbeſondere, hat unſere Leſeſucht viel beygetragen.

Viele leſen ſich um Geſundheit und frohen Muth. Anderen verlernen bey vielem unverdauten Leſen das Selbſtdenken, wenn ſie anders in dem Punkte was zu verlieren hatten, und bleiben todte Geſellſchafter.

Viele glauben zu wiſſen, was ſie nicht wiſſen, weil ſie ſo viel geleſen haben; oder hoffen doch — wo ſie ja noch ſo viel Verſtand haben, die großen Lücken in ihren Kenntniſſen zu bemerken — ſie mit leichter Mühe durch Lektüre auszufüllen, und vernachläßigen die Gelegenheit, durch hören zu lernen. Und wozu Geiſtesunterhaltung in Geſellſchaft, wenn man dieſe zu Hauſe haben kann?

Hier kramt ein Kleinmeiſter ſeine Beleſenheit aus, ohne einen andern zum Worte zu laſſen, und ohne dennoch vorzutragen, was des Hörens werth wäre: denn er lernte nur die Stellen aus ſeinen Büchern auswendig, die ihm ſchön ſchienen.

Man wagt es kaum, einen wirklich intereſſanten Gegenſtand zur Unterredung zu bringen, weil

er

er schon in einem allgemein gelesenen Buche abgehandelt war; oder wagt man es, so wird die Unterredung schnell mit Hinweisen auf das Buch abgebrochen, ohne daß es den Leuten einfiele: daß durch die Unterredung die Begriffe darüber deutlicher und vollständiger gemacht werden könnten, daß man dadurch erst das Gute, das der Schriftsteller darüber gesagt, sich eigen machen, vielleicht auch manches berichtigen könnte.

Mancher verfällt, gewöhnt an bessere Unterhaltung mit den lehrenden Todten, in gesellschaftliche Intoleranz gegen die Lebenden. Mancher verlernt durch Bücherſprache die Sprache des Umgangs, oder vergißt über die Bücherwelt die wirkliche, wird in dieser um so fremder, je mehr er dort zu Hause ist.

Und wer zu viel liest, wird selten viel handeln, selten das Gelesene aufs Leben anwenden; wird höchstens wieder lehren, aber nicht mit andern Hand anlegen, um das gelehrte Gute zu Stande zu bringen; wird es vielleicht gar unter seiner Würde wähnen, für den kleinern Kreis der Gesellschaft seiner Vaterstadt zu wirken, zur Veredlung, zur Verschönerung des gesellschaftlichen Umgangs beyzutragen: weil der große Mann — nicht seiner Stadt, sondern der Welt angehören will.

Nicht minder nachtheilig als die Lesesucht ist die Spielsucht. Freylich ist es in manchen Gesell-

sellschaften Männern, die über das hinaus sind, an Stadtneuigkeiten und Zeitungsnachrichten keinen Geschmack finden, und nicht verläumden mögen, nicht zu verargen, daß sie, aus Mangel besserer Unterhaltung, den Spieltisch aufsuchen: aber unläugbar ist es doch auch, daß die Hoffnung, den Ton des gesellschaftlichen Umgangs nach und nach zu veredlen und mehr Freude und Leben in unsere Gesellschaften zu bringen, immer mehr schwinden muß, je mehr die Spielsucht einreißt. Und leider! ist sie bey uns bis zur Wuth eingerissen! Leider haben wir schon eine Menge leidenschaftlicher Spieler, denen, selbst in beßerer Gesellschaft, alles fehlt so lange die Karten fehlen, die beym Spieltisch alles um sich herum vergessen, und Zeit, Geld, Gesundheit, frohen Sinn und oft auch ihre Ehrlichkeit verspielen!

Verdienter Sklavenlohn ist es, daß die Freude, das Kind der Freyheit, von uns gewichen ist, seit wir uns von der Mode tyrannisiren lassen, und das tollste unter allen Gesetzbüchern, das Gesetzbuch der Etikette, angenommen haben!

Wer frohe Menschen in größern Gesellschaften sehen will, der besuche die Landleute, und etwa die unkultivierte Klasse der Bürger an ihren Freudenfesten und Lustgelagen. Bey den kultivirtern Ständen sucht er sie vergebens. Das übermüthige Völklein der sogenannten vornehmen Welt war

der sanftern Regierung der guten Mutter Natur überdrüßig, übertrat ihre Gesetze, und entzog sich ihrer Herrschaft; da übergab sie Zevs im gerechten Zorn zur strengern Zucht der Tyrannen der Mode und des Hofzwangs — unter deren eisernem Joche sie jetzt seufzen und büßen müssen. Aerger wurden die Sklaven des Orients von ihren Zuchtmeistern auf dem Throne nicht gemißhandelt, als das arme Völklein, das der Natur ungetreu ward, von diesen Furien, den Töchtern der Heucheley und des Wahnsinns. Kleidung, Gang, Stellung, Miene, Sprache, Bewegung der Hand und des Fußes — alles ist ihren unnatürlichen Gesetzen unterworfen. „Das läßt nicht! Das schickt sich nicht! Was würden die Leute dazu sagen!" Das sind die Donnerworte, mit welchen sie ihre Sklaven in unterthänigstem Gehorsam erhalten. Ihr meynt vielleicht daß das: es schickt sich nicht! sich auf ein höheres Gesetz der Vernunft und der Sittlichkeit beziehe. Liebe Menschen, Tugend ist noch nicht zur Mode geworden, am wenigsten bey dem Völklein, das die Natur verließ. Gesittet seyn, heißt bey ihnen: den Ton ihrer sogenannten guten Lebensart treffen. Nur die Miene der Tugend rechnen sie an, aber mit Grimassen und Uebertreibung; und Thoren dünken sich Weise, wenn sie ihr Gesicht zu grämlichem Ernst verziehen!

Mit dem Zauber des armseligsten Ehrgeitzes, der kleinlichsten Eitelkeit blenden die despotischen Beherrscherinnen der vornehmen Welt viele ihrer Knechte: daß sie, der Vernunft und ihrer bessern Einsicht zu Trotz, aus Gehorsam gegen ihre Gebieterin sich selbst in ihr Verderben stürzen. Sie sollten als Gatten und Väter, vielleicht Versorger einer zahlreichen Familie, weniger Aufwand machen; aber — es schickt sich nicht! Innerlich von bangen Nahrungssorgen gefoltert, erscheint man demnach mit äußerm Glanze in mancher kostspieligen Gesellschaft; macht selbst mit erkünstelter froher Miene den Wirth, verschwelgt die Einkünfte von mehrern Monaten in Einem Tage, stürzt sich immer tiefer in Schulden, bereitet sich und den Seinigen eine schreckliche Zukunft, muß am Ende wohl gar seine Gläubiger betrügen — muß zum Schurken werden! — Aber wie kann man anders? Stand und Verbindung bringen es so mit sich, die gute Lebensart erfordert es, die Mode gebietet. Ach, es giebt viel glänzendes Elend! — Das Herz blutet einem, wenn man bey immer steigendem Luxus, bey Vermehrung der Bedürfnisse ohne verhältnißmäßige Vermehrung der Mittel sie zu befriedigen, die vielen Sklaven der Mode, des Ehrgeitzes, der Eitelkeit denkt. Habt Mitleid mit den Unglücklichen, wenn sie — das Bild des häuslichen Elends und der traurigen Zukunft vor den Augen — kaum im Stande sind, in euren glänzenden Gesellschaften eine frohe

Miene

Miene zu erheucheln, aber unmöglich gute frohe Gesellschafter seyn können.

Auch das ist, so unglaublich es scheinen mag, dennoch ausgemachte Wahrheit: daß viele unsrer Modemenschen gar nicht in der Absicht in die Gesellschaft gehen, um sich zu vergnügen, sondern um zu glänzen, sich sehen zu lassen, Eroberungen zu machen, zu gefallen.

Und so liegt freylich die Schuld größtentheils an den Menschen selbst, wenn sie über Mangel an geselliger Freude klagen: aber doch auch zum Theil mit an ihren Einrichtungen, an der Form ihrer meisten Gesellschaften. Wie schwer ist es für den Mann, dessen Geist Bildung genug hat, um das Wahre, Schöne, Gute zu erkennen, zu empfinden, und zu begehren; aber nicht Bildung genug, um das Schlechtere ertragen, und nicht Geschmeidigkeit genug, um allen allerley werden zu können; wie schwer wird es einem solchen, dem unerträglichsten Gefühl der Langeweile in manchen *) größern Gesellschaften zu entgehen, wo eine Menge ihm größtentheils unbekannter, zum Theil nur von einer nicht vortheilhaften Seite bekannter Personen, von verschiedenem Stande und noch verschiednerm Grade der Geistesbildung, mit einander — man weiß eigentlich

*) Bitte, ja das Wörtchen manchen nicht zu übersehen.

lich selbst nicht recht, warum? zusammenkommen! An eine trauliche Unterredung ist nicht zu denken; gegen ein Körnchen Witz werden ganze Ladungen von Spreu ausgestreut; alles drängt sich um die Reichen, Großen und, versteht sich, wenn Weiber dabey sind, auch um die Schönen, und umwölkt sie mit Weihrauch. Diese und die Kleinmeister führen das große Wort und sprudeln Unsinn; und Zweydeutigkeiten, deren Deutung König Midas selbst ohne Mühe errathen hätte, werden, wo nicht laut beklatscht, doch mit gefälligem Lächeln aufgenommen, oder auch mit sanftem Fächerschlage — belohnt. Noch einmahl: wie schwer ist es da dem Manne von einigem Geschmacke, froher Gesellschafter zu seyn — wenn er nicht glücklicher Weise bey Einer Person die andern vergessen, oder, so fern der strenge Wohlstand das erlaubt, sich selbst mitten im großen Cirkel einen kleinen bilden kann! *)

Und muß man nicht seiner Gesundheit feind seyn, ein Paar Schüsseln mehr ausserordentlich hoch anschlagen, und Verstand und Herz unter den Gehorsam des Gaumens gefangen nehmen, um bey den

*) Nur daß man größern sehr gemischten Gesellschaften nicht ganz entsage, daß man auch den Schwachen ertragen lerne, um wenigstens zuweilen, wo nicht Allen alles, doch Vielen vieles zu werden.

den gewöhnlichen Gastmählern*) in manchen Häusern, wo man — dem Himmel sey's geklagt! — zu leben weiß, auszudauern? Und muß man nicht seiner Existenz überdrüßig seyn, um in mancher andern Gesellschaft halbe Tage lang Kegel schieben und Karten spielen zu sehen, oder selbst mitzuspielen? **)

Und wie nun zu helfen und zu bessern?

Freunde! wir sind nicht im Stande die Menschen umzubilden, nicht im Stande ihre Klubbs, Societäten und Eßgelage zu reformieren: aber wir können ihre Fehler vermeiden, können uns den Genuß des gesellschaftlichen Lebens verschönern, und können, wenn wir vereinigt ernstlich wollen, dann gewiß auch unmittelbar auf andere außer uns wirken, und vielleicht viel Gutes stiften. Dies können wir durch Er-

richs

*) Auch unsere Gastmähler sind gemeiniglich συμποσια und συνδειπνα, compotationes et concoenationes, nicht conuiuia — vbi maxime simul viuitur, wie es Cicero erkläret.

**) Auch die Verdrängung des gesellschaftlichen Gesanges hätte hier angeführt werden können. Doch gehört dies vielleicht auch unter das Gesetz der Mode; es schickt sich nicht! — Hierzu kömmt an unserm Orte der abstoßende Stolz einiger Vornehmen, oder vielmehr die kriechende Demuth mancher nicht vornehmen Bürgerlichen in Gesellschaft mit jenen.

richtung einer kleinern bessern Gesellschaft, wozu wir unsern K** B** R** ꝛc. die mit uns gleiches Bedürfniß fühlen, einladen, von denen wir, so weit ich sie kenne, keine abschlägliche Antwort zu befürchten, vielmehr die thätigste Theilnahme zu erwarten haben. Ich lege Ihnen zunächst meinen Plan zur Prüfung vor; wir theilen ihn dann auch unsern übrigen Freunden mit, benutzen ihren Rath, prüfen ihre Vorschläge, nehmen ihre Verbesserungen an, und entwerfen dann für die neu zu errichtende Gesellschaft ein kleines Gesetzbuch.

Meiner Meynung nach hätten wir hierbey vorzüglich auf folgende Punkte zu sehen:

1) Die Gesellschaft dürfte nicht zahlreich seyn;

2) Müßte aus lauter Männern bestehen, die wenigstens so viel Bildung hätten, um an Geistesunterhaltung Geschmack zu finden, und die mit einander freundschaftlich — wenn auch nicht Freunde im strengsten Sinne des Worts — umgehen könnten;

3) Die Versammlungen müßten selten und mit wenigem Aufwand verbunden seyn;

4) Man müßte, so viel nur immer möglich, das Angenehme mit dem Nützlichen, und

5) Freyheit mit gesetzmäßiger Ordnung zu vereinigen suchen;

6) Man müßte durch Mannichfaltigkeit der Unterhaltung jedem wenigstens etwas zu geben suchen, was nach seinem Geschmack wäre, und — doch wozu unnöthige Wiederhohlung, da dies alles aus dem Entwurfe der Gesetze, den ich Ihnen zur Prüfung und Verbesserung vorlege, enthalten ist?

Lieber noch ein Paar Worte zur Beantwortung einiger Einwürfe, die man meinem Plane entgegen setzen könnte.

„Es scheint, als wenn wir nach dem angegebenen Plane mehr zur gemeinschaftlichen Arbeit, als zur Erholung und zum Vergnügen in Gesellschaft kämen.

Aber gerade Mangel an allen Geistesbeschäftigungen erzeugte in den meisten zeitherigen Gesellschaften das unerträglichste Gefühl der Langenweile. Nachdenken ohne Anstrengung, so viel man selbst will, über Gegenstände, über die man mehr oder weniger schon vorher gedacht hat, oder die durch den Reiz der Neuheit fesseln; und das vorher Gedachte oder in dem Augenblick ungesucht Gefundene andern mittheilen, ist für den Mann von einiger Geistesbildung so wenig Arbeit, daß es ihm vielmehr nach vollbrachter Arbeit die liebste Erholung ist. Und nun die Mannichfaltigkeit der leichten Geistesbeschäftigungen, die zum Theil bloß Spiele des Witzes und

der

der Fantasie sind, mit in Anschlag gebracht: so wird gewiß keiner von uns unsere gemeinschaftlichen Abendstunden für Arbeitsstunden halten.

„Aber zu viel Gekünsteltes!"

Nicht mehr, als was der gegenwärtigen, durch Kunst, freylich zum Theil verwahrloseten, zum Theil aber auch veredelten Natur unsrer Menschen angemessen ist. Unsere jetzige Staatsverfassung ist nicht das Werk der rohen Natur; aber bey allen ihren Mängeln befinden wir uns dennoch wohl dabey; wenigstens wird nicht leicht ein Bürger eines polizirten Staates Lust haben, in den natürlichen Zustand der Wilden zurückzukehren.

Wir bereiten ein Gastmahl von verschiedenen Speisen. Freylich könnten wir uns mit Einer Schüssel begnügen, aber möglich wäre es doch auch, daß gerade diese Schüssel den meisten nicht behagen wollte. So ist es doch nicht zu verachten, daß sie unter mehrern Schüsseln nach ihrem Geschmacke auswählen, oder, wenn sie verwöhnt sind, von mehrern Schüsseln kosten können. Oder vielmehr wir halten einen Pickenick, wozu jeder, der Verabredung gemäß, seinen Beytrag liefert. Und da wir den Fall erlebt haben, daß bey solchen Gelegenheiten, wenn keine bestimmte Verabredung genommen wurde, sich zuweilen einer auf den andern verlassen hatte, und dann einer mit dem andern fasten mußte; oder, daß unglückli-

cher Weise die meisten auf eine und dieselbe Speise verfallen waren, und, das Uebel zu vergrößern, gerade auf eine unverdauliche Speise: so haben wir auf die Zukunft bestimmtere Verabredung getroffen. Uebrigens bleibt, wie vorher, die Art der Zurichtung jedem überlassen. Was wäre in dieser Verabredung gekünsteltes?

„Aber die freyere Unterredung, der Hauptheil der geselligen Unterhaltung, fällt dabey weg!"

Auch das nicht. Wir sorgen nur für guten Stoff, den wir dann in freyerer Unterredung bearbeiten. Ein Herzensgespräch hat seinen großen Werth; darf man aber, um aus dem Herzen zu sprechen, schlechterdings nicht vorher über die Materie, wovon man sprechen will, nachgedacht haben?

„Und endlich die neue Beschränkung der Freyheit! Lieber Gott, wir sind ohnedies schon durch so mannichfaltige Bande gefesselt! Und wer den Menschen kennt, weiß, daß ihm manche engere Verbindung bloß deswegen lästig fällt, weil er sich gebunden fühlt. Man thut ungern was man thun muß!"

Sehr wahr an sich; nur glaube ich, die Anwendung paßt nicht auf unsere Gesellschaft. Denn erstens ließe sichs wohl leicht beweisen, daß unsere Gesetze die Freyheit weit weniger beschränken,

als in andern Gesellschaften die Gesetze der Mode und des Hofzwangs, die aus unserm Cirkel verbannt sind. Und zweytens leuchtet der Unterschied ein zwischen einer Abhängigkeit von Gesezzen, die ich gezwungen annehmen mußte, und von denen ich mich nicht wieder losmachen kann, und einer Abhängigkeit von Gesetzen, die ich freywillig annahm, und zum Theil mir selbst vorschrieb, und, was die Hauptsache ist, von welcher ich mich zu jeder Stunde, so bald ich will, wieder lossagen kann!

Noch bestehen bey ungleich größrer Abhängigkeit, nicht bloß von Gesetzen und Einrichtungen, sondern auch wohl von unbekannten Obern, eine Menge geheimer Verbindungen; und zuverläßig suchte ein Theil — wenn auch nur der kleinere Theil der Verbündeten — in diesen Verbindungen nichts, als bessere Unterhaltung für Geist und Herz, als ihm die gewöhnlichen Gesellschaften gewährten; und blieb gern im Orden, wenn er fand was er suchte. Wir dürfen hoffen, daß in einer Gesellschaft, die zwischen geheimen Orden und Alltagsgesellschaften mitten innen steht, wo der, welcher bessere Unterhaltung in Gesellschaften sucht, das findet was er sucht, ohne manches andere, was er nicht suchte und nicht wünschte, mitnehmen zu müssen, die Beobachtung unserer leichten Gesetze keinem lästig fallen werde.

Freunde, so weit ich unsern K** B** R** ꝛc. kenne, die mit uns gleiches Bedürfniß und gleiche Sehnsucht nach besserer Gesellschaft fühlen, dürfen wir dies mit Zuversicht hoffen. Ich mache nicht gern den Propheten, ich würde sonst prophezeyen: man werde in Kurzem wünschen, daß beyde wöchentliche Versammlungen nach den Gesetzen möchten gehalten werden. *) Zum Voraus würde ich Sie aber auch bey Eintretung dieses Falls bitten, diesen Wunsch nicht zu befriedigen, theils um nicht zu übersättigen, theils um das Bessere durch den Gegensatz desto augenscheinlicher zu erheben.

Lassen Sie uns nur die kleine Mühe, die besonders zu Anfange nöthig seyn möchte, nicht scheuen, und selbst manches kleine Opfer willig darbringen, um dieses unser gemeinschaftliches und gewiß gutes Werk fester zu begründen! Gern wollen wir z. B. die Stelle des Ersten — wenn Sie anders einen Ersten anzunehmen für gut finden — jedem andern überlassen; bey Vorlesungen da, wo am meisten zu tadeln wäre, am wenigsten tadeln; und überhaupt alles, was uns Menschenkenntniß und Klugheit lehrt, anwenden, um unsere übrigen Freunde bey Lust und gutem Muthe zu erhalten. Manche schöne genossene Stun-

*) Eine Prophezeyhung, die wörtlich in Erfüllung gegangen ist. D. V.

Stunde, und manches durch unsere Vereinigung bewirkte Gute, wird uns für diese kleine Mühe überreichen Ersatz gewähren.

* * *

B.

Gesetze der Gesellschaft freyer Männer.

1.

Unsere Gesellschaft heißt die Gesellschaft freyer Männer. Die Freymüthigkeit, mit welcher jeder in unsern Versammlungen laut sagt, was ihm wahr scheint, ohne Furcht deshalb verketzert zu werden; und der Vorzug, daß wir nicht — wie vielleicht in manchen Gesellschaften — von den willkührlichen Befehlen eines andern Mitgliedes, sondern blos von freywillig angenommenen Gesetzen abhängen, berechtigt uns zu diesem Nahmen.

2.

Genuß geselliger Freude, und erhöhter Lebensgenuß im trauten Kreise edler Freunde ist der erste Zweck unserer Vereinigung; wir hoffen aber hierbey das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, und vielleicht vereinigt manches Gute zu wirken, das einzeln keinem möglich gewesen wäre.

3.

Niemand kann ohne allgemeine Uebereinstimmung aufgenommen werden, den einzigen nicht

leicht zu befürchtenden Fall ausgenommen: daß nur Einer, ohne Urſachen anzugeben, dem in Vorſchlag gebrachten, den alle andere aufzunehmen wünſchten, den Eintritt verſagen wollte.

4.

Jeder iſt verbunden, ſo lange er Mitglied der Geſellſchaft bleiben will, den Geſetzen gemäß zu handeln, darf aber zu jeder Zeit, wenn es ihm beliebt, die Geſellſchaft wieder verlaſſen. Nur muß er dann der Geſellſchaft mündlich oder ſchriftlich ſein Ehrenwort geben, das ihm vorherbewieſene Zutrauen nie zum Schaden eines freyen Mannes zu misbrauchen; nie eine der Geſellſchaft mitgetheilte freyere Meynung einem andern als Meynung eines unſerer Mitglieder zu verrathen. Jeder muß gleich beym Eintritt in die Geſellſchaft auf Ehre geloben, daß er beſonders dieſes Geſetz treulich beobachten wolle.

5.

Wir verſammeln uns in dem Winter-Halben Jahre (vom Oktober an gerechnet bis zum Ausgange des März) wöchentlich zweymahl. Einmahl zur bloßen Unterredung, ohne geſetzliche Form, und einmahl nach dem Geſetze. An einem beſtimmten Ort, wo die Miethe gemeinſchaftlich bezahlt wird, und wohin jeder ſeinen Wein, oder was ihm ſonſt zu trinken beliebt, bringen oder durch den Wirth beſorgen läßt, kommen wir an den feſtgeſetzten Tagen Abends nach Tiſche.

6.

6.

Mit dem Glockenschlage der verabredeten Stunde beginnt in den wöchentlichen gesetzmäßigen Zusammenkünften die Unterhaltung. Wer später kömmt zahlt eine bestimmte Geldstrafe, wofern er nicht, auf das Wort eines freyen Mannes! versichern kann, daß er hinreichende Entschuldigung habe; welches ihm auf sein Wort, ohne daß er seine Entschuldigung der Gesellschaft anzuzeigen hat, geglaubt wird.

7.

Wer gar nicht kommen kann, muß seinen Beytrag zur Unterhaltung schriftlich einschicken, oder muß im Unterlassungsfalle eine bestimmte Geldstrafe erlegen. Doch wieder mit der im vorhergehenden Gesetze angegebenen Ausnahme. (Er ist frey von Strafe, wenn er auf das Wort eines freyen Mannes versichert, daß er ohne Schuld, durch überraschende Abhaltung, sey verhindert worden seinen Beytrag aufzuschreiben.)

8.

Vierteljährig ist Wahltag, wo durch die meisten Stimmen einer als Erster ernannt wird, der über Beobachtung der Gesetze hält, und die Unterhaltungen in der Gesellschaft ordnet; und einer als Sekretär, der über jede Versammlung das Protokoll und Rechnung führt. Beyde haben übrigens vor den andern Brüdern keinen Vorzug.

zug. Doch ist der Sekretär von wöchentlichen Beyträgen an Gelde befreyt.

9.

Der alte Sekretär kann — aber immer durch neue Wahl — in seiner Stelle, so oft die Gesellschaft will, bestätigt werden. *) Aber der Erste im verflossenen Vierteljahre, ist für das nächstfolgende Vierteljahr zu dieser Stelle (zum Primat) nicht wieder wahlfähig. **)

10.

Der Erste vertritt zugleich die Stelle des abwesenden Sekretärs, und dieser die Stelle des abwesenden Ersten.

11.

Bey Wahlen wird immer, und sonst, wo es die Gesellschaft gut findet, verdeckt votirt.

Beylage.

Die ersten Mitglieder losen: unter welcher Zahl sie aufgeschrieben werden. Der Neuaufgenom-

*) Dies: von neuem wahlfähig seyn, in Verbindung mit dem (7.) von wöchentlichen Geldbeyträgen befreyt zu seyn, wird eine edelmüthige Gesellschaft weislich zu benutzen wissen. — Es versteht sich, daß diese für eine solche Gesellschaft überflüßige Bemerkung nicht im Gesetzbuche aufgeschrieben wird.

**) Mögliche Anmaßung von Präpoten; zu verhüten — die Unterhaltungen durch diese kleine Abänderung zu beleben — manchen zu ermuntern ꝛc.

nommene bekömmt die nächstfolgende Zahl. Statt des Nahmens wird oft die Zahl der Person genannt, und (eine kleine Erleichterung für den Sekretär zum Geschwindschreiben) geschrieben, und dadurch in der Gesellschaft mit dem Nahmen gleichbedeutend. Von jeder dieser Zahlen wird ein Vorrath, auf Papppapier geschrieben, in einem Kästchen verwahrt, aus welchem dann bey Wahlen jeder die den Nahmen dessen, dem er seine Stimme geben will, bezeichnende Zahl herausnimmt, und in den Wahltopf einwirft. Auch können diese Zahlen bey andern verdeckten Stimmensammlungen ihre Bezeichnung erhalten.

12.

In den gesetzmäßigen Versammlungen wird

a) die Versammlung durch Anrede des Ersten mit dem Glockenschlage eröffnet;

b) Das Protokoll von voriger Versammlung vom Sekretär vorgelesen;

c) Eine in vorhergehender Versammlung aufgegebene Frage — am liebsten die Frage: ob und wie ein Vorschlag zu Verbesserungen (in oder außer der Gesellschaft) ausgeführt werden könne? — von jedem freyen Manne mündlich, oder was man lieber sehen würde — schriftlich beantwortet.

Beylage.

Die Beantwortungen über interessante Fragen werden

werden vom Ersten, oder einem andern Mitgliede, den die Gesellschaft darum ersucht, epitomiert zum Protokolle gelegt.

d) Eine Vorlesung oder Rede gehalten;

Beylage.

1) Eine eigene, wenn auch noch so kurze Ausarbeitung, wird vorgezogen, Vorlesung fremder Arbeit angenommen.

2) Jeder muß, wenn die Reihe an ihm ist, die Vorlesung selbst halten, oder, wenn er nicht in die Versammlungen kommen könnte, einem andern deshalb Auftrag ertheilen.

3) Ueber die gehaltene Vorlesung muß jedes Mitglied etwas — und beträfe es auch nur die Verschluckung einer Sylbe, oder einen noch so unbeträchtlichen Fehler gegen das gut lesen — tadeln; und darf niemand etwas loben. (Das gesetzmäßige muß sichert den Tadelnden, — der ohnehin bey wichtigern Bemerkungen nur sagt, was ihm nicht richtig oder nicht schön gesagt schiene — daß der Vorleser sich dadurch nicht beleidigt glauben kann. Aber Nichtlob ist für manchen beleidigender Tadel, wenn er, eben so wohl wie andere Gelobte, Lob verdient zu haben glaubt.)

4) Statt der Vorlesung können zuweilen auf Antrag des Ersten Excerpte *) aus andern Büchern — von jedem Mitgliede einige — geliefert werden.

c) Jeder giebt noch einen kleinen Beytrag zur frohern Unterhaltung — eine Anekdote, kleines Gedicht, witzigen oder auch nur scherzhaften Einfall ꝛc. — was er gehört, gelesen oder selbst gedacht hat.

13.

In jeder wöchentlichen Versammlung wird von allen Mitgliedern der Gesellschaft (den Sekretär ausgenommen!) ein kleiner bestimmter Beytrag an Gelde geliefert, so viel man nöthig zu haben glaubt, um den jedesmahligen Wahltag als Festtag mit einem freundschaftlichen Mahle zu feyern. **) Die Gesellschaft ernennt einen ihrer Mitglieder, die bessere Anordnung des freundschaftlichen Mahls, Abschrift zweckmäßiger Lieder zum Gesange u. dergl. zu besorgen. ***)

14.

*) Dies bunte Quodlibet von Excerpten, mit eingewebten eigenen Bemerkungen, war immer sehr unterhaltend.

**) Zu gleichem Gebrauche werden die eingegangenen Strafgelder verwendet.

***) Oft haben wir einem glücklichen Einfalle des anordnenden Freundes, einer kleinen Ueberraschung, einer Veränderung der gewöhnlichen Formen unsere schönsten

Aben-

14.

In den schon oben genannten Wahltopf wird in jeder Versammlung verdeckter Beytrag für edlere Arme gesammelt, welcher an unsern Festtagen auf die beste Art verwendet wird. — Schon der Gedanke: ein edler Arme freut sich heute mit uns, erhöht und verschönert unsere Freude.

15.

Jedes Mitglied hat das Recht, wegen Abschaffung oder Abänderung eines alten Gesetzes, oder Aufnahme eines neuen, Vorschläge zu thun; wo dann in der nächstfolgenden Versammlung durch die meisten Stimmen ausgemacht wird: ob

a) der Vorschlag angenommen, oder

b) verworfen; oder

c) erst nach Verfluß von einiger Zeit, auf neuen Antrag, entschieden werden; *) oder

d)

Abende zu verdanken gehabt. Wie wenig bedarf es oft, gewisse Dichterseelen zur höchsten Freude aufzustimmen, deren Freude sich dann über den ganzen trauten Kreis wohlthätig verbreitet! O daß sich doch die Menschen besser aufs Frohseyn verständen!

*) Schon als bloße Milderung von b, hätte c, sein Gutes. Es giebt aber Fälle wo c, nicht bloß Euphemismus ist. Es kann mir etwas nach einiger Zeit nützlich werden, was mir es jetzt noch nicht ist.

d) nur auf einige Zeit zur Probe angenommen werden solle? Die Entscheidung a) gilt nur bey größerm Uebergewichte der Stimmen — wenigstens zwey gegen eine; denn wir wünschen, daß die Gesetze nicht ohne wichtige Gründe verändert oder vervielfältigt werden mögen. *)

16.

Streit und Zwist der Glieder unter einander zerrütten den ganzen Körper, untergraben die Grundfeste jeder Gesellschaft. Jeder freye Mann wird um deswillen allen Anlaß zu Streitigkeiten vermeiden, und wo er es nicht ganz vermeiden kounte, doch gern die Hand zur Versöhnung reichen, um der Gesellschaft willen.

So bald der Erste besorgt, daß eine Unterredung in der Versammlung den Frieden stöhren möchte, so gebietet er unter Autorität dieses Gesetzes: daß in der heutigen Versammlung nichts mehr von dem Gegenstande gesprochen werde. Wer nach dieser Aufforderung nicht Folge leistet, wird noch einmahl an das Gesetz erinnert, und muß,

*) Nur ein eitles Geschöpf, nicht ein freyer Mann, könnte es für Beleidigung halten, wenn andere nicht seiner Meynung wären, und seinen Vorschlag nicht für so gut und nützlich hielten als er selbst. Der freye Mann wird andern keine Wohlthat — wäre es auch wirklich Wohlthat — aufdringen wollen. Das an sich noch so Gute ist deswegen noch nicht gut für mich.

muß, wenn diese Erinnerung fruchtlos bliebe, sich aus der Gesellschaft entfernen. In der letzten Versammlung vor einem Festtage bittet der Erste jeden, der nicht mit freundschaftlichem Herzen allen Mitgliedern der Gesellschaft die Hand reichen könne, daß er aus Achtung gegen die Gesellschaft, und um nicht die Freude anderer zu stöhren, an dem nächsten Freundschaftsmahle nicht Theil nehmen möge; es wäre denn, daß er die edle Absicht hätte, dort seinem Gegner den Becher der Freundschaft zu bringen. Uebrigens nimmt die Gesellschaft von Zwisten einzelner Mitglieder, die ausser der Versammlung vorfielen, keine Notiz, bis sie selbst die Gesellschaft zu Richtern auffordern.

17.

Der durch wiederhohlte Warnung nicht zu bessernde Sklave unsittlicher Leidenschaften begiebt sich von selbst des Rechts, Mitglied der Gesellschaft freyer Männer zu seyn.

18.

Aber gesegnet sey uns das Gedächtniß der Edlen spät noch nach ihrem Tode! Alljährlich heiligen wir ihrem Andenken eine feyerliche Abendstunde.

19.

(Vorschlag von St**, angenommen den 7. Sept. 17**.)

Wir wollen hoffen, daß wir so bald nicht in die traurige Nothwendigkeit gesetzt werden, dieses

zte Geſetz in Ausübung zu bringen. Aber ſeelenerhebend iſt mir der Gedanke, jährlich eine feyerliche Stunde mit meinen Freunden dem Andenken edler Menſchen, die im vergangenen Jahre ſtarben, zu heiligen. Aufmerkſam wird dann jeder die zerſtreuten Züge ſchöner Menſchheit ſammeln, und ſie oft finden, wo er ſie nie zu finden geglaubt hatte, oft am Grabeshügel des armen Tagelöhners reiche Erndte haben. Mit Wonnegefühl hören und erzählen wir von Edelthaten, die Menſchen, unſere Brüder, vollbrachten, und mit geſtärktem Glauben an Tugend ſchlagen wir Hand in Hand: Brüder wir wollen gut ſeyn!

C.

Einige in Vorſchlag gebrachte neue Geſetze, über welche die Geſellſchaft d. f. M. theils nach c, theils nach d, Geſ. 15. entſchieden hat.

1

Zu den im 12ten Geſetze vorgeſchriebenen Unterhaltungen kommen hinzu:

f) daß einige Mitglieder zuweilen, auf Antrag des Erſten, die in einem allgemein gelobten Buche aufgefundenen Fehler, oder aus einem allgemein getadelten Buche das aufgefundene Gute der Geſellſchaft mittheile;

g) daß es überhaupt dem Erſten vergönnt ſeyn ſoll, in jeder dritten Verſammlung neue, nicht

durch das Gesetz bestimmte Unterhaltungen anzuordnen.

2.

Würde es nicht viel zur Verschönerung unsers freundschaftlichen Mahles an unsern Festtägen beytragen, wenn jedes freyen Mannes Gattin, Schwester oder Freundin an diesem Mahle Theil nähme?

3.

Schade, daß das Gesetz edler Freundschaft, tadle deinen Freund um ihn zu bessern! nicht in unserm Gesetzbuche steht! Und — Sie verstatten mir, freymüthig meine Meinung zu sagen! — scheint es nicht ungereimt, daß wir den Freund, der gegen die so unstäten Regeln der Kunst fehlte, tadeln müssen, und nicht auch den, der gegen die ewigen heiligen Gesetze der Sittlichkeit sündigte? Noch haben wir keine Erfahrung gemacht, daß jener Tadel den Frieden der Gesellschaft gestöhrt hätte — weil jeder that was er gesetzmäßig thun mußte; warum sollten wir nicht hoffen, auch bey moralischem Tadel unsern Zweck zu erreichen, wenn es uns eben so durchs Gesetz zur Pflicht gemacht würde? Wer weiß nicht, daß die meisten Menschen lieber ihr Herz als ihren Kopf in Anspruch nehmen lassen, sich weniger beleidigt fühlen, wenn man ihnen sagt, daß sie nicht recht gehandelt hätten, als wenn man ihren Witz nicht für Witz gelten lassen, ihre Geisteskinder, wärm

ſie auch noch ſo verkrüppelt, nicht ſchön finden will?

Indeß würde ich doch ſelbſt aus Liebe zum Frieden rathen, die Regeln der Vorſicht und Klugheit bey dieſem moraliſchen Tadel zu beobachten, und bringe deshalb in Vorſchlag:

Wir wollen vierteljährig einmahl Sittengericht halten; einem freyen Manne den Auftrag ertheilen, durch eine zweckmäßige Rede die Gemüther vorzubereiten; dann Hand in Hand geloben, mit freundſchaftlichem Herzen Wahrheit zu ſagen und Wahrheit anzunehmen; hierauf einem nach dem andern offenherzig ſagen, was wir ihm zu ſagen wiſſen, und zum Schluſſe den Becher der Freundſchaft leeren.

Sollte etwa (was ich bey der gebrauchten Vorſicht nicht befürchte) laut geſagter Tadel dennoch manchem bedenklich ſcheinen: ſo gebe jeder nach gehaltener Rede ſeinen Tadel dem, an welchem er etwas tadelnswürdiges bemerkte, ſchriftlich, *) ſo iſt auch dieſe Bedenklichkeit gehoben.

*) Am beſten wäre es wohl, wenn jeder, ohne Ausnahme, auch dem, welchem er nichts zu ſagen hätte, ein verſchloſſenes Papier überreichte, und wenn dann die Papiere verbrannt und alte Nachreden unterſagt würden. (Beleidigen würde es ſonſt, wenn etwa nur einem oder zweyen mehrere ſolcher Gerichtspapiere überreicht würden.)

Nur gestehe ich, daß mir die erste Methode lieber wäre, weil sie dem Karakter freyer Männer angemessener ist.

4.

Jeder f. M. übergiebt der Gesellschaft ein vollständiges Verzeichniß seiner Bücher, um sie allen Mitgliedern auf Verlangen zu leihen. Wer aber ein Buch borgt, muß es in der Versammlung vorher anzeigen, und zugleich die Zeit genau bestimmen, wann er es wieder zurück geben werde. Der Sekretär merkt beydes an; und für jede verspätete Woche, nach dem gesetzten Termine, muß dann eine bestimmte Geldstrafe erlegt werden, bis das Buch wieder zurückgegeben, oder im Falle daß es verlohren gegangen, von dem, der es geborgt hatte, neu angeschaft ist.

5.

Es wäre zu wünschen, daß dem Ersten zur Aufrechthaltung guter Ordnung in der Versammlung der f. M. und zur freyerer Betriebsamkeit, wovon die Gesellschaft selbst Gewinn haben würde, mehrere Vorrechte eingeräumt würden. Z. B. daß er die Unterhaltungen nach Willkühr anordnete, und nur immer in der vorhergehenden Versammlung genau bestimmte, was in der nächstfolgenden abgehandelt werden sollte. Mißbrauch dieser durch Gesetze bestimmten Vorrechte würde schon deswegen nicht zu besorgen seyn, weil sie

durch

durch Gesetze bestimmt wären. Ueberdies aber würde an jedem Wahltage von dem Sekretär, nachdem der Erste Abtritt genommen, Umfrage gehalten: was jeder zum Lobe oder Tadel des zeitherigen Ersten in Rücksicht auf die Verwaltung seines Amtes zu sagen wisse? Ueber etwanigen Tadel würde ihm Verantwortung abgefordert, und dann von der Gesellschaft entschieden, ob er mit dem Urtheile:

a) daß die Gesellschaft mit der Verwaltung seines Amtes nicht ganz zufrieden, oder

b) zufrieden, oder

c) sehr zufrieden sey — zu entlassen wäre.

Bey ausserordentlichen Verdiensten, welche die Gesellschaft einstimmig anerkennte, könnte ihm noch eine besondere Ehrenbelohnung von der Gesellschaft ertheilt werden. *) K. Str.

*) Am wohlthätigsten könnte vielleicht eine nach obigem Plan eingerichtete Gesellschaft, mit wenigen Abänderungen, für Akademien werden, unter der Bedingung, daß jedem akademischen Lehrer der Zutritt in die Gesellschaft offen stünde; oder daß die edleren Jünglinge, welche für eine solche Gesellschaft Sinn hätten, selbst einen ihrer Lehrer zum Vorsteher ernennten, der zuweilen an ihren gesellschaftlichen Unterhaltungen Theil nähme. Schon in dieser Rücksicht schienen mir die Gesetze dieser Gesellschaft (nicht geheimen Ordensverbindung) der Bekanntmachung werth zu seyn. W.

II.

Luitberts Fragmente an sein Volk.

Rom war durch das teutsche Schwerdt geschlagen. Die Legionen flohen; Ruhe und Friede bekränzten die väterlichen Hütten; der Geist der Nazion erhob sich wieder aus der Bedrückung, und Gefühl teutscher Freyheit glänzte aus teutschen Augen wieder.

Luitbert war dem Schicksale seines Landes aufmerksam und thätig gefolgt. Ihm däuchten noch nicht alle Uebel mit der Flucht der Römer entwichen. Er wünschte auch sie zu verbannen; er sprach darüber zu seinen edlen Mitbürgern.

Die Geschichte hat uns nur kurze Bruchstücke seiner kurzen Reden aufbehalten. Damahls war Rede nur Mittel zum Zwecke; späterhin wurde sie selbst Endzweck; aber die Kunst betrog sich um ihre Wirkung.

Hier sind diese Bruchstücke.

I.

Ihr habt siegreich eure Wohnstätten wieder der häuslichen Ruhe geweyht, und den Frieden an euren Heerd zurückgeführt. Eure Wälder ertönen

tönen nicht mehr von feindlichem Waffengeräusch; in euren Thälern trotzt kein römischer Adler mehr; kein kühner Fremdling spottet mehr des edlen Teutschen, den ausländische Fesseln banden.

Aber habt ihr auch in eurer Brust Friede und Ruhe wieder einheimisch gemacht? Habt ihr mit dem Schwerdt das Ungestüm des Kriegers, den Zorn des Beleidigten, in der Waffenhalle niedergelegt? Habt ihr euch nun mit der Würde der glücklichen Freyheit, dem sanften Ernst des zufriedenen Bürgers gerüstet?

Der Römer focht mit vergifteten Dolchen. Seine Legionen schlugen die Feldschlacht; aber seine Verräther mordeten heimlich euer Glück. Er trennte eure Stärke durch Zweyspalt, und goß Mißtrauen und Partheygeist in euer trugloses Herz. Ehrsucht und Geldgeiz waren seine Unterhändler, und verkuppelten so manches Teutschen Seele und Thatkraft an seine Arglist. Er wühlte in eurem Innersten durch Trug und Verderbniß; das Uebel konnte unheilbar werden; ihr habt euch gerettet.

Aber habt ihr's wirklich ganz? Wollet ihr nicht selbst das vergiftete Werkzeug in eurem Innersten umdrehn? O zerstöhrt nicht eure schönste Besitzung, nicht Ruhe und Zutrauen, und wechselseitig ergebenen Bürgersinn.

Daß der Eurigen viele abtrünnig geworden, mehrere noch es geschienen; daß der Vater den

Sohn, der Brüder den Bruder, der Freund den Freund beweint, der, irre geführt durch eigne und fremde Täuschung, durch Leidenschaft und Durst nach ungewohnter Befriedigung, sich niederwarf am Altar der Sklaverey, und dem schimpflichen Götzen Weihrauch streute; das, Brüder und Landsleute, zerreißt auch mein fürs Vaterland schlagendes Herz. Daß Ungeheuer unter ihnen entstanden, die mit frecher Faust dies Vaterland — (es war auch das ihrige) frevelnd mißhandelten, ihre Brüder und Mitbürger in Ketten schmiedeten, ihren Wohlstand, ihr Glück, ihr Alles zertraten, und Missethat auf Missethat häuften — Brüder und Landsleute, das durchbohrt auch mein blutendes Gefühl.

Doch wollt ihr euch verbluten? Wollt ihr sorgfältig den Keim des Untergangs pflegen, den euch der fliehende Römer hinterließ? Ihr seyd ein Volk; verbannet alle Namen, die euch trennen, und die Fesseln wieder zubereiten, die ihr kaum abgeworfen habt. Verbannet den Geist des Zwistes, blutige Rachsucht, tückische Erbittrung; und wenn je von Opfern die Rede ist, so sey es euer Privatwunsch, euer Eigennutz, eure Leidenschaft, die ihr zum Opfer dem Vaterland bringt. Habt nur Sinn für dieses, nur für die allgemeine, die allein gute Sache. Rettet euer zerrüttetes Vaterland durch Eintracht, Gemeinsinn, Verzeihung. Versöhnlichkeit ist einer der ersten Züge im Karakter des

Edeln;

Edeln; der Starke genießt, wenn er dem Schwachen vom Falle aufhilft: nur der Schwache kann seines Bruders spotten, der fiel; nur er kann die göttliche Freude übersehen, die Tugend am Busen der Reue zu erziehn. Und ihr seyd ja ein edles, starkes Volk; ihr habt geduldet wie Männer, gestritten, wie Helden; nun siegt wie die Gottheit. Diese stürzt nur das Uebel, nicht den Uebelthäter; sie glättet die Fläche der getrübten Wasser, und öffnet neue Quellen selbst im Schooße des Verderbnisses.

Ich fühl' euren Händedruck — ich versteh' ihn. O Söhne meines Landes, ruht in glücklicher Eintracht in den Armen euerer Mutter!

2.

Ihr solltet dem römischen Namen fluchen? Flucht ihm nicht, Brüder! denn Menschen tragen diesen Namen. Wollt ihr verabscheuen, was die Natur euch so nah erschuf? Wollt ihr euer Gefühl entehren durch rachsüchtige Wuth, und durch Abwürdigung eurer Kraft zum Kinderspiele des Hasses?

Nazionen sind Familien, Zweige eines Stammes; Nazionen-Zwist ist die Sache des Schwerdts; aber die Grenze des Kriegs ist die Grenze der Feindschaft; Versöhnung der Nazionen ist ein Triumpf für die Würde des Menschen. Der Römer hat euer Vaterland räuberisch angegriffen; er hat Verwüstung

wüstung und Sklaverey um sich verbreitet, eure Hütten zerstöhrt, eure Heerden geraubt, eure Altäre gestürzt, und den freyen Teutschen ans Kapitol fesseln wollen. Er hat uns schändlich mißhandelt; entrüstet erhoben wir uns, und schmetterten den drohenden Koloß zu Boden. Das Vaterland ist frey; hier endigt der Unwille des Bürgers: das Gefühl des Menschen beginnt.

Das Vaterland ist frey! fröhlicher Gedanke! Wie uns dies glückliche Gefühl durchströhmt, jeden Puls hebt, jede Kraft der Seele erweitert! Unser Blick umfaßt zahllose frohe Schaaren, unser Herz glüht über dem Anblicke.

Und Teutsche! — in diesen Herzen sollten Abscheu und Haß leben? über die dankenden Lippen Flüche gehn? Wünsche des Elends, des jammernden Winselns, der zerstöhrenden Rache?

Nein! ihr seyd der Verbindung dieser Widersprüche unfähig. Ihr verachtet den Römer, wo er unedel handelt; ihr achtet ihn, wenn er der Tugend huldigt. — Ihr schwingt euer Schwerdt, wenn er zum zweytenmahle als Feind erscheint; aber nimmer haßt ihr in ihm den Menschen; ihr liebt diesen, bedauert den Schwachen, und seht edelstolz auf den Verbrecher herab.

3.

Die Römer sind geflohen; flieht den Argwohn, den sie euch ließen, er ist die Seuche des bürgerlichen

chen Glücks. Die Menschheit ist zu edel geschaffen, um seiner zu bedürfen. Der Biedermann trägt seine Sicherheit im Herzen. Er ruht auf Grundsätzen, wie der Forst auf dem Felsen. Er kennt sich und sein Vermögen, darum durchdringt sein Blick leicht einen andern, aber nie Furcht sein Herz. Wenn er Gefahr ahndet, so sucht er sie. Doch er ahndet sie nie vergeblich, und tilgt die gefundene. Aber nie lebt er, ohne zu forschen; nie jammert er auf dem Dornenlager der argwöhnischen Aengstlichkeit; weint nie Thränen der Schwäche, da ihm deren Quelle versiegt ist.

Freunde! Landsleute! edler Schlag von Menschen! seyd auch so! Entfremdet euch den Gedanken der Furcht, um nicht euren Geist zum Kundschafter der Schwachheit herabzuwürdigen. Seht festen Blicks, und richtigen Maaßes! Zittert nie, zu finden; aber glaubt nicht ohne Untersuchung. Schließt euch in euer Bewußtseyn ein, und trübt nicht die kurzen Augenblicke des Lebens durch lästige Bilder der Gefahr und des Schreckens.

Sie drängen sich um euch in der Umarmung der Freundschaft, im engen, unzugänglichen Zirkel von Vater und Sohn und Bruder. Sie vergiften den Genuß eurer Freiheit, eurer Verfassung, weil ihr stets für ihren Verlust zittert, den nur eure Einbildungskraft euch droht. Sie machen euch ungerecht und grausam, weil sie euch gewöhnen nach Ungewißheit zu entscheiden, und

eure

eure Furcht vor ſchon empfundenem Uebel zum Maaßſtab eures Urtheils zu erheben.

Hütet euch, Brüder, vor dem Ungeheuer, das langſam ſo eure Tugend benagt, eure Menſchenliebe ausſaugt, glühende Kohlen auf euer verwahrloſtes Haupt ſammelt, euren Wohlſtand verzehrt, Freyheit und Freyheitsſinn in Undinge verwandelt, und den Ausſpruch eures namenloſen Elends mit eurem eignen Blute ſchreibt!

U.

III.

Verſuch einer Ueberſetzung der Epiſtel des Grafen von Bernis.

An die Grazien.

Euch, die ihr jedes Alter ſchmücket,
Talenten neue Reize gebt,
Die ihr den Städter hoch beglücket,
Oft auch im ſtillen Dörfchen lebt;
Euch, die die Freude ſtets begleitet,
Mit euch beym Mahl, das ihr bereitet,
Gern in des Weiſen Hütte ſitzt,
Euch, Grazien, euch ſing' ich itzt.

Ihr

Ihr Flüchtigen! Euch pflegt der Haufen
Gemeiner Geister nachzulaufen.
Glaubt, euch zu fassen, und erreicht
Euch Holden nimmer. Einfach, leicht
Wie junge Schäferinnen, fliehet
Ihr dem hinweg, der euch zu ängstlich suchte.
Geschmack allein hemmt eure Flucht,
Und führt und fesselt euch. — O ziehet
In meine Hütte! Zwar ist sie nur klein;
Doch sollet ihr nicht fremd hier seyn.
Nur eures Bruders, Amors Bild
Seht ihr darin. In seinem Köcher glänzet
Ein einz'ger Pfeil: in seiner Hand hält er, und kränzet
Des Mädchens Bildniß, das so mild
Ihr selbst mit euren Reizen schmücket.
O ihr, der Liebe Schwestern, wendet
Zu mir itzt euren Flug, beglückt
Mein traulich Dach, kommt und vollendet
Hier, wechselnd bald, bald alle dreye,
Das Bild, das mit dem Pinsel der Natur
Ich zeichne, und, getreu der Spur,
Die ihr mir wieset, euch jetzt weihe.

Um unsre Wiege schon entsprießen
Die Blumen, die uns eure Hand —
Ein kurzes Leben zu versüßen —

Zu tausendfachen Kränzen wand.
Ihr, liebenswürdigen Göttinnen,
Ihr seyd des Kindes Lehrerinnen,
Das ihr auf eurem Schooß erzieht.
Sanft strahlet Ihr aus seinen Blicken;
Auf seiner offnen Stirne glüht
Die junge Freud', auf seiner Wange blühet
Ihm eure Unschuld, lächelt süß Entzücken.
Ihr mögt so gern an eurer Hand es führen,
Mit seinem Haare tändeln, um es mehr,
Fliegt es — der Winde Spiel — umher,
Durch liebliche Nachläßigkeit zu zieren.
Ihr mischt euch in der kleinen Spiele,
Und gebet selber der Unwissenheit
Der schönen Jahre — die so Viele
Zu spät erst schätzen! — Liebenswürdigkeit.
Und werden Liebe, Schönheit und Vergnügen —
Ach! diese Kinder unsrer Blüthenzeit! —
Uns je beherrschen, uns besiegen,
Wenn ihr nicht stets Gefährten ihnen seyd?
Die Liebe sieht durch ihre Binde
Die Fehler, die sie deckt, geschwinde,
Nichts bleibet ihr beständig schön.
Und wenn sie sich aus unserm Arme windet,
Um neuen Reizen nachzugehn:
Ist's eure Hand, die wieder sie entzündet.

Leicht

Leicht ſtumpfet ſich von dem Vergnügen
Bey dem Genuß der Stachel ab.
Schon mit der Jahre Lenz entfliegen
Die Freuden, die die Sinne ſchmeichelnd trügen;
Sie rechnen nicht, und finden bald ihr Grab.
Ihr, Wirthlichen, lehrt uns allein,
Haushälteriſch und weiſe ſeyn.
Den, der von eurem Bild' entglühet,
Hält der Geſchmack im raſchen Lauf
Der kurzen Jugendfreuden auf;
Ihr ſeyd's, die um ihn Roſenketten ziehet.
Was wäre Schönheit ſonder euch!
Ihr ſchafft das Lächeln ihrer Wangen,
Ihr haltet ihr das Herz gefangen,
Und mildert ihr zu ſtrenges Reich.
Ohn' euren Reiz, den man empfindet
Doch nie beſchreiben kann, würd' in zu kurzer Zeit,
Bey ihrer kalten Regelmäßigkeit,
Der Wunſch erlöſchen, welchen ſie entzündet.
Der Gott der Lieb' iſt nur ein Kind;
Voll Furcht wird er die Schönen fliehen,
Die ſtolz auf ihre Reize ſind,
Und Blumen, welche ſie umblühen,
Mit Füßen treten. Aber kehrt
Ihr, Holden, bey dem Mädchen ein: dann mehrt

Des Jünglings Muth sich. Sie, bey deren Reiz er zagte,
Die er kaum anzublicken wagte,
Macht ihr der Anbetung erst werth.
Und o! mit welchem schönen, süßen
Gefühle sehn wir liebenswürdig sie,
Die wir schon still bewundern müssen!
Nur eure himmlische Magie
Entflammt und hält uns fest zu ihren Füßen.

Selbst Juno fesselte den flüchtigen
Gemahl, den Streit und Eifersucht, im satten
Genuß der Schönheit, ihr entfremdet hatten,
Bloß durch den Gürtel sanfter Grazien.
Nur eure Reize leyhen allen,
Geberden Anmuth; Geist und Herz
Wird durch sie schöner, lächelnder der Scherz,
Ihr lehrt die Kunst, stets zu gefallen.
Die Nymfe, die vom bloßen Blicke
Erröthet, der ihr Herz entdeckt;
Die Najas, die im Schilfe halb versteckt,
Dem Lauscher zögernd nur die nackten Reize deckt;
Die Traubenleserin, die voller Tücke
Dem jungen Hirten lächelt, und ihn leicht,
Wenn sie ihm ihren Becher reicht,
Beredt, daß drinn des Lebens Weisheit fließt,
Und Frohsinn mehr als Wissen ist;

Die

Ich bewundre, ich muß sie preisen,
Daß sie treu sind wie die Weisen.
Wenn sie durch die Lüfte klingen,
Lassen sie das Herz erklingen,
Lassen sie das Herz erklingen.

Wenn sie durch die Lüfte klingen,
Lassen sie das Herz erklingen,
Lassen sie das Herz erklingen.

Ich bewundre, ich muß sie preisen,
Daß sie treu sind wie die Weisen.
Wenn sie durch die Lüfte klingen,
Lassen sie das Herz erklingen,
Lassen sie das Herz erklingen.

Wenn sie durch die Lüfte klingen,
Lassen sie das Herz erklingen,
Lassen sie das Herz erklingen.

Die Tugend ohne Sprödigkeit,
Der muntre Sinn ohn' Ausgelaſſenheit;
Des Herzens ſüßere Gefühle:
Die rührende Melankolie,
Ein Blick, ein Lächeln, eine Fantaſie;
Kurz, was gefällt, ohn' alle Kunſt und Müh,
Ohn' Uebermaaß und Zwang, was Herz und Sinnen
Uns gleich entführt, man weiß nicht, wie?
Das alles iſt das Werk der Charitinnen.

Ihr, denen die Natur ein Herz voll Liebe
In ihren Buſen gab, doch voller Geiz
Die Schönheit ihren äußern Reiz
Verſagt'; ihr Opfer eurer zartern Triebe!
Die Amor erſt verwundet, und dann flieht:
O höret auf, euch zu beklagen!
Ein Herz, von ſeinem Pfeil' entglüht,
Gern nehmen's Grazien in Schutz, und tragen
Ihm ihren Beyſtand an. Seyd ihrer werth,
Und opfert ihnen, feinre Seelen!
Man wird euch zu den Schönen zählen,
Wenn ihr zurück aus ihrem Tempel kehrt,
Und treuer werden euch, als ihnen
Die flücht'gen Liebesgötter dienen.
Sehr leicht gewöhnt man ſich an Häßlichkeit;
Sie lehret Geiſt oft liebgewinnen.

Ph. Quinault, 1686, 5 a. (Cadmus)
Ph. Destouches, 1713, 5 a. (Omphale)
Ph. Rameau, 1745, 5 a. (Zoroastre)
Ph. Rameau, 1760, 5 a. (Les Paladins)
Ph. Rameau, 1764, 5 a. (Les Boréades)
Ph. Rameau, 1765, 5 a. (Dardanus)
Ph. Rameau, 1773, 5 a. (Les Fêtes de Polymnie)
Ph. Rameau, 1774, 5 a. (Les Fêtes de Hébé)
Ph. Rameau, 1775, 5 a. (Les Fêtes de Thalie)
Ph. Rameau, 1776, 5 a. (Les Fêtes de Ramire)
Ph. Rameau, 1778, 5 a. (Les Fêtes de l'Hymen et de l'Amour)
Ph. Rameau, 1778, 5 a. (Les Fêtes de Polymnie)
Ph. Rameau, 1778, 5 a. (Les Fêtes de Hébé)
Ph. Rameau, 1778, 5 a. (Les Fêtes de Thalie)
Ph. Rameau, 1778

Da liegen sie im Abgrund grauer Zeit
Die dicken Bände von Geschichten, Politik,
Kommentatoren und Kritik,
Die, weil sie besseren Geschmack entweyht,
Sich nun in dunkle Nacht verliehren.
Mit wüthender grausamer Hand zerbricht
Der Tod Denkmäler, die an Wolken rühren.
Doch das Vergnügen stirbet nicht;
Es läßet in des Grabes Frieden.
Die Bücher alle, die ermüden:
Doch rettet es die Dichter gern,
Die, der Natur getreu, vom Schimmer fern,
Sich ganz den Huldgöttinnen weyhen,
Und ihre Rosen auch auf dürre Pfade streuen.

Nur sie, die Charitinnen, heben
Des Körpers Reiz, des Geistes Flug;
Talente sind nur Federn; nicht genug
Ist ihre Kraft: Sie müssen Glanz erst ihnen geben.
Das Sehrohr selbst Uraniens umziehn
Mit Blumen sie, die nie verblühn.
Hoch glänzt das schaffende Genie:
Doch Farben geben seinem Pinsel Sie.
Sie öfnen unsre vollen Herzen
Dem Zauber süßer Melodie;
Und giebt Melpomene uns Schmerzen

To all Who Come Hereafter
Let it be known that I, Ezra Pound,
have left the City of Dis
Where I have lived for the space of a year
And have come to the Gate of Purgatory
Where I am writing these words
Upon a tablet which I have found there.

Here, it is said,
Souls are cleansed
That they may be worthy to enter Paradise.
Here, it is said,
Souls are cleansed
That they may be worthy to enter Paradise.
Here, it is said,
Souls are cleansed
That they may be worthy to enter Paradise.
Here, it is said,
Souls are cleansed
That they may be worthy to enter Paradise.

IV.

Ueber die Vortheile des Systems der Galanterie und Erbfolge bey den Nayren. *)

— Genus huic materna superbum
Nobilitas dabat, incertum de patre ferebat.

Virgil XI, 341.

Aus einer Englischen Handschrift.

Als die Meynungen über die Rechte des Menschen die spekulativen Köpfe in Verwirrung setzten, mußte jeder, der frey von Vorurtheil war, mit Vergnügen auf die Stimme eines Frauenzimmers hö-

*) Die Nayren sind der Adel auf der malabarischen Küste, und nach ihrer Behauptung der älteste Adel in der ganzen Welt; denn schon die ältesten Schriftsteller von Indostan erwähnen der Freyheit der Nayr-Damen, mehrere Liebhaber zu haben. — In ihren Häusern, die alle einzeln stehen, sind eben so viel Thüren als die Dame Liebhaber hat. Wenn einer von den Liebhabern sie besucht, so geht er rund um das Haus herum, und schlägt, zum Zeichen seiner Ankunft, mit seinem Säbel auf seinen Schild. Hat die Dame noch keinen Gesellschafter bey sich, so läßt er einen Bedienten

hören, *) welches ganz allein auftrat, mit bescheidenem Muthe die Rechte ihres Geschlechts zu vertheidigen, und die unrühmliche Lage desselben mit aller der einnehmenden Beredsamkeit, deren die Wahrheit fähig ist, zu schildern. Während daß die Baronen zu Runnymeed **) mit ihrem Souverain wegen ihrer verletzten Vorrechte sich entzweyt hatten, nahmen der arbeitsame Landmann und der betriebsame Handwerker die Gelegenheit wahr, den Druck der Sklaverey zu endigen. Jetzt also, jetzt oder nie, ist es Zeit, daß die eine Hälfte des Menschengeschlechts die Ketten zerbreche, welche Gewohnheit oder Tyranney ihr geschmiedet haben, und

ten mit seinen Waffen in einer Art von Vorhofe zurück. An bestimmten Tagen des Jahrs erhält die Dame von allen ihren Liebhabern zugleich Besuch. Nur allein die Mutter hat die Sorge für ihre Kinder; sogar der Samorin und die übrigen Prinzen haben keine andere Erben als die Kinder ihrer Schwestern; und so sind sie, da sie keine Familie haben, immer bereit, einem Feinde entgegen zu gehen. Sind die Neffen in dem Alter, daß sie die Waffen führen können, so folgen sie ihrem Oheim. Der Nahme Vater ist einem Nayr-Kinde unbekannt; es spricht nur von den Liebhabern seiner Mutter, aber nie von seinem Vater.

*) Mistriß Wolstoncraft, Verfasserin des Buchs über die Rechte der Weiber. 1792.

**) Zu Runnymeed mußte der von den Baronen des Reichs überwundene König Johann im J. 1216 die *Magna Charta* unterzeichnen.

daß ſie die Rechte, worauf ſie, der Beſtimmung der Natur zu Folge, Anſpruch machen kann, gültig mache. Das männliche Geſchlecht verfährt nach eben dem Syſteme der Ungerechtigkeit, nach welchem die Großen in ihren Angelegenheiten handeln. Sehen dieſe nämlich, daß ihre Brüder weniger begütert ſind, daß ſie weniger Bildung des Geiſtes erhalten haben als ſie, und durch Armuth herabgeſetzt ſind: ſo verſchwören ſie ſich gegen ſie durch partheyiſche Geſetze und mancherley Mißbräuche, ihr ungünſtiges Schickſal noch elender zu machen. Eben ſo hat ſich das eine Geſchlecht gleichſam zuſammen verſchworen, das Unglück des andern, das wegen der Fortpflanzung den Unbequemlichkeiten und Schmerzen des Gebährens unterworfen iſt, zu vermehren, und nach einer abſcheulichen Politik dieſen nothwendigen Unterſchied zu einem untrüglichen Zeichen der Unterwürfigkeit zu machen.

Man beweiſe, wenn man das Gegentheil behaupten will, warum dieſe Unterwürfigkeit nothwendig ſey, und worinn ſie beſtehe? Ob ſie in Eigenſchaften des Körpers oder des Geiſtes ihren Grund habe? Ob ſie aus den unabänderlichen Rathſchlüſſen der Natur, oder aus der Erziehung, die vom Zufalle abhängt, entſpringe? So lange noch der Bruder und die Schweſter in der Kinderſtube zuſammen leben, ſo lange ſind ſie auch noch an Kenntniſſen einander gleich. Darf man aber erwarten, daß dieſe Gleichheit immer ſo bleiben werde, wenn

man

man bedenkt, wie verschieden sie nachher behandelt werden? Der Knabe, dessen Eltern von Stande sind, wird in eine öffentliche Schule geschickt; er hat Gelegenheit mit einer Menge Kinder von seinem Alter Bekanntschaft zu machen. Er wählt sich unter diesen seine Freunde aus, und rächt mit eigner Hand jede Beleidigung, die ihm zugefügt wird. Sein Körper wird durch männliche Uebung gestärkt, und er sucht bey jeder Gelegenheit Proben seines Muthes zu geben. Sein Wetteifer wird durch ausgesetzte Preise gereizt; man lehrt ihn, daß die Achtung, die er sich unter seinen Gespielen zu verschaffen wünscht, nur aus vorzüglicher Geschicklichkeit entspringen könne; und selbst die Autorität, welche die höhern Klassen über die niedern haben, und die unter den Schülern eingeführte Subordinazion ist ein großer Sporn zu seiner Vervollkommung. Man giebt ihm die ausgesuchtesten Werke des Alterthums in die Hände, und dadurch wird er in den Stand gesetzt, die ältern und neuern Sitten mit einander zu vergleichen. Man lehrt ihn mit der Vaterlandsliebe eines Brutus sich zu begeistern, und ein unbekanntes Publikum mit einer Rede von Cicero oder Demosthenes zu unterhalten. In den Ferien ist es ihm erlaubt, jeden Winkel der Stadt zu durchstreifen; alles zu sehen und zu hören, was zu sehen und zu hören ist; in jede öffentliche Versammlung zu gehen; aus dem Senat in eine Marionettenbude, aus dem Gerichtshofe

in

in einen Aukzionssaal. Er kann einem Wettrennen beywohnen, und hat auch zugleich Gelegenheit die menschliche Natur am Spieltische zu beobachten. Zu allem diesen kömmt nun noch der so wichtige Vortheil des Reisens. Er darf vor jedem gekrönten Haupt erscheinen, und er wird in die Geheimnisse einer jeden Regierungsform eingeweiht. Er macht einer Lieblings-Actrice am Putztische die Kour; er bildet sich durch die Unterhaltung und Gesellschaft mit Damen von Stande und Erziehung, und lernt alle Arten von Menschen an der table-d'hote kennen. Mit jedem Tage erweitern sich seine Kenntnisse, seine unrichtigen Begriffe verschwinden, und seine Vernunft wird durch die Beobachtung der Vorurtheile anderer immer mehr ausgebildet.

Wie sehr ist davon die Erziehung des andern Geschlechts verschieden! In England, wo es keine Klöster giebt, in welchen die weibliche Jugend in katholischen Ländern erzogen wird, bringt man das junge Frauenzimmer von Stande im frühsten Alter in eine Kostschule, wo sie mit eben der Wachsamkeit wie eine Sultanin im Seraglio des türkischen Kaisers verwahrt wird. Zwar wird ihr der Umgang mit andern Mädchen ihres Alters gestattet; aber immer unter der Aufsicht einer Gouvernante, die, vielleicht der Auswurf eines fremden Landes, sich glücklich fühlt, durch Tyranniſiren ihre Autorität über ihre weiblichen Zöglinge

zu

Gerlach, Adolf, 1871, 1872, 1873, 1874, 1875, 1876, 1877, 1878, 1879, 1880, 1881, 1882, 1883, 1884, 1885, 1886, 1887, 1888, 1889, 1890, 1891, 1892, 1893, 1894, 1895, 1896, 1897, 1898, 1899, 1900, 1901, 1902, 1903, 1904, 1905, 1906, 1907, 1908, 1909, 1910,

nur sehr wenig, und hat einen unbedeutenden Vortheil; denn sie muß in Gesellschaft ihrer Gespielinnen gehen, die so regelmäsig neben einander gepaart einhertreten, als wenn der Kasten Noahs das Ziel ihres Spatzierganges wäre.

Nun kömmt zwar endlich die frohe Stunde, da sie vom Schulzwange befreyt wird: allein die Freyheit, wornach sich jedes menschliche Wesen sehnen muß, flieht wie ein Schattenbild vor ihr; denn auch jezt ist sie nicht einmal so frey, als ein Knabe der das zehnte Jahr erreicht hat. Will sie eine Freundinn besuchen, oder etwas kaufen das sie gerade nöthig hat, so darf sie sich nicht umsehen ohne von einem Bedienten begleitet zu werden; und wie oft wird sie nicht aus Mangel an einer Begleiterin in ihrer Hoffnung getäuscht, an einer öffentlichen Lustbarkeit theil zu nehmen? Wird eine Maskerade angekündigt, so muß sie, wenn sie lange genug überlegt hat, welche Maske sich für sie am besten paßt, welches Kleid ihr am besten steht, alle Zwischenzeit dazu anwenden, ihren Putz in Ordnung zu bringen. Der junge Mann hingegen ist mit allen seinen Präparazionen in einer zehn Minuten langen Unterhaltung mit seinem Schneider fertig. Romane und Rittergeschichten sind die einzigen Bücher, die ihr zu ihrer Unterhaltuug empfohlen werden; denn an Belehrung wird nicht einmal gedacht. Dem Jünglinge hingegen ist immer jede Leihebibliothek

offen

Ehe, geheime, 48. Ehe, Verbot der, 48. Ehe, Verlöbniß zur, 48. Ehe, Wiederverheirathung nach Scheidung der, 48. Ehe, Zeugniß über Eingehung der, 48. Ehe, Zwang zur, 48. Ehebruch, 48. Ehebruch, Strafe des, 48. Ehebruch, Verjährung des, 48. Ehebruch, Verzeihung des, 48. Ehebruch, Zeugniß über, 48. Ehegatten, Verhältniß der, 48. Ehegatten, Vermögensverhältniß der, 48. Ehegatten, Verwandtschaft der, 48. Ehegatten, Zeugniß der, 48. Ehegelübde, 48. Ehegelübde, Bruch des, 48. Ehegelübde, Strafe des Bruches des, 48. Ehelichkeit, 48. Ehelichkeit, Anfechtung der, 48. Ehelichkeit, Beweis der, 48. Ehelichkeit, Vermuthung der, 48. Ehelichkeit, Zeugniß über, 48. Ehemann, Verhältniß des, 48. Ehemann, Vermögensverhältniß des, 48. Ehemann, Verwandtschaft des, 48. Ehemann, Zeugniß des, 48. Ehescheidung, 48. Ehescheidung, Gründe der, 48. Ehescheidung, Klage auf, 48. Ehescheidung, Urtheil auf, 48. Ehescheidung, Zeugniß über, 48. Ehre, Beleidigung der, 48. Ehre, Beleidigung der, Strafe der, 48. Ehre, Beleidigung der, Zeugniß über, 48. Ehre, Verletzung der, 48. Ehre, Verletzung der, Strafe der, 48. Ehre, Verletzung der, Zeugniß über, 48. Ehrenrechte, 48. Ehrenrechte, Aberkennung der, 48. Ehrenrechte, Aberkennung der, Strafe der, 48. Ehrenrechte, Aberkennung der, Zeugniß über, 48. Eid, 48. Eid, Ablehnung des, 48. Eid, Ablehnung des, Strafe der, 48. Eid, Ablehnung des, Zeugniß über, 48. Eid, Abnahme des, 48. Eid, Abnahme des, Strafe der, 48. Eid, Abnahme des, Zeugniß über, 48. Eid, Beschwörung des, 48. Eid, Beschwörung des, Strafe der, 48. Eid, Beschwörung des, Zeugniß über, 48. Eid, Leistung des, 48. Eid, Leistung des, Strafe der, 48. Eid, Leistung des, Zeugniß über, 48. Eid, Verweigerung des, 48. Eid, Verweigerung des, Strafe der, 48. Eid, Verweigerung des, Zeugniß über, 48. Eidesformel, 48. Eidesformel, Strafe der, 48. Eidesformel, Zeugniß über, 48. Eidesnorm, 48. Eidesnorm, Strafe der, 48. Eidesnorm, Zeugniß über, 48. Eigenthum, 48. Eigenthum, Strafe des, 48. Eigenthum, Zeugniß über, 48. Einbruch, 48. Einbruch, Strafe des, 48. Einbruch, Zeugniß über, 48. Einkommen, 48. Einkommen, Strafe des, 48. Einkommen, Zeugniß über, 48. Einkommensteuer, 48. Einkommensteuer, Strafe der, 48. Einkommensteuer, Zeugniß über, 48. Einkünfte, 48. Einkünfte, Strafe der, 48. Einkünfte, Zeugniß über, 48. Einnahme, 48. Einnahme, Strafe der, 48. Einnahme, Zeugniß über, 48. Einquartierung, 48. Einquartierung, Strafe der, 48. Einquartierung, Zeugniß über, 48. Einschleichen, 48. Einschleichen, Strafe des, 48. Einschleichen, Zeugniß über, 48. Einsperrung, 48. Einsperrung, Strafe der, 48. Einsperrung, Zeugniß über, 48. Einspruch, 48. Einspruch, Strafe des, 48. Einspruch, Zeugniß über, 48. Einstellung, 48. Einstellung, Strafe der, 48. Einstellung, Zeugniß über, 48. Einwilligung, 48. Einwilligung, Strafe der, 48. Einwilligung, Zeugniß über, 48. Einzelhaft, 48. Einzelhaft, Strafe der, 48. Einzelhaft, Zeugniß über, 48. Einziehung, 48. Einziehung, Strafe der, 48. Einziehung, Zeugniß über, 48. Eisenbahn, 48. Eisenbahn, Strafe der, 48. Eisenbahn, Zeugniß über, 48. Elbe, 48. Elbe, Strafe der, 48. Elbe, Zeugniß über, 48. Elbschiffahrt, 48. Elbschiffahrt, Strafe der, 48. Elbschiffahrt, Zeugniß über, 48. Elbzoll, 48. Elbzoll, Strafe des, 48. Elbzoll, Zeugniß über, 48. Elsaß, 48. Elsaß, Strafe des, 48. Elsaß, Zeugniß über, 48. Elsaß-Lothringen, 48. Elsaß-Lothringen, Strafe der, 48. Elsaß-Lothringen, Zeugniß über, 48. Elsaß-Lothringer, 48. Elsaß-Lothringer, Strafe des, 48. Elsaß-Lothringer, Zeugniß über, 48. Elsaß-Lothringisch, 48. Elsaß-Lothringisch, Strafe der, 48. Elsaß-Lothringisch, Zeugniß über, 48. Elsaß-Lothringisch, 48. Elsaß-Lothringisch, Strafe des, 48. Elsaß-Lothringisch

worfen ist. Machte man den Versuch, zwey Personen von beyden Geschlechtern, die auf dem Lande erzogen wären und niemals das Dorf verlassen hätten, mit einander zu vergleichen, so würde die Mannsperson in Eigenschaften des Geistes keinen Vorzug behaupten.

Ob das weibliche Geschlecht an körperlichen Kräften dem männlichen so nahe kommen kann, als an Geistesfähigkeiten, ist freylich noch zu bezweifeln. Allein vielleicht aus eben dem Grunde, warum der Tagelöhner eine stärkere Konstitution hat, als ein anderer, der wegen seines Vermögens nie Handarbeiten zu thun genöthiget wurde, warum der Kohlenschiffer robuster ist als ein Mann von Erziehung, und der Hirte des Dorfs abgehärteter als der Gutsherr, — besitzt das männliche Geschlecht mehr körperliche Stärke als das weibliche. In Ländern, wo die Weiber gewohnt sind auf dem Felde zu arbeiten, schwere Lasten zu tragen, viele Beschwerden auszustehen, und sich jeder Veränderung von Hitze und Kälte auszusetzen, sind sie von den Männern weder durch einen schwachen Körperbau, noch durch zärtliche Weichlichkeit unterschieden. Bey einer unsrer letzten Zurüstungen zum Kriege, als der Schrecken des Preßgangs die Steinkohlenschiffer zu Hause hielt, wurden ihre Barken in einigen Kohlengegenden von ihren Weibern gefahren; und es ist nichts Ungewöhnliches auf der Themse,

Weiber

Weiber von jedem Alter mit Stangen und Rudern Schiffe regieren zu sehn, selbst an Orten wo der Strom am reissendsten ist. Welcher Reisende wird nicht durch das männliche Ansehn einer Poissarde zu Kalais überrascht? Und ein Fischweib im Billinsgate würde einen ganzen Haufen von St. James Stutzern in die Flucht jagen.

Kann aber wohl Jemand an der Gleichheit der Geschlechter zweifeln, da wir täglich so viele Beyspiele von weiblicher Geschicklichkeit vor uns sehen? Es haben sich Frauenzimmer durch Anstrengung ihrer Geisteskräfte in der gelehrten Welt zu einer solchen Höhe emporgeschwungen, daß viele Männer stolz seyn würden, mit ihnen an Talenten wetteifern zu können. Frankreich hat Weiber hervorgebracht, deren Nahme allenthalben verehrt wird, wo man ihre fast allgemein studierte Sprache versteht. Auch Teutschland hat Schriftsteller unter dem Geschlechte, das man das schöne und mit Unrecht das schwache nennt, die sich in jedem Zweige der Gelehrsamkeit ausgezeichnet haben; und ein Verzeichniß von englischen Schriftstellerinnen würde für diese Abhandlung zu weitläuftig werden. Der gröβte Theil der Produkte der vielen Schriftstellerinnen besteht zwar in Romanen und Rittergeschichten: allein dies hat seinen Grund in einer fehlerhaften Erziehung und nicht in dem Mangel an Talenten. Wenn sich das Studium eines Frauenzimmers nicht weiter

als auf Romane und Rittergeschichten erstreckt: so darf man auch nicht erwarten, daß ihre Feder etwas wichtigers hervorbringen werde als ein Gedicht oder eine Erzählung; und auch die Ausarbeitung solcher Sachen erfordert eben so viel Genie und Geschmack, wenn gleich nicht so viel Tiefsinn, als Werke ernsthafterer Art; und an Genie und Geschmack fehlt es dem weiblichen Geschlechte selten. Fragt man den Politiker, welches europäische Reich mit der größten Kraft und Energie regiert wird, so wird er sagen: Rußland. Ein Geist von gigantischer Stärke war es, der eine Frau auf einen Thron setzte, welchen nur die größte Unerschrockenheit wagen durfte zu besteigen. Eben dieser große Geist setzt sie in den Stand, sich die Zuneigung einer Nazion zu verschaffen, deren Sprache ihr schon so viel Hindernisse in den Weg legte, daß nichts als die entschlossenste Standhaftigkeit sie zu überwinden hoffen durfte; und der es ihr sagte, wann sie die rohen und verschieden denkenden Stämme eines Viertheils der Welt mit der eisernen Hand des Despotismus bändigen, oder durch eine milde sanfte Behandlung zur Folgsamkeit bringen sollte. Und wer daran zweifelt, was weibliche Fähigkeiten vermögen, der weise unter dem männlichen Geschlechte einen vollkommnern Karakter auf, als die Ritterin von Eon. Diese Frau erwarb sich in einer der schwierigsten öffentlichen Stellen, in dem Posten eines Gesandten, die Zufriedenheit ihres Fürsten und den Beyfall

fall ihres Vaterlandes. Sie ertrug alle Beschwerden, die mit einer militärischen Stelle verbunden sind, und gab bey mehrern Gelegenheiten Beweise ihres Muthes und ihrer Seelengröße. Sie führte mit gleichem Glücke die Feder und den Degen, und noch in ihren höheren Jahren setzt sie ein Publikum, das sie bewundert, in Erstaunen, und übertrifft in der Fechtkunst die geübtesten Meister.

Man könnte vielleicht diese Beyspiele für bloße Fänomene und Ausnahmen von einer allgemeinen Regel halten; und man würde Recht haben, wenn ein filosofischer Beobachter eine Menge Mädchen gesammelt, und aus diesen eines, das sich durch viel versprechende Talente auszeichnete, ausgewählt, und, um die Größe weiblicher Fähigkeiten beurtheilen zu können, demselben eine besondere Erziehung gegeben hätte. Da aber, wie bekannt, ein besondres Familienverhältniß die Ursach der männlichen Erziehung des Fräulein von Eon ist: so kann man mit Recht annehmen, daß andre Frauenzimmer, die eine ähnliche Erziehung genossen hätten, zu derselben Höhe von Vollkommenheiten gelangen würden.

Das abgeschmackte Wesen, was man oft an Mannspersonen bemerkt, hat hauptsächlich in der schlechten Erziehung des weiblichen Geschlechts seinen Grund. Der Gelehrte findet Vergnügen in der Gesellschaft des Gelehrten, und der Ungelehrte sucht den Umgang des Layen. Ein Frauenzim-

mer, deſſen ganze Aufmerkſamkeit bloß auf Putz und Zerſtreuung gerichtet iſt, kann natürlich an keiner ernſthaften Unterhaltung Geſchmack finden; und ein junger Mann, in deſſen Alter der Wunſch dem andern Geſchlechte zu gefallen am ſtärkſten iſt, muß, um den Beyfall deſſelben zu erlangen, ein Geck werden. Daher werden die koſtbarſten Jahre des Lebens oft mit bloßen Tändeleyen hingebracht. Genöſſe hingegen das Frauenzimmer eine zweckmäßige Erziehung, ſo würde der Stutzer mit Verachtung überſehn werden, und der Mann von Verſtand den Vorzug erhalten, den er verdient.

Da nun unſtreitig das weibliche Geſchlecht dem männlichen gleich iſt, ſo iſt kein Grund mehr da, warum das Weib dem Manne, als warum der Mann dem Weibe gehorchen ſoll. In den erſten Zeiten der Welt wurde zwar, zufolge der moſaiſchen Tradizion, das Weib bloß als die Magd ihres Herren und Gebieters betrachtet: aber dies ſchrieb ein Mann; wäre es von einem Weibe geſchrieben worden, ſo würden wir auch eine andere Erzählung erhalten haben. Und darf man ſich noch wundern, daß ſolche Meinungen bey den Patriarchen Eingang erhielten, und an den Höfen der Könige David und Salomon, wovon der Letztere in ſeinem Seraglio zu ſeinem eignen Gebrauche und Vergnügen ſieben hundert Weiber und dreyhundert Kebsweiber hatte, mit Beyfall aufgenommen wurden?

Ist ein Lichtstrahl, dessen Richtung und Lage durch die Gleichungen (1) und (2) gegeben ist, durch eine Reihe von Brechungen und Reflexionen hindurchgegangen, so ist seine Richtung und Lage nach dem letzten Medium durch Gleichungen von derselben Form wie (1) und (2) gegeben, nur sind die Konstanten α und β andere. Wir können also sagen: Jeder Lichtstrahl, der durch das Instrument hindurchgeht, ist durch zwei Gleichungen von der Form

$$x = \alpha z + \gamma, \quad y = \beta z + \delta$$

bestimmt, wo α, β, γ, δ Konstanten sind, die sich mit jedem Strahl ändern. Diese Konstanten sind also Parameter, durch welche die Gesamtheit der Strahlen, die durch das Instrument hindurchgehen, charakterisiert ist.

Wir wollen nun annehmen, wir hätten ein Instrument, das uns gestattet, diese Parameter zu messen, und wollen untersuchen, wie wir dann das Instrument benutzen können, um die Eigenschaften eines Systems zu bestimmen, das wir in dasselbe hineinbringen. Wir wollen dabei annehmen, daß das System, das wir untersuchen wollen, ein Medium ist, das von zwei Flächen begrenzt ist, die Rotationsflächen sind um eine Achse, die wir als z-Achse wählen wollen. Wir wollen ferner annehmen, daß das Medium, das sich zwischen diesen beiden Flächen befindet, homogen ist, und daß außerhalb des Mediums Luft ist.

eine lange Reise zu unternehmen, und seine Gattin vielleicht in der Blüthe der Jugend zurückzulassen, da ihre Leidenschaften noch am heftigsten sind, und sie gleichsam verwittwet, ohne ihre Lage verändern zu dürfen, ihre Nächte einsam hinbringen muß. Darf man erwarten, daß sie die Rolle der Penelope spielen wird, unterdeß ihr Ulysses seine Schätze an eine orientalische Tänzerin verschwendet, oder den Becher der Circe aus der Hand einer Mulatten-Schönheit empfängt? Ein heutiger Ehemann würde sehr überrascht werden, wenn er bey seiner Rückkehr von einem Morgenspaziergange hörte, daß seine Gattin eine Reise nach Bath unternommen hätte, um an einem Balle Theil zu nehmen: ungeachtet er ganz und gar kein Bedenken tragen würde, ohne ihr das mindeste zu sagen, sie zu verlassen, und einem Pferderennen zu Newmarket beyzuwohnen.

Man möchte vielleicht den Einwurf machen: daß kein Staatskörper, keine gelehrte Gesellschaft oder irgend eine andere Versammlung ohne einen Präsidenten gehörig bestehen, und daß die Ehe nicht fortdauern könnte, wenn nicht einer von den Eheleuten mit der obern Autorität bekleidet wäre. Ist dies wirklich so, so ist die Ehe überhaupt ein ungerechtes Institut, und durch die Aufhebung dieser unpolitischen und drückenden Einrichtung würde die Sklaverey des einen Geschlechts aufgehoben werden, ja sie würde die Freyheit und

gathered from the Bible, Josephus, the Talmud, and other sources, and to present a picture of the Jewish life of the time.

The Jewish people, as a whole, have been treated with scant justice by the historians of the world. Their history has been written by their enemies, and the Jew has been represented as a monster of cruelty, avarice, and deceit. Even the Jewish writers have been influenced by the spirit of the times, and have failed to do justice to the noble qualities of their race. The Jew has been the victim of persecution for centuries, and his character has been distorted by the hatred of his oppressors. It is time that the truth should be told, and that the Jew should be judged by his own standard, and not by that of his enemies.

The Jewish people have been the victim of persecution for centuries, and their character has been distorted by the hatred of their oppressors. It is time that the truth should be told, and that the Jew should be judged by his own standard, and not by that of his enemies.

ner Quelle von Verdruß für die dabey intereſſirten Theile werden, ſondern der Staat wird auch dadurch zweyer Mitglieder beraubt, weil ſie nun keine neue Verbindung wieder eingehn dürfen, von der man ſich einen beſſern Erfolg verſprechen kann. Dieſe Behauptung wird durch die Bemerkung noch mehr beſtätigt, daß, wenn die erſten Jahre des Zuſammenwohnens von keinem Erfolge begleitet ſind, wenig Wahrſcheinlichkeit da iſt, daß aus dieſer Ehe überhaupt Kinder erfolgen werden. Es giebt mancherley Urſachen, weswegen eine Eheſcheidung verlangt werden kann, welche die Menſchlichkeit mit Freuden bewilligen muß, und die Politik nicht verweigern kann.

Unter allen großen Städten von Europa iſt Berlin die einzige, wo die jährliche Bevölkerung zunimmt, und hier wird die Ehe bloß für einen einfachen Kontrakt gehalten, der nach Gefallen der Kontrahenten aufgehoben oder erneuert werden kann. Weil die Liebe ſie bewogen hat, ſich dieſer Zeremonie zu unterwerfen, ſo laſſen ſich, wenn die Urſache derſelben aufhört, weiter keine heilſame Folgen davon erwarten; die Abſicht der Ehe wird eben ſo vereitelt, als dies durch den Tod des einen oder andern Theils geſchehen würde, und beyde ſollten als verwittwet betrachtet werden, und völlige Freyheit haben, wieder neue Verbindungen einzugehn. In dem ganzen Proteſtantiſchen Theile von Teutſchland

land wird ohne viele Schwierigkeit die Eheſcheidung bewilligt, wenn eine der Partheyen des Ehebruchs oder einer Ausſchweifung, die dem Vermögenszuſtande der andern Parthey nachtheilig iſt, überführt werden kann. Auch wird ſie ſelten einem Paare verſagt, das gegenſeitig ſeine Einwilligung zur Trennung giebt. Wie lächerlich iſt doch die Freyheit, womit der Britte prahlt, in Vergleich mit dieſem unſchätzbaren Rechte, welches die Teutſchen, die er, durch Vorurtheil und Stolz verleitet, für Sklaven hält, genießen! Würde wohl ein vernünftiger Preuße, wiewohl er in keinem Parlamente repräſentiert wird, und wenn man ihm anklagt, nicht auf die Entſcheidung einer Jury dringen kann, ſeine Lage mit der Lage eines Engländers vertauſchen; und für die Freyheit — ungeſtraft einen lächerlichen Kupferſtich oder eine Satyre gegen die vornehmſten Perſonen im Lande auszubreiten, oder das brittiſche Lieblings-Nazional-Vergnügen zu genießen, das Strohbild eines beym Volke verhaßten Miniſters zu verbrennen — das Recht aufgeben, die Gefährtin ſeines Lebens zu wählen und zu verändern?

Das verehlichte Paar hat ſich zwar auf beyden Seiten eine ewige Beſtändigkeit gelobt: aber iſt der Menſch, auf den man ſich in den unwichtigſten Angelegenheiten nicht verlaſſen kann, der alles was er verlangt hat, ſobald als ers beſitzt, wieder verwirft, und der nach jedem Genuſſe,

den er noch nicht gehabt hat, seufzt; der seine Leidenschaften und Meynungen eben so oft verändert, als der Schneider die Form seiner Kleider, ist er fähig etwas beständiges zu versprechen? Soll der, dessen Vernunft durch Gewohnheit erstickt oder durch Vorurtheil irre geführt ist; dessen Karakter so veränderlich ist wie die Atmosfäre die er athmet; der in der Kraft der Gesundheit ganz anders denkt, als in der Stunde der Krankheit, und dessen Kameleons-Laune heute diese, morgen wieder eine andere Farbe annimmt — sollte der die Farbe der Untrüglichkeit annehmen, und gleich dem Donnerer der Alten mit einem unwiderruflichen Winke seine stolzen Beschlüsse bestätigen? Erfahrung ist das Vorrecht des Alters; und kann man nicht hoffen, mit jedem hinzukommenden Tage weiser zu werden? Welches vernünftige Wesen würde uns diesen Vorzug verweigern, und unsinnig seine Augen gegen die Strahlen der Ueberzeugung verschließen? So weise auch Jemand seyn mag, so kann doch jeder Zuwachs seines Verstandes seine Handlungen in ein solches neues Licht setzen, daß er vielleicht nicht länger mit ihrer Ausführung zufrieden ist. Es sollte sich daher Niemand einer ewigen Verpflichtung unterwerfen.

So lange sich noch zwey Liebende um einander bewerben, so lange sucht jedes von ihnen in den Augen des andern liebenswürdig zu scheinen, und es muß für beyde Theile schwer seyn, gegenseis-

seitig den wahren Karakter des andern kennen zu lernen. Kein viehischer Wollüstling oder roher Landjunker wird in Gegenwart seiner Schönen eine Straßennymfe oder die Schnelligkeit eines Wettrenners ausserordentlich loben; kein Spieler wird die Fläche des Spieltisches oder die burschikosen Termen eines Renomisten in seine verliebten Unterhaltungen mischen; und eben so wenig wird sich die Schöne mit einem Liebhaber, der ein eingezogenes und häusliches Leben wünscht, sich von einem brokatnen Rocke unterhalten, oder ihren Hang zu den ausschweifenden Vergnügungen des Stadtlebens merken lassen.

Kaum aber ist der unglückliche Knoten geknüpft, so zerstreut die Sonne der Vernunft die Dünste der Leidenschaft, und zeigt die Scenen, welche die schönen Erdichtungen einer schöpferischen Einbildungskraft unrichtig dargestellt hatten, in ihren wahren Farben. Ist die Stunde vorüber, wo die beyden Liebenden sich nun nicht mehr trennen können: so werden sie vor dem Abgrunde schaudern, worein sie gefallen sind; aber keine Fruchtbarkeit ihres Genies wird im Stande seyn, sie aus dem dädalischen Labyrinthe heraus zu führen. Zu spät werden sie dann von der Unmöglichkeit ihres Gelübdes überzeugt werden. Läßt sich erwarten, daß eine Liebe von Dauer seyn werde, wenn die Gegenstände derselben der Achtung unwürdig sind? Kann ein tugendhafter

Mann

Mann eine unmoraliſche Frau verehren? Oder kann man von einer vernünftigen Frau verlangen, einem Manne, der an Geiſtes-Fähigkeiten weit unter ihr ſteht, zu gehorchen? Glücklich iſt das Herz, das, aus Mangel an Gefühl, ruhig die Unvollkommenheiten eines geliebten Gegenſtandes ertragen kann, wenn die Hand der Zeit die Maſke der Täuſchung weggenommen hat! Denn vielleicht bald wird ſich das gefühlvollſte Weib die viehiſchen Liebkoſungen eines taumelnden Trunkenbolds gefallen laſſen müſſen, und nur das Klopfen an der Hausthür dem Ehemanne die Rückkehr ſeiner theuren Ehehälfte verkündigen. Ein jedes, der Geſellſchaft des andern müde, führt nun ſeine eigne Oekonomie ein; die Jagdbeluſtigungen rufen den Mann aufs Land, und der Aufenthalt in der Stadt verſpricht ſeiner Gattin jede Zerſtreuung, die ſie nur erwarten kann. Der Mann, des Jochs müde, wovon er ſich nicht losmachen kann, und verhindert, eine andere ehrenvolle Verbindung einzugehen, ſucht ſeinen Kummer in den Armen einer niedrigen und ſchlechtdenkenden Weibsperſon zu vergeſſen; und ſeine Gattin trägt kein Bedenken, ſeine Vernachläſſigung zu erwiedern, und ihr einladendes Auge auf irgend einen neuen Liebling zu werfen. Auf dieſe Art werden die Kinder eines Fremden die Erben von ſeinem Vermögen, unterdeß ſeine eignen Kinder das Brod des Elends eſſen, und vielleicht ein ruchloſes Leben durch einen ſchandevollen Tod endigen müſſen.

Wie

Nach Abschluß seiner Studien in Erlangen und Berlin übernahm Nagel 1894 die Leitung der Abteilung für Physiologie am Physikalischen Institut der Universität Berlin. Hier begann er seine Untersuchungen über die Physiologie des Geruchsinnes, die ihn bis an sein Lebensende beschäftigten. Er stellte fest, daß die Geruchsempfindungen durch Reizung der Riechschleimhaut entstehen, daß sie aber nicht durch Reizung der Nervenendigungen des Trigeminus hervorgerufen werden können. Er fand, daß die Geruchsempfindungen

den Mangel einer ganz unbedeutenden Eigenschaft zu ersetzen. Ein schön getanztes Menuet eines zum erstenmale gesehenen Herrchens kann den Busen einer Gattinn in Flammen setzen; und die melodische Stimme einer ausländischen Schönen ist im Stande, die Burg der Treue des Ehemannes zu bestürmen. Geben dann beyde der Stärke ihrer Neigungen nach: so sind ihre Gelübde nur eine Quelle unnöthigen Kummers: oder wollen sie standhaft ihre Pflichten beobachten, so werden sie sich beyde mit der unnatürlichen Erwartung des Todes des andern nähren müssen, und der erste und wichtigste Endzweck ihrer Verbindung, wird durch ihren Entschluß leiden.

Auch dann, wenn die häuslichen Verhältnisse das dauerhafteste Glück versprechen, und der Gegenstand der Versuchung sich durch keinen besondern Vorzug empfiehlt, wird doch der gesättigte Sterbliche seiner Seligkeit müde werden, und in dem wahren Geiste des Don Quichotismus jeder Dulzinea die der Zufall seinem Blicke darbietet, göttliche Ehre erweisen; und wäre sie auch von einer Einöde umgeben, so würde er doch über die Schranken eines Paradieses hinwegspringen. Man könnte hier einwerfen, es sey die Pflicht des Gesetzgebers, die unordentlichen Begierden des Menschen im Zaume zu halten, und ihnen nicht zu schmeicheln. Zuvor aber überlege man, ob diese Liebe zum Wechsel schädlich ist oder nicht. Man

hat

hat eben so wenig Grund einen Mann zu zwingen, ein Frauenzimmer morgen noch zu lieben weil er sie heute liebt, als von ihm zu verlangen, auf dem nächsten Balle mit einer Dame zu tanzen, mit der er zufällig auf dem letztern getanzt hatte.

Noch ein anderer Beweis, der das Unpolitische der Ehe in Ansehung der Bevölkerung zeigen kann. Offenbar ist es weit leichter, daß ein Frauenzimmer einen Liebhaber, und ein Mann eine Freundinn bekomme, als es für beyde seyn würde, einen Gefährten auf Lebenszeit zu finden. Wie viele arme Mädchen sind nicht wegen der gegenwärtigen Ordnung der Dinge zu einer ewigen Jungfrauschaft verurtheilt, und müssen endlich die Welt verlassen, ohne die Anzahl ihrer Bewohner vermehrt zu haben! Manche Schöne kann schon dreyßig Winter zählen, ehe sie das Glück hat einen Jüngling zu bezaubern. Wäre hingegen ein freyer Umgang beyder Geschlechter erlaubt: so könnte sie vielleicht schon vor diesem Alter Mutter einer zahlreichen Familie seyn. Wenn die Verbindung zwischen den Geschlechtern nach dem Willen der Natur geordnet, und nicht durch menschliche Grundsätze eingeschränkt würde: so müßte ein Frauenzimmer eine wahre Mißgeburt von Häßlichkeit seyn, das nicht irgend eine ledige Mannsperson zu einer Verbindung auf eine Zeitlang bewegen könnte. Sieht man nicht *) tägs

*) In London nehmlich, wohin man sich im Lesen dieses sinnreichen Aufsatzes immer denken muß. M.

täglich Frauenzimmer von den leichtsinnigsten Sitten, ungeachtet sie nicht die mindesten Geistesvorzüge besitzen, und zuweilen selbst nicht einmal persönliche Empfehlung haben, von Schaaren des andern Geschlechts, selbst von Leuten von Geschmack und von Stande umgeben? Warum trifft man hingegen so oft unter der Klasse von Frauenzimmern, die man alte Jungfern nennt, Personen, die alle persönlichen Reize besaßen, die sich durch jede nützliche und interessante Vollkommenheit, durch Sanftheit des Karakters und Güte des Herzens auszeichneten? Was ist die Ursache dieses unnatürlichen Vorzugs? Man würde sich wundern, wenn ein Jüngling, der zu tanzen wünschte, eine Mittänzerinn aus der Küche hohlen wollte, wenn er eine aus dem Assembleesaale haben könnte. Müßte aber ein Jüngling am Ende seiner akademischen Laufbahn sich ein Frauenzimmer wählen, die sein ganzes Leben durch seine Mittänzerin seyn sollte: so würde der Tanz nicht länger eine Modezerstreuung bleiben; Spaa und Pyrmont würden öde werden; der junge Landedelmann würde die Kuhmagd zur Kirmeß des benachbarten Dorfes begleiten, während seine Schwester in der hochadlichen Gesellschaft, einsam wie die Geduld auf einem Monumente, warten müßte, bis die gnädige Mama ihre Whistpartie geendigt hätte. Wie, ruft der furchtsame Denker aus, ist es möglich, daß Jemand wünschen kann, aus allen nähern Wohnungen H** Häusern, aus nähern Mütter-

kup-

Kupplerinnen und aus euren Töchtern H** zu machen? Bewohner des Himmels! So iſts nicht gemeynt. Unter einer Nazion, wo es keine Patrizier giebt, iſt auch der ſchimpfliche Name Plebejer unbekannt und jedes Individuum heißt Bürger. Eben ſo würden in einer Societät, wo es keine Ehefrauen giebt, auch keine H** ſeyn; wo kein Kind geſetzmäßig gebohren werden kann, würde auch keins ein Baſtardt genannt werden, ſondern alle würden Kinder der Natur und der Liebe heißen.

Hier könnte indeß noch mit Recht die Frage aufgeworfen werden: wenn man den Weibern eine vollkommne Freyheit zugeſtände, würde ſich dann nicht jeder Mann darüber beklagen, ein Kind ernähren zu müſſen, deſſen Urheber er zu ſeyn nur eine bloße Möglichkeit für ſich hätte? Allein ſobald die Wörter Ehemann und Ehefrau als aus dem Gebrauch gekommene Wörter nur noch in den Wörterbüchern vorkommen: ſo kann auch das Wort Vater aus den Geſetzbüchern ausgeſtrichen werden.

Man laſſe die Kinder der Mutter gehören und nur von ihrem Vermögen Erben ſeyn; man laſſe jedes Frauenzimmer ohne alle Aufſicht eines Mannes leben, und ohne allen Zwang die Freyheit genieſſen, welche die Männer bis jetzt genoſſen haben; man laſſe ſie Beſuch von ſo vielen Freun-

den annehmen, als sie nur haben will, und von welchem Stande sie seyn mögen. Nach ihrem Tode theile man ihr Vermögen unter ihre Kinder. Das Vermögen, das den Töchtern zufällt, komme auf dieselbe Art wieder auf dieser ihre Nachkommen; und die Erbschaft der Söhne gehöre nach ihrem Tode ihren Schwestern und ihren Schwesterkindern.

Die Kinder können bey ihrer Mutter bleiben, die für ihre Erziehung sorgen müßte. Wären die Töchter zu dem Alter gekommen, in welchem sie mit der Liebe bekannt zu werden anfangen: so müßten sie ihrer Neigung eben so ohne allen Zwang nachhängen dürfen wie ihre Brüder, die sich bey den Töchtern andrer Familien einquartiren dürfen. Dann würde die Liebe nicht länger das zitternde Gespenst seyn, das das Licht des Himmels scheut, in engen Wasser umherschleicht, und die verborgnen Winkel mit höllischen Orgien anfüllt; nein, sie würde wieder jenes reine und edle Feuer werden, welches den vorzüglichsten Reiz des noch unentweyhten Paradieses ausmachte.

Wie fruchtbar ist dieser Plan für die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechtes! In den Becher der Liebe, der bestimmt war den Balsam des Lebens zu enthalten, goß die geschäftige Betriebsamkeit des zu seinem Schaden erfinderischen Menschen ein giftiges Gemisch, das den Genuß unsers Daseyns trübte. Um die Rose, welche

ما لا يجوز

ما لا يجوز (١) الصلاة في الأرض المغصوبة، (٢) والصلاة في الثوب المغصوب، (٣) والصلاة في الثوب الحرير للرجال، (٤) والصلاة في الثوب الذي فيه تصاوير، (٥) والصلاة في الثوب الذي فيه صليب، (٦) والصلاة في الثوب الذي فيه نجاسة، (٧) والصلاة في الثوب الذي فيه دم، (٨) والصلاة في الثوب الذي فيه بول، (٩) والصلاة في الثوب الذي فيه خمر، (١٠) والصلاة في الثوب الذي فيه ميتة، (١١) والصلاة في الثوب الذي فيه لحم الخنزير، (١٢) والصلاة في الثوب الذي فيه لحم الكلب، (١٣) والصلاة في الثوب الذي فيه لحم الحمار، (١٤) والصلاة في الثوب الذي فيه لحم البغل، (١٥) والصلاة في الثوب الذي فيه لحم الفرس، (١٦) والصلاة في الثوب الذي فيه لحم الهر، (١٧) والصلاة في الثوب الذي فيه لحم الفأر، (١٨) والصلاة في الثوب الذي فيه لحم الحية، (١٩) والصلاة في الثوب الذي فيه لحم العقرب، (٢٠) والصلاة في الثوب الذي فيه لحم الوزغ، (٢١) والصلاة في الثوب الذي فيه لحم الضب، (٢٢) والصلاة في الثوب الذي فيه لحم القنفذ، (٢٣) والصلاة في الثوب الذي فيه لحم الدب، (٢٤) والصلاة في الثوب الذي فيه لحم الأسد، (٢٥) والصلاة في الثوب الذي فيه لحم الذئب، (٢٦) والصلاة في الثوب الذي فيه لحم الثعلب، (٢٧) والصلاة في الثوب الذي فيه لحم الأرنب، (٢٨) والصلاة في الثوب الذي فيه لحم الضبع، (٢٩) والصلاة في الثوب الذي فيه لحم الفيل، (٣٠) والصلاة في الثوب الذي فيه لحم القرد، (٣١) والصلاة في الثوب الذي فيه لحم الدب، (٣٢) والصلاة في الثوب الذي فيه لحم الأسد، (٣٣) والصلاة في الثوب الذي فيه لحم الذئب، (٣٤) والصلاة في الثوب الذي فيه لحم الثعلب، (٣٥) والصلاة في الثوب الذي فيه لحم الأرنب، (٣٦) والصلاة في الثوب الذي فيه لحم الضبع، (٣٧) والصلاة في الثوب الذي فيه لحم الفيل، (٣٨) والصلاة في الثوب الذي فيه لحم القرد،

Wenn Romane, worin vorzüglich die Schwierigkeiten, die jeder Liebhaber wegen des gegenwärtigen Zuſtandes der Dinge zu überwinden hat, geſchildert werden, wahre Gemählde des menſchlichen Lebens ſind: wie groß muß dann das Elend ſeyn, das aus dieſer Urſache entſpringt! Führte man hingegen dieſes neue Syſtem ein, ſo würde wahrſcheinlich kein Roman mehr die Aufmerkſamkeit irgend eines Leſers intereſſieren können; denn alsdann würde keine von dieſen unverhältnißmäßigen Verbindungen, die ihre Zwecke verfehlen müſſen, mehr geſchloſſen werden. Wie oft iſt ein Mädchen aus den Armen eines geliebten Jünglings geriſſen, und als ein Opfer des kindlichen Gehorſams lebendig in die Arme eines verliebten Graukopfs begraben worden! Ein liebeſiecher Geitzhals würde nun kein junges Weib mehr zu kaufen finden; und die Liebe zu üppiger Bequemlichkeit würde keinen muntern Jüngling mehr verleiten, der Verbindung mit einer reichen Wittwe nachzuſtreben; auch würde nun nicht mehr der hinfällige und mürriſche Podagriſt eine hinterliſtige Wärterin ſeiner Schwachheit miethen können. Der Lehrling würde nicht mehr die Wittwe ſeines Lehrherrn heyrathen, um deſſen Kunden zu bekommen; der Squeir würde nicht die Tochter ſeines Nachbars zur Gattin wählen, um das Gewicht ſeiner Familie im Parlamente zu verſtärken; und ein Geſandter würde ſich nicht um irgend eine fremde Prinzeſſin bewerben, um einen Friedens- oder Handels-Traktat zu ſchließen. Die

Lauf, Stadt, Kreis Nürnberg-Land, Mittelfranken, Bayern, 49° 30' N, 11° 17' O, 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40,

Vernunft unterwerfen und auf die Stimme der Menschlichkeit hören. Ein freygeborner Mensch wird ein friedlicher Bürger, ein loßgelassener Sklave aber zügellos werden. Daß das weibliche Geschlecht eine eben erst erlangte Freyheit mißbrauchen werde, ist möglich, aber keineswegs gewiß, und selbst nicht einmahl wahrscheinlich. Man lasse das Frauenzimmer von allem menschlichen Zwange frey seyn, so wird es dem Pfad betreten, den die Natur ihm angewiesen hat. „Ich bin der Meynung, sagt der Verfasser über die Ehe, „daß alles was natürlich ist, nicht schändlich seyn kann; ich lasse alles so wachsen, wie die liebe Natur es will, und halte meine Bäume nicht unter der Scheere.“

Liederliche Weibspersonen sind selten fruchtbar, und eine geheime Liebe ist meistens ohne Erfolg. *) Vielleicht ist im erstern Falle die Menge Liebhaber die Ursache der Unfruchtbarkeit; allein wäre das Gebähren immer so schandevoll und immer eine Quelle von so vieler Unbequemlichkeit, wie in diesen beyden Fällen: so würde man alsdann auch mit Recht zweifeln können, ob die verheyratheten Matronen die Mütter von so zahlreichen Familien seyn würden, als sie zuweilen sind. Führte man aber das neue System ein, so würde der Kindermord ein unerhörtes Verbrechen.

*) Sollte dies letztere bewiesen werden können? Ich glaube eher das Gegentheil. V.

chen seyn. Das Frauenzimmer von Stande würde einen doppelten Grund haben, für seine Nachkommenschaft zu sorgen, weil die Kinder den Nahmen ihrer Familie führen und die Vorrechte ihres Vaters erben würden, da sie hingegen jetzt den Nahmen und die Vorrechte ihres Vater erben, welches ihm bey weitem nicht so sehr am Herzen liegen kann. Es würde aber eben so seinen einzigen Stolz in die Menge seiner Kinder setzen, wie jene berühmte römische Dame, die mit der größten Gleichgültigkeit die Edelsteine und Kostbarkeiten einer ihrer Freundinnen besah, und als sie nun wieder von dieser gebeten wurde, auch ihr theuerstes Kleinod zu zeigen: auf ihre Kinder wies und sagte: dies ist mein kostbarster Schatz. Da die Bevölkerung von allen Politikern für den wichtigsten Gegenstand gehalten wird, worauf der Staat seine Aufmerksamkeit richten muß: so sorge man dafür, daß jedes Frauenzimmer, das sich in dürftigen Umständen befindet, aus dem öffentlichen Schatze nach der Anzahl ihrer Kinder eine festgesetzte Summe erhalten.

Sollte aber auch die Unfruchtbarkeit bey einigen Frauenzimmern in ihren Ausschweifungen ihren Grund haben: so läßt sich doch gewiß nicht vermuthen, daß die Anzahl solcher Frauenzimmer der Menge alter Jungfern gleich seyn werde, womit jede Nazion, jede Stadt, jedes Dorf überhäuft ist. Eine H** kann doch ihrem Vaterlande

de durch Hervorbringung eines Bürgers nützen; eine Nonne aber ganz und gar nicht. Die Königin Elisabeth von England starb als eine kinderlose Jungfer; Kleopatra wurde Mutter. Die Fabel zählt ein ganzes Heldengeschlecht auf, das von der Venus entsprungen ist; und es ist doch zu bedauern, daß auch nicht ein einziger Filosof seine Abkunft von der Minerva ableiten kann.

Ungeachtet die Verbindung eines Mannes mit einer Beyschläferin nur von kurzer Dauer ist: so würde es doch ungerecht seyn, daher zu behaupten, daß jede Verbindung, die nach Gefallen der Partheyen geendigt werden kann, bald aufhören müßte. Eine Neigung zwischen einem Wollüstling und einer gemeinen H** hat bloß Wollust und Habsucht zum Grunde. Die einzige Eigenschaft des Mannes ist sein Geldbeutel, und des Mädchens einzige Empfehlung ihr Geschlecht. Nur zu bald wird Ekel seine Brust erfüllen, oder wenn sein Vermögen nicht mehr hinreicht, ihre Habsucht zu befriedigen oder ihre Ausschweifungen zu unterstützen, wird er von ihr verlassen werden. Darf man wohl erwarten, daß eine Kraft, die größer ist als der Impuls eines Augenblicks, fähig seyn sollte, den taumelnden Wollüstling an ein rohes und verworfenes Weibsbild zu fesseln? Indeß darf man doch daraus nicht schliessen, daß edlere Menschen die Beständigkeit in der Liebe nicht schätzen sollten. Ein Weib kann, auch

ohne

ohne daß ein Ring an seinen vierten Finger der linken Hand gesteckt ist, eben so fruchtbar seyn, wie ein fruchtbarer Weinstock um dein Haus herum, (siehe 128. Psalm) und es kann alle Tugenden besitzen, und mit jeder Vollkommenheit geschmückt seyn. Sollte ein Mann von seinem Gefühle ein solches Weib nicht lieben können? Wenn eine freywillige Treue dies Paar nicht belebt; muß nicht eine erzwungene Treue unnatürlich und also auch nachtheilig und unpolitisch seyn? Die spanische Dame hat die unbegränzte Freyheit ihren Cicisbeo zu wählen und zu verändern; und doch gleicht dieses ausserordentliche Band, das an Glückseligkeit die Ehe übertrift, derselben gewöhnlich an Treue, und oft kann das verliebte Paar nur durch den Tod getrennt werden. Auch würde jeder Theil aufmerksamer und gefälliger gegen den andern seyn, wenn beyde sich nach Gefallen von einander trennen könnten. Sieht man hingegen jetzt in Gesellschaft einen Mann und eine Frau, die sich durch mürrisches und gleichgültiges Betragen gegen einander auszeichnen: so kann man sicher daraus schließen, daß es Eheleute sind.

Der junge Mann erhebt seine Geliebte zu einer Gottheit und erweist ihr sogar noch mehr als göttliche Ehre. Jeder Putz ihres Anzugs verräth einen vorzüglichen Geschmack; jeder Zug ihres Gesichts drückt eine gefühlvolle Seele aus; ihr Antlitz ist das Antlitz der Venus; in ihrem Blicke

herrscht die Majestät der Juno, und die Weisheit der Minerva macht ihre Unterhaltung bezaubernd. Der Gedanke an sie füllt den einsamen Spaziergang aus; ihr Lächeln versüßt ihm die mitternächtlichen Träume, und ihre Gegenwart ist ihm Elysium. Kein Hofmann stattet mit einer solchen Pünktlichkeit beym Minister die Morgenvisite ab, als ihr Liebhaber ihr Putzzimmer besucht; kein Fürst erhält halb die Schmeicheley, die sie von ihm als eine Schuldigkeit fordert. Zuletzt bringt der Zauber seine erwünschte Wirkung hervor. Ihre Schwäche wird durch den Weyhrauch besiegt, und ihr weiches Herz fühlt Mitleid mit dem erdichteten Elend ihres Anbeters. Sie läßt sich durch das Band der Ehe fesseln, verwandelt sich aus einer Göttin in eine Sklavin, und wird als eine solche behandelt.

Betrachtet man das Unglück, das durch eine Mißheyrath über eine ganze Familie kommen kann: so wird man gewiß ein System billigen, wodurch die Möglichkeit zu dieser Quelle von Familienzank und Mißvergnügen aufgehoben wird. Der Mann von Stande muß es mit Betrübniß ansehn, wenn einer von seinen Verwandten ein Frauenzimmer von bürgerlicher Herkunft zur Frau nimmt; und der reiche Banquier ist oft in der Bewerbung um die schon verwelkte Hand eines in ihren Hoffnungen getäuschten Fräuleins, trotz den Vorwürfen ihrer Anverwandten, glücklich, so lange noch einige durch Handel beglückte Abentheurer dem

Adel

Adel an Reichthume gleich sind, und das Mädchen von geringem Stande mit dem jungen Fräulein an Reizen wetteifert. So lange noch hervorstechendes Talent und auszeichnende Verdienst unter den niedrigern Klassen zu finden seyn werden, so lange wird es auch noch immer Mißheyrathen geben. Der Vater wird alle seine Autorität anwenden müssen, um die Wünsche seines Kindes zu unterdrücken, und das Kind wird mit Sehnsucht dem Tode seines Vaters entgegen sehn. Selbst in dem demokratischsten Staate, in welchem die strengste Gleichheit zu herrschen scheint, würde der reiche Bürger sich der Verheyrathung seiner Tochter mit einem Mann von geringerm Vermögen widersetzen. Wäre aber dies neue System eingeführt: so würde das von Habsucht und Familienstolze gänzlich freye Herz sich der Tugend ergeben, oder sich von der Schönheit oder andern persönlichen Eigenschaften des geliebten Gegenstandes, sie seyen wirklich oder eingebildet, fesseln lassen; und eine Verbindung, die aus Liebe entsteht, ist für die Bevölkerung allemal vortheilhafter, als wenn sie sich auf Konvenienz oder Ehrgeiz gründet. Ein bethörter Edelmann könnte alsdann die Gesellschaft einer ungebildeten Dienstmagd genießen, ohne seine Familie zu entehren, und jene blinde Gottheit, die, wie die Fabel erzählt, den Herkules zwang am Spinnrocken zu arbeiten, oder die Habsucht, auch eine blinde Gottheit, würde nicht einen dürftigen Pair dahin bringen können, bey

einem

einem Sattler in die Lehre zu gehn.*) In einem Staate, in welchem keine erblichen Titel, keine Privilegien oder Immunitäten des Adels, keine heraldiſche Auszeichnugen gelten, könnten wahrſcheinlich auch keine Ehen beſtehn. Welcher vernünftige Menſch wird, wenn er ſieht, daß Männer durch die Ausſchweifung ihrer Weiber, und Weiber durch die Thorheit ihrer Männer unglücklich geworden ſind, ſich einer Zeremonie unterwerfen, die eine Quelle von beſtändigem Verdruß und Kummer werden, und woraus nicht ein einziger Vortheil entſpringen kann? Der gemeine Mann verheyrathet ſich, weil es der Vornehmere thut; und die Großen werden durch die Hoffnung, ihre Vorrechte auf ihre Nachkommen zu übertragen, dazu verleitet; aber würde ihre elterliche Zärtlichkeit,

*) Ein Sattler, Nahmens Dunk, fürchtete, daß ſeine Tochter, eine Erbin eines unermeßlichen durch ſein Gewerbe erworbenen Vermögens, dereinſt irgend einem Glücksritter zur Beute werden möchte. Er verordnete daher ausdrücklich in ſeinem Teſtamente, daß ſeine Tochter ihres ganzen Vermögens verluſtig gehen ſollte, ſobald ſie einen Mann heyrathete, der nicht von Profeſſion ein Sattler wäre. Da der Graf von Halifax, aus dem berühmten und alten Hauſe der Montagues, dieſe reiche Beute zu erhaſchen wünſchte: ſo ſah er ſich genöthigt, auf eine gewiſſe Zeit das Sattler Handwerk zu erlernen, und ſich bey der Gilde als Sattlersgeſell einſchreiben zu laſſen; und mußte ihren Namen dem ſeinigen beyfügen, um dem Innhalt des Teſtaments Genüge zu leiſten.

الفصل الرابع

الأمر بالمعروف والنهي عن المنكر

الأمر بالمعروف والنهي عن المنكر من أعظم أبواب الخير، وهو سبب لخيرية الأمة، وبه تستحق الثناء من الله تعالى، قال تعالى: ﴿كُنتُمْ خَيْرَ أُمَّةٍ أُخْرِجَتْ لِلنَّاسِ تَأْمُرُونَ بِالْمَعْرُوفِ وَتَنْهَوْنَ عَنِ الْمُنكَرِ وَتُؤْمِنُونَ بِاللَّهِ﴾ [آل عمران: 110]، وقال تعالى: ﴿وَالْمُؤْمِنُونَ وَالْمُؤْمِنَاتُ بَعْضُهُمْ أَوْلِيَاءُ بَعْضٍ يَأْمُرُونَ بِالْمَعْرُوفِ وَيَنْهَوْنَ عَنِ الْمُنكَرِ﴾ [التوبة: 71]، وقال تعالى: ﴿لُعِنَ الَّذِينَ كَفَرُوا مِن بَنِي إِسْرَائِيلَ عَلَىٰ لِسَانِ دَاوُودَ وَعِيسَى ابْنِ مَرْيَمَ ذَٰلِكَ بِمَا عَصَوا وَّكَانُوا يَعْتَدُونَ * كَانُوا لَا يَتَنَاهَوْنَ عَن مُّنكَرٍ فَعَلُوهُ لَبِئْسَ مَا كَانُوا يَفْعَلُونَ﴾ [المائدة: 78-79]، وقال تعالى: ﴿وَلْتَكُن مِّنكُمْ أُمَّةٌ يَدْعُونَ إِلَى الْخَيْرِ وَيَأْمُرُونَ بِالْمَعْرُوفِ وَيَنْهَوْنَ عَنِ الْمُنكَرِ ۚ وَأُولَٰئِكَ هُمُ الْمُفْلِحُونَ﴾ [آل عمران: 104].

oder was ihr Vater sey, alle Würden, Privilegien und allen Vorrang ihres mütterlichen Hauses erben.

Würde jemanden die Pairswürde oder ein Adelbrief geschenkt: so könnten dieselben auf die Erben seiner Mutter übertragen werden, so daß sie nach seinem Tode, dem Seniorat nach, an seine Brüder, nach deren Tode an seine Neffen von seiner ältern Schwester, und bey dem Absterben dieser ihrer Nachkommen wieder an die Descendenten der zweyten Schwester, u. s. w. fielen. Die Thronfolge könnte nach eben den Regeln eingerichtet werden; dem verstorbenen Monarchen müßte sein nächster Bruder oder der Sohn seiner Schwester, der ältesten Prinzessin, in der Regierung folgen.

Sowohl der Regent als der Unterthan würden durch diesen Plan gewinnen. Der Fürst könnte in Liebessachen ganz seiner eigenen Neigung folgen. Es würde nicht länger nöthig seyn, aus fremden Ländern Prinzessinnen zu hohlen, die von ausländischen Vorurtheilen angesteckt, und von einer Schaar fremder Höflinge begleitet wären, und vielleicht sehnsuchtsvoll sich in ihr Vaterland zurück wünschten. Eben so wenig würden die Völker, durch die Bündnisse ihrer Fürsten mit den Fürsten anderer Länder, mit einander in Verbindung stehn, in auswärtige Kriege verwikkelt werden, oder Gefahr laufen, an der Ausfüh-

rung

rung einer Veränderung in der Regierungsform durch die Vermittelung fremder Mächte verhindert zu werden.

Der Beschluß nächstens.)

V.

Die Cyklopen-Filosofie und das Cyklopen-Recht in Nuce.

---

aus dem Cyklops des Euripides V. 315 — 345.

Polyfemos zu Odysseus. *)

Der Reichthum, kleines Wichtgen, ist der Weisen Gott:
Das andre all ist Tand und Wortgepränge.

Was

*) Um diese Rede des Cyklopen Polyfemos besser zu verstehen, ist zu wissen, daß sie die Antwort ist auf eine Anrede des Odysseus, worin dieser alle seine rednerische Gewandtheit aufbietet, um den Cyklopen, in dessen Gewalt er sich und seine Gefährten sieht, zur Schonung ihres Lebens zu bewegen. Gleich anfangs macht er die vielen Tempel gelten, welche die Griechen seinem Vater Poseidon (Neptun) geweihet hätten; hierauf sucht er sein Mitleiden mit ihren Schicksalen, seine Wil-

ligkeit,

Was frag ich nach den Tempeln, wo mein Vater
An eurer Meere steilen Ufern thront?
Umsonst berufst du dich auf sie; ich weiß
Euch keinen Dank dafür. Ich fürchte, mußt du wissen,
Mich selbst vor Zeus und seinen Blitzen nicht.
Ich kenne keinen größern Gott als mich,
Und werd' um euren Zeus mich nie bekümmern.
Fragst du warum? So höre! Kommt ihm etwa
Der Einfall, einen Regenguß herabzuschütten:
So hab' ich hier in dieser Felsenhöhle
Ein festes regendichtes Obdach, wo ich rücklings,
Die Beine streckend, lieg', und, während Er
Da oben wettert, ein gebratnes Kalb
In guter Ruhe schmause, oder ein Stück Wild;
Und hab' ich dann noch einen Eimer Milch dazu
Rein ausgeleert, so lüft' ich mich, und donnere
Nach meiner Art mit Zeusen in die Wette.
Wenn Boreas von Thraziens Bergen Schnee
Herunter schüttelt, hüll' ich mich in Pelzwerk ein,
Und zünde Feuer an, und scheere mich
Nicht so viel um den Winter. Auch die Erde muß,

Gern

sigkeit, seine Großmuth zu ihrem Besten rege zu machen, und schließt endlich mit der Ermahnung, daß er den Trieb seiner Gefräßigkeit den Pflichten der Religion aufopfern und bedenken möchte, daß es mit den Bösen öfters auch ein böses Ende nähme. Hierauf erklärt sich nun der Cyklops wie man hören wird.

Gern oder ungern, Gras, um meine Schaafe fett
Zu machen, wachsen lassen, die ich wem wohl sonst
Als mir? — den Göttern wahrlich nicht! — und diesem Bauch,
Dem größten aller Götter opfre. Kurz,
Sich Essen nnd Trinken alle Tage schmecken
Und keinen Gram zu Kopfe steigen lassen,
Das ist gescheider Leute Jupiter!
Die Konstituzionen-Macher aber, die
Durch kunterbunte Gesetze des Menschen Leben
Verkünstelt haben, mag der Henker hohlen! *)
Ich werde ihrentwegen meiner Seele nicht
Um einen Tüttel minder gütlich thun, und, traun!
Dich nur mit desto größern Appetit verzehren.
Indeß, damit du mir nichts vorzurücken habest,
Sollst du zum Gastgeschenk ein tüchtig Feuer
Und

*) Dies klingt wie etwas, wozu alle Freunde der Menschheit Amen sagen könnten, und scheint daher für den Cyklopen fast zu gut zu seyn. Aber man muß seine Worte nur in **seinem Sinne** nehmen, so wird man bald merken, daß der wahre Grund, warum er den Gesetzgebern oder Konstituzion-Machern so grain ist, **nicht** in seinem Unwillen über ihre **Ungeschicklichkeit** oder ihren **bösen Willen**, sondern darin liegt, daß ihm **alles** was **Gesetz** und **Pflicht** heißt, d. i. alle Beschränkung seiner willkührlichen Gewalt, überhaupt zuwider ist. Und dies macht einen großen Unterschied.

Und jenen Kessel dort empfangen, der hübsch warm
Dich halten und dein wohlgenährtes Fleisch
Gar treflich kochen soll. *) — Nun, kriecht hinein,
Und macht euch fertig, mir zum Fest des Gottes, der
Hier wohnt, ein stattlich Opfermahl zu geben!

Es bedarf wohl kaum erinnert zu werden, daß der Cyklops des Euripides in dieser merkwürdigen Rede als Repräsentant aller Gewaltigen seines Gelichters spricht. Denn sie enthält, in möglichster Kürze und Klarheit, eine sehr vollständige kategorische Erklärung der Gesinnungen und Grundsätze aller ein- und zweyäugigen Cyklopen, die von Anbeginn der Welt cyklopisiert haben, und bis ans Ende der Tage cyklopisieren werden. Wenn auch (wie ich nicht in Abrede bin) die Cyklopen unsrer aufgeklärten und höchst verfeinerten Zeiten zum Theil nicht immer so frank und frey, wie Polyfemos, von der Leber weg sprechen, und — aus einer Klugheit oder Heucheley, welche sie sich bey dem großen Hauffen der kleinen Wichtgen, die vor ihrem Weberbaum, wie billig, Respekt tragen, sehr füglich ersparen könnten — wohl gar bey Gelegenheit ganz entgegengesetzte Maximen und Gesinnungen hören lassen: so zeigt doch der Augenschein, daß ihre Handlungen ächt cyklopisch, und (wenn anders Konsequenz in ihrer innern Verfassung ist) nur aus der alten Cyklopen-Filosofie und dem höchst einfachen

*) Ein prächtiger Cyklopen-Zug! Der Unglücklichen, die man willkührlich mißhandelt, noch dadurch zu spotten, daß man von der Mißhandlung als einer Sache spricht, wofür sie uns noch Dank schuldig sind.

fachen und bequemen Cyklopen-Recht erklärbar ſind, welche des Euripides Polyfemos ehrlich genug iſt, ohne alle Bemäntelung und Verkleiſterung, in ihrer ganzen, wiewohl uns kleinen Wichtgen ein wenig anſtößigen, Naktheit darzuſtellen. Was noch weiter über dieſe reichhaltige Materie zu ſagen wäre, überlaſſen wir dem denkenden Leſer zu eignem Nachdenken, und ſetzen nichts weiter hinzu, als: Selig ſind, die ſich nicht an Polyfemos noch über Polyfemos ärgern! W.

VI.

Singgedichte.

Kypris.

Hier ſind Myrten und Quellen, ihr Liebenden! Hier iſt der Kypris
Ruhſitz, kommt und genießt, labt und erquicket euch hier:
Aber, eh' ihr euch nahet dem Heiligthum, ſaget mir ſucht ihr
Kypris die Irrdiſche? Nein, Kypris die himmliſche! — Kommt!

An den Abendſtern.

Freundlich begrüß' ich dich, du ſchönſter von allen Geſtirnen,
Wie du den Himmel zierſt, zieret Bellina die Welt.

Bleibender Werth.

Wandeln ſah' ich die Sonn' am erhabenen glänzenden Himmel
Und auf einmahl trat finſter die Wolke vor ſie.

Also hüllt das Verdienst der verfolgende Neid in Dunkel,
Raubt ihm den wärmenden Strahl, doch nicht die innere Glut.

Grabschrift.

Sieben Frühlinge sah ich, da sank ich hinunter zum Aidäs:
Aus der Hülle vom Staub schwang sich der Schmetterling früh.

Die Brücke.

Dieß ist die Brücke der Wittwe, der Jammernden, Tiefgebeugten,
Sie, die den einzigen Sohn, hier in den Fluthen verlohr.
Andern Müttern zu Lieb', und dem irrenden nächtlichen Wandrer,
Baute sie diese Wehr über den reissenden Strom.
Wandelt nun, spricht sie, in Frieden, ihr Jünglinge, Männer und Greise;
Die euch die Brücke gebaut, weinet, und weinet allein.

An einen Liebenden.

Jüngling du weinst, daß du liebst und liebend nicht wieder geliebt wirst:
Sahst du des trüben Tags glänzendes Abendroth nicht?

Gerechtigkeit.

Zürnend verachtʼ ich dich, falsche Bescheidenheit! unedle Göttin
Kriechender Seelen, die nur kriechen um sich zu erhöhn,

Biſt du ein Adler der Sonn', ſo rühme dich nimmer ein Adler!
Adlern ziemet der Stolz, Jupiters Vogel zu ſeyn.

Ordnung.

Laßt ihn zur Sonne hinfliegen den ſtürmenden Adler, o Mücke,
Tanz im goldenen Strahl, fröhlich als wärſt du allein.
Eins iſt über dem andern; der Adler iſt über der Mücke,
Ueber den Adler die Sonn', über der Sonne noch Gott.

Die Rache.

Wenn der Verläumdung Pfeil von Magens Zung dich verwundet,
Weil du nicht klein wie er, oder er groß nicht wie du,
So verzeyh ihm: es bellet ja ein Kläffer den Mond an;
Ruhig wandelt der Mond unter den Sternen dahin.

Rath.

Wenn mancher Geck dir nachziſcht: das Genie!
Der weder Herz noch Geiſt von Dir erkannte;
So denke du getroſt, daß man noch nie
Den Eſel einen Löwen nannte.

B. f. d.

Die zwey Haushälterinnen.

aus dem Franzöſiſchen.

Ein Biſchof, der auf Kirchenzucht
Mit vieler Strenge hielt, beſucht

Einſt ſeine Diözös, und traf
Bey einem Pfarrer zwey ſehr hübſche Mädchen. — Brav!
Herr Vater, rief er: in Haushälterinnen
Iſt, ſeh ich, ſein Geſchmack, fürwahr
Nicht übel! Dingerchen, ſo friſch — kaum zwanzig Jahr'
Und zwey gleich auf einmahl! Herr, iſt er auch bey Sinnen,
Und kennt er denn nicht mein Mandat?
Sehr gut, Hochwürd'ger Herr Prälat,
Verſetzt der Pfarrer, ich hab es ja in Händen:
Sie fordern vierzig Jahr'; ich liebe klein Format,
Und nahm ſie bloß — in zweyen Bänden.

F. v. A.

VII.

Ankündigung eines periodiſchen Blattes, worin das Gute und Vortrefliche, was unſere Litteratur hervor bringt, heraus gehoben, und zu einer leichtern Ueberſicht zuſammen geſtellt werden ſoll.

Eine Verbindung mit einigen meiner gelehrten Zeitgenoſſen ſetzt mich in den Stand, dem Publikum ein periodiſches Blatt anzukündigen, welches das erſte in ſeiner Art iſt, ob es gleich ſchon lange für unſere Litteratur Bedürfniß war. Es fehlet uns nemlich bey

der

Vorlage, die, Muster, Modell, Norm, Regel, Richtschnur, Richtmaß, Richtlinie, Richtschnur, Richtmaß, Richtlinie, Richtschnur, Richtmaß, Richtlinie

Dies nun, wo wir es finden, herauszuheben, werden wir uns mit vereinten Kräften bemühen. Da wir uns aber ſchlechterdings alles Tadels enthalten, ſo beruht freylich der Kredit unſers Blattes darauf, daß wir uns durch Partheylichkeit nicht zu ungerechtem Lobe verleiten laſſen. Die Mitarbeiter an dieſem Werke werden hierin einer über den andern wachen, und wir ſetzen unſer Lob einer eben ſo ſtrengen Prüfung, wie andere ihren bitterſten Tadel, aus. Sollten wir aber bey der größten Aufmerkſamkeit dennoch etwas auszeichnet Gutes oder Vortreffliches irgendwo überſehen, ſo wird uns jede Nachweiſung willkommen ſeyn.

Moritz.

Druckfehler.

Seite 184. in der letzten Zeile, iſt anſtatt: aus nähern Mütterkupp- aus euern Müttern Kupplerinnen, zu leſen.

Bey

Georg Joachim Göschen

in Leipzig

sind folgende Bücher in der Ostermesse 1793 erschienen.

Die moralischen Wissenschaften. Ein Lehrbuch der Moral und der natürlichen Religion in ihrem ganzen Zusammenhange, in 2 Theilen. Erster Theil. 8.

Dieses Buch wird auch als eine Fortsetzung des Lorentzischen Lesebuchs für Bürgerschulen ausgegeben, von dem es den 4ten Band ausmacht. Die langsame Folge der Bände dieses Lesebuchs hat den Nutzen gehabt, dafs bey der Moral und der natürlichen Religion die Grundsätze der Kantischen praktischen Philosophie benutzt und beyde nach demselben vorgetragen sind. Ein gutes Vorurtheil für dieses Werk mufs der Umstand erwecken, dafs in dem mit denselben zugleich erschienenen Kantischen Werk über die Religion vieles eben so als hier bestimmt ist. Zwey Stücke sind dem Menschen nothwendig: Beobachtungen seiner Pflichten und Beruhigung. Ersteres lehrt die Moral, letzteres die Religion. Der Mensch mufs wissen, nicht blos was ihm erlaubt, sondern auch wozu er befugt ist, dieses lehrt das Naturrecht. Das Naturrecht auf bürgerliche Verbindung angewandt giebt die Staatswissenschaft. Demnach wird in diesem Buche abgehandelt

1. Die Sittenlehre.
   a. Von den Pflichten gegen sich selbst, gegen andere Menschen, gegen Gott, und dessen Geschöpfe überhaupt.
   b. Von dem sittlichen Karakter.
   c. Von den Tugendübungen.
2. Die Rechtslehre. Naturrecht. Staatswissenschaft, Rechte in dem Staate, Staatsweisheitslehre, Staatsklugheitslehre.
3. Die Religionslehre. Von der Welt, von Gott, von dem Menschen, religiöse Weltbetrachtung.

Diese Gegenstände hat der Verfasser mit der äussersten Faſslichkeit vorgetragen, alle Lehren mit Beyspielen erläutert, und durch gut gewählte Stellen aus den besten Dichtern andringlich gemacht.

„Ich trage diese Lehren wissenschaftlich vor, sagt der Verfasser, weil ich gründliche Aufklärung bewirken will, so wie euch Jünglingen, die ihr nützliche Weltbürger werden wollt, schlechterdings nothwendig ist. Ihr wollet selbst tugendhaft seyn, darum müſst ihr nach selbst gedachten Grundsätzen handeln, eures eignen Glaubens leben, und ohne Gängelband der Unsterblichkeit entgegen gehen lernen. Eine Vernunft, die Gott euch gab und aufhellte, führe euch — das Vertrauen auf den Gerechten sey euer Stab — das Licht der frohen Ewigkeit strahle euch entgegen und Gottes Seegen sey mit euch!“

Übrigens bürget für die Brauchbarkeit dieses Lehrbuchs, daſs der Verfasser schon lange seinen Zöglingen lehrte, was er darin niederschrieb, und nicht niederschrieb als was sich ihm durch die Erfahrung, so wohl der Materie als der Form nach, zu diesem Unterricht tauglich bewiesen hatte, und mit dem glücklichsten Erfolg begleitet war.

M. Hube, vollständiger und faſslicher Unterricht in der Naturlehre. In einer Reihe von Briefen an einen jungen Herrn von Stande. 2ter Band. gr. 8. Mit Kupfern.

Der zweyte Band dieses, in Rücksicht seines deutlichen und schönen Vortrags und in Rücksicht seiner Gründlichkeit und Vollständigkeit sowohl als des Reichthums neuer Ideen, mit groſsem Beyfall aufgenommenen Werkes enthält: 1. Die Wärme, in 12 Briefen. 2. Die Auflösung und Niederschlagung, in 8 Br. 3. Die Ausdünstung, in 6 Br. 4. Die wäſsrigen Lufterscheinungen und die Winde, in 11 Briefen. 5. Die verschiedenen Luftarten, in 13 Br. 6. Das Licht, in 19 Briefen.

A. F. Heckers allgemeine Geschichte der Natur- und Arzneykunde. Erster Theil. 1, 2, 3. Buch. gr. 8.

Dieses Werk, welches seit zehn Jahren die angenehmste Beschäftigung des Verfassers war, unter-

scheidet sich dem Plan, dem Umfange und Zwecke nach, von allen bisher erschienenen Werken über den nehmlichen Gegenstand. Zeitgenossen und Nachkommen sollten aus demselben den Zustand, die Vollkommenheit und Unvollkommenheit unserer Naturwissenschaft und unsers theoretischen und praktischen Medizinalwesens, wie es am Ende des achtzehnten Jahrhunderts war, kennen und zugleich einsehen lernen: wie der gegenwärtige Zustand nach und nach herbei geführt wurde, — ob er an Vollkommenheit den vorhergegangenen Umständen entspreche? — an welchen Mängeln und Unvollkommenheiten er noch jetzt leide? — und ob sich in dem Gange der Geschichte vielleicht die Quellen dieser Mängel und die besten Vorkehrungen gegen dieselben entdecken lassen möchten? Inhalt des ersten Bandes: Einleitung. 1s Buch. Allgemeine Schilderung der Lage und des Zustandes, worin sich die theoretische so wohl als praktische Natur- und Arzneywissenschaft am Ende des achtzehnten Jahrhunderts befanden. Erster Abschn. Darstellung des ganzen Vorrathes theoretischer Kenntnisse, in jedem der verschiedenen Zweige der genannten Wissenschaften. Zweyter Abschnitt. Einfluss unserer theoretischen Kenntnisse, zunächst auf Bildung und Verfassung unseres ganzen Medizinalpersonals, auf die übrigen Stände, auf die menschliche Gesellschaft überhaupt und auf das Wohl der einzelnen Völker und Staaten. 2tes Buch, Kritische Angabe der Quellen und der bisherigen Bearbeitung der Geschichte, der Arzneikunde. 3s Buch, Erste Periode: von Anfang der Dinge bis auf Hypokrates Geburtsjahr.

Wie der Herr Verfasser seinen Vorsatz im Ganzen ausgeführt hat, werden die gelehrten Aerzte entscheiden; gewiss ist, dass der Verfasser seinen Gegenstand von der fruchtbarsten Seite für die Menschheit angesehen, mit philosophischen Geist und mit vielem Geschmack behandelt hat.

J. G. Marezolls Bestimmung des Kanzelredners. 8.

Der Titel dieser Schrift giebt den Inhalt genau und deutlich an. Sie soll zeigen, wozu der Prediger als Kanzelredner da ist, worauf er also in seinen Vorträgen an das Volk hinarbeiten, und welcher

Mittel er sich bedienen muſs, wenn er dem Zweck seines Amtes gemäſs handeln will.

Die Hagestolzen, ein Schausp. von Iffland. 8.

Dieses Stück hat auf allen Bühnen den Zuschauern ausserordentlich gefallen, und wird den Lesern nicht weniger vergnügen und rühren, da dieses, wie die Iffländischen Stücke überhaupt, so reich an feineren Schönheiten und kleinern Zügen von grofser Bedeutung ist, welche bey der Lectüre noch mehr als bey der Vorstellung bemerkt werden können.

Komisches Theater, von J. F. Jünger. Zweyter Band. 8.

2 Stücke: Er mengt sich in Alles, und die unvermuthete Wendung, machen den Inhalt dieses Bandes aus. Das erste ist ein Erguſs komischer Laune und ein freyes Spiel des Witzes in Intrigue und Handlung, das andere ein Gemählde aus der grofsen und feinen Welt, wie es nur der Mann entwerfen und ausführen kann, der selbst diese Welt kennt und in Sprache und Sitten mit Feinheit nachbilden kann.

Schillers Neue Thalia, 7tes Stück. 8.

Inhalt: 1. Reise auf den Montanvert, zu dem Eismeer und zu der Quelle des Arveiron in den Savoyer Alpen. 2. Die griechische Tonkunst. 3. Mimer und seine Freunde. Dialog. Fortsetzung, siehe 12tes St. der Thalia. 4. Der Abschied des Leonidas. 5. Ariosts rasender Roland, neue Übersetzung. Erster Gesang. 6. 7. Gedichte.

Archiv für Aufklärung über das Soldatenwesen. 1ten Bdes 2s St. Mit dem Bildnifs des General von Seydlitz.

Enthält vornehmlich nebst kleinern Aufsätzen: Über die Veredlung des Soldaten, 2s Fragm. Über den Zwang zum Soldatendienst. Nachricht von der neuen militärischen Einrichtung, welche der Baron von Salis in Neapel zu Stande gebracht hat. Beschluſs des Karakters und der Lebensgeschichte des Generals von Seydlitz.

Der neue
Teutſche Merkur.

7. Stück. Julius 1793.

I.

Betrachtungen über die Rede des Boetie

(S. Num. 3. u. 4. des N. T. M. dieſes Jahres.)

und

über die Alleinherrſchaft,

nach Anleitung der Geſchichte und Erfahrung.

„Laſſet uns frey ſeyn! es koſtet uns ja nur ein „Wort; wir dürfen ja nur Nein! ſagen, wenn „man uns befehlen will, ſo ſind wir frey.“ —

Dieſe Geſinnung ſucht die Rede des Boetie hervorzubringen, und vielleicht iſt es ihr bey manchem Leſer gelungen; und auch ohne von einem Redner begeiſtert zu ſeyn, wird der große Hauſe, der bey jeder Veränderung zu gewinnen hofft, ſehr

leicht in den Ausruf ſtimmen: laſſet uns frey ſeyn! — Aber der weiſe Mann wird fragen: und was wollen wir dann thun, wenn wir frey ſind? Wollen wir wie das Wild in den Wäldern herum ſtreichen, und unſere Freyheit darin ſetzen, ungeſtöhrt von thieriſchen Trieben beherrſcht zu werden, oder wollen wir als vernünftige Menſchen leben? Wollen wir einander fliehen, alle geſellige Neigungen erſticken, und aller wechſelſeitigen Liebesdienſte entbehren: oder wollen wir in Geſellſchaft einander Gutes erzeigen, und unſere Kräfte zum Schönen und Guten vereinigen? Werden wir dies nicht thun müſſen, wenn uns die Freyheit nicht zum Thier herabwürdigen ſoll? Wenn wir aber als freye Menſchen wieder in Geſellſchaft treten müſſen, wofern wir des Nahmens Menſch werth bleiben wollen: iſt es denn nicht vernünftig, ehe wir die geſellſchaftlichen Bande zerreißen, die wir jetzt tragen, zu unterſuchen, „ob wir nicht bereits ſo frey ſind als wir ſeyn könnnen“ und ob wir das wären was wir ſind, wenn ſich nicht die Geſellſchaft, in der wir leben, unſerer angenommen hätte, ehe wir ſie noch darum bitten konnten? Müſſen wir nicht, ehe wir rufen: laſſet uns frey ſeyn! den Ruf hören: laſſet uns Menſchen ſeyn! Laſſet uns dankbar ſeyn gegen diejenigen, die uns zu Menſchen bildeten! Und wollen wir nicht vorher überlegen, ob wir dem Beherrſchtwerden nicht unſere ganze Ausbildung, unſern ganzen Wohlſtand ſchuldig ſind? Dieſe Fragen

gen zu beantworten, wird kein Vernünftiger verweigern können, ehe er in den unbestimmten Ausruf einstimmt: lasset uns frey seyn!

Die Geschichte ist die beste Lehrerin über alles was den Menschen in Gesellschaft betrifft, und von ihr ist der gründlichste Aufschluß über die letzte, und wenn die Freyheit bloß als Glückseligkeit betrachtet wird, die wichtigste dieser Fragen zu erwarten. Von ihr lernen wir aber, daß kein Volk nur einen mäßigen Grad von Kultur erlangte, ehe es unter regelmäßiger Herrschaft stand. Egypten, das unter allen bekannten Ländern am ersten einen höhern Grad der Kultur erhielt, war auch zu den Zeiten seines Flors das größte Reich in der damahligen Welt, und die Könige herrschten in Verbindung mit den Priestern unbedingt. Die Assyrer folgten den Egyptern, und beyde Völker hatten schon einen hohen Grad von Kultur, ehe die in kleine Staaten getheilten Griechen nur eine geringe Ausbildung zu erlangen anfiengen. Und selbst die gerühmten freyen Griechen bildeten sich am ersten unter Königen; ihre frühern Gesetze, die sie zu Bürgern bildeten, ihre zu einem sorgenfreyen Unterhalt nöthigen Künste und Kenntnisse, als Ackerbau, Baukunst, Jagd und Handel, lernten sie durch Könige; und selbst den von ihnen so göttlich geachteten Homer würden sie ohne den Tyrannen Pisistratus schwerlich zu lesen bekommen haben.

Unter den wilden neuentdeckten Völkerschaften fand man immer die am kultiviertesten, die unter einem Herrscher standen, und ein großes Reich ausmachten. Den despotisch regierten Arabern und Sarazenen danken wir auch, daß die Wissenschaften in den barbarischen Jahrhunderten nicht völlig erloschen sind; denn selbst was die Griechen uns aufbewahrten, würde ohne die Rivalität mit den Arabern nicht erhalten worden seyn; und wenn man dies auch nicht zugeben wollte, war denn das morgenländische Kaiserthum nicht auch eine unbeschränkte Monarchie? Die Römer, deren Freyheit in den Zeiten der Republik insgemein als musterhaft angenommen wurde, die wir aber, so wie die der Griechen noch näher betrachten werden, erlangten ihre erste Macht durch Könige. Die Grundlage ihrer Konstituzion, nemlich die Eintheilung in Centurien und Kurien, die kluge Anordnung der Wahl- und Berathschlagungsversammlungen, oder die Komizien, den Senat, die für andere Völker so imposante Formalität in allem was sie unternahmen, die Zählung der Bürger oder der Census, ihre militärische Verfassung und die Taktik, die ihnen das Uebergewicht über ihre Nachbarn gab, und die Verfertigung von Jahrbüchern, wodurch die sich einmahl ereigneten Vorfälle für alle Zeiten unterrichtend wurden, erhielten sie durch ihre Könige. Man braucht nur etwas die Menschen zu beobachten, so siehet man, daß nur unter einer bestimm-

ten,

ten, uneingeschränkten und feststehenden Oberherrschaft die Kultur Fortschritte machen und Ruhe und Sicherheit Statt finden kann. So wahr es ist, daß jeder Mensch seine eigene Meynungen und sein eignes Interesse hat: so wahr ist es, daß sehr wenige Menschen einen weitumfassenden Geist, und ein für Recht und Glück anderer lebhaftes Interesse haben. Die meisten Menschen lieben das in Ruhe zu besitzen was sie haben, und ohne viele Gefahr das zu erlangen, was andere haben. Die meisten Menschen wagen ihre Angriffe auf das Eigenthum eines andern nur unter der Voraussetzung, daß sie es ihm nehmen könnten, ohne daß ers gewahr würde, oder daß er es sich würde gutmüthig nehmen lassen. Mit dieser Voraussetzung wagen sie immer den Versuch; und erst wenn sie sich in ihr betrogen finden, kämpfen sie, weil sie dazu gezwungen sind, wenn sie nicht der Rache des andern aufgeopfert werden wollen. Selten ist ein Mann, der sich um anderer Leute Besitzungen in anderer Rücksicht bekümmert, als um sie zu den seinigen zu machen; wenn sich aber ein solcher Mann findet, so wird er gewiß von andern immer zu Hülfe gerufen, und diese stehen ihm dann in der Vertheidigung anderer wieder bey, um durch seine Freundschaft das, was sie besitzen, in fester Sicherheit zu genießen; und dieser Mann wird ihr Anführer, ihr Richter, ihr König. Nur dann aber erst, wenn sich eine allgemeine Wachsamkeit gebildet hat, wenn derjenige,

der die Angriffe anderer auf fremdes Gut nicht hindert, als ihr Mitgehülfe verantwortlich wird, kann der zur Kultur der Menschen ruhige Genuß Statt finden.

Ferner sind Menschen, die etwas Gemeinnüzziges, Schönes und Großes, das ihnen Mühe kostet, ohne Rücksicht auf dadurch zu erlangendes Ansehen und auf sichern Genuß der für sie daraus entstehenden Vortheile unternehmen, ungemein selten; ja, ich glaube nicht die Menschheit zu beleidigen, wenn ich sage, dergleichen Menschen finden sich gar nicht, weil dies Verläugnung aller Klugheit erforderte. Ehe also ein Schutz des Besitzes, der dadurch Eigenthum wird, Statt findet; ehe sich ein solcher Mensch geltend machen und bey seinem Ansehen durch irgend eine Macht schützen kann, können Künste und Wissenschaften keine gemeinnützigen Fortschritte machen. Die Ausbildung des Menschen setzt daher eine Macht voraus, die sie achten und der sie sich unterwerfen, und diese Macht muß eine seyn, sonst würde sie diesen Zweck nicht erfüllen können. Die erste Regierung, die die Menschen beglückte, ist daher immer monarchisch gewesen, und die Abänderungen, die nach und nach entstanden sind, bestunden darin, daß man entweder das Oberhaupt gegen andere verantwortlich machte, oder daß mehrere sich in das Ansehn und die Macht des Oberhauptes theilten, oder daß alle einzelne

Anspruch

Heidegger's thought, e.g., Richard Rorty, "Heidegger, Kundera, and Dickens," in *Essays on Heidegger and Others* (Cambridge: Cambridge University Press, 1991), pp. 66–82; Rorty, "Philosophy as a Kind of Writing," in *Consequences of Pragmatism* (Minneapolis: University of Minnesota Press, 1982), pp. 90–109; Rorty, "Philosophy as a Transitional Genre," in *Philosophy and Social Hope* (London: Penguin, 1999), pp. 83–110; Rorty, "Philosophy as Science, as Metaphor, and as Politics," in *Philosophy and Social Hope*, pp. 11–28; Rorty, "Philosophy and the Future," in *The Future of Philosophy: Towards the Twenty-First Century*, ed. Richard Kearney (London: Routledge, 1992), pp. 246–262; Rorty, "Philosophy and the Future," in *Philosophy and Social Hope*, pp. 196–215; Rorty, "Philosophy and the Future," in *Philosophy and Social Hope*, pp. 216–230; Rorty, "Philosophy and the Future," in *Philosophy and Social Hope*, pp. 231–250; Rorty, "Philosophy and the Future," in *Philosophy and Social Hope*, pp. 251–270; Rorty, "Philosophy and the Future," in *Philosophy and Social Hope*, pp. 271–290; Rorty, "Philosophy and the Future," in *Philosophy and Social Hope*, pp.

ſich durch den Schutz, den das Eigenthum durch ihn erhielt, auszeichnete, wurde der erſte König, und man überließ es ihm die hierzu nöthigen Anſtalten zu machen. Da nun ohne die Beſchützung und Anerkennung des Eigenthums der Andern eigentlich gar keines Statt findet: ſo iſt wahres Eigenthum nie früher als ein Oberhaupt, und nur dadurch, daß es von dieſem Oberhaupt anerkannt wird, wird es erſt wahres Eigenthum. Eigenthum kann daher ſeiner bloßen Wirklichkeit nach als Thatſache ſo erklärt werden: es iſt ein Beſitz, in dem ich von einer allgemein anerkannten Obergewalt beſchützt werde. Niemand kann daher von dem Oberhaupte ſich trennen, ohne ſein Eigenthum zu verlieren, wenn auch nicht vor dem Gerichtshofe des Gewiſſens, doch vor dem Gerichtshofe der bloßen Thatſachen (forum externum); denn er beſaß es ja durch das Oberhaupt, vermöge deſſen Anerkennung. Ich zweifle nicht, daß vielen dieſe Behauptung paradox ſcheinen wird, ob ſie gleich nicht neu iſt. Spinoza ſtellte ſie aber, ſo viel ich weiß, am erſten bündig auf; denn Hobbes zeigte nur die Nothwendigkeit einer Herrſchaft, des Friedens wegen, aber nicht in ſoferne das wirkliche Eigenthumsrecht von ihr abhängt. Ich glaube nicht, daß der Nahme Spinoza ihr bey einem denkenden Manne ſchaden wird. So viel iſt gewiß, daß es kein Eigenthum geben kann ohne Zeichen deſſelben, wodurch ich beweiſen kann, daß es mein anerkanntes Eigen-

thum

thum ist; daß es keine Zeichen geben kann, die allgemein gültig sind, wenn keine Gewalt da ist, die ihre Gültigkeit behauptet; daß diese Gewalt nie durch eine Stimmenmehrheit kann gewählt werden, weil die Stimmenmehrheit schon eine Gewalt die andern zu zwingen, voraussetzt, die noch erst erwählt werden soll; daß also diese Gewalt nur einstimmig anerkannt werden kann, und von selbst entstehen muß, weil sie sonst eine Gewalt voraussetzte, einem andern eine Gewalt zu übertragen, die noch erst gebildet werden soll. Die oberste Gewalt bey irgend einem Volke zeiget sich in von der Vorsehung dazu bestimmten Menschen, die in diesem Beruf von den andern nach und nach anerkannt werden, und endlich Königreiche errichten.

Da nun, wie wir gesehen haben, jedes wirkliche Eigenthum von der Obergewalt abhängt, die es anerkennen läßt und dann beschützt: so kann diese Gewalt unmöglich von den Besitzern der Rechte, welche von dieser Gewalt kommen, abhängen (denn sobald diese Gewalt fehlt, so sind auch ihre Rechte nicht mehr gültig) so kann diese Gewalt unmöglich geringer an Rechten seyn, als die Rechte sind, die sie ertheilt, und jedes Recht das sie ertheilen kann, muß sie selbst besitzen. Wenn daher das Recht ein Testament zu machen und ein Eigenthum zu veräußern, von ihr ertheilt wird: so muß sie selbst dies Recht haben; und foglich kann sie

auch alles, was sie besitzt, mithin alles was nothwendig zur Ausübung der Obergewalt war, einem andern überlassen.

Die aus dem Schutze oder vielmehr aus der Einführung des Eigenthums entstandene Obergewalt ist also uneingeschränkt, veräußerlich und erblich; sie kann also nicht genommen und auf einen andern übertragen werden. Da eine solche Gewalt nicht von selbst durch Willkühr entstehet: so kann sie in dieser Rücksicht göttlich heißen, und die Person, die sie ausübt, in so ferne durch sie alle Rechte sankzionirt sind, heilig. Die Obergewalt hat daher keinem Gerichtshofe das Recht sie zu richten (competentiam fori) zuzugestehen. Sie ist einzig dem Moralgesetz unterworfen; und in so fern nach dem Moralgesetz allein (in seiner Reinheit) nur allein Allwissenheit ohne allen Irrthum richten kann, kann man sagen: sie ist niemand Rechenschaft schuldig als Gott. Indessen da der Fall möglich ist, daß diese Obergewalt offenbar ungerecht scheint: so kann sich vielleicht ein Mensch finden, der sich zum Richter aufwirft und sie straft. Allein da er kein befugter Richter ist, so kann er seine Handlung nie vor der Menschen rechtfertigen; er ist also durch diese Handlung von ihnen ausgestoßen, oder er muß sich in der Obergewalt selbst zu behaupten suchen, und sich dadurch gleichsam als den durch die Vorsehung dazu berufenen darstellen. Dies ist die

Quel-

Quelle der vielen Königsmorde des heroiſchen Zeitalters und der Beſetzung des Thrones durch den Mörder. Dieſes Zeitalter, das man bey jedem Volke antrifft, trägt daher, weil die Gewalten und das Anſehn noch nicht durch Wahl und beurtheiltes Verdienſt beſtimmt wurden, ſondern von dem Muth abhiengen, mit dem ſich jemand darin behauptete, mit Recht den Nahmen des heroiſchen. Da in dieſem Zeitalter die Rechtmäßigkeit der Handlungen der Menſchen, die ſich Gewalt verſchafften, durch keinen Gerichtshof, ſondern durch ihr Gewiſſen, — ihr Rang durch keine Wahl, ſondern durch ihren Muth, und ihre Schickſale durch keine menſchliche Verfügungen, die ſich auf beſtimmte Vorſchriften gründeten, ſondern durch die Vorſehung, oder (nach der Sprache der alten Welt) durch das Schickſal entſchieden ſcheinet: ſo hat dieſes Zeitalter für unſere Einbildungskraft etwas Großes und Schauerhaftes.

Eine andere Art wie ſich Oberherrſchaften bildeten, war, daß viele ſich der Anführung eines einzigen überließen, um ſich an ihren Feinden zu rächen. Dieſes ſetzte aber ſchon voraus, daß die Menſchen in geſelligem Zuſtand lebten, daß ſie einander bey ihren Rechten ſchützten, daß daher dieſe Rechte für ſankzioniert galten, und alſo ſchon eine Obergewalt ſich gebildet hatte, die aber von kleinem Umfang war, und ſich über eine kleine Anzahl von Perſonen erſtreckte; wo alſo in einem klei-

nen Lande viele Obergewalten waren, die sich nun unter eine einzige vereinigten. Dabey kommt es nur darauf an, ob sie bloß einen Anführer zu dieser bestimmten Absicht wählten und sich die Obergewalt über ihren Staat vorbehielten, wie die Griechen vor Troja? oder ob sie die ganze Obergewalt diesem Einzigen übertrugen. Im ersten Falle wird an der Beschaffenheit der Obergewalt gar nichts geändert; und im andern Falle wird zwar ihr Umfang, aber nicht ihr Wesen geändert, und sie ist als ursprünglich aus der Garantie des Eigenthums entstandene Obergewalt anzusehen, weil ihr die Obergewalt von dieser ursprünglichen übertragen worden. Daher gilt alles von ihr, was wir von jener sagten.

Noch ist der Fall übrig, daß sich ein Mensch durch Erfindungen, die dem Menschen zu einem menschlichen Leben unentbehrlich sind, so verdient machte und in solches Ansehn setzte, daß ihm alles gehorcht und ihm die Obergewalt eingeräumt wird. In diesem Falle hat er außer den Rechten der Obergewalt, die daraus entspringen, daß sie das Eigenthum sankzioniert, noch ein besonders Recht auf das, was aus seiner Erfindung entspringt, und also eher mehr als weniger Rechte als die erste Art der Obergewalt. In jedem Falle also ist die Obergewalt ursprünglich ihrer Natur nach unumschränkt, veräußerlich und erblich. Daß sie aber nur von Einer Person ausgeübt werden müsse, folgt nicht aus diesen Grün-

den,

den, weil dieſe eben erwähnten Entſtehungsarten auch auf zwey oder drey Perſonen paſſen. Mehrere können es aber ſchwerlich ſeyn, weil die Einheit der urſprünglichen Obergewalt eine völlige Uebereinſtimmung bey ihnen vorausſetzt, indem ſie ſonſt, da ſie keinen Richter haben, ihr Recht nur durch die Uebermacht behaupten können, und dann die Obergewalt den Siegern bleibt. Sie können ſie aber Einem übertragen, und müſſen es thun, wenn ſie einen Schiedsrichter ihrer Streitigkeiten haben wollen.

Aber, wird man ſagen die Obergewalt oder die Herrſchaft entſteht auch noch durch die Gewalt und Stärke, und dieſe kann, weil ſie ungerecht iſt, doch unmöglich unumſchränkt und erblich ſeyn? Ich antworte: durch Stärke allein kann nie eine Obergewalt entſtehen, ſondern eine Räuberey; denn nur in der Vorausſetzung, daß durch die Obergewalt Eigenthum entſtehet, eigneten wir derſelben obrigkeitliche Rechte zu; bloße Stärke aber, die ſich zueignet was ihr beliebt, hindert das Eigenthum, und iſt alſo gerade der Obergewalt entgegengeſetzt. Die Obergewalt muß daher die Räuber ausrotten, wenn ſie ſich behaupten will. Ich habe alſo dieſen Fall übergehen müſſen.

Aber, wird man ſagen, wenn die Obergewalt vom Volke übertragen wird — und dieſer Fall iſt hier auch übergangen worden — ſo kann doch

doch das Volk sie wieder zurück fodern. Ehe ich hierauf antworte, frage ich: was macht das Volk zum Volke? Kann man einen jeden Haufen Menschen ein Volk nennen, oder muß dieser Haufen unter eine Herrschaft gehören, um ein Volk zu seyn? Muß er nicht Gleichförmigkeit in den Sitten, in der Religion, in der Verfassung haben, um zu einem Volke zu gehören? Ohne mich aber auf diese nähere Betrachtung des Begriffs Volk hier einzulassen, bemerke ich nur, daß nichts übertragen werden kann, was man nicht hat; daß also das Volk die Obergewalt haben muß, ehe es selbige übertragen kann. Ursprünglich, ehe noch ein Eigenthum eingeführt ist, giebt es keine Obergewalt; die Obergewalt gehört dem, der das Eigenthum einführt; diejenigen aber, bey denen Eigenthumsrechte durch irgend jemand eingeführt sind, machen nun erst ein Volk aus, und konnten also die Obergewalt nicht übertragen. Nur dann, wann diese Obergewalt ausstirbt, und von ihr selbst niemanden übertragen wird, fällt sie an das Volk; und dann kann sie das Volk übertragen, das dann, weil ihm die Garantie der Rechte der Einzelnen dadurch obliegt, ein suveränes Volk wird; es kann aber kein suveränes, das ist, ein Volk werden, welches die Obergewalt durch die Majorität ausübte ehe noch eine Obergewalt war; denn ehe war es auch kein Volk. Die Wahl durch das Volk gehört daher nicht unter die ursprünglichen Entstehungsarten der Obergewalt.

Die

Die geschichtliche Erkenntnis ist niemals etwas Abgeleitetes, Sekundäres, sondern eine eigene, ursprüngliche Erkenntnisart, die Dinge sieht, wie sie sonst nur Gott sieht, nämlich in ihrer Zeit. Sie ist die Erkenntnis der Dinge in ihrer Zeit, in ihrer Individualität, in ihrer Einmaligkeit. Sie ist die Erkenntnis, die Dinge haben nur in ihr Sinn, nur in ihr Dinge haben Sinn, nur in ihr Dinge haben Wert. Sie ist die Erkenntnis der Dinge in ihrer Wahrheit, weil sie sie sieht, und sie sieht sie, weil sie sie sieht. Sie ist die Erkenntnis der Dinge in ihrer Zeit, weil sie sie sieht, in ihrer Individualität, weil sie sie sieht, in ihrer Einmaligkeit, weil sie sie sieht, in ihrer Wahrheit, weil sie sie sieht, in ihrer Sinnhaftigkeit, weil sie sie sieht, in ihrer Wertigkeit, weil sie sie sieht, in ihrer Geschichtlichkeit, weil sie sie sieht, in ihrer Ewigkeit, weil sie sie sieht.

Und diese Erkenntnisart, geschichtliche Erkenntnis genannt und bestimmte Geschichte, niemals die auf Gesetze gerichtete Erkenntnis, niemals die Erkenntnis, auf Gesetze, auf diese verallgemeinernden Begriffe gerichtet, ist die Erkenntnis, die Gott hat, die Erkenntnis, die Gott haben muß, weil er sie hat, die Erkenntnis, die Gott haben muß, weil sie sie hat, die Erkenntnis, die Gott haben muß, weil sie sie hat, die Erkenntnis, die Gott haben muß, weil sie

entſtund und die die ihrige vertilgte oder beſchränkte, oder als unter einer ſelbſtgewählten Oberherrſchaft, oder unter einer zwar noch als urſprünglich anzuſehenden, aber durch verſchiedene Zufälle herabgewürdigten Oberherrſchaft, ſtehen.

Nun wollen wir an dem Leitfaden der Geſchichte unterſuchen, ob die Völker, denen die Oberherrſchaft heimgefallen war, dadurch, daß ſie dieſelbe nie mehr jemanden auf beſtändig übertrugen, ſo glücklich waren, als ſie nach Böeties Rede hätten ſeyn ſollen. Mir iſt in der ältern Geſchichte kein Volk bekannt, das eine rechtmäßige Oberherrſchaft planmäßig abwarf. Denn bey den Römern hatte — wenn auch der Tod der Lukrezia nur als die Veranlaſſung angeſehen wird, daß die Revoluzion eher zu Stande kam — Romulus die geſetzgebende Gewalt dem Senat übertragen; die Könige hatten nur die vollziehende, und dieſe war nicht erblich. Tarquinius, der ſie erblich machen wollte, gieng alſo über dieſe Grenzen ſeiner Herrſchaft hinaus.

Unter dieſen Völkern, denen die Herrſchaft heimgefallen, ſind die Athener das vorzüglichſte, und nebſt den Spartanern ihrer Liebe zur Freyheit wegen am berühmteſten. War aber Athen glücklicher, als die von Königen beherrſchten Länder? Ihre ganze Geſchichte zeigt das Gegentheil. Ihre glänzendeſte Epoche war jederzeit diejenige, wo Einer, der That nach, ſo viel als König war.

keine neue Offenbarung Gottes, sondern, weiter nichts, als unsere, unter unsern Händen wachsende Bibel, und Bibelkenntniß, und, wenn du willst, auch Bibelauslegung, und Bibelerklärung, und Bibelbeweis. Wir können uns selber nicht helfen, wir können uns selber nicht bessern, wir können uns selber nicht erlösen, wir können uns selber nicht heiligen, wir können uns selber nicht zu Kindern Gottes machen, wir können uns selber nicht zu Erben des Himmels machen, wir können uns selber nicht zu Miterben Jesu Christi machen, wir können uns selber nicht zu Gliedern seiner Gemeine machen, wir können uns selber nicht zu Tempeln des Heiligen Geistes machen, wir können uns selber nicht zu Priestern Gottes machen, wir können uns selber nicht zu Königen machen, wir können uns selber nicht zu Gerechten machen, wir können uns selber nicht zu Heiligen machen, wir können uns selber nicht zu Gesalbten machen, wir können uns selber nicht zu Auferstehungskindern machen, wir können uns selber nicht zu Kindern des Lichts machen, wir können uns selber nicht zu Kindern des Friedens machen, wir können uns selber nicht zu Kindern der Freude machen, wir können uns selber nicht zu Kindern der Liebe machen, wir können uns selber nicht zu Kindern der Hoffnung machen, wir können uns selber nicht zu Kindern der Ewigkeit machen, wir können uns selber nicht zu Kindern der Seligkeit machen, wir können uns selber nicht zu Kindern der Herrlichkeit machen, wir können uns selber nicht zu Kindern des Lebens machen, wir können uns selber nicht zu Kindern der Auferstehung machen, wir können uns selber nicht zu Kindern des Reichs machen, wir können uns selber nicht zu Kindern des Himmels machen, wir können uns selber nicht zu Kindern Gottes machen. Gott schafft das Himmelreich, Gott schafft die Seligkeit, Gott schafft die Herrlichkeit, Gott schafft das Leben, Gott schafft die Auferstehung, Gott schafft das Licht, Gott schafft den Frieden, Gott schafft die Freude, Gott schafft die Liebe, Gott schafft die Hoffnung, Gott schafft die Ewigkeit, Gott schafft die Kinder Gottes, Gott schafft die Miterben Jesu Christi, Gott schafft die Glieder seiner Gemeine, Gott schafft die Tempel des Heiligen Geistes, Gott schafft die Priester Gottes, Gott schafft die Könige, Gott schafft die Gerechten, Gott schafft die Heiligen, Gott schafft die Gesalbten, Gott schafft die Auferstehungskinder, Gott schafft die Kinder des Lichts, Gott schafft die Kinder des Friedens, Gott schafft die Kinder der Freude, Gott schafft die Kinder der Liebe, Gott schafft die Kinder der Hoffnung, Gott schafft die Kinder der Ewigkeit, Gott schafft die Kinder der Seligkeit, Gott schafft die Kinder der Herrlichkeit, Gott schafft die Kinder des Lebens, Gott schafft die Kinder der Auferstehung, Gott schafft die Kinder des Reichs, Gott schafft die Kinder des Himmels, Gott schafft die Kinder Gottes.

gegen die Perſer wurden die drückendſten Deſpoten ihrer Bundesgenoſſen, die Sklaven der Reichen welche ſie bezahlten, und die blinden Partheygänger der Schmeichler, die ſie aufhetzen konnten. Die Dekrete wurden außerordentlich häufig, ſo daß ſie nicht mehr zu überſehen waren, und eines dem andern endlich wiederſprach. Der große Mann, der den Demagogen im Wege ſtand, mußte verbannt werden; und ſo gieng der Staat ſeinem Untergang unvermerkt entgegen. Viel eher würde aber der Staat ſeinen Untergang gefunden haben; viel eher würden beſſere Bürger es unerträglich gefunden haben, ihr Leben in Kriegen aufzuopfern, (denn jedermann in Athen mußte Soldat ſeyn) welche von Demagogen aus Privatintereſſe angefangen waren, oder welche das tyranniſche Betragen gegen die Bundesgenoſſen nothwendig gemacht hatte, und die Klugheit und Gerechtigkeit würde haben vermeiden können; viel zügelloſer würde der Pöbel gewüthet haben, wenn nicht einige Umſtände die Pöbelherrſchaft eingeſchränkt, und ihre Nachtheile einigermaßen aufgehoben hätten. Den wichtigſten Antheil daran hatte die Religion; durch dieſe konnte noch der Pöbel im Zaum gehalten werden, und ſie konnte noch die Gemüther beſänftigen und Bürgerkrieg verhüten. Das nächſte nach ihr, (das aber ſehr genau mit ihr zuſammenhieng) was den Athenern noch einige Feſtigkeit in ihrer Regierung gab, war die Vaterlandsliebe und der mit ihr verbundene Nationals

zionalstolz. Sie wurden dadurch oft zurückgeschreckt, andern Völkern, die unter einer Oberherrschaft glücklich waren, ein schlimmes Beyspiel zu geben, wie unglücklich ein Staat ohne Oberherrn sey. Da die Religion aber für den großen Haufen mehr eine Last als eine Wohlthat war, und bloß die Furcht vor Unglück, das der Verachtung derselben folgen würde, sie anhänglich an sie machte: so mußten sie daher auch nicht dulten können, daß ein Mann sich vom Aberglauben frey zeigte; sie fürchteten die Strafe der Götter wenn sie ihn duldeten; und daher gab es in Athen keine allgemeine Denkfreyheit und noch weniger Gewissensfreyheit. Wer sich nicht der herrschenden Religion dem Aeußern nach unterwarf, der wurde verfolgt; und selbst diese Befolgung des Zeremoniels konnte oft den aufgeklärten Mann nicht retten, wenn man ihn dennoch von der knechtischen Furcht vor höhern Wesen, die eine Folge des Aberglaubens ist, frey glaubte. Anaxagoras und Sokrates, Xenophon und Aristoteles sind Beyspiele davon. Die Reue, die die Athener über den Tod des Sokrates sollen bezeugt haben, ist ein frommes Mährchen. Bey den freyen Athenern waren die Menschenrechte also eben so wenig in ihrem ganzen Umfange anerkannt, als sie es in einem despotischen Staate sind. Die Athener waren ferner den nemlichen Nachtheilen ausgesetzt; z. B. dem Kriegsdienste ohne Lust dazu, den Accisen, den Waarenverbothen, sogar

dem Verbothe, mit gewiſſen Völkern umzugehen, denen Völker unter unbeſchränkten Monarchen ausgeſetzt ſind; ſie waren ſo ungerecht in der Unterdrückung ihrer Bundesgenoſſen, als es Deſpoten gegen ihre Unterthanen ſeyn können; und doch waren ſie die vorzüglichſte freye Republik Griechenlands.

Ich weiß nicht ob ich Sparta unter die freyen Staaten ſetzen ſoll. Sie hatten erbliche Könige, denen die vollziehende Gewalt übertragen war, und die gegen die Eforen verantwortlich waren. Die Freyheit der Spartaner beſtund einzig darin, daß ſie die Magiſtratsperſonen wählten. Geſetze konnte das Volk nicht geben, dieſe waren unabänderlich. Die Erziehung, die Lebensart, die Verheyrathung waren durch den Staat beſtimmt. Der Spartaner war der ſtrengſten Diſciplin unterworfen, und das Leben eines Spartaners war von dem Leben, das Unterthanen unter dem ärgſten Tyrannen haben könnten, in nichts verſchieden, als daß er von Jugend auf zu dieſer Lebensart gewöhnt war. Gewiſſens- und Gedanken-Freyheit war in Sparta eingeſchränkt, und die ſchönen Künſte verbannt. Boetie, der die freyen Spartaner ſo ſehr in Schutz nimmt, und ſie ſo erhaben in Vergleichung mit den Perſern findet, würde gewiß dieſer Freyheit bald überdrüßig geworden ſeyn, wenn er, mit der größten Einſicht in eine Sache, als Jüngling vor jedem Alten hätte verſtummen müſſen; denn der

jun-

junge Mann in Sparta hatte an jedem Alten einen Despoten, und nur das von Jugend auf eingepflanzte Point d' honneur, sich dieses gefallen zu lassen, macht diese strenge Subordinazion begreiflich. Die einzige Freyheit der Spartaner bestund darinnen, daß alle diese harten Einrichtungen durch die Gesetze bestimmt waren und nicht von der Willkühr einzelner abhiengen. Kann dies nicht auch in einer Monarchie geschehen? Sind hier nicht auch Gesetze des Vorgängers bey gleichen Umständen Gesetze des Nachfolgers? Noch weniger schimmernd aber wird die Freyheit der Spartaner, wenn man bedenkt, daß sie Sklaven hatten, daß sie die Heloten in der Leibeigenschaft hielten, und daß sie diese arbeitende Klasse von allen bürgerlichen Vorzügen ausschlossen. Vielleicht würde man nicht zu hart von den Spartanern urtheilen, wenn man sagte: sie waren Sklaven ihres Eigensinns, um desto besser Unterdrücker der Schwächern seyn zu können. Die übrigen Republiken Griechenlands zeigen dies nemliche Schauspiel als die zwey vorzüglichsten. Gegründet wurden sie durch Könige; ihre unglücklichste Epoche ist immer die, wo wirklich Volksherrschaft bey ihnen Statt hatte, und ihre glänzendste die, wo einer oder mehrere sich das Ansehn und die Ansprüche auf Dankbarkeit erwarben, so daß eine einfache und bestimmte Obergewalt daraus entsprang. In keiner dieser Republiken finden wir aber Gedanken- und Gewissensfrey-

heit, und jede hat Leibeigene oder Sklaven. Ich glaube nicht, daß ich wegen deſſen, was ich bisher ſagte, bey einem Unpartheyiſchen in Verdacht fallen werde, als hätte ich kein Gefühl für die erhabnen Züge, die uns die griechiſche Geſchichte darbietet; denn ich ſprach vom Volke im Ganzen und nicht von einzelnen Männern. Eben dieſer Wechſel von Anarchie und Tyranney, der in einigen Staaten Griechenlands herrſchte, wie in Athen, Mitylene, Korinth und Theben, erweckte den Geiſt der Männer, die zu groß waren, um das eine zu dulden und das andere auszuüben. Auch von ganzen Völkern trifft man erhabne Züge an; aber ſie ſind ſeltener, und meiſtens auf Rechnung weniger, denen der große Haufe folgte, zu ſetzen, als ihnen überhaupt zuzueignen. In der griechiſchen Geſchichte ſind dieſe Züge vor andern aufbewahrt worden, und wir haben von den Griechen größtentheils nur das, was die Weiſen unter ihnen für groß und muſterhaft hielten. Die Denkart der großen Männer Griechenlands, die wir in ihren Schriften finden, war nicht die Denkart des Volks, und dieſe Männer wurden nur von wenigen Kennern geſchätzt. Wenn man dies überlegt, ſo wird man mir gewiß keinen Mangel an Sinn für das Geiſtreiche, Edle und Schöne, das wir den Griechen danken, beylegen, wenn ich die Griechen im Ganzen nicht beſſer zeichne als ſie waren, und wenn ich, ſo ſehr das, was von den Weiſen der Griechen für muſter-

haft

haft gepriesen wird, jetzt die Handlungsweise des großen Haufens übertrifft, doch überzeugt bin, daß dies auch vormahls in Griechenland der Fall war, und wenn ich daher mit dem Dichter, der aus jeder Stadt Griechenlands verbannt worden wäre, nicht ausrufen kann:

Und wenig Völker, hört,
Sind, die den weyland edlen Griechen gleichen,
Des Menschennahmens werth!*)

Nach den Griechen wurden die Römer als ein freyes Volk, berühmt. Daß sie diese Grundverfassung Königen verdankten, daß sie diese Verfassung durch die Vertreibung der Tarquinier fast gar nicht änderten, habe ich schon bemerkt. Nun wollen wir ihre Freyheit näher betrachten. Die Vertreibung des Tarquinius war eine Sache der Patrizier, und sie allein gewannen dabey. Das Volk sahe dies bald ein, und zwang endlich den Patriziern die Tribunen ab. Die Herrschaft des Volks war bis dorthin nur scheinbar; denn da bis dorthin über Staatsangelegenheit nach den Centurien votirt wurde, wo die erste Klasse, worunter fast alle Patrizier sich befanden, 98 Centurien oder Stimmen hatte, und alle übrigen Klassen 95, worunter das ganz arme Volk (die Sanskülotten) nur eine hatte: so war allezeit die Majorität der Stimmen von den Patriziern abhängig. Auf-

*) Aus Eulogius Schneiders Parodie des Rheinweinliedes von Claudius.

ser dem streckten die Patrizier dem niedern Volke noch Geld vor, und forderten es dann auf die dringendste Weise zurück; und überdieß hatte dann der Patrizier durch die Einrichtung, daß jeder gemeine Römer einen Patron unter den Patriziern haben mußte, das Vermögen des reichen Gemeinen bey Aussteurungen seiner Töchter, Loskaufung seiner Söhne aus der Gefangenschaft und andern dergleichen Ausgaben, zu seinen Diensten; der Patron war dann auch der Erbe, wenn der Klient ohne Kinder starb, und der Klient durfte auch seinem Patron in den Komizien nicht entgegen votiren. Unter allen nun bekannten Staaten herrscht keine so drückende Aristokratie, als in Rom nach der Befreyung von den Königen herrschte. Die Rechte, die sich das Volk nach und nach erzwang, erschütterten die Grundverfassung, und gaben zu vielen Unruhen Anlaß, ohne die Sache zu verbessern. Es erhielt das Recht über die wichtigen Angelegenheiten in den Kurien zu entscheiden, die wichtigsten Stellen nach den Stimmen der Tribus zu ertheilen, in welchen beyden Versammlungen nicht nach den Centurien, sondern Kopf für Kopf gestimmt wurde; es erhielt, daß die Mißheurathen abgeschaft wurden; daß der Patron die zu große Gewalt über den Klienten verlohr. Durch alle diese Rechte konnte aber das Volk nichts an Vermögen gewinnen. Die eroberten Länder wurden von den Patriziern allein theils behalten, theils um den geringsten

Preis

Preis den Beſitzern abgedrungen, und das Volk, das ſie eroberte, hatte keinen Genuß davon. Alle Rechte die ſich das Volk erzwang, hatten endlich den Erfolg, daß die Ariſtokratie der Patrizier in die Ariſtokratie der Reichen umgeſchaffen wurde, welches den Patriziern im Grunde nicht viel ſchadete, weil ſie im Durchſchnitte auch die reichſten waren. Um die armen und gedrückten Bürger los zu werden, mußten immer Kriege unternommen werden, und die Bürger benutzten dann wieder die Kriege, um ſich durch die Verweigerung in Dienſt zu gehen, einige Rechte zu erzwingen. Als endlich die Sanskülotten völlig durchgeſetzt hatten, und zu allen Stellen gelangen konnten: ſo war es auch den Reichen leicht, Kreaturen zu erheben und ſich einen Anhang zu erwerben; und zuletzt verwandelte ſich die Republik dadurch in eine unbeſtimmte und regelloſe Monarchie. Dann wurde das liederliche Geſindel Herr, und reich und mächtig zu ſeyn, ohne ihm zum Anführer in ſeinen Empörungen zu dienen, war ein Verbrechen. Was man nach jetzigem Sprachgebrauch Freyheit nennt, das findet ſich in Rom vor dem Syllaiſchen Kriege am glänzendſten, und Sylla war der erſte, der ſich dieſer Freyheit zu bedienen wußte. Wer die römiſche Geſchichte mit genauer Aufmerkſamkeit betrachtet, der wünſcht ſich gewiß nicht ein freyer Römer zu ſeyn. Gedanken- und Gewißensfreyheit herrſchte in Rom ſo wenig als in den griechiſchen Republiken,

ken, und das neuere Rom ſtellte ſich der Aufklärung nicht mit mehr Macht entgegen, als das alte. Die Mittel, wodurch ſich Rom bey dem Ruf der Freyheit erhielt, und ſeine Bürger ſtolz darauf waren Römer zu ſeyn, waren kurz dieſe: Religion, Diſciplin und Kriegsglück. Die Religion mußte bey den Römern alles ſankzionieren; dadurch gewann alles einen gewiſſen Karakter der Heiligkeit und imponierte dem Volk. Durch die Auguren konnten die Patrizier die Komitien aufheben laſſen, wenn Vota wider ihren Willen hätten ausfallen können, ohne daß es das gemeine Volk merkte. Die vielen Freyheiten erhoben den Karakter der Römer, und gaben ihnen bey andern Völkern ein Anſehn, welches ſie zu erhalten und durch Lobpreiſung zu vergrößern ſuchten. Da ſie von Jugend auf zur Diſciplin gewöhnt waren, da ſie immer für das erſte und freye Volk Italiens ausgegeben wurden: ſo waren ſie ſtolz darauf, ein freyes Volk zu heißen, und lernten alle Mühſeligkeiten als Mittel ihrer geglaubten Freyheit anſehen. Das Kriegsglück vermehrte noch dieſen Stolz. Dieſer ſtolze Karakter der Römer, die unbedingte Vaterlandsliebe, der beſtändige Kampf zwiſchen Ariſtokratie und Demokratie, und die Feſtigkeit in ihren Maximen, von welcher Parthey ſie auch waren, geben der römiſchen Geſchichte ein Intereſſe, das keine Geſchichte neuerer Zeiten mehr hat; und wenn man unter Freyheit bloß die größere Unabhän-

Allgemeiner und besonderer Theil. Wenn man von dem Allgemeinen spricht, so kann man sich darunter zweierlei denken. Einmal das, was in allen Theilen eines Ganzen gleichmäßig vorkommt, z. B. Luft und Wasser sind allgemeine Elemente, weil sie in allen Theilen der Erde vorkommen. Sodann aber auch dasjenige, was in einer Mehrheit von Dingen gleichmäßig vorkommt, ohne daß es deshalb nothwendig in allen Theilen vorkommen müßte. Das Allgemeine in diesem Sinne ist der Inbegriff dessen, was in einer Mehrheit von Dingen gleichmäßig vorkommt, und das Besondere ist dasjenige, was nur in einem Theile dieser Mehrheit vorkommt. Das Allgemeine in diesem Sinne ist also der Inbegriff dessen, was in allen Theilen einer Mehrheit

gemäßigten Begriffen von Freyheit erhielten sich wenige Staaten lange als Demokratien, und Rom mußte sich oft durch eine vorübergehende Alleinherrschaft, durch die Diktatur, retten. Ich könnte meine Betrachtungen durch die Republiken neuerer Zeiten fortsetzen; allein ich glaube nicht, daß es nöthig seyn wird, weil die zu kurze Dauer der meisten, die Unbedeutendheit der andern, und die ganz aristokratische Einrichtung der übrigen zu offenbar dafür sprechen, daß die Volksherrschaft bisher eine Quelle des Unglücks war. Ich habe nun gezeigt, daß die erste Ausbildung der Menschen unter der Alleinherrschaft geschahe; daß diese ursprüngliche Alleinherrschaft die Quelle der wirklichen erwerbbaren Rechte, und daher unabänderlich, erblich und unumschränkt war; daß diese Oberherrschaft durch Zufälle ausgehen konnte, und dann nothwendig auf das Volk oder die Nazion zurückfiel; daß sie dann nothwendig vom Volke Einem oder Mehrern unter gewissen Bedingungen übertragen werden mußte; daß aus dieser Uebertragung erst verschiedene Regierungsformen entstanden; daß die Völker, die die Monarchische wählten, um nichts unglücklicher als andere waren; daß die freyen Republiken der Alten unserm jetzigen Zustand nicht vorzusetzen sind, und daß sie sich um so weniger als freye Republiken erhielten, je mehr sie sich der strengen Demokratie näherten. Nun ist also noch übrig, den Fall zu betrachten, daß ein Volk die Oberge-

walt

walt unmittelbar behalten wollte; und zu bestimmen, welche Einrichtungen der Monarchie bisher die Staaten am festesten gründeten; und dann wollen wir die Alleinherrschaft aus einem reinern filosofischen Gesichtspunkte betrachten und die Frage beantworten: ist die Alleinherrschaft gerecht, und mit der Würde des Menschen verträglich? Und wie muß sie beschaffen seyn, wenn sie beydes seyn soll?

Unter den bisher bekannten Völkern findet sich keines, das die Obergewalt nicht übertragen hätte, wenn man darunter nur die Macht versteht, die Gesetze in Ausübung zu bringen, weil dies schlechterdings nothwendig ist; indem, wenn das Volk Kopf für Kopf die Obergewalt ausüben wollte, eine völlige Anarchie herrschen würde, die endlich in eine von selbst entstandene Herrschaft übergehen müßte. Es kann daher hier nur von der Art der Uebertragung die Rede seyn, bey der man gewissermaßen sagen kann: es hat die Obergewalt selbst behalten; und dieses findet Statt, wenn das Volk die Obergewalt nur auf so lange ertheilt, als es ihm beliebt, ohne eine bestimmte Zeit festzusetzen, und Verbrechen zu bestimmen, welche der Obergewalt verlustig machen, sonderlich wenn sie auf die Erklärung entzogen wird, daß der, der sie ausübt, das Zutrauen der Nazion verlohren habe. So wie die Obergewalt, können in einem solchen Staate dann auch andere

Stel-

Stellen nach bloßer Willkühr entzogen werden. Aber auch in dieser Rückſicht ſcheint uns nun erſt die Geſchichte Ein Volk zu liefern, das eine ſolche Art Republik auszumachen ſucht, und die Zeit muß lehren, ob es ſich auf dieſem Fuß einige Zeit erhalten wird, oder ob es ſich bald eine beſtimmtere und unabänderliche Einrichtung wird geben müſſen und können; oder ob es in eine gänzliche Anarchie verſinken wird, aus welcher dann, wie wir oben zeigten, eine urſprüngliche Obergewalt, eine erbliche Monarchie entſtehen muß, wenn das Land nicht von andern Staaten erobert wird. Von den ältern Republiken befand ſich keine in dieſer mißlichen Lage; denn Athen hatte immer ſeinen Areopag und ſeine Prytanen, welche einen entſchiedenen und der Willkühr des Volks nicht unterworfenen Einfluß hatten; und wenn das Volk durch den Oſtrazismus gleich ohne beſtimmte Klagen und ohne artikulierte Verhöre verbannen konnte, wen es wollte: ſo war doch die Anzahl der Stimmen genau beſtimmt; ſeine Verbannung dauerte nur zehen Jahre, und er verlohr dadurch ſeine bürgerliche Ehre nicht. Dieſe Art, irgend eine Obergewalt nach bloßer Willkühr dem Verweſer zu entziehen, iſt die einzige, die in Ausübung gebracht werden kann, ohne den Staat völlig zu ruinieren, weil ſie die Gewalt und den Verweſer derſelben nicht degradiert; da hingegen, wenn der Abgeſetzte, den man nicht als Verbrecher beſtrafen kann, unter ſeinen Bürgern wandelt,

sich, daß Wilhelm, der so lange und schwer krank war, allmählich zu Kräften kommt, daß er in der Lage ist, wieder zu reden, und daß er sich mit Hilfe seiner Frau Gertrud und der Ärztin Frau Dr. Brandenburg wieder in sein Amt einarbeitet. Wilhelm Bracke hat sich in seinem Amt als Vorsitzender des Braunschweiger Ausschusses, in dem er schon seit 1866 tätig war, sehr bewährt. Er hat sich auch in seiner Krankheit nicht von seinem Amt zurückgezogen, sondern seine Arbeit fortgesetzt.

Unter dem Wirken, das der Gesellschaft dienen sollte, verstand Wilhelm Bracke nicht nur, daß sie ihm ein gutes Auskommen, nur für Genossenschaftsarbeit, sondern auch, daß sie ihm Gelegenheit zu politischer Betätigung gab. Er hat sich in seinem Amt als Vorsitzender niemals daran gehindert gefühlt, sich politisch zu betätigen. Er hat sich auch niemals daran gehindert gefühlt, seine Meinung über politische Fragen zu äußern. Er hat sich auch niemals daran gehindert gefühlt, sich mit den Genossenschaften und seinen Kollegen darüber auseinanderzusetzen, wie sie sich zu politischen Fragen stellen sollten. Er hat sich auch niemals daran gehindert gefühlt, sich mit seinen Kollegen darüber zu unterhalten, wie sie sich zu politischen Fragen stellen sollten. Er hat sich auch niemals daran gehindert gefühlt, sich mit seinen Kollegen darüber zu unterhalten, wie sie sich zu politischen Fragen stellen sollten. Er hat sich auch niemals daran gehindert gefühlt, sich mit seinen Kollegen darüber zu unterhalten, wie sie sich zu politischen Fragen stellen sollten.

einigt werden, als eine einzige. Die Religion hat den größten Antheil an der Einigkeit des türkischen Reichs; und kaum möchte es dem Sultan möglich seyn, anders als unter dem Vorwand eines Religionskrieges eine beträchtliche Armee zusammenzubringen. Staaten, die wie in Europa unter Monarchen stehen, haben fast alle in ihrem Wohlstande nach und nach zugenommen. Staaten, wo das Oberhaupt ganz unumschränkt war, erhielten zwar öfters unter einem vorzüglichen Herrscher, wie z. B. Saladin war, eine schnelle Größe; aber sie waren von keiner Dauer. Staaten, wo das Oberhaupt zu beschränkt war, zerfielen entweder bald in mehrere kleinere, wenn diese Einschränkungen von mächtigen Vasallen herkamen: oder sie wurden Vasallen anderer, weil die Obergewalt lieber von einem andern Volk, das zugleich sie gegen ihr eigenes schützte, als von diesem allein abhängen wollte: oder sie giengen in Republiken oder in unumschränkte Monarchien über, nachdem die Bemühungen des Oberhaupts, sich Suverain zu machen, gelungen oder mißlungen waren.

Nun gehe ich zu dem wichtigsten Theil meiner Abhandlung über, zur Frage: darf Alleinherrschaft seyn? Und wie muß sie seyn? Nachdem ich glaube gezeigt zu haben, daß die Alleinherrschaft der Anfang der bürgerlichen Existenz ist, weil durch sie erst anerkanntes

tes Eigenthum, und durch dieſe Anerkennung erſt ein Volk entſteht; daß die Alleinherrſchaft alſo urſprünglich keine Verträge vorausſetzt, aber dann nur durch Vertrag entſtehen kann, wenn die urſprüngliche ausgeht, und ehe die Untergewalten ihr Anſehen verlohren, das iſt, das Volk die Suveränität behauptet, ein Volk bleibt, wieder ein Oberhaupt erwählt wird; daß, wenn das Volk in Anarchie verſinkt, wieder entweder eine urſprüngliche Alleinherrſchaft entſtehet, oder die Obergewalt eines andern Volks ſich dieſes Volk unterwirft; daß, wenn man bloß die Ruhe und Gemächlichkeit der Einwohner und den Flor des Staats in Betrachtung ziehet, die geſetzmäßige Alleinherrſchaft die beſte Regierungsform iſt: ſo bleibt uns nun, weil wir moraliſche Weſen ſind, die Frage übrig: kann aber die freywillig erwählte Alleinherrſchaft mit den reinen Grundſätzen der Moral beſtehen? Und wenn es ſeyn kann, wie muß ſie dann beſchaffen ſeyn? Dieſer bloß moraliſche Geſichtspunkt, aus dem ich die Sache betrachte, giebt mir die Zuverſicht, daß meine Unterſuchung, wenn ich auch irren ſollte, nie gefährlich werden kann; daß ich weder den Nahmen Rebell fürchte, wenn ich die Pflichten des Herrſchers, noch den Nahmen Sklave ſcheue, wenn ich die Pflichten des Bürgers aufſuche. Ich fühle das Wichtige und Schwere meiner Unterſuchung, aber ich ſcheue nicht das Gefährliche derſelben; denn ich bin mir bewußt, ſie würde

in Paris unter den Drohungen der Tribunen nicht anders ausfallen als in Marokko unter dem Schwerdte eines Despoten. Ob ich sie aber dorten öffentlich bekannt machen würde, wenn meine Pflicht mich nicht darzu verbände, das weiß ich nicht. Der Mensch hat es nicht in seiner Gewalt, Wahrheiten oder was er dafür hält zu offenbaren oder zu verhehlen; eine innere Stimme, von der ich nichts näher zu sagen weiß, sagt ihm oft, sprich! und er spricht, ohne die eigennützige Klugheit zu hören. Teutschland ist aber noch, wie ich glaube, so glücklich, daß die schüchterne Klugheit nicht vor der Verbreitung moralischer Wahrheiten warnet.

II.

Beschluß des vierten Artikels

im VI. Stücke des N. T. M.

von diesem Jahre.

Stolzer Aristokrat, mag auch der Stifter deines Nahmens altbrittischen oder römischen Ursprungs gewesen seyn; mag er den siegreichen Panieren der Hengist und Horsa gefolgt seyn, oder sich unter den Normannischen Baronen hervorgethan haben;

Schatz, das er auf Erden zu seinem Besitze zu haben wünschte, und dessen Verlust ihn mit Schmerz erfüllte, war Gott. Er hatte ihn gefunden, und seine Seele war ruhig und glücklich. Er hatte ihn verloren, und sein Herz war zerrissen. Er hatte ihn wieder gefunden, und sein Herz war wieder ruhig und glücklich. Er hatte ihn wieder verloren, und sein Herz war wieder

ein betrogener oder nachsehender Hahnrey gewesen seyn. Gleichgültig hört man vielleicht, daß ein Mann von Stande behauptet, seine Familie stamme von Karl dem Großen ab; könnte aber Jemand eine Herkunft beweisen, die er von einer Frau zur andern, von der Schwester dieses merkwürdigen Helden an, ableiten kann, nur erst dann würde man ihn als verwandt mit dem unvergeßlichen Stifter des westlichen Reichs anerkennen müssen.

Kann wohl in einem Lande, wo der Eiseisbeismus allgemein ist, etwas lächerlicher seyn, als Familienstolz? So gern auch der stolze Don seine natürliche Freyheit seiner Eitelkeit aufopfert, so ängstlich sorgt er doch dafür, daß sein Nahme auf die Nachwelt fortgepflanzt werde; er verheyrathet sich also, und überläßt seiner Gattin die Sorge einen Erben zu seinen Titeln hervorzubringen. In vielen Ländern von Europa herrscht diese Gewohnheit bis zu einem solchen Grade, daß niemand mit einiger Wahrscheinlichkeit für den Sohn desjenigen gehalten werden kann, dessen Besitzungen er erbt. Auf dem festen Lande giebt es Reiche, wo der Geburtsstolz so herrschend ist, daß Niemand, der nicht beweisen kann, daß er sowohl von väterlicher als mütterlicher Seite von einer gewissen Anzahl edler Familien abstammt, zu den ersten Gesellschaften zugelassen wird. Und doch werden selbst in diesen Ländern die ehelichen Gelübde so wenig gehalten,

daß

daß Damen vom ersten Range von Reisenden beschuldigt werden, daß sie ihre Gunstbezeugungen an Livreebediente verschwendeten.

In England ist ohne Zweifel weibliche Keuschheit weit allgemeiner, als in irgend einem andern europäischen Lande;*) und doch ist zu bezweifeln, ob die Nazion von dieser widersinnigen Achtung, worin dieselbe steht, Vortheil hat. Dies ist die Ursach von der ungeheuern Anzahl feiler Kreaturen, womit die Hauptstadt und andere große Städte angesteckt sind. Unter diesen sind einige Frauenzimmer von Stande und Erziehung, denen man kein Verbrechen nachsagen konnte, welche aber, weil sie nicht im Stande waren den Trieben der Natur zu widerstehen, aus der älterlichen Wohnung verbannt, und, des Schutzes und der süßen Freuden derselben verlustig, in die Nothwendigkeit gesetzt wurden, durch ein elendes erniedrigendes Gewerbe ihren Lebensunterhalt zu suchen. Wegen der Keuschheit, welche verheyrathete und überhaupt alle Frauenzimmer, denen ihr guter Nahme theuer ist, zu erhalten verbunden sind, wird das männliche Geschlecht zu Intriguen und zu Verbindungen mit schlechten Weibspersonen verleitet. Daher entstehen denn die schrecklichen und fast allgemeinen Verwüstungen der venerischen Krankheit, von welcher Mannspersonen aus allen Klassen heimgesucht werden. Wüßte man hin-

*) Ich protestiere im Nahmen der ganzen Teutschen Nazion. W.

gegen von einem jungen Franzosen von Stande, daß er je diese schimpfliche Krankheit gehabt hätte: so würde sein Karakter dadurch einen solchen Fleck erhalten, daß er nie nachher auf ein freundliches Lächeln von einem anständigen Frauenzimmer rechnen, oder auf eine *bonne fortune* stolz thun dürfte. Die strenge Formalität, welche bey der Zusammenkunft von Standespersonen beyder Geschlechter beobachtet werden muß, mag vielleicht die Ursache seyn, die zu den Trinkgelagen, Faustkämpfen und andern unanständigen Beschäftigungen der brittischen Jugend Veranlassung gegeben hat. Daraus kann man sich die Pöbelhaftigkeit, den Mangel an Höflichkeit, die Verachtung guter Gesellschaft, und das kindische Wesen, was man in derselben an ihnen bemerkt, erklären, wodurch bey den Ausländern der Glanz des Englischen Nazionalkarakters gar sehr verdunkelt wird.

Der Ehemann in England verlasse sich nicht zu viel auf die Treue seiner Gattin. Der Ehebruch ist immer nur durch Zufall entdeckt worden; und was durch Zufall entdeckt wird, kann auch durch Zufall verhehlt bleiben. Das weibliche Geschlecht kann der Wachsamkeit der strengsten Eifersucht spotten, wenn sie auch wie Danae in einem ehernen Thurme eingeschlossen, oder wie eine Sultanin in dem Harem eines Serails verwahrt wird. Eben so wenig wird ihr Liebhaber im

Stande

Zweites Buch. Siebentes Capitel.

Wenn man nun die Gesetze der Association der Vorstellungen, wie sie bisher dargestellt worden sind, mit den Gesetzen der Association der Empfindungen vergleicht, so ergiebt sich, dass sie mit ihnen übereinstimmen. Es ist nämlich, wie wir gesehen haben, das Gesetz der Association der Empfindungen, dass sie sich nach ihrer Gleichheit und nach ihrer Gleichzeitigkeit associiren. Das Gesetz der Association der Vorstellungen ist, dass sie sich nach ihrer Aehnlichkeit und nach ihrer Gleichzeitigkeit associiren. Da nun aber, wie wir gesehen haben, die Vorstellungen nichts Anderes sind, als Empfindungen, welche durch Reproduction wieder in's Bewusstsein gerufen worden sind, so ist es klar, dass das Gesetz der Association der Vorstellungen nichts Anderes ist, als das Gesetz der Association der Empfindungen, und dass es nur eine Association giebt, die sich nach Gleichheit und Aehnlichkeit und nach Gleichzeitigkeit vollzieht.

Die Association ist das Band, das Einzelne zu einem Ganzen verbindet. Sie ist es, die uns die Welt als ein Ganzes erscheinen lässt, und sie ist es, die uns dieses Ganze bewahrt. Ohne sie würden wir nicht einmal einen Gegenstand wahrnehmen können, denn wir würden nicht im Stande sein, die Empfindungen, die wir von ihm haben, zu einem Ganzen zu verbinden. Ohne sie würden wir nicht im Stande sein, uns unsere Erlebnisse zu merken, denn wir würden nicht im Stande sein, sie zu einem Ganzen zu verbinden. Ohne sie würden wir nicht im Stande sein, uns unsere Erlebnisse zu erinnern, denn wir würden nicht im Stande sein, sie zu einem Ganzen zu verbinden. Ohne sie würden wir nicht im Stande sein, uns unsere Erlebnisse zu vergegenwärtigen, denn wir würden nicht im Stande sein, sie zu einem Ganzen zu verbinden. Ohne sie würden wir nicht im Stande sein, uns unsere Erlebnisse zu vergleichen, denn wir würden nicht im Stande sein, sie zu einem Ganzen zu verbinden. Ohne sie würden wir nicht im Stande sein, uns unsere Erlebnisse zu unterscheiden, denn wir würden nicht im Stande sein, sie zu einem Ganzen zu verbinden. Ohne sie würden wir nicht im Stande sein, uns unsere Erlebnisse zu verknüpfen, denn wir würden nicht im Stande sein, sie zu einem Ganzen zu verbinden. Ohne sie würden wir nicht im Stande sein, uns unsere Erlebnisse zu trennen, denn wir würden nicht im Stande sein, sie zu einem Ganzen zu verbinden. Ohne sie würden wir nicht im Stande sein, uns unsere Erlebnisse zu ordnen, denn wir würden nicht im Stande sein, sie zu einem Ganzen zu verbinden. Ohne sie würden wir nicht im Stande sein, uns unsere Erlebnisse zu reihen, denn wir würden nicht im Stande sein, sie zu einem Ganzen zu verbinden. Ohne sie würden wir nicht im Stande sein, uns unsere Erlebnisse zu gliedern, denn wir würden nicht im Stande sein, sie zu einem Ganzen zu verbinden. Ohne sie würden wir nicht im Stande sein, uns unsere Erlebnisse zu ordnen, denn wir würden nicht im Stande sein, sie zu einem Ganzen zu verbinden. Ohne sie würden wir nicht im Stande sein, uns unsere Erlebnisse zu reihen, denn wir würden nicht im Stande sein, sie zu einem Ganzen zu verbinden. Ohne sie würden wir nicht im Stande sein, uns unsere Erlebnisse zu gliedern, denn wir würden nicht im Stande sein, sie zu einem Ganzen zu verbinden.

wird keiner von seinen Nachkommen unter dem Schatten der majestätischen Eiche ruhen. Ist er für den Eifer in öffentlichen Geschäften mit einem Erbtitel belohnt worden, so wird das unächte Kind einer Ehebrecherin die Belohnungen seiner Thätigkeit erben. Niedergebeugt von diesem quälenden Gedanken artet die Kraft, die sonst sein Betragen karakterisierte, in träge Gleichgültigkeit aus, und Melancholie trübt die Stunden, die dem freundschaftlichen Umgange gewidmet waren. Von solchen Gedanken wird er gemartert, bis seine Auflösung herannahet; und sogar auf dem Sterbebette erblickt er in der aufmerksamen Pflege dessen, den er für seinen Sohn erkennen muß, nichts als die Verpflegung eines Menschen, der mit Ungeduld den Augenblick erwartet, wo er ihm die Augen zudrücken kann, um seine Koffer zu durchwühlen.

Hat eine Ehefrau mit ihrem Bedienten einen verbotnen Umgang, so sind die Früchte einer solchen Verbindung nicht die Kinder ihres Ehemannes; hätte hingegen die Schwester eines Mannes einen solchen Liebhaber, so würden ihre Kinder, ungeachtet der niedrigen Herkunft ihres Vaters, alle Ansprüche auf die Gunst und den Schutz ihres Onkels machen dürfen. Würde dies System eingeführt, und die Art der Erbfolge verändert: so könnte jeder gewiß seyn, daß sein Nahme und Vermögen von denen geerbt würs

wohnen sie wahrlich nicht der Sprachwissenschaft. Denn wenn man diese Sprache für sich betrachtet, so ist sie ein Ganzes, ein Abgeschlossenes. Man hat daher Recht, wenn man sie, wie es geschehen ist, mit einem Krystall vergleicht, der, wenn er einmal vollendet ist, nicht mehr wächst, sondern nur noch Verwitterung ausgesetzt ist.

Die verschiedenen Sprachen verhalten sich zu einander wie die Pflanzen- und Thierarten. Wie diese, so sind auch jene in ihrer Entwickelung verschieden. Einige haben es nicht über die Stufe der Monade hinaus gebracht, wie z. B. die Sprache der Botokuden, andere sind Dualismus geblieben, wie z. B. die Sprache der Chinesen, andere haben es bis zu einer Art Trinität gebracht, wie z. B. die Sprache der Semiten, andere sind Polytheismus geworden, wie z. B. die Sprache der Griechen, Römer, Germanen, Slavonen und Indier, andere haben es bis zu einer Art Pantheismus gebracht, wie z. B. die Sprache der Aegyptier, andere sind Pantheismus geworden, wie z. B. die Sprache der Mexicaner, andere sind Monotheismus geworden, wie z. B. die Sprache der Hebräer, andere sind Monotheismus geworden und haben sich wieder zum Polytheismus zurückgebildet, wie z. B. die Sprache der Araber, andere sind Monotheismus geworden und haben sich wieder zum Pantheismus zurückgebildet, wie z. B. die Sprache der Perser, andere sind Monotheismus geworden und haben sich wieder zum Dualismus zurückgebildet, wie z. B. die Sprache der Türken, andere sind Monotheismus geworden und haben sich wieder zum Polytheismus zurückgebildet, wie z. B. die Sprache der Neugriechen, andere sind Monotheismus geworden und haben sich wieder zum Pantheismus zurückgebildet, wie z. B. die Sprache der Neupersischen, andere sind Monotheismus geworden und haben sich wieder zum Dualismus zurückgebildet, wie z. B. die Sprache der Osmanen, andere sind Monotheismus geworden und haben sich wieder zum Polytheismus zurückgebildet, wie z. B. die Sprache der Neuindier, andere sind Monotheismus geworden und haben sich wieder zum Pantheismus zurückgebildet, wie z. B. die Sprache der Neuägyptier, andere sind Monotheismus geworden und haben sich wieder zum Dualismus zurückgebildet, wie z. B. die Sprache der Neumexicaner, andere sind Monotheismus geworden und haben sich wieder zum Polytheismus zurückgebildet, wie z. B. die Sprache der Neuhebräer, andere sind Monotheismus geworden und haben sich wieder zum Pantheismus zurückgebildet, wie z. B. die Sprache der Neuarabier, andere sind Monotheismus geworden und haben sich wieder zum Dualismus zurückgebildet, wie z. B. die Sprache der Neupersischen, andere sind Monotheismus geworden und haben sich wieder zum Polytheismus zurückgebildet, wie z. B. die Sprache der Neutürken, andere sind Monotheismus geworden und haben sich wieder zum Pantheismus zurückgebildet, wie z. B. die Sprache der Neugriechen, andere sind Monotheismus geworden und haben sich wieder zum Dualismus zurückgebildet, wie z. B. die Sprache der Neuindier, andere sind Monotheismus geworden und haben sich wieder zum Polytheismus zurückgebildet, wie z. B. die Sprache der Neuägyptier, andere sind Monotheismus geworden und haben sich wieder zum Pantheismus zurückgebildet, wie z. B. die Sprache der Neumexicaner, andere sind Monotheismus geworden und haben sich wieder zum Dualismus zurückgebildet, wie z. B. die Sprache der Neuhebräer, andere sind Monotheismus geworden und haben sich wieder zum Polytheismus zurückgebildet, wie z. B. die Sprache der Neuarabier, andere sind Monotheismus geworden und haben sich wieder zum Pantheismus zurückgebildet, wie z. B. die Sprache der Neupersischen, andere sind Monotheismus geworden und haben sich wieder zum Dualismus zurückgebildet, wie z. B. die Sprache der Neutürken, andere sind Monotheismus geworden und haben sich wieder zum Polytheismus zurückgebildet, wie z. B. die Sprache der Neugriechen, andere sind Monotheismus geworden und haben sich wieder zum Pantheismus zurückgebildet, wie z. B. die Sprache der Neuindier, andere sind Monotheismus geworden und haben sich wieder zum Dualismus zurückgebildet, wie z. B. die Sprache der Neuägyptier, andere sind Monotheismus geworden und haben sich wieder zum Polytheismus zurückgebildet, wie z. B. die Sprache der Neumexicaner, andere sind Monotheismus geworden und haben sich wieder zum Pantheismus zurückgebildet, wie z. B. die Sprache der Neuhebräer, andere sind Monotheismus geworden und haben sich wieder zum Dualismus zurückgebildet, wie z. B. die Sprache der Neuarabier, andere sind Monotheismus geworden und haben sich wieder zum Polytheismus zurückgebildet, wie z. B. die Sprache der Neupersischen, andere sind Monotheismus geworden und haben sich wieder zum Pantheismus zurückgebildet, wie z. B. die Sprache der Neutürken, andere sind Monotheismus geworden und haben sich wieder zum Dualismus zurückgebildet, wie z. B. die Sprache der Neugriech

Wenn auch das weibliche Geschlecht nicht fürs Schlachtfeld, für den Senat oder für den Richterstuhl bestimmt ist: so lasse man doch dasselbe einen solchen Unterricht genießen, daß es für die Erziehung des künftigen Generals, Politikers und Gesetzgebers sorgen kann; denn eben der Grund, der allen Anspruch des Kindes auf den Nahmen und das Vermögen des Vaters ungültig macht, spricht auch den Vater, das Kind zu erziehen und zu ernähren, frey. Die Sorge und Aufsicht des Kindes muß daher gänzlich und ausschließend der Mutter überlassen werden. Ihrer Seele müßten also solche Grundsätze eingeprägt seyn, welche sie lehren könnten, in jeder schwierigen Lage die gehörige Entschlossenheit zu zeigen. Sie müßte in allen Umständen ihres Lebens unabhängig und selbstthätig seyn. Welch eine herrliche Veränderung würde dies System in den Sitten des weiblichen Geschlechts hervorbringen! Die Weiber würden nicht mehr jene unbedeutende Geschöpfe seyn, die ihre Zeit mit den unwichtigsten Beschäftigungen hinbringen, und ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Erwerbung der oberflächlichsten Vollkommenheiten richten: sondern sie würden einen entschloßnern, und wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, einen männlichern Karakter annehmen.

Kann noch Jemand leugnen, daß die Mutter ganz dazu gemacht ist, für die Erziehung ihrer

Kin-

Richter in England. Nachdem Richter in England das Recht, Recht zu sprechen, ausschließlich für sich in Anspruch genommen hatten, wurde ihnen die Entscheidung darüber zuteil, was Recht sei. Sie entwickelten das Recht, indem sie es anwendeten, und sie fortentwickelten das gefundene Recht, indem sie es anwendeten. Sie schufen das Recht, indem sie es fanden. Sie fanden das Recht, indem sie es schufen. Sie sprachen das Recht, indem sie es setzten. Sie setzten das Recht, indem sie es sprachen. Sie sprachen das Recht, indem sie es verkündeten. Sie verkündeten das Recht, indem sie es sprachen. Sie sprachen das Recht, indem sie es entdeckten. Sie entdeckten das Recht, indem sie es sprachen. Sie sprachen das Recht, indem sie es erfanden. Sie erfanden das Recht, indem sie es sprachen. Sie sprachen das Recht, indem sie es erkannten. Sie erkannten das Recht, indem sie es sprachen. Sie sprachen das Recht, indem sie es bekannten. Sie bekannten das Recht, indem sie es sprachen. Sie sprachen das Recht, indem sie es anerkannten. Sie anerkannten das Recht, indem sie es sprachen. Sie sprachen das Recht, indem sie es bestätigten. Sie bestätigten das Recht, indem sie es sprachen. Sie sprachen das Recht, indem sie es bestimmten. Sie bestimm

die Nahmen derjenigen von seinen Onkeln nennen, derer in der Geschichte gedacht wird, und vom Enthusiasmus eines nützlichen Familienstolzes glühend, würde sie ihn zur Nachahmung ihrer Tugenden aufmuntern.

Das Frauenzimmer würde, wie die Damen in den Ritterzeiten, aus deren schönen Hand der siegende Streiter den Lobeerkranz des Sieges erhielt, die vorzüglichste Aufmunterung zu verdienstlichen Thaten und heroischer Tapferkeit seyn. Die Mutter würde bey dem Andenken an einen furchtsamen Sohn erröthen, und der Feige würde einem braven Mädchen kein freundliches Lächeln entlocken; und fände ein Liebhaber oder Sohn auf dem Schlachtfelde seinen Tod: so würde die erste Frage seyn, welche die Geliebte und die Mutter mit spartanischer Entschlossenheit an seine Waffenbrüder thun würde: „Starb er an einer ehrenvollen Wunde?"

Wären der Karakter und die Beschäftigungen des weiblichen Geschlechts von dieser Beschaffenheit: so würde zugleich dem Genie und den Talenten des männlichen Geschlechts ein größeres Feld offen stehen. Der kluge Bacon bemerkt, daß die größten Männer nicht verehlicht gewesen sind. Die drey ersten jetzigen Staatsmänner in England sind unverheyrathet, Lord Thurlow, der berühmte Pitt und sein Gegner Fox. Welch eine große Reihe von Filosofen,

Adam; Gottheiten und dienende Geister vom Lie-
ben Gott Engeln, Schutzengeln, Teufeln, Hexen,
Hexl, die von der Hexe bis zum Hexlmann,
Hexlmeister, Hexlbischof, Hexlpapst, Hexlkaiser,
Hexlkönige kommt. Und wie sie alle heißen mögen,
die Hexlmeister, Hexlbischöfe, Hexlpäpste, Hexl-
kaiser und Hexlkönige mit einander, und wie sie
alle heißen mögen, die Hexlmeister, Hexlbischöfe,
Hexlpäpste, Hexlkaiser und Hexlkönige in der
Luft Spectes umherfliegen werden! Und wenn
sie alle heißen mögen, die Hexlmeister, Hexlbischöfe,
Hexlpäpste, Hexlkaiser, Hexlkönige Spectes und
Hexlkönige Spectes heißen, wenn sie nicht getauft
sind, und wenn sie alle heißen mögen, die Hexl-
meister, Hexlbischöfe, Hexlpäpste, Hexlkaiser, Hexl-
könige Spectes und Hexlkönige Spectes, die nicht
getauft sind, mit einander beisammen, wie Hexen
mit einander beisammen sind, und wenn sie alle
heißen mögen, die Hexlmeister, Hexlbischöfe, Hexl-
päpste, Hexlkaiser, Hexlkönige Spectes und Hexl-
könige Spectes, die nicht getauft sind, mit einander
beisammen, wie Hexen mit einander beisammen sind,
und wenn sie alle heißen mögen, die Hexlmeister,
Hexlbischöfe, Hexlpäpste, Hexlkaiser, Hexlkönige
Spectes und Hexlkönige Spectes, die nicht getauft
sind, mit einander beisammen, wie Hexen mit

welcher Verzweiflung jede Schlacht gefochten werden!

In dem Jahre 1792, als die österreichischen und preußischen Armeen sich gegen die Revolution in Frankreich vereinigten, eilte jede patriotische unverehlichte Mannsperson zu der Fahne der neuen Republik, und ganze Dörfer wurden von allen männlichen Einwohnern entvölkert; und nur die blieben zurück, die durch körperliche Schwäche und durch die Sorge für eine Familie verhindert wurden, ihrem Vaterlande beyzustehen. Damit die römischkatholischen Priester ihre ganze Aufmerksamkeit auf das Interesse der Kirche richten möchten, verbot ihnen die Politik des vatikanischen Hofes zu heyrathen; und es nimmt Niemand gern eine verheyrathete Person zum Bedienten oder zur Haushälterin in sein Haus. Sind Leute besonders glücklich, so sind sie es durch die Liebe. Für zwey Leute, die sich beyde eines in des andern Armen glücklich fühlen, muß das Leben ein wahres Elysium seyn. Warum soll sie aber die Ehe an einen Ort binden, dessen Reize gleich dem Garten Edens verschwinden, und sie als die Leibeignen (glebae adscriptos) einer Einöde zurücklassen können? Liebe ohne Ehe muß eben das Glück gewähren, was Liebe und Ehe vereinigt vermögen; aber Ehe ohne Liebe muß ein gleichgültiger oder kummervoller Zustand seyn. Der neuvermählte Liebhaber kann mit einem hungs

Leipziger Zeitung vorgelesen worden. Indeß ist der ganze Artikel augenscheinlich nur dazu da, damit man eine anständige Form hat, um die Anklagen der Leipziger Zeitung zurückzuweisen. Es ist nicht wahr, daß der Herzog von Nassau sich in Ems aufhalte, und es ist nicht wahr, daß er sich in Ems aufgehalten hat. Er hat sich nie in Ems aufgehalten, und wird sich auch nie in Ems aufhalten. Er ist nicht in Ems, und wird nicht in Ems sein. Der Herzog von Nassau hat sich, seitdem er regiert, nie in Ems aufgehalten, und wird sich nie in Ems aufhalten.

Es hat sich neuerdings Ems so sehr seines guten Rufes angenommen, daß man sich veranlaßt sieht, diese Stelle aus einem Briefe aus Ems zu citiren, der in der Leipziger Zeitung vom 1. Juli steht. Es heißt darin: „Ich kann Ihnen versichern, daß Ems sich in diesem Jahre einer ganz besonders lebhaften Frequenz erfreut, und daß es mir unbegreiflich ist, wie man in Leipzig so albern sein kann, zu glauben, daß Ems Mangel an Gesellschaft habe. Ich bin, wie Sie wissen, kein Freund von Gesellschaften, aber ich kann Ihnen versichern, daß ich in Ems mehr Gesellschaft habe, als mir lieb ist. Ich habe hier Gesellschaft aus Frankreich, aus Belgien, aus Holland, aus England, aus Rußland, aus Polen, aus Deutschland, aus Italien, aus Spanien, aus Portugal, aus Amerika, aus der Türkei, aus Griechenland, aus Afrika, aus Asien, aus Australien, aus Neuholland, aus Neuseeland, aus Otaheiti, aus Neuguinea, aus Neuschottland, aus Neuschweden, aus Neuholstein, aus Neuoldenburg, aus Neuschwarzburg, aus Neuschwarzenberg, aus Neuschwarzwald, aus Neuschwarzkopf, aus Neuschwarzbrod, aus Neuschwarzbier, aus Neuschwarzwasser, aus Neuschwarzsauer, aus Neuschwarzbeerwein, aus Neuschwarzbeerbranntwein, aus Neuschwarzbeerbranntweinbrennerei, aus Neuschwarzbeerbranntweinbrennereiarbeiter, aus Neuschwarzbeerbranntweinbrennereiarbeiterfrau, aus Neuschwarzbeerbranntweinbrennereiarbeiterfrauenzimmer, aus Neuschwarzbeerbranntweinbrennereiarbeiterfrauenzimmerkammerdiener, aus Neuschwarzbeerbranntweinbrennereiarbeiterfrauenzimmerkammerdienerjungen, aus Neuschwarzbeerbranntweinbrennereiarbeiterfrauenzimmerkammerdienerjungenhund, aus Neuschwarzbeerbranntweinbrennereiarbeiterfrauenzimmerkammerdienerjungenhundehütte, aus Neuschwarzbeerbranntweinbrennereiarbeiterfrauenzimmerkammerdienerjungenhundehüttenthür, aus Neuschwarzbeerbranntweinbrennereiarbeiterfrauenzimmerkammerdienerjungenhundehüttenthürschloß, aus Neuschwarzbeerbranntweinbrennereiarbeiterfrauenzimmerkammerdienerjungenhundehüttenthürschloßschlüssel, aus Neuschwarzbeerbranntweinbrennereiarbeiterfrauenzimmerkammerdienerjungenhundehüttenthürschloßschlüsselloch

ſchen einem deſpotiſchen Throne über einem kriechenden und zitternden Haufen von unterjochten Sklaven vorziehen? Und welchem Mann von edlen Empfindungen würde nicht die Liebe der geiſtreichen und gebildeten Eloiſe beſſer gefallen, als der leidende Gehorſam, den Sarah ihrem Herrn und Gebieter Abraham bewies?

Die Verfaſſerin *) der Rechte der Weiber ſchlägt die Stiftung öffentlicher Schulen vor, wo die Jugend beyder Geſchlechter zuſammen erzogen werden könnte. So lange die gegenwärtige Einrichtung, die Ehe und die Begriffe von Keuſchheit dauern, würde dies Projekt unmöglich ſeyn, weil das Frauenzimmer beſtändig der Gefahr ausgeſetzt ſeyn würde verführt zu werden. Führte man aber das anempfohlne Syſtem ein, ſo könnte nichts ſo reich an glücklichen Folgen ſeyn, als eine ſolche Stiftung. Von einer Verbindung zweyer einander fremden Perſonen kann man ſich nicht die Dauer verſprechen, als wenn ſie zwiſchen einem Paar geſchloſſen wird, das vorher jede Gelegenheit hatte, einer des andern Karakter kennen zu lernen. Würde nicht Freundſchaft, Gewohnheit und die ſüße Rückerinnerung jeder Begebenheit, die ihnen in den Tagen der Kindheit und Unſchuld begegnete, dazu beytragen? Sind nicht die Freundſchaften, wovon der Grund ſchon

*) Die Frau Wolſtonkraft.

schon in der Schule gelegt wird, wegen ihrer beständigen Dauer die merkwürdigsten?

Dies sind die Vortheile, welche das hier untersuchte System der Galanterie und Erbfolge vor dem europäischen System der Ehe zum Vorzug hat. O ihr, die ihr euch wohlwollender Empfindungen rühmt, die ihr vom Menschengefühle belebt den gefangenen Afrikaner befreyen, und auf Sierra Leona die weiße Fahne der Freyheit wollt wehen lassen, ihr braucht euch nicht so weit aus der kultivierten Welt zu entfernen, um Gegenstände eures Mitleids zu suchen. Macht ihr Anspruch auf den Nahmen Menschenfreunde, so zieht den Schleyer des Vorurtheils und Aberglaubens von euren Augen weg; befreyet eure Schwestern, entlaßt eure Weiber eines drückenden Jochs, und befördert mit allem euren Einflusse ein System, das den Beyfall der Politiker verdient, weil es für die Bevölkerung vortheilhafter seyn würde; das auf die Begünstigung des Aristokraten Anspruch macht, weil es dem Adel eine zuverläßige und unbezweifelte ächte Geburt sichern würde, und das die Unterstützung des Patrioten erwartet, weil es Freyheit und Glückseligkeit des Menschengeschlechts verbreiten würde.

III.

Vergleichung der alten Teutschen mit den Neuern und Ursachen ihres Unterschieds. *)

Vor zwey tausend Jahren lebte ein treuherziges, a) biedres und tapfres Volk, b) das seine Vorzüge nicht in äußerlichen Prunk setzte, c) und keinen luxus kannte. Seine weichlichen Gränznachbaren, die von ihm überwundenen und in Schrecken gesetzten Gallier, belegten diese ihre Sieger mit dem Nahmen der Germanen oder Kriegsmänner: d) wir nennen sie die alten Teutschen.

Diese

*) Aus einer zum Drucke fertig liegenden Schrift, die den grosen Einfluß des weiblichen Geschlechts auf die erste und wichtigste Erziehung der Kinder, und überhaupt auf Menschenglück zum Gegenstande hat, und den Titel führt: Auguste, oder die Würde des weiblichen Geschlechts.

a) Gens non astuta nec callida aperit adhuc secreta pectoris. *Tacitus* de moribus Germanorum. Cap. 22.

b) Quae gens summam habet justitiae et bellicae laudis opinionem. *Caesar* de bello Gallico VI. 24.

c) Nulla cultus jactatio. *Tacit.* de mor. Germ. Cap. 6.

d) Von dem alten Gallischen jetzt Französischen Worte: guerre, Krieg. Ceterum Germaniae vocabulum recens

et

Dieſe alten Teutſchen begnügten ſich an einfachen und ungekünſtelten Speiſen; e) und bey dieſer Koſt wuchſen auch ihre Kinder heran. Spät entwickelte ſich daher bey ihnen der Geſchlechtstrieb; keine frühzeitigen Ausſchweifungen erſchöpften ihre Jugendkraft; ungeſtöhrt konnte mithin die Natur die völlige Ausbildung des Körpers vollenden. f) Daher gelangten die teutſchen Jünglinge zu dem feſten Gliederbau g) und zu der majeſtätiſchen Größe, h) und die Mädchen zu dem

et nuper additum: quoniam qui primi Rhenum transgreſſi Gallos expulerint, nunc Tungri, nunc Germani vocati ſunt, ita nationis nomen, non gentis evaluiſſe paulatim, ut omnes, *primum a victore ob metum*, mox a ſe ipſis invento nomine, Germani vocarentur. *Tacit.* de mor. Germ. Cap. 2.

e) Cibi ſimplices, agreſtia poma, recens fera, aut lac concretum. Sine apparatu, ſine blandimentis expellunt famem. Tacit. de mor. Germ. 23. Major pars victus eorum lacte et caſeo et carne conſiſtit. *Caeſar.* de bello Gallic. VI. 22.

f) Sera juvenum Venus, eoque inexhauſta pubertas. *Tac.* de mor. Germ. 20.

g) Duriora genti corpora, ſtricti artus. *Tacit.* de mor. Ger. 30. In omni domo nudi ac ſordidi, in hos artus, in hoc corpora quae miramur, excreſcunt. *Tacit.* ibid. 20.

h) Germaniam rerum natura decoravit altiſſimorum hominum exercitibus. *Columella.* III. 8. Immenſis corporibus (Germani.) Tacit. Hiſtor. V. 18. *Caeſar.* de bello Gall. I. 39.

schlanken Wuchs und der blendenden Schönheit, die die Römer an ihnen bewunderten. i)

Reich waren sie nicht, aber zufrieden mit dem was sie hatten; k) und bey aller ihrer Armuth war ihnen die Pflicht der Gastfreundschaft heilig. Jeder Gast, weswegen und woher er auch immer kommen mochte, war ihnen willkommen; jedes Haus stand ihm offen, und was das Haus vermochte, war zu seinen Diensten; heilig war seine Person, niemand durfte ihn beleidigen. l) Ihr gegebenes Wort, ihr Handschlag war ihnen heiliger als andern Völkern ein Eyd. m) Von Zins und

i) Vid. *Cluverii* Germania.

k) Nuncque in eadem inopia, egestate, patientia Germani permanent. Caesar. de b. G. VI. 24.

l) Quemcunque mortalium arcere tecto nefas habetur. Pro fortuna quisque apparatis epulis excipit. — Notum ignotumque quantum ad jus hospitii, nemo discernit. *Tacit.* de mor. Germ. 21. Hospites violare fas non putant: qui quaque de causa ad eos venerunt, ab injuria prohibent sanctosque habent; iis omnium domus patent, victusque communicatur. *Caesar*, de bell. Gallic. VI. 23.

m) Diese Gewissenhaftigkeit erstreckte sich sogar auch auf ihre Hazard-Spiele. Wenn ein Teutscher seine Freyheit verspielt hatte, so ließ er sich freywillig von dem, der sie ihm abgewonnen hatte, zum Sklaven machen, und der Jüngere und Stärkere, der sich leicht in

und Wucher wußten ſie nichts; n) Falſchheit und Ränke waren ihnen unbekannt; Redlichkeit war ihr Hauptzug.

Kein Volk, riefen einſt im Gefühl ihrer Würde die teutſchen Geſandten Verritus und Maloriges im Theater zu Rom aus, kein Volk kömmt an Tapferkeit und Treue über die Germanen! o) Und eben dieſe Treuherzigkeit, eben dieſe Geradheit war es, die ihnen die Achtung der Römer erwarb, eine Achtung, womit dieſes ſtolze, über Könige gebietende Volk nichts weniger als freygebig war. Mit Vergnügen räumten ſie den teutſchen Geſandten den vornehmſten Platz bey ihren Schauſpielen ein; p) nur Teutſche waren die Leibwache, der ſich die römiſchen Imperatoren anvertrauten, denn ſie hatten ihre Treue durch viele Proben unerſchütterlich gefunden. q)

in Freyheit ſetzen konnte, ließ ſich binden und verkaufen. Das nannten ſie Wort halten. (ipſi fidem vocant) *Tacit.* de mor. Germ. 24.

n) Foenus agitare et in uſuras extendere ignotum. Ibid. de mor. G. 26.

o) *Tacit.* Annal. XIII. 54.

p) Claudius Germanorum legatis in Orcheſtra ſedere permiſit, ſimplicitate eorum et fiducia motus. *Suetonius* in Claudio. Cap. 25.

q) Germanorum cohortem, a Caeſaribus olim ad cuſtodiam corporis inſtitutam, multisque experimentis fideliſſimam. *Suetonius* in Galba. Cap. 12. et 20.

Die ganze damals bekannte Welt hatten die Römer ihrer Herrschsucht unterworfen; nur Teutschland nicht. — Vor keinem Feinde hatten noch die kriegerischen Römer gezittert; nun zagten Cäsars sieggewohnte Legionen im Lager bey Besançon, als Cäsar sie gegen die Teutschen führen wollte. r) Einige Offiziere baten unter allerley Vorwande, daß Cäsar sie entlassen möchte; andere sahen sich zwar Ehren halber genöthiget zu bleiben, um sich nicht dem Verdachte der Feigheit auszusetzen; aber der Kummer saß ihnen auf dem Gesichte; zuweilen konnten sie sich der Thränen nicht enthalten; in ihren Zelten verborgen, beklagten sie entweder ihr Schicksal, oder jammerten mit ihren Verwandten über die gemeinschaftliche Gefahr, und im ganzen Lager wurden Testamente gemacht. f)

Auch

r) Dum (Caesar) paucos dies ad Vesontionem rei frumentariae commeatusque causa moratur — tantus subito timor totum exercitum occupavit, ut non mediocriter omnium mentes animosque perturbaret. *Caesar* de bello Gallico. I. 39.

f) Quorum alius, alia causa illata, quam sibi ad proficiscendum necessarium esse diceret, petebat, ut ejus (Caesaris) voluntate discedere liceret: nonnulli pudore adducti, ut timoris suspicionem vitarent, remanebant. Hi neque vultum fingere, neque interdum lacrimas tenere poterant; abditi in tabernaculis aut suum fatum querebantur, aut cum familiaribus suis commune periculum

Auch empfanden die Römer während der zweyhundert und zehn Jahre, da sie mit den Teutschen kämpften, schwer genug, daß sie es mit Germanen zu thun hatten. Fünf große Armeen zur Zeit des Römischen Freystaats, und drey Legionen, oder dreyßig tausend Mann unter dem Kaiser August, mit so manchem tapfern Anführer, waren unter dem Schwerdte der Teutschen gefallen, t) und ihre glücklichsten Schlachten hatten die Römer allezeit theuer genug erkaufen müssen. u) Die Römische Eitelkeit hielt zwar Triumfe über die Teutschen, aber ohne sie überwunden zu haben; v) ja der Gedanke, Ueberwinder der Teutschen zu seyn, war den Römern so schmeichelhaft, daß der Kaiser Domizian sogar Leute er-

culum miserabantur: *vulgo totis castris testamenta obsignabantur. Caesar.* l. c.

t) At Germani, Carbone et Cassio, et Scauro Aurelio, et Servilio Cepione, M. quoque Mantio fusis vel captis, quinque simul consulares exercitus Populo Romano, Varum tresque cum eo legiones etiam Caesari abstulerant. *Tacitus* de mor. Germ. 37.

u) Nec impune C. Marius in Italia, divus Julius in Gallia, Drusus ac Nero et Germanicus in suis eos sedibus perculerant. *Tacitus* ibid.

v) Bellumque (in Cheruscos, Cattos et Angrivarios) quia conficere prohibitum erat, pro confecto accipiebatur. Tacit. Annal. II. 41. *Triumphati magis quam victi sunt. Tacit.* de mor. Germ. 37.

kaufte, die sich in teutsche Gefangene umkleiden und in seinem lächerlichen teutschen Triumfe zur Schau aufführen lassen mußten. w) Hätte diese einzige unüberwindliche Nazion nicht die Unthätigkeit x) und den Trunk y) zu sehr geliebt, so würde es schwer seyn, eine Schattenseite an ihnen zu finden.

Das Vorurtheil, daß einen Krieger die Arbeit schände, z) das Spielen und Zechen lernten die teutschen Jünglinge ohnstreitig von ihren Vätern; auch mochten sie in der Schule ihrer Väter lernen, wie sie die Keule führen, den Wurfspieß schleudern und ein Roß tummeln mußten. Würden sie aber wohl die Beschwerden des Kriegs haben ausdauern können, wenn sie von ihren Müttern verzärtelt worden wären? Wer erzog sie so genügsam, so uneigennützig, so freygebig, so gutmüthig und bieder? Etwa auch ihre Väter, die doch weiter nichts thaten, als daß sie kriegten, jagten, zechten oder schliefen? a) — Es lohnt sich wohl der Mühe, ihre Mütter näher kennen zu lernen.

Bey

w) *Tacit.* in vita Agricolae Cap. 39.

x) *Tacit.* de mor. Germ. Cap. 4. 14. 15. 17. 24.

y) *Tacit.* ibid 22. 23.

z) Pigrum quin imo et iners videtur, sudore acquirere, quod possis sanguine parare. *Tacit.* ibid. 14.

a) Quoties bella non ineunt, multum venatibus, plus per

Bey der einfachſten Koſt wuchs, wie ihr Bruder, das blauaugigte teutſche Mädchen heran, und ward mit zunehmenden Jahren die Gehülfin ihrer häuslichen Mutter. b) Etliche geringelte Locken in ihrem blonden Haare, c) und ein leinenes rothgeſtreiftes Gewand war ihr ganzer Putz, ihre ganze Eitelkeit. d) Keine Leckerbiſſen erhöhten die Reizbarkeit ihrer Nerven; keine müſſige Schmauſereyen gaben der empfänglichen weiblichen Einbildungskraft Spielraum; keine Schauſpiele voller Liebeshändel fachten den Geſchlechtstrieb zu früh an; e) ſie hörte keine ſchlüpfrige Theater-Moral,

per otium tranſigunt, dediti ſomno ciboque. *Tacit.* de mor. Germ. 15. Totos dies juxta focum atque ignem agunt. *Tacit.* ibid. 17.

b) Delegata domus et agrorum cura feminis. *Tacit.* de mor. G. 15. Cetera domus officia uxor ac liberi exſequuntur. *ibid.* 25.

c) Caerula quis ſtupuit Germani lumina, flavam
Caeſariem madido torquentem cornua cirro?
Nempe quod haec illis natura eſt omnibus una.
Iuvenalis Satyra VIII. verſ. 164 — 166. Crinibus in nodum tortis venere Sicambri. *Martialis* ſpectaculorum liber. Epigramma 3.

d) Nec alius feminis quam viris habitus, niſi quod feminae ſaepius lineis amictibus velantur, eosque purpura variant. *Tacit.* de mor. Germ. 17.

e) Ergo ſepta pudicitia agunt, nullis ſpectaculorum illecebris, nullis conviviorum irritationibus corruptae. *Tacit.* de mor. Germ. 19.

die über Laſter ſcherzte, f) oder ſie mit blendenden Farben mahlte, und die Unſchuld lächerlich machte; kein Jüngling ſuchte ſie durch Schmeicheleyen zu verführen; denn wie hätte der ehrliche Teutſche ſchmeicheln können? — Galanterie und Verführungen waren nicht Ton; g) äuſſerſt ſchändlich war es vielmehr dem teutſchen Jünglinge, unter dem zwanzigſten Jahre mit dem weiblichen Geſchlechte Umgang zu haben. h) Ganz in ſeiner ruhigen Unſchuld blühte das teutſche Mädchen auf, wie eine Blume, die kein Wurm ſtach, kein ſchädlicher Thau vergiftete; und ſo hatte Teutſchland die ſchönſten Mädchen, deren majeſtätiſchen Wuchs, deren blendende Weiſſe der Haut, deren blonde ſeidne Haare Römer und Griechen bewunderten; und dann erſt, wenn es hohe Zeit war, gab man das ſchlanke rüſtige Mädchen dem großen nervigten Manne zur Gattin. i)

Jetzt ward ſie Mutter von Kindern, die, wie ihre Eltern, von Geſundheit ſtrotzten. k) Kei

f) Nemo illic vitia ridet. *Tacit.* de mor. Germ. 19.

g) Nec corrumpere et corrumpi ſaeculum vocatur. *Tacit.* de mor. Germ. 19.

h) *Caeſar* de bello Gallico. VI. 21.

i) Nec virgines feſtinantur: eadem juventa, ſimilis proceritas. *Tacit.* de mor. Germ. 20.

k) Pares validique miſcentur, ac robora parentum liberi referunt. *Tacit.* ibid.

Keiner leichtfertigen Amme, keiner unachtſamen Wärterin vertraute ſie dieſe Pfänder ihrer Liebe. Sie ſelbſt ſäugte ſie an ihrer Bruſt; ſie ſelbſt war ihre Aufſeherin; ſie ſelbſt war ihre Pflegerin, l) und das wachſame Mutter-Auge verhütete jede Verkrüppelung. Genügſam, wie ſie ſelbſt gewöhnt war, gewöhnte ſie auch ihre Kinder. Da war kein Unterſchied zwiſchen Koſt und Pflege der Kinder des Herrn oder des Knechts. m) In dem Kreiſe und einſt auch mit Hülfe dieſer Kinder, beſorgte die teutſche Frau, während ihr Mann jagte oder am Heerde ſchlummerte, den Ackerbau und die häuslichen Geſchäfte; n) im Kriege aber zog ſie ihm mit ihren Kindern nach. Gieng er ins Treffen, ſo bat ſie ihn mit Thränen, die teutſche Freyheit zu verfechten, und ſah dann aus der Wagenburg ſeiner Tapferkeit zu. o) Waren ſeine Kräfte

l) Sua quemque mater uberibus alit, nec ancillis ac nutricibus delegantur. *Tacit.* ibid.

m) Dominum ac ſervum nullis educationis deliciis dignoſcas. *Tacit* de mor. Germ. 20.

n) Delegata domus et penatium et agrorum cura feminis. Idem 15. Cetera domus officia uxor ac liberi exſequuntur. Idem 25.

o) Omnem aciem ſuam (Germani) rhedis et carris circumdederant: — eo mulieres impoſuerant, quae in praelium proficiſcentes milites paſſis manibus flentes implorabant, ne ſe in ſervitutem Romanis traderent.

Cae-

te erschöpft, so labte sie ihn; war sein Muth gesunken, so richtete sie ihn wieder auf; p) war er verwundet, so sog sie liebevoll das Blut aus seiner Wunde und heilte sie. q) Ihr Kuß, ihr Lob, ihre zärtliche Pflege war seine Belohnung, wenn er als Sieger zurückkam. Der eigentliche Sporn der teutschen Tapferkeit waren — die teutschen Weiber. r)

Auch hatten unsere guten Alten die größte Achtung für dieses Geschlecht; sie glaubten, daß etwas Heiliges und Vorsichtiges in ihnen wohnen müsse; sie fragten sie um ihr Gutachten, und verachteten ihren Rath nicht. s) Eine natürliche Folge

Caesar de bello Gallic. I. 51. Unde feminarum ululatus audiri, unde vagitus infantum. Hi cuique sanctissimi testes, hi maximi laudatores. *Tacit.* de mor. Germ. 7.

p) Cibos et hortamina pugnantibus gestant. *Tacit.* ibid. 7.

q) Ad matres ad conjuges vulnera ferunt: nec illae numerare aut exsugere plagas pavent. Ibid.

r) Memoriae proditur, quasdam acies inclinatas jam et labantes a feminis restitutas, constantia precum et objectu pectorum, et monstrata cominus captivitate, quam longe impatientius feminarum suarum nomine timent. *Tacit.* de mor. G. 8. Hocque praecipuum fortitudinis incitamentum est. Idem 7.

s) Inesse quin etiam sanctum aliquid et providum putant:

Folge war es, daß unter ſolchen Gatten die ſtrengſte Keuſchheit herrſchte. Ein Ehebruch war daher eine Seltenheit, zugleich aber auch ein unverzeyhliches Verbrechen. t)

Solchen Müttern konnte es nun wohl nicht fehlen, eine Nazion zu ziehen, die bey der unumſchränkteſten Freyheit u) ſich in Schranken zu halten wußte, nnd bey welcher die guten Sitten mehr Gewicht hatten, als bey andern Völkern die beſten Geſetze; v) und ſo lange die Teutſchen ſolche Mütter hatten, behauptete ſich die teutſche Redlichkeit.

Noch lange hernach, als die Nahmen der Tenkterer, der Katten, der Brukterer, der Chauzer, der Cherusker, der Chamaven, und wie die teutſchen Völkerſchaften alle hießen, erloſchen waren,

tant: nec aut conſilia earum aſpernantur, aut reſponſa negligunt. *Tacit.* de mor. Germ. 8.

t) Severa illic matrimonia. Nec ullam morum partem magis laudaveris. *Tacit.* de mor. Germ. 18. Pauciſſima in tam numeroſa gente adulteria — publicatae pudicitiae nulla venia. *Tacit.* ibid. 19.

u) Nec regibus infinita aut libera poteſtas, et duces exemplo potius quam imperio praeſunt. *Tacit.* de mor. G. 7. Rex vel princeps audiuntur auctoritate ſuadendi magis quam jubendi poteſtate. *Tacit.* ibid. 11.

v) Plusque ibi boni mores valent, quam alibi bonae leges. *Tacit.* ibid. 19.

ren, gab der Athener Chalkondyles in seiner Beschreibung der Völker den Teutschen in Ansehung ihrer Sitten ein sehr ehrenvolles Zeugniß. Ich kenne, sagt er von ihnen, kein Volk, dessen Sitten reiner sind, die, wenn sie zusammen hielten, unüberwindlich seyn würden. Auch Machiavelli, der zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts schrieb, versichert, daß die Teutschen noch zu seiner Zeit genügsam, mithin glücklich lebten. Um reich zu seyn, erzählt er, leben sie wie Arme; sie bauen nicht, sie machen keinen Prunk, weder in Kleidern, noch in Geräthschaften. Satt Brod, satt Fleisch, und eine Stube, wo sie der Kälte ausweichen können, ist ihnen genug. Hat einer weiter nichts, so begnügt er sich damit und begehrt nichts weiter. In zehn Jahren wenden sie zwey Gulden auf sich; und so lebt jeder verhältnißmäßig nach seinem Stande. Keinen bekümmert das, was ihm fehlt, sondern blos das, was er zur höchsten Noth braucht; und ihrer Bedürfnisse sind ein gut Theil weniger als der unsrigen; und eine Folge dieser ihrer Lebensart ist, daß kein Geld aus ihrem Lande geht; denn sie sind zufrieden mit dem was ihr Land hervorbringt. — Und so werden sie ihres einfachen Lebens und ihrer Freyheit froh.„ w) Genügsamkeit also schütz-

te

w) Perche li Popoli in privato sieno ricchi, la cagione è questa, che vivono come poveri; non edificano, non vestono, e non hanno masseritie in casa. Basta loro lo

abbon-

te unſre guten Alten vor drückenden Nahrungsſorgen und allen den Laſtern, die bey minder genügſamen Völkern im Schwange giengen.

Es kam aber eine Zeit, da man an den Bewohnern der Länder zwiſchen dem Rhein, der Donau und der Oder die Nachkommen jener alten Teutſchen nicht mehr erkannte. Denn da, wo ſonſt die alte teutſche Redlichkeit gethronet hatte, war Aufrichtigkeit ſchädlich; da, wo die Reinheit der Sitten heilig geweſen war, war Scheu und Scham lächerlich; da, wo ſonſt ein gegebnes Wort unverbrüchlich geweſen war, waren die heiligſten Zuſagen und eidlich betheuerte Verträge der Stoff zu gerichtlichen Zänkereyen; da, wo ſonſt der alte Teutſche in majeſtätiſcher Größe einhergieng, oder an der Mähne des Roſſes dem Reuter gleich lief, x) deſſen Feuerblick Männer andes

abbondare di pane, di carne, ed havere una ſtufa dove rifuggire il freddo; e chi non ha dell' altre coſe, ſa ſenza eſſe, e non le cerca. *Spendonſi in doſſo duoi fiorini in X. anni*, ed ogn' uno vive ſecondo il grado ſuo à queſta proporzione, e niſſuno fa conto di quello li manca, ma di quello che ha di neceſſità, e le loro neceſſitadi ſono aſſai minori che le noſtre. E per queſti loro coſtumi ne riſulta, che non eſcono danari del paeſe loro; ſendo contenti a quello, che il loro paeſe produce. — E così ſi godono queſta loro rozza vita e libertà. *Machiavelli* Ritratti delle coſe della Alamagna. pag. 111.

x) Tanta erat horum exercitatione celeritas, ut jubis equorum

anderer Nazionen nicht aushalten konnten, y) trieben sich Kleinherrchen herum, deren erschlaffte Nerven jede Anstrengung scheuten, die ohne Parasol sich nicht in die Sonne wagten, und die so zärtlich waren, daß sie ein bellender Hund erschrekken konnte; da, wo sonst ein Ehebruch eine Seltenheit war, — doch, wir wollen den Vorhang fallen lassen.

Und wer war Schuld, daß dieses ehrwürdige Volk so tief von seiner moralischen Höhe herabsank, daß es so sehr entnervt wurde? Eben das Geschlecht, dem es einst seine Kraft und Größe zu danken hatte. Die neuern Teutschen hatten die Mütter nicht mehr, die die Alten gehabt hatten; und wir brauchen nicht weit, nur westwärts an Teutschlands Gränzen zu gehen, um die Quellen dieser Veränderung aufzufinden.

An Teutschland gränzt westwärts ein Reich, dessen Bewohner schon zu Cäsars Zeiten in dem Rufe der Weichlichkeit, der Putzliebe und der Galanterie standen; z) und aus den damals schon üppigen

rum sublevati, cursum adaequarent. *Caesar* de bello Gallico. I. 48.

y) Ne vultum quidem atque aciem oculorum ferre potuisse *Caesar*. ibid. I. 39.

z) *Gallis* propinquitas & transmarinarnm rerum notitia, multa ad copiam atque usus largitur. *Caesar*. Ibid. VI. 24. Cultus atque humanitas provinciae. *Ibid*. l. l.

pigen Galliern wurden die heutigen noch üppigern Franzoſen. Frankreichs Könige dünkten ſich die erſten Monarchen in der Welt, und nach dem Beyſpiele ſeiner Großen dünkte ſich der geringſte Bürger ein Mann von Gewicht. Alles ſuchte ſich ein Anſehen zu geben; Frankreich war die Heimath der thörichtſten Eitelkeit. a) Dieſes üppige, eitle und unruhige Volk kam, theils durch Intoleranz verjagt, theils durch Eroberungsſucht angeführt, nach Teutſchland. Die aus ihrem Vaterlande vertriebnen Hugonotten brachten zwar ihre Manufakturen über den Rhein; ſie brachten aber auch zugleich den Luxus ihres Vaterlandes mit allem ſeinen Gefolge herüber. Sie ſogen die Länder aus; ſie vertheuerten und vervielfältigten die Bedürfniſſe des Lebens, und lehrten die Teutſchen bey anſcheinendem Wohlſtande ärmer ſeyn. Kaum hatten dieſe ſich, landesherrlicher Vorkehrungen ungeachtet, in Teutſchland eingeniſtet: b) ſo kamen Luds

a) Se croire un perſonnage eſt fort commun en France:
On y fait l'homme d' importance,
Et l'on n'eſt ſouvent qu' un Bourgeois.
C'eſt proprement le mal François;
La ſotte vanité nous eſt particulière. *La Fontaine.*

b) In einem Kur-Pfälziſchen Reſkripte an alle Ober-Aemter dies und jenſeit des Rheins vom 5ten März 1699. wird „nochmalen anbefohlen, alle eingeſchlichene „franzöſiſche Refugiés ſogleich fort und außer Landes zu „weiſen,

Ludwigs XIV. Armeen herüber; und diese Soldaten, die im Dienst ihres länderſüchtigen Königs Mordbrenner und Henker waren, waren außer dem Dienſte kriechende Schmeichler bey den teutſchen Mädchen und Weibern.

Was vermag Schmeicheley nicht oft über die geſetzteſten Männer! Was mußte ſie nicht über Mädchen und Weiber vermögen, denen dieſe Sprache ganz neu war! War es Wunder, daß die teutſchen Schönen den Vergötterungen dieſer Schmeichler geneigtes Gehör gaben; daß ſie alle ihrem Vaterlande zugefügten Drangſale darüber vergaßen; daß ſie dieſe Anbeter, wenn ſie ſo vor ihnen hinknieten, in Ohnmacht ſanken, ſterben wollten, artig fanden? Das geſchmeichelte, das vergötterte, das angebetete weibliche Geſchlecht nahm jetzt auf einmal einen neuen Schwung, und der Weyhrauch der Schmeicheley gehörte hinfort unter ſeine Bedürfniſſe. Hinfort fand die teutſche Dame oder Demoiſell (denn Frau und Jungfrau waren verächtliche Nahmen geworden) ihren biedern Landsmann plump und ungeſchliffen, weil er nicht

„weiſen, auch künftig keinem mehr Aufenthalt zu ver„ſtatten, und zwar um da mehr, als die bisherige „Erfahrnuß zu Gnüge erwieſen, daß vor dergleichen Leu„ten, welche, wenn ſie die Ländereyen ausgeſogen, „wieder fortziehen, ſehr geringer Nutzen zu ſchöpfen.“ Journal von und für Teutſchland 1790. Stück 6. pag. 534.

nicht wie jene tändelnde Schmetterlinge Weyhrauch ſtreuen konnte, und ohne Ziererey ſagte, wie ihm ums Herz war. Wer alſo dem weiblichen Geſchlechte gefallen wollte, — und wer hat das von jeher nicht gewollt? — mußte ſich nach jenen Schmeichlern bilden.

Schaarenweiſe reiſten daher Teutſchlands edelſte Söhne nach Paris, verſchwendeten dort Geld und Kräfte, und kamen mit zerrütteter Geſundheit und Sittlichkeit wieder zurück. Dafür hatten ſie aber auch artige Zweydeutigkeiten ſagen, artige Ungezogenheiten begehen gelernt; und Geſundheit und Sittlichkeit waren ja bloße Kleinigkeiten gegen dieſen Anſtrich von Artigkeit und Franzöſiſcher aiſance — und Teutſchland ſchickte immer neue Schüler nach Frankreich.

Auch glaubten die teutſchen Damen nicht beſſer für die Erziehung ihrer Töchter ſorgen zu können, als wenn ſie ihnen Franzöſinnen zu Gouvernanten gäben. Auch hier fand ſich Rath; denn eine Menge Franzöſinnen ließen ſich leicht erbitten, nach Teutſchland zu kommen; und hier betäubten ſie bey ihren Zöglingen jedes reine Naturgefühl, und flößten ihnen den Geſchmack des Geſuchten und Gezierten ein, den unglücklichen Geſchmack, in kindiſchen Kleinigkeiten groß zu ſeyn.

An allen teutſchen Höfen, in allen großen Häuſern plauderte und zierte man ſich nun Franzöſiſch.

zösisch. Da gab es keinen warmen teutschen Händedruck mehr; an seine Stelle trat eine kalte französische Umarmung, und statt des herzlichen Willkommens betäubte man sich mit einer Menge Worte, wobey man nichts dachte. Falschheit verkleisterte man mit Freundschaftsversicherungen; man heuchelte schöne Gesinnungen, und handelte schlecht; man versprach heilig, und vergaß in der folgenden Minute, was man versprochen hatte. Ein Meineyd war kein Verbrechen mehr, sondern nur eine Redensart; Tändeley, Unsinn, Spott über Sittlichkeit und Tugend, Ungezogenheiten und Laster mit Leichtsinn begangen, hieß guter Ton, und ein beständiger Wechsel von den zweckloseſten Frisuren, Aufsätzen und Kleidertrachten war Mode. Putz, Nippes, Möbels und tausend andre entbehrliche Dinge wurden schreyendere Bedürfnisse, als die Bedürfnisse des Lebens selbst; ja, in einer gewissen Residenz hatten oft die Bäcker kein Brod; aber Haarpuder war zentnerweise in allen Krämen zu finden.

Teutschland, das allein dem Schwerdte jener Weltbezwinger, dem Schwerdte der Römer getrotzt hatte, das unüberwindliche Teutschland, das nie das Joch eines Siegers trug — schmiegte sich unter das Zepter französischer Putzmacherinnen, und befolgte ängstlich die Gesetze, die sie ihm durch herausgesendete Puppen vorschrieben. Um Pariser Thorheiten nach Teutschland zu verpflanzen, wanderten

Erstes Hauptstück.

Von der Gesellschaft überhaupt.

Der Mensch ist von Natur zur Gesellschaft geneigt. Er kann sich nicht leicht entschließen, ganz allein zu leben. Er sucht Gesellschaft, wo er sie findet, und wo er sie findet, da ist er gesellig. Er ist es, wenn er auch nicht will, und wenn er auch nicht weiß, daß er es ist. Er ist es, wenn er auch nicht will, und wenn er auch nicht weiß, daß er es ist. Er ist es, wenn er auch nicht will, und wenn er auch nicht weiß, daß er es ist.

Die Gesellschaft ist ein Bedürfniß der menschlichen Natur, und sie ist es, weil sie ein Bedürfniß der menschlichen Natur ist. Sie ist es, weil sie ein Bedürfniß der menschlichen Natur ist. Sie ist es, weil sie ein Bedürfniß der menschlichen Natur ist. Sie ist es, weil sie ein Bedürfniß der menschlichen Natur ist.

Die Gesellschaft ist ein Bedürfniß der menschlichen Natur, und sie ist es, weil sie ein Bedürfniß der menschlichen Natur ist. Sie ist es, weil sie ein Bedürfniß der menschlichen Natur ist. Sie ist es, weil sie ein Bedürfniß der menschlichen Natur ist. Sie ist es, weil sie ein Bedürfniß der menschlichen Natur ist.

Die Gesellschaft ist ein Bedürfniß der menschlichen Natur, und sie ist es, weil sie ein Bedürfniß der menschlichen Natur ist. Sie ist es, weil sie ein Bedürfniß der menschlichen Natur ist. Sie ist es, weil sie ein Bedürfniß der menschlichen Natur ist. Sie ist es, weil sie ein Bedürfniß der menschlichen Natur ist.

Kaum blieb ihr vor Tische noch so viel Zeit übrig, daß sie in einem Moderoman blättern konnte. Nach der Tafel wurden, wenn die Dame keine Vapeurs hatte, Besuche gegeben oder angenommen, oder sonst eine Lustparthie gemacht. Jetzt kam die Zeit in die Komödie zu fahren, wo man sah und sich sehen ließ, und aus der Komödie gieng es wieder zum grand- oder petit-souper, und dann wieder an den Spieltisch.

So vertändelte und vertaumelte die Dame von Ton ihre Tage und Jahre, so war sie beschäftigt, ohne das Mindeste zu thun. Wie war es nun möglich, daß sie bey so vielen Mode- und Etiketten-Angelegenheiten sich ihren Mutterpflichten unterziehen konnte? Und welche hätte nicht nach dem schmeichelhaften Namen einer Dame von Ton ringen sollen? Selbst diejenigen teutschen Frauen, die Gefühl für häusliches Glück hatten, wurden mit dem Strom fortgerissen, und mußten, um sich dem Spotte ihrer Schwestern nicht auszusetzen, sich an diesen sogenannten guten Ton herabstimmen; denn äusserst lächerlich würden sie sich gemacht haben, wenn sie, wie ihre Aeltermütter, ihre Kinder selbst hätten säugen und pflegen wollen.

Hieraus entstand ein neues Bedürfniß. Die Mütter, die ihre Kinder um die ihnen schuldige Mutterpflege betrügen wollten, mußten Ammen für sie haben. Die Stelle einer Amme hatte gewisse

mit Brandstätten. Eine Brandstätte ist ein Grundstück, auf dem ein Haus gestanden hat und auf der Stelle wieder aufgebaut werden soll. Wenn jemand in Zugnitz, in Lindow-Mühle an Herrn Kaufmann Hans Hinz in Berlin, Kurfürstendamm 100, ein Haus verkauft, das auf der Stelle wieder aufgebaut werden soll, so ist das Haus eine Brandstätte. Auch der Bauplatz, auf dem ein Haus gestanden hat, das abgebrannt ist, ist eine Brandstätte. Auch der Bauplatz, auf dem ein Haus gestanden hat, das abgerissen ist, ist eine Brandstätte. Auch ein Bauplatz, auf dem ein altes Haus steht, das nicht wieder aufgebaut werden soll, ist eine Brandstätte.

Brandstätten werden häufig schon durch Zeitungsanzeigen angeboten. Wenn jemand eine Brandstätte kaufen will, so muß er sich zuerst mit dem Besitzer, wenn die Brandstätte, ist, mit dem Verwalter in Verbindung setzen. Der Verwalter kann ihm dann gewöhnlich sagen, was der Besitzer für die Brandstätte haben will. Wenn sich jemand mit dem Besitzer oder mit dem Verwalter über den Preis geeinigt hat, so muß ein Kaufvertrag aufgesetzt werden. Dieser Kaufvertrag, Vertrag mit Schrift, muß von einem Notar aufgesetzt werden. Ein solcher Vertrag heißt Urkunde.

IV.

Nachrichten von Antonio Genoveſi,

einem Neapolitaniſchen Filoſofen. *)

Die Menſchen, welche durch Schriften und Lehren ihr Vaterland aufgeklärt, und die Wohlfahrt des menſchlichen Geſchlechts unter irgend einem Himmelsſtrich beträchtlich vermehrt haben, verdienen allgemein bekannt und verewigt zu werden. Man müßte ſehr klein denken, wenn man nur für die Verehrung ſeiner wohlthätigen Landesleute ein Gefühl hätte; man müßte vor jedem fremden Verdienſte Herz und Sinn verſchloſſen haben; man müßte nicht wiſſen, daß die Aufklärung, deren ſich eine Nazion rühmen kann, aus einer mehr oder weniger fremden Lichtmaſſe beſteht. Die Schriften der Filoſofen ſind das Eigenthum aller Nazionen; denn ſie ſind das einzige Mittel, die Gränzen der Wiſſenſchaften zu erweitern, und die durch Unwiſſenheit und Barbarey getrennten Nazionen einander zu nähern, und zu verbrüdern. Ich würde mir nicht wenig darauf einbilden, wenn ich bey Ermangelung eigener Kräfte, das Wohl der

*) Aus des Herrn Galanti Elogio Storico, Firenze 1789 gezogen.

der Menschheit durch gemeinnützige Erfindungen zu befördern, mir bewußt wäre, wohlverdiente Männer auf eine würdige Art allgemein bekannt gemacht zu haben. Ich möchte ein Pindarus seyn, sie mit unvergeßlichen Liedern zu besingen, ein Praxiteles, sie für die späteste Nachwelt in unzerstörbarem Marmor zu bilden!

Unter den Gelehrten die sich in Italien um die Aufklärung ihres Vaterlandes ein vorzügliches Verdienst erworben haben, behauptet Anton Genovesi eine glänzende Stelle. Er kam im Jahr 1712 in einem Städtchen des Salernitanischen Gebietes, Nahmens Castiglione, von mittelmäßig begüterten Aeltern zur Welt. Weil in Italien kein Stand ist, worin man leichter zu den erhabenen Stufen des Glücks gelangen kann, als der geistliche: so bestimmte ihn sein Vater von der zartesten Jugend an zu demselben, und ließ ihn in der lateinischen Sprache und in der peripatetischen Filosofie, welche damals noch in allen Schulen herrschte, unterrichten. Schon im 16 Jahre seines Alters hatte er eine solche Fertigkeit im Disputieren erlangt, daß er die spitzfündigsten Dialektiker in den Klöstern seiner Geburtsstadt in die Enge zu treiben im Stande war, ob er gleich von den Gegenständen, wovon er disputierte, und von den gewöhnlichen Kunstwörtern, womit er seine Gegner fesselte, sich eben so wenig, als diese, einen deutlichen Begriff machen konnte. Sein

Scharfſinn und kühner Muth, an allem, was ihm ſinnlos ſchien, zu zweifeln, erweckte frühzeitig in ihm einen Verdacht wider eine ſogenannte Filoſofie, die ihn in einem finſtern Abgrund herum führte, und eine brennende Sehnſucht nach einem Lichtſtrahl, der ihn auf den Weg überzeugender Wahrheiten leitete. Sein Verdacht wider die zankſüchtige und leere Schulweisheit verwandelte ſich endlich in einen unüberwindlichen Eckel durch die Leſung einiger wohlgeſchriebenen Romane, welche in ihm einen unerſättlichen Durſt nach der Geſchichte, der wahren Lehrerin des menſchlichen Lebens, anfachte. Q. Kurtius war ſein erſtes Geſchichtbuch, oder vielmehr das Mittelding zwiſchen einem Roman und Geſchichtbuche, welches ihn nach der wahren Geſchichte lüſtern machte. Hierauf ſchritt er glücklicher Weiſe zu Plutarchs Lebensbeſchreibungen, welche unter allen Geſchichtbüchern das ſchicklichſte ſind, einen zwiſchen Wahrheit und Irrthum ſchwankenden Jüngling auf den rechten Weg zu führen.

Jedoch würde er es weder in der Geſchichte, noch in andern Wiſſenſchaften ſehr weit gebracht haben, wenn es ſein Vater nicht für nöthig erachtet hätte, ihn plötzlich von ſeinem Geburtsorte zu entfernen, wo ihn eine unzeitige Liebe, die er zu einem ſchönen Bauermädchen trug, von ſeiner Beſtimmung ableiten konnte. Er brachte ihn ſelbſt nach Buccino zu einem Anverwandten, und übers

gab

gab ihn der Führung und Lehre eines Weltgeistlichen, Nahmens Abbamonte, welcher nicht nur eine tief gegründete Kenntniß der Theologie und der Jurisprudenz besaß, sondern auch in den klassischen Schriftstellern der griechischen und lateinischen Litteratur trefflich bewandert war. Seine Fortschritte in diesen Fächern, besonders in den geistlichen und weltlichen Rechten, und in den schönen Wissenschaften, erregten eine allgemeine Bewunderung. Die Liebe zu seinem Mädchen, und das Verlangen sich einst mit ihr zu verehlichen, spornte ihn an, seinen Fleiß zu verdoppeln. Er genoß aber keine volle zwey Jahre des Unterrichts seines schätzbaren Lehrers. Das Schicksal schien in ihm alle die Beschäftigungen und Triebe, welche ihn vom geistlichen Stande abhalten konnten, zu verfolgen. In seinen Erhohlungsstunden schrieb er Lustspiele, und spielte selbst einige Rollen auf einem Privat-Theater. Der Erzbischof von Conza erfuhr es, und bestrafte ihn mit dem Kirchenbann. 1) Zu gleicher Zeit vernahm er, daß sich seine Geliebte durch das Betreiben seines Vaters verehliget hatte. Dieser schmerzliche Vorfall bestimmte ihn endlich, sich unveränderlich dem ehelosen geistlichen Stande zu widmen, und sich zu

Sas

1) Er war durch die sogenannten *Ordines minores* (*qui non impediunt septem uxores*) zum geistlichen Stande eingeweihet, und der Ort seines Aufenthaltes liegt im Kirchsprengel von Conza.

Salerno 2) zum Subdiakonat examiniren zu laſſen. In dieſer Prüfung bewies er nicht nur eine gründliche Kenntniß in der Theologie und in den kanoniſchen Rechten, ſondern auch eine ſolche Stärke in der lateiniſchen Beredſamkeit, daß der Erzbiſchof, welcher gegenwärtig war, ganz für ihn eingenommen wurde, und ihn als Lehrer der Rhetorik in ſein Seminarium aufnahm. Er würde ihn auch weiter befördert haben, wäre er ihm nicht allzufrüh durch den Tod entriſſen worden. Doch ſammelte er ſich hier theils durch den Umgang mit dem daſigen Vice-Rektor Carlo Doti, welcher die gelehrten Sprachen in einem hohen Grad der Vollkommenheit beſaß, theils durch unermüdetes Leſen und Meditiren, einen Reichthum von Kenntniſſen, welcher nachher ſehr viel zu ſeinem ausgebreiteten Ruhm beytrug.

Nach dem Tode des Erzbiſchofs von Salerno, ſeines Gönners, welcher ihn im Jahr 1736 zum Prieſter geweihet hatte, verließ er in dem darauf folgenden Jahre das Seminarium zu Salerno, und begab ſich nach Neapel, um die daſelbſt ſehr einträgliche Advokatur zu treiben. Allein ſeine Neigung zum einſamen und ſtillen Meditiren vertrug ſich nicht mit den rauſchenden Geſchäften der Gerichtshöfe. Er faßte den Entſchluß, ſich der Filoſofie zu widmen, weil er hofte, durch Hülfe der

a) Seine Vaterſtadt liegt im Kirchſprengel von Salerno.

den Kollegen Schleiermachers zum Lehrer der Beredsamkeit. Als solcher wurde er 1809 Mitglied der Akademie der Wissenschaften, die damals eine Reihe von Männern in ihren Reihen zählte, die sich durch ihre Leistungen einen Namen gemacht hatten. Neben ihnen standen Männer, die sich durch ihre Stellung auszeichneten, wie der Minister Stein, der Staatskanzler Hardenberg, der Minister Wilhelm von Humboldt, der Minister Graf Dohna, der Minister Graf Alvensleben, der Minister Graf Schulenburg-Kehnert, der Minister Graf Bülow, der Minister Graf Schulenburg-Wolfsburg, der Minister Graf Lottum, der Minister Graf Schlabrendorf, der Minister Graf Dankelmann, der Minister Graf Finckenstein, der Minister Graf Reichenbach, der Minister Graf Hertzberg, der Minister Graf Haugwitz, der Minister Graf Schulenburg-Kehnert, der Minister Graf Bülow, der Minister Graf Schulenburg-Wolfsburg, der Minister Graf Lottum, der Minister Graf Schlabrendorf, der Minister Graf Dankelmann, der Minister Graf Finckenstein, der Minister Graf Reichenbach, der Minister Graf Hertzberg, der Minister Graf Haugwitz.

Die neue Ära hatte den Schulrat Bernhard Overberg in Münster, der sich durch seine Schriften einen Namen gemacht hatte, zum Mitglied der Akademie ernannt. Overberg hatte sich durch seine Schriften einen Namen gemacht. Er war ein eifriger Verfechter der Aufklärung und ein Gegner des Pietismus, und hat sich durch seine Schriften einen Namen gemacht. Er war ein eifriger Verfechter der Aufklärung und ein Gegner des Pietismus, und hat sich durch seine Schriften einen Namen gemacht.

mit auſſerordentlicher Vaterlandsliebe, mit durchdringendem Scharfſinn, mit unüberwindlichem Triebe zur Wahrheit, mit ſeltener Deutlichkeit und reizender Anmuth im Vortrage, und was zur mündlichen Uebertredung ſehr viel beyträgt, mit einnehmender Geſtalt und anſehnlicher Größe begabt. Nachdem er ſich zwey Jahr zu Neapel durch Meditiren und Leſen der Schriften alter und neuer Filoſofen dazu vorbereitet hatte, erhielt er durch die dringende Empfehlung des Marcello Cuſano, öffentlichen Lehrers der Rechtsgelehrſamkeit und nachmaligen Erzbiſchofs zu Palermo, und des Herrn Galiani, königlichen Oberhofkapellans und Erzbiſchofs zu Taranto, die Stelle eines auſſerordentlichen Profeſſors der Metafyſik. Dieſer letztere war ein in der Mathematik und in der neuen Filoſofie treflich geübter Mann. Als Oberhofkapellan hatte er die Aufſicht über die Univerſität, deren Verbeſſerung ihm ſehr am Herzen lag. Genoveſi hatte einen Plan zu einer ganz neuen Ethik entworfen, durch deſſen Gründlichkeit Galiani von dem groſſen Talent des Erfinders überzeugt wurde. Er glaubte in ihm den Mann gefunden zu haben, welcher im Stande wäre, die Filoſofie von den Schlacken des Unſinns zu reinigen.

Genoveſi öffnete ſein Kollegium im November des Jahrs 1741. Seine Ueberlegenheit fiel ſogleich jederman in die Augen. Die Deutlichkeit und Anmuth ſeines Vortrags erwarb ihm einen

ganz

Erstes Buch. 1. Kapitel. 3. Abschnitt. 1. Unterabschnitt. 1. Titel. 1. Stück. 1. Abtheilung. 1. Theil. 1

Sie fanden auf jedem Blatte Spuren und Beweise des Skeptizismus und Unglaubens. Man legte ihm zur Last, daß er in der Filosofie alles menschliche Ansehen verwerfe; daß er in Italien der Freyheit zu denken Thür und Thor öffnete; daß er die Schriften des Galilei, des Grotius und Newton empfähle. Der Erzbischof und Kardinal Spinelli, sein ärgster Feind, setzte durch seine Emissarien Himmel und Hölle in Bewegung wider ihn, und suchte das Buch zu unterdrücken, weil der Verfasser ausser den gefährlichen Lehrsätzen, die darin enthalten seyn sollten, die Censur eines von ihm bestellten Ignoranten verachtet, und sich mit der Approbazion des königlichen Censors Orlandi, Professors der Experimentalfysik, begnügt hatte. Er entgieng dem gefährlichen Ungewitter, welches sich über sein Haupt zusammengezogen hatte, durch die Vermittelung seines mächtigen Gönners Galiani, welcher durch sein Ansehen bey dem königlichen Hofe, und durch die Stärke seiner Vorstellungen den Erzbischof Spinelli endlich bewog, sich zu befriedigen, wenn der Verfasser in einem an ihn gerichteten Supplement einige Stellen seines Werks erläuterte, und die Einwürfe der Skeptiker, die er nicht aufgelöst zu haben beschuldiget wurde, mit stärkern Gründen bestritte.

Indeß daß Genovesi, wie ein Fels unter stürmenden Fluthen, unbeweglich seinen Grundsätzen treu verblieb, genoß er das Vergnügen, daß

sein

ges Amt von alle weltlich geistlichen Händeln, Regierung und Gericht, und ist der Kaiserlichen Majestät Statt-Halter, Ober-Richter und Ober-Feldherr, und hat Macht, Gewalt und Befehl, Recht zu sprechen, Gnade zu thun, wo es rechtmäßig Noth ist, nach Gelegenheit der Sachen, nach Inhalt der Kaiserlichen Majestät Reformation und Ordnung. Und wenn der Kaiserlichen Majestät, des Reichs und gemeiner Landen Sachen, Nutz und Ehre, die angenommene Pflichten der Kaiserlich Majestät Statt-Halter, Ober-Richter und Ober-Feldherr, oder Gericht und Recht, Gnade und Barmherzigkeit, oder Befehl und Gehorsam berühren, so soll er Macht haben, Alles das, was ihm nöthig und gut dünkt, nach seinem besten Wissen, zu thun und zu lassen, als ein Kaiserlicher Statt-Halter, Ober-Richter und Ober-Feldherr, und als ein Mann, der Kaiserlicher Majestät Pflichten angenommen hat, und nur auf einige solche Sachen, die ihm Kaiserliche Majestät, oder ihr Kaiserlich Gericht, absonderlich befehlen, soll Niemand sein Regiment zu verstehen, die Kaiserliche Majestät, oder ihr Kaiserlich Gericht, ausgenommen, und soll auch Niemand Macht haben, ihm in sein Regiment zu greifen.

Und wenn der Kaiserliche Hofrichter auf seinen Eid, Pflicht und Amt, Recht sprechen will, so soll er

ten Plan. Er leitete die Pflichten aus analytiſchen Betrachtungen des Menſchen ab, und ſetzte die Glückſeligkeit deſſelben zum einzigen Ziel der filoſofiſchen Sittenlehre. Was hierher nicht führet, was in der Natur des Menſchen ſeinen Grund nicht hat, verbannte er aus dieſer Wiſſenſchaft. Er unterwebte ſeine Vorleſungen mit der Geſchichte der menſchlichen Leidenſchaften, und beſeelte ſie mit einer ihm ganz eigenen Anmuth und Lebhaftigkeit im Vortrage. Der Zulauf ſeiner Zuhörer wuchs mit jedem Tage. Auch gelehrte Männer und vornehme Standesperſonen, einheimiſche und fremde, beſuchten ſeine Vorleſungen, und ſein Gönner, der Erzbiſchof Galiani, verſäumte ſie ſelten. *)

Man hatte damals in Italien unzählige Schulbücher der Vernunftlehre; aber keins derſelben lehrte die Wiſſenſchaft, über jeden Gegenſtand vernünftig zu denken und zu urtheilen. Alle Dialektiken waren über einerley Leiſten geſchlagen, und mehr dahin gerichtet, der Jugend den zänkiſchen Geiſt der Scholaſtiker einzuflößen, als den Verſtand zur Unterſuchung, Beurtheilung und Anordnung der Wahrheit zu führen. Dieſes letztere wählte Genoveſi zum Hauptgegenſtand ſeiner Vernunftlehre, die er in ſeinen Privatvorleſungen

gen

*) Sie wurden im Jahr 1752 unter dem Titel: *Diſciplinarum Metaphyſicarum pars quarta, ſive de principiis legis naturalis*, zum Druck befördert.

gen dictierte, und im Jahr 1745 unter dem Titel: Elementorum artis Logico-criticae Libri quinque, ans Licht stellte. Im ersten Theile untersucht der Verfasser die Quellen der Unwissenheit und der Vorurtheile, wodurch die menschliche Vernunft in der Erkenntniß und Beurtheilung der Wahrheit irregeführt wird. Im zweyten Theil zeiget er die Wege und die Weise, wodurch und wie wir die ersten Ideen der Dinge erlangen, erklärt die Natur und die Verschiedenheit derselben, entwirft eine allgemeine Uebersicht der Gegenstände menschlicher Kenntnisse, und handelt endlich von dem Gebrauch und Mißbrauch der Sprache und der Wörter, wodurch ein Mensch dem andern seine Gedanken und Urtheile mittheilt. Im dritten Theil untersuchet er die Merkmale der Wahrheit unserer Ideen und Urtheile, die verschiedenen Stufen der Gewißheit und Zuverläßigkeit derselben, und wie wir uns der äußern Sinne, der menschlichen Zeugnisse, und der Hülfe der Bücher zur Vermehrung und Erweiterung unserer Kenntnisse bedienen müssen. In den zwey letzten Theilen werden die Gesetze der Vernunftschlüsse und der Anordnung unserer Gedanken entwickelt.

Eine solche Vernunftlehre in einer öffentlichen Schule Italiens war eine sehr glückliche Erscheinung. Sie gab der studierenden Jugend den Schlüssel zur Wahrheit in die Hände, und bereitete dem Verfasser den Weg, den zweyten und

dritten Theil seiner Metafysik, worin er von der Seelenlehre und natürlichen Theologie handelt, vortheilhafter ans Licht zu stellen. Dieses geschah in den Jahren 1747 und 1751, ohne daß es seine Feinde wagten, öffentlich wider ihn aufzutreten. Der erste Theil dieses Werks und seine Vernunftlehre hatten bey allen Liebhabern der Wahrheit in ganz Italien, besonders bey Benedict XIV, so großen Beyfall gefunden, daß er von diesem bescheidenen und einsichtsvollen Pabst die Erlaubniß erhielt, den zweyten Theil ihm zu widmen. In beyden Theilen blieb er seinem Plan getreu, alle unnütze Fragen der Scholastiker zu übergehen, und sich nur auf solche einzuschränken, welche auf die Verbesserung und natürliche Wohlfahrt des Menschen eine Beziehung haben, und demselben die Pflichten entwickeln, die ihn zum Ziel seiner Existenz führen. Gleichwie der Mensch, sagt er, von Gott nichts als Thätigkeit und wohlthätige Handlungen erkennt, also muß er sich jederzeit thätig und nutzbar in dem geselligen Leben beweisen. Die Seelenkräfte, und selbst die körperliche Bildung, und die Bedürfnisse desselben beweisen dieses. Hierin setzt der Verfasser das Hauptwesen der Religion. Ihr Menschen, die ihr die wahre Religion suchet, liebt euern Nächsten, seyd wohlthätig und gerecht, und ihr seyd die wahren Gottesverehrer. Alles was sich hiermit und mit den Gesetzen der Natur, welche die Sprache des göttlichen Willens sind, nicht verträgt, ist Betrug

und

und Tyranney. Im Grunde ist dies der Geist, welcher seine natürliche Theologie beseelt; und wo er sich nicht ausdrücklich zu Tage legt, hüllt er sich mit vorsichtiger Klugheit in allgemeine Sätze ein.

Der nehmliche Geist der Liebe, der Wahrheit, der geselligen Verträglichkeit und Wohlfahrt herrschte auch in der christlichen Theologie, welche er unter dem Titel: *Omnigenae Theologiae elementa historico-critico-dogmatica*, in seinen Privat-Collegien lehrte, und in 7 Bücher eintheilte. Das erste handelte *de Theologiae principiis*, das zweyte *de natura Dei*, das dritte *de universitatis rerum creatione*, das vierte *de universi regimine*, das fünfte *de religione et superstitione*, das sechste *de mediis quibus religio obtinetur et servatur*, das siebente *de altera vita et regno Dei*. Diese Theologie hatte er zum größten Vortheil der zum geistlichen Stande bestimmten Jugend 10 Jahr seinen Schülern diktiert, als im Jahr 1748 bey Erledigung des öffentlichen Lehrstuhls der Theologie ein unglücklicher Dämon ihm den Gedanken eingab, nach diesem Lehramte, welches am Ende zur bischöflichen Würde führt, zu streben. Unter den vielen Konkurrenten war der Abt Molinari, ausserordentlicher Lehrer der kanonischen Rechte auf der Universität zu Neapel, welcher sich damahls zu Rom befand. Genovesi war allen Mitwerbern so weit an Verdienst und Ruhm überlegen, und der König so

ſehr für ihn eingenommen, daß niemand an ſeiner Beförderung zu dieſer einträglichen Stelle zweifelte. Allein Molinari ſetzte zu Rom alles in Bewegung, ſich einen ſo ſtarken Rivalen von der Seite zu ſchaffen. Er legte dem Pabſt vierzehn ketzeriſche Sätze vor, welche er aus der ungedruckten Theologie des Genoveſi gezogen zu haben vorgab. Das Verzeichniß derſelben wurde durch den Kardinal Valenti Gonzaga, päbſtlichen Staatsſekretär, an den König überſendet, und machte einen ſo häßlichen Eindruck auf das Gemüth deſſelben und ſeines Hofes, daß Genoveſi in Gefahr war, in Verhaft genommen zu werden. Die Pfaffen, und ſogar einige der öffentlichen Lehrer der Univerſität, welchen die allzugroße Ueberlegenheit des Genoveſi ein Dorn im Auge war, und ſein Erzfeind, der Erzbiſchof Spinelli, vereinten ihre Kräfte, ins Feuer zu blaſen, und ihn ins äußerſte Verderben zu ſtürzen. Sie ſtreuten nicht nur ſelbſt, ſondern auch durch Legionen von Kopfhängern und Betſchweſtern, in ganz Neapel aus, Genoveſi läugne die Hölle, das Fegfeuer, die Ohrenbeichte, die Wirkſamkeit der Ablaße, und verlache die heiligſten Gebräuche der römiſchkatholiſchen Religion. Man beſchuldigte ihn der Anhänglichkeit an die Lehren des Spinoza und der Proteſtanten, deren Beweisgründe er in ihrer ganzen Stärke vorgetragen habe, ohne ſie kräftig zu widerlegen. Auſſer dem alten Groll, welchen der Kardinal Erzbiſchof Spinelli wider Genoveſi

trug,

trug, hatte dieser tückische Seelenhirte noch einen andern Stachel im Herzen, der ihn zum Verderben desselben spornete. Dieser Mann, welcher unter dem Scheine der Heiligkeit und des Seeleneifers eine schrankenlose Herrschsucht verbarg, hatte sich ehedem so sehr beym Könige und bey dessen einfältigem und abergläubischem Staatssekretär Marchese Brancone eingeschmeichelt, daß er die Gewalt erhielt, das schreckliche Inquisizionsgericht, welches die Neapolitaner zu ihrem unsterblichen Ruhm nie geduldet haben, unter einem andern Nahmen (Tribunale della santa fede, welches nach dem zu Neapel gewöhnlichen Rechtsgang verfahren sollte) einzuführen. Er hatte in seinem Pallaste eine von der Kirchenzucht (della disciplina) benannte Kongregazion gestiftet, deren Mitglieder sich der Ohrenbeichte bedienten, die Ungläubigen und Zweifler, womit ganz Neapel angefüllt seyn sollte, auszuspähen. Alle Stände, alles Volk geriethen hierdurch in die äusserste Bestürzung, und waren auf dem Punkte sich zu empören. Der Marchese Fraggiani stellte die Ruhe wieder her. Er formierte einen Prozeß in dem königlichen Gericht Santa Chiara wider den Kardinal Erzbischof, und bewies dem Könige handgreiflich, daß zwey Personen der Religion wegen, nicht nach dem gewöhnlichen Gang der Rechte, sondern nach den Gebräuchen der römischen Inquisizion, zu dem erzbischöflichen Kerker, worin sie noch schmachteten, verurtheilt worden wären. Der König ver-

nichtete augenblicklich das so künstlich verlarvte Inquisizionsgericht, und verabscheute den Erzbischof, von dessen Scheinheiligkeit er sich hatte täuschen lassen. Dieser glaubte nun durch die Verketzerung des Genovesi, eines öffentlichen Lehrers, dem Könige wahrscheinlich zu machen, daß die Hauptstadt seines Königreichs von Ketzern angesteckt wäre, wie er ihm ehedem versichert hatte. Er wurde aber in seiner Erwartung betrogen. Obgleich der König durch die von hoher Hand ihm zugeschickten Beschuldigungen wider den Genovesi sehr aufgebracht war, und niemand es wagen durfte, sich seiner anzunehmen, ohne den Verdacht einiger Anhänglichkeit auf sich zu ziehen: so ließ er sich doch durch das Ansehn der Ankläger nicht so sehr blenden, daß er den Verklagten ohne weitere Untersuchung seine Ungnade empfinden ließ. Er gab einem spanischen Jesuiten, Nahmens Barba, welcher vor kurzem als Lehrer der königlichen Prinzen zu Neapel angelangt, und daher außer Verdacht der Partheilichkeit war, den Auftrag, das Manuscript des Genovesi genau zu prüfen. Von einem Jesuiten, welcher in der neuern Filosofie und in der Kritik unbewandert, und ein eifriger Anhänger der von ihm verachteten Schultheologie war, hatte Genovesi alles zu befürchten, wenn ihm nicht drey besondere Umstände zu statten gekommen wären. Die Jesuiten waren überhaupt die erklärten Feinde des Kardinal-Erzbischofs Spinelli. Der Neapolitanische

ſche Provinzial der Jeſuiten, P. Coppola, war ein vertrauter Freund des Genoveſi, und er hatte in ſeiner Theologie dem Jeſuitiſchen Syſtem von der Gnade Gottes das Wort geſprochen, weil es ſich mehr mit Gottes Güte und Sanftmuth vertrüge. Hierzu kam noch, daß Genoveſi die von ſeinem Gegner ihm angedichteten Sätze widerlegte, und theils hierdurch, theils durch die Vermittelung des Erzbiſchofs Galiani, den päbſtlichen Hof befriedigte. Galiani würde ihn auch leicht aus der Verlegenheit in Anſehung des Königs gezogen haben, wenn man ihn nicht ſelbſt als einen Anhänger des Genoveſi verdächtig gemacht hätte.

Die Zenſur des P. Barba fiel günſtiger für ihn aus, als er erwartete. Er ſprach ſeine Schriften von allem Verdacht des Unglaubens und der Ketzerey los, und hielt ſie für werth gedruckt zu werden, wenn die darin enthaltenen Widerlegungen ketzeriſcher Meynungen, die ihm allzu ſchwach und kurz vorkämen, verſtärkt und erweitert würden. Demungeachtet wurde ihm von Seiten des Königs durch den Staatsſekretär Brancone befohlen, von der Lehre der Theologie und von dem fernern Anſuchen um das erledigte Lehramt derſelben, welches jedoch keinem ſeiner bisherigen Mitwerber ertheilt werden ſollte, abzuſtehen. Uebrigens verlangte der König, daß ſeine Theologie mit den gewünſchten Verbeſſerungen im Druck erſchiene.

Dieſe unerwartete Entſchließung des Königs war das Werk ſeines wohlmeinenden Freundes, des Erzbiſchofs Galiani, welcher wohl einſah, daß Genoveſi als Lehrer der Theologie in Italien früher oder ſpäter ein Opfer ſeines unerſchütterlichen Eifers für die Wahrheit werden würde. Er würde ſich auch noch viele Verdrießlichkeiten erſpart haben, wenn er das Vorhaben, ſeine Theologie gedruckt zu ſehen, ſogleich aufgegeben hätte. Allein er hielt dieſes für das beſte Mittel ſeine Feinde zu beſchämen. Der Kardinal Erzbiſchof Spinelli, welchen er darum begrüßte, ermunterte ihn dazu, und verſprach ihm alle Willfährigkeit in der Zenſur, freute ſich aber insgeheim, ihn in die Falle zu locken. Genoveſi überreichte ihm ſein Manuſcript, und er übergab es der Zenſur eines unter dem Pöbel ſehr angeſehenen Ignoranten, Nahmens Perrelli, ſeines ärgſten Feindes. Genoveſi ſuchte dieſen tückiſchen Streich zu hintertreiben, konnte aber nichts anders bewirken, als daß die lange Reihe ketzeriſcher und gefährlicher Lehrſätze, welche der feindſelige Zenſor darin entdeckt haben wollte, von einer Verſammlung von acht Theologen, wovon man ihn wider das gegebene Verſprechen ausſchloß, unterſucht würde. Der heuchleriſche Erzbiſchof rühmte ſich noch einer ganz beſondern Schonung gegen ihn, daß er die vielen gefährlichen Lehren ſeines Manuſkripts auf zehen herabgeſetzt hätte. Neapel erſcholl aufs neue von haßlichen Verläumdungen gegen Genoveſi.

vesi. Seine Vertheidigung, die er in theils gedruckten und theils ungedruckten Briefen heraus gab, war zwar kräftig genug ihn zu rechtfertigen, aber bey weitem nicht hinreichend, ihm die vielen bittern Stunden, die ihm dieser Handel verursacht hatte, zu versüßen. Nun erfolgte was sein Freund Galiani bisher vergeblich gewünscht hatte. Er entschloß sich, nicht nur von dem Druck seiner Theologie abzustehen, sondern auch dieser gefährlichen Wissenschaft auf immer zu entsagen.

Nichts konnte dem Publiko zu größerm Vortheil gereichen, als diese Entschließung. Von dieser Zeit an, widmete sich Genovesi einer ganz verschiedenen Wissenschaft, die ihn für das gesellige Leben weit brauchbarer machte. Er hatte zur Zeit seiner Verfolgungen mit einem sehr schätzbaren Mann, Nahmens Bartolomeo Intieri, einem gebohrnen Florentiner und großen Kenner der Mechanik, der Experimental-Fysik und aller der Wissenschaften, welche zur Vervollkommnung der Staatswirthschaft gehören, eine vertraute Freundschaft geschlossen. Alles Dichten und Trachten dieses Mannes war dahin gerichtet, wie er durch irgend eine Erfindung seinem zweyten Vaterlande, *)

zu

*) Er war seit vielen Jahren Oberaufseher der Güter, welche das Florentinische Haus Corsini, und der Groß-Herzog von Toskana in Campanien besaßen. Auch errichtete er zu Neapel auf Rechnung des Florentinischen

Hauses

zu deſſen Bereicherung die wohlthätige Natur alles, Kunſt aber und Gewerbfleiß ſehr wenig gethan hatten, nützlich ſeyn könnte. Er erfand eine neue Art Kornbehältniſſe, und eine mit wenigen Koſten begleitete Maſchine, das Getreide zu trocknen und vor allen Inſekten zu verwahren, ohne daß daſſelbe auch das mindeſte von ſeinem Gewicht und Geſchmack verlohr. Er vervollkommnte ein von Alters her zu Amalfi gewöhnliches Werkzeug, große Ballen Waaren von hohen Bergen und über tiefe Thäler gegen das Meerufer ohne viele Mühe und in der Geſchwindigkeit herabzubringen, und viele Umwege zu erſparen. Er erſann ein Mittel, die Lottozeddel mit ſo geringen Koſten zu drucken, daß das königliche Aerarium bey jeder Ziehung 4250 Thaler erſparte. Er fand in Genoveſi eine gleiche Denkart, eine gleich ſtarke Vaterlandsliebe. Es wurde ihm nicht ſchwer, ſeinen Freund zu der Art Filoſofie, welche die Staatswirthſchaft, die Quelle aller bürgerlichen Wohlfahrt, zum Gegenſtand hat, zu lenken. In wenigen Jahren las und ergründete Genoveſi alles, was in alten und neuern Zeiten gutes von der Staatsökonomie erſonnen und geſchrieben worden war. Die erſten Früchte ſeiner Nachforſchungen dieſer Art waren einige im Jahr 1753 gedruckte, und ſeinem Herzensfreund Intieri gewidmete

Hauſes Rinuccini, ein Handelskomtoir, hauptſächlich in der Abſicht, geſchickte Handelsleute zu bilden.

mete Abhandlungen über den Ackerbau, mit beygefügten Betrachtungen über das wahre Ziel der Wissenschaften, welches er in die Anwendung derselben zur Wohlfahrt des geselligen Lebens setzt.

Intieri betrachtete und liebte das Königreich Neapel wie sein wahres Vaterland, und wünschte nichts sehnlicher, als daß die wahren Reichthümer, womit die Natur dieses irrdische Paradies begabt hat, durch Industrie und Handel vermehrt würden. Er war daher schon lange mit dem Gedanken umgegangen, einen öffentlichen Lehrstuhl der Staatswirthschaft, deren Grundsätze damahls in diesem Theil Italiens wenig oder gar nicht bekannt waren, auf der Universität zu Neapel zu stiften, sobald er einen hierzu geschickten Lehrer finden würde. Genovesi schien ihm der Mann zu seyn. Er stellte dem Könige sein Verlangen in einer Bittschrift vor, und verpflichtete sich zu einem Fonds von jährlichen 300 Dukati, (350 Thalern) welche zur Besoldung des Lehrers dienen sollten, und zwar mit folgenden Bedingungen: daß ihm verstattet würde, den Abate Genovesi dazu zu ernennen; daß der Lehrer sich der italiänischen Sprache bediente, und daß nach ihm bey der Wahl eines neuen Lehrers nicht auf Stand und Empfehlung, sondern auf die Geschicklichkeit, welche durch eine strenge Prüfung der Koncurrenten erforscht werden sollte, geachtet würde. Der König willigte mit

großem

groſſem Vergnügen in dieſes ſo gemeinnützige Inſtitut. Genoveſi eröffnete es im Jahr 1754. mit einer Vorleſung, worin er mit männlicher Beredſamkeit bewies, was Ackerbau, Manufakturen, ausgebreiteter Handel und eine wohlgeordnete Verwaltung der Finanzen zur Wohlfahrt und Macht eines Staates vermögen. Noch nie war eine Wiſſenſchaft auf der Univerſität zu Neapel in Italiäniſcher Sprache gelehrt worden; nie hatte man ſich ſo viel wahres und nützliches verſprochen, als von dem allgemein bekannten filoſofiſchen Scharfſinn und Patriotiſmus des Genoveſi. Sein gewöhnlicher Hörſaal war für die Menge der Zuhörer aller Stände zu enge, und ob er gleich einen weit gröſſern wählte, ſo war er doch nicht hinreichend, ſie alle zu faſſen. Sein Hauptziel war, nebſt der Lehre der Staatsökonomie, der Neapolitaniſchen Jugend die geſelligen und bürgerlichen Tugenden, und vor allen Dingen den patriotiſchen Gemeingeiſt, ohne welchen keine Nazion zur Blüthe der ihr angemeſſenen Wohlfahrt gelangen kann, einzupflanzen. Zu dieſem Ende ließ er unter ſeiner Aufſicht des Johann Cary Geſchichte des engliſchen Handels ins Italiäniſche überſetzen, und ſtellte ſie im Jahr 1757 mit vielen nützlichen Anmerkungen zu Neapel ans Licht. Die auffallende Beyſpiele des engliſchen Patriotismus, wodurch der Handel und die Schiffahrt dieſer Nazion auf die höchſte Stufe gelangt ſind, hielt er für ein wirkſames Mittel, die reichen Beſitzer

und

und Kapitaliſten ſeines Vaterlandes, welche ihre Revenüen und ſelbſt ihre Kapitalien in der Hauptſtadt zu verpraſſen gewohnt ſind, zur Nachahmung zu ermuntern.

Man hatte bis dahin in ganz Italien das Vorurtheil, die zur Staatswirthſchaft gehörigen Kenntniſſe ſeyen nichts weniger als der Gegenſtand der Filoſofie. Man ſuchte ſie nur bey erfahrnen Negozianten, und bey ſolchen Perſonen, die in der Staatsverwaltung grau geworden waren. Genoveſi bewies in ſeinen *Lezioni di Commercio e di Economia*, daß dieſe Wiſſenſchaft ſich auf die unumſtößlichen Grundſätze der Filoſofie gründe, und daß für das Wohl einer Nazion nichts gefährlicher ſey, als ein Staatsökonome, der, von alten Vorurtheilen geblendet, ſich um alles in der Welt nicht von dem gewöhnlichen Gange der Dinge entfernen würde. Dieſe wohlthätige Filoſofie nannte er die bürgerliche. In dieſen Vorleſungen erkennt er keine andere Tugend, als die ſich auf das bürgerliche Wohl beziehet; keine des geſelligen Lebens würdige Wiſſenſchaft, als die zur Beförderung deſſelben und zur Verminderung des menſchlichen Elends gerichtet iſt. Er war der Erſte, welcher ſeine Mitbürger lehrte, daß die wahre Größe und Macht eines Staats in der Bevölkerung, und der Reichthum deſſelben im Ackerbau, in Manufakturen und im Handel beſtehe; daß der Preis aller

natür-

natürlichen und künstlichen Produkte nicht durch Gesetze, sondern durch das geometrische Verhältniß des Bedürfnisses bestimmt werde; daß die Theurung der Lebensmittel meistens die Wirkung der verbothnen Ausfuhr sey; daß der Zufluß des Silbers und Goldes aus andern Welttheilen unter die Hauptquellen unsers Elends gerechnet werden müße; und andere dergleichen Wahrheiten, welche damahls in seinem Vaterlande theils noch als unbekannte, theils als seltsame Hirngespinste angesehen wurden. Es findet sich zwar manches in diesem Werke, welches in die Platonische Republik verwiesen zu werden verdient; man muß es aber seinem patriotischen Eifer für das allgemeine Wohl zu gut halten, daß ihm manches leicht auszuführen vorkömmt, was im gemeinen Leben nicht thunlich ist.

In der Theurung des Jahres 1764. bestätigten sich viele wichtigen Wahrheiten der bürgerlichen Filosofie des Genovesi durch handgreifliche Erfahrung, und man erkannte die Unentbehrlichkeit derselben in der Staatsverwaltung. Er ließ auch damahls des Cosimo Trinci von Pistoja schönen Traktat vom Ackerbau in Neapel wieder auflegen, und begleitete ihn mit einer Abhandlung, worin er die Ursachen des Verfalls und der Geringschätzung des Ackerbaues im Königreich Neapel entwickelte. Eine andere nicht minder wichtige Abhandlung gab er im Jahre

1765.

1765. heraus, worin er die Urſachen unterſucht, warum auch die, von Natur fruchtbarſten Länder der Hungersnoth unterworfen ſeyn können. Er behauptet mit unwiderſprechlichen Gründen, daß Hunger und Bettelſtand nie aus Europa zu verbannen ſind, ſo lange die geſetzgebende Macht den ſo tief herabgewürdigten und verwahrloſeten Ackerbau, die erſte Quelle aller politiſchen Wohlfahrt und Tugend, keiner beſondern Aufmerkſamkeit und Achtung würdiget. Wie kann man, ſagt er, von Menſchen, welche mit dem Hunger, mit der Nacktheit und mit unzähligen Plackereyen zu kämpfen haben, fordern, oder auch nur hoffen, daß ſie den Geſetzen und Verträgen treu ſeyen? Wie kann man ſich in einem Ackersmann auch nur den Schatten bürgerlicher Tugend denken, wenn er mehr unter die Laſtthiere als unter die Mitglieder des Staates gerechnet wird, und keinen andern Antheil an dem allgemeinen Wohl hat, als daß er im Schweiß ſeines Angeſichts alle die übrigen Stände ernährt?

Die Fortſetzung künftig.

V.

Anzeigen.

I.

Preisaufgaben der K. T. gelehrten Gesellschaft in Mannheim.

Mannheim den 28. Brachmonat 1793.

Bey der heutigen öffentlichen Sitzung der kurfürstlichen teutschen gelehrten Gesellschaft las der kurfürstliche Rath und Bibliothekär, Herr Wigard, die älteste Geschichte des Theaters in der Pfalz; der beständige Geschäftsverweser, Herr Geh. Rath von Klein, las hierauf das ausführliche Urtheil über die Preisschriften. Die Gesellschaft setzte im verflossenen Jahre einen Preis von 25 Dukaten auf die beste Bearbeitung einer beliebigen Anzahl teutscher sinnverwandten Wörter (Synonimen). Unter den zwölf eingesandten Preisschriften sind vier, welche dem Zwecke der Gesellschaft am nächsten gekommen sind; sie führen folgende Denksprüche:

1) Honos alit artes, omnesque ad Studia incenduntur gloria.
2) Wer gut spricht, spricht recht; wer falsch spricht, spricht schlecht.
3) L'esprit de justesse et de distinction est la vraie lumière qui éclaire par-tout, et dans le discours le trait qui distingue l'homme delicat de l'homme vulgaire. Girard.

4)

4) Omnia verba sunt alicubi optima. Quint.

Dieser letzten Abhandlung hat die Gesellschaft den Preis zuerkannt. Der Verfasser ist Hr. Karl Gottlieb Fischer, Pfarrer des königlichen großen Hospitals zu Königsberg in Preußen. Der Verfasser der Schrift: L'esprit de justesse et de distinction etc. hat so glänzende Vorzüge, daß die Gesellschaft, die nur einen Preis zu vergeben hat, ihm zum Beweise und zum Andenken ihrer Verehrung nebst ihren Werken die goldne Denkmünze, die auf das Regierungsjubeljahr ihres Stifters ist geprägt worden, bestimmt. Der Verfasser ist Herr Christian Livinus Sander, Sekretär der königlichen Generalwegekommission in Koppenhagen. Die Schrift: Wer gut spricht, spricht recht ꝛc. verdient ebenfalls Ruhm durch den Beyfall der Gesellschaft. Sie ertheilt dem Verfasser das Accessit, und übersendet ihm zum Beweise ihrer Achtung die gesellschaftlichen Werke. Es ist Hr. Friedrich Schlüter, der Arzneygelahrtheit Doktor in Quedlinburg.

Die Gesellschaft setzt für das Jahr 1794 einen Preis von 25 Dukaten auf die beste Bearbeitung einer kritischen Geschichte der teutschen Schauspieldichtkunst. Die Preisschriften müssen vor dem 1. April 1794 an den Herrn Geh. Rath von Klein, beständigen Geschäftsverweser der Gesellschaft, mit verschlossenen Nahmen und einem Denkspruche eingesandt seyn.

Die Gesellschaft beschloß den 18ten Jahrgang ihrer Versammlungen mit der Herausgabe des 8ten Bandes ihrer Schriften, worin ein Theil der Gedichte ihres Geschäftsverwesers enthalten ist.

2.

Den kaiserl. privil. Reichs-Anzeiger betreffend.

Absicht und Inhalt desselben.

Dieser seit $2\frac{1}{2}$ Jahren von mir herausgegebene, und nunmehr von Sr. Kaiserl. Majestät durch ein Allergnädigstes Privilegium zu einem öffentlich autorisirten teutschen Reichs-Blatt erhobene Anzeiger, soll für die teutsche Nazion das seyn, was ein gutes Intelligenz-Blatt für eine einzelne Stadt oder Provinz seyn würde. Er ist daher vorzüglich zu solchen Aufsätzen und Anzeigen geschickt, deren Wissenschaft entweder dem ganzen teutschen Publikum überhaupt nützlich seyn kann, oder an deren Verbreitung im ganzen Publikum dem Einsender gelegen ist. Unter der Voraussetzung, daß er aller Orten gelesen werde, soll er dienen, aller Orten wissenswürdige Nachrichten bekannt zu machen, oder zu erfragen, und nützliche nur einzelnen Orten oder Personen eigene Kenntnisse, Erfindungen, Fertigkeiten und Einrichtungen des gesellschaftlichen Lebens und der Gewerbe aller Art, allen denen mitzutheilen, welche sie benutzen wollen.

Zur

Zur bequemern Uebersicht werden die dahin gehörigen Gegenstände unter folgende Aufschriften geordnet:

A. Teutsche Reichs-Staatssachen.

Dahin gehört alles, was die Teutsche Reichsverfassung angeht, vorzüglich zur Publizität geeignete Nachrichten von Wien, Regensburg und Wetzlar; auch öffentliche Kreis-Angelegenheiten, politische und statistische Merkwürdigkeiten einzelner teutschen Staaten, genealogische und Regiments-Veränderungen ꝛc.

B. Neue Gesetze und Verordnungen.

C. Justiz- und Polizey-Sachen.

Darunter werden begriffen: Steckbriefe, Warnungen vor verdächtigen Personen, Vorladungen Abwesender zu Erbschaften oder vor Gerichte; Ausrufungen und Nachfragen nach Vermißten und Verschwundenen; Anzeigen von todt gefundenen Personen, von gestohlnen, verlohrnen und gefundenen Sachen, von gestraften Verbrechen und belohnten guten Handlungen ꝛc.

D. Nützliche Anstalten und Vorschläge

— zur Erleichterung, Verschönerung und Verädlung des gesellschaftlichen Lebens.

E. Moralische Gegenstände

— so behandelt, daß nur schlichter Menschenverstand dazu gehört, die Aufsätze zu verstehen.

F. Naturkunde.

Neue Entdeckungen und Beobachtungen, die sich gemeinverständlich vortragen und nützlich anwenden lassen.

G. Gesundheitskunde

— für Menschen und Hausthiere — auch Hausmittel: aber keine Universalmedizin und Wunder-Arzeney-

H. Land- und Hauswirthschaft

— im ganzen Umfange.

I. Künste, Manufakturen und Fabriken,

— sowohl Nachrichten von deren Errichtung und Fortgang, als neue Entdeckungen und Verbesserungen der Werkzeuge und des Verfahrens aller Art.

K. Käuf- und Handels-Sachen,

darunter auch Münz- und Wechselsachen, Waaren-Kunde, gesuchte oder dargebotene Anleihen ꝛc.

L. Gelehrte Sachen

— nur in sofern solche den Kauf- und Verkauf von Büchern betreffen, als Ankündigungen, Auktions-Nachrichten ꝛc.

M. Dienstgesuche und Beförderungen.

N. Familien-Nachrichten,

— als Vermählungen, Geburten, Trauerfälle, Orts- und Amtsveränderungen.

O. Berichtigungen und Streitigkeiten,

— vorzüglich Berichtigungen von geographischen und statistischen Angaben.

P. Allerhand,

— was in keines der vorigen Fächer paßt.

Ueber diese Gegenstände finden sowohl längere, doch nicht über einen gedruckten Bogen ausmachende Abhandlungen, als kurze Nachrichten, Anfragen und Antworten im Reichs-Anzeiger Platz, und jeder teutsche Biedermann, der überhaupt irgend etwas Nützliches noch nicht bekanntes oder genug benutztes durch eigne Erfahrung erprobt hat, ist gebeten, solches durch dieses Blatt zum gemeinen Besten bekannt zu machen.

Bedingungen:

1) Alle eingeschickten Aufsätze, welche zur Belehrung des Publikums über nützliche Wahrheiten und Sachen aller Art dienen, auch gefällige Antworten auf die eingerückten Anfragen, werden mit Dank gratis eingerückt und können unfrankirt eingesandt werden: was aber den Vortheil des Einsenders betrift, davon werden, bey längern Artikeln, für jede Zeile sechs Pfennige oder zwey Kreuzer Einrükkungs-Gebühren, und für kurze, nicht über 16 Zeilen betragende Anzeigen, dergleichen die meisten unter litt. C. K. M. N. sind, überhaupt 8 ggr. (36 kr. rhnl.) bezahlt. Diese Gebühren müssen gleich baar mit eingeschickt, oder angezeigt werden, wo und wie sie, ohne Weitläuftigkeiten, zu erheben sind, und die Briefe müssen frankirt seyn.

2) Alles, was irgend wider die bürgerlichen Gesetze, oder wider die Wohlanständigkeit und gute Sitten läuft, findet keinen Platz in diesem Blatte. Auch versteht es sich von selbst, daß jeder Einsender für die historische Wahrheit seines Inserats Bürge, und dafür verantwortlich sey.

3) Bey gemeinnützigen und unverfänglichen Aufsätzen, können die Einsender sicher darauf rechnen, daß ihre Nahmen unbekannt bleiben, wenn sie es verlangen.

4) Wer der Expedizion noch andere Geschäfte, ausser dem Einrücken der Anzeigen, z. B. Korrespondenz, Bestellungen und dergleichen aufträgt, zahlt dafür, nebst den Auslagen, eine billige Vergütung der Zeit und Mühe.

5) Der Preis ist hier für das halbe Jahr 2 Rthlr. sächsische Währung, oder 3 fl. 36 kr. rhnl. und nur an weit entfernten Orten kann er — billiger Weise — von

den

den löbl. Postämtern etwas höher angesetzt werden. Man kann nur halbjahrweise antreten, und die Aufkündigungen müssen 2 Monate vor dem Ablauf des halben Jahres geschehen. Geschlossene Jahrgänge und Bände sind bey der Expedizion der teutschen Zeitung und in allen Buchhandlungen zu haben.

Alles, was den Anzeiger betrift, wird unter der einfachen Aufschrift:

Für den Reichs-Anzeiger in Gotha

eingesandt. Sachen, die keine Eile haben, können auch unter meiner eigenen Addresse in Leipzig an die Fleischersche, in Frankfurt am Mayn an die Hermannische Buchhandlung und in Nürnberg an Hrn. Felseckers-Söhne abgegeben werden.

Gotha, den 1sten Julius 1793.

A. J. Becker,

Fürstlich Schwarzburgischer Rath, der Churmaynzischen Akademie nützlicher Wissenschaften und der Cellischen und Leipziger ökonomischen Gesellschaften Mitglied.

Der neue
Teutſche Merkur.

8. Stück. Auguſt 1793.

I.

Nachrichten von Antonio Genoveſi, einem Neapolitaniſchen Filoſofen.

(Fortſetzung von S. 305.)

Indeß er ſich mit der öffentlichen Lehre der Staatswirthſchaft beſchäftigte, hatte er das Vergnügen, daß ſeine Logik und Metafyſik nicht nur auf verſchiedene Univerſitäten, ſondern auch in die Schulen der Klöſter eingeführt wurden. Dieſes ermunterte ihn, die Fächer der Filoſofie, welche die Aufklärung der Vernunft zum Gegenſtande haben, in ſeinen Nebenſtunden ferner zu bearbeiten. Er ſchrieb *Meditazioni filoſofiche ſulla Religione e ſulla Morale*, worin er ſich vornahm, die natürliche Religion und Moral in ihrem Vereinigungspunkte vorzutragen, und ſtellte dieſes Werk im Jahr 1758 mit allgemeinem Beyfall ans Licht. Nur mißfiel den Neapolitanern

ſein allzu affektierter Toſkaniſcher Styl. Dieſes bewog ihn, ſich in ſeinen übrigen Italiäniſchen Schriften einer leichtern und natürlichern Schreibart zu bedienen. Seine ſcherzhaften Briefe, welche er im Jahr 1759 unter dem Titel *Lettere all' amico provinciale* wider eines gewiſſen Pasquale Magli *Diſſertazioni filoſofiche* ans Licht ſtellte, wurden mit weit größerem Vergnügen geleſen, und kurz nachher einer zweyten Auflage gewürdigt. Er ſtellte die Schwäche der Einwürfe des Antagoniſten, welcher ſeine Metafyſik anfeindete, ſo bloß, daß der Werth dieſes Werks hierdurch mehr einleuchtend und der Abſatz deſſelben weit ſtärker wurde, als zuvor. Genoveſi ſah ſich im Jahr 1764 genöthiget, eine zweyte Auflage deſſelben zu veranſtalten, welche bis auf 5 Oktavbände anwuchs, weil er alles, was er anderswo ſchickliches von der natürlichen Theologie geſchrieben hatte, derſelben einverleibte.

In dem nehmlichen Jahr ſtellte er einen Traktat *de jure et officiis*, welchen er bisher ſeinen Schülern in Privatſtunden diktiert hatte, ans Licht, worin er die Pflichten und Rechte des Menſchen aus der Natur deſſelben und des geſelligen Lebens herleitete. Die beygefügten Abhandlungen verdienen nicht weniger als das Werk ſelbſt die Aufmerkſamkeit der Filoſofen, beſonders derer, die ſich mit der Geſetzgebung beſchäftigen.

Sein

Seine *Lettere accademiche*, worin er die berühmte Frage: ob die Wissenschaften dem menschlichen Geschlechte mehr geschadet als genützt haben, mit vielem Scharfsinn untersucht, waren ebenfalls eine Frucht des Jahrs 1764. Er wurde durch die Schriften des Herrn Rousseau, welche damahls viel Aufsehen machten, und durch die Aufforderung seiner gelehrten Freunde dazu veranlaßt. Er hat sich selbst in diesem Werke, ohne daran zu denken, nach der Natur geschildert. Einige Dialogen, die er am Ende beyfüget, sind eine maskierte Kritik der Neapolitanischen Gesetze.

Die Italiäner hatten bisher noch keine Logik und Metafysik in ihrer Mutterspracbe, wodurch den Unstudierten der Weg zu diesen, folglich zu allen übrigen filosofischen Wissenschaften verschlossen wurde. Genovesi war der erste, welcher seiner Nazion diese Wohlthat erwies. Er gab sie beyde im Jahr 1766 heraus. Unter allen seinen Werken fanden sie nicht nur des Inhalts, sondern auch der Sprache wegen den größten Beyfall. Die seiner Logik beygefügten *Considerazioni sulle scienze* sind reich an tiefgegründeten und neuen Ideen. In der Italiänischen Metafysik übergeht er die finstere Ontologie, und macht mit der Kosmologie den Anfang, welche er nebst den übrigen Theilen auf anschauliche Kenntnisse gründet.

Sein größtes Meisterstück war die Italiänische Sittenlehre, wovon er im Jahr 1767 den ersten

Theil unter dem Nahmen *Diceofina* ans Licht ſtellte. Die gänzliche Zerrüttung ſeiner Geſundheit hinderte ihn an der Vollendung dieſes Werkes, deſſen erſten Theil die Menſchenliebe ſelbſt ihm in die Feder diktiert zu haben ſcheint, die Geſetzgebung und Sittenlehre zu verbeſſern.

Genoveſi trug ſchon lange den Keim einer tödlichen Krankheit im Buſen. Die unabläßige Anſtrengung ſeiner Geiſteskräfte, der Mangel an Leibesbewegungen, ſein vieles Sitzen hatten ihm ſchmerzhafte Krämpfe zugezogen, welche ihn manchesmal zu verlaſſen ſchienen, um jederzeit mit verdoppelter Wuth zurückzukehren. Im Jahr 1768 nahmen ſie dermaßen zu, daß er außer Stand geſetzt wurde, ſeine Vorleſungen fortzuſezzen. Damit er nicht auch mit der Dürftigkeit zu kämpfen hätte, ſo vermehrte der König ſeinen jährlichen Gehalt mit 204 Ducati (238 Thaler). Allein er ſtarb den 22. Sept. 1769 an der Bruſtwaſſerſucht im 57. Jahr ſeines Alters, beweint von allen rechtſchaffenen Menſchen, denen die Aufklärung des Vaterlandes am Herzen lag, beſonders aber von der Neapolitaniſchen Jugend, für deren Unterricht er allen Freuden des geſellſchaftlichen Lebens entſagt, und ſein Leben aufgeopfert hatte.

Da die Thränen der Dankbarkeit und Liebe zu Neapel auf ſein Grab floſſen, da das Vaterland um ihn trauerte, wurde ſein Andenken durch den

vergifteten Geifer eines Heuchlers, welcher im Reiche der Finsterniß seinem Eigennutz fröhnte, gelästert. Der berüchtigte römische Athlet, Mamachi, ein Dominikanermönch, brachte damals eine seinem Institut sehr angemessene Mißgeburt zur Welt, worin er allen guten Fürsten der Erde, welche vor dem aufgegangenen Lichte der Filosofie die Augen öffnen, und den Aberglauben aus ihren Ländern zu verbannen suchen, Hohn sprach, und den Abate Genovesi nebst allen wahren Filosofen unter die Feinde der Religion und des Staates zählte. Dies war immer das Schicksal aller der großen Männer, welche es wagten, den Aberglauben und die Lüge zu entlarven. Genovesi hatte noch kurz vor seinem Tode der päbstlichen Macht im Königreich Neapel einen sehr empfindlichen Streich versetzt. Auf sein Anrathen hatte der König den öffentlichen Lehrstuhl der päbstlichen Decretalen abgeschaft. Er hatte sie demselben als das Gesetzbuch der vorgeblichen allgemeinen Monarchie des Römischen Hofs geschildert, wodurch die Einheit der politischen Staaten und die Gewalt der weltlichen Fürsten untergraben würde. Er hatte gelehrt, kein Staat, wo das Kirchenregiment der weltlichen Regierung nicht untergeordnet sey, könne sich einer dauerhaften Verfassung und einer blühenden Wohlfahrt rühmen; alle Bestrebungen, eine vollkommene Staatswirthschaft einzuführen, seyen vergeblich; nie werden sich die Gemüther zu einem allgemeinen Endzweck vereinen; nie werde Patriotismus Statt finden

können. In einem Königreiche, über welches der päbstliche Stuhl nicht nur die in allen übrigen römischkatholischen Staaten übliche Gewalt ausübet, sondern sich auch die oberste Lehensherrschaft anmaßt, wo die königlichen Rechte mit den päbstlichen sehr oft in Kollision sind, waren solche Lehren für den Römischen Hof sehr gefährlich, und man weiß auch, was sie vor einigen Jahren gefruchtet haben. Auch konnte sich eine Macht, die sich nur auf Finsterniß gründet, von dem neuen Schulplan, welchen Genovesi auf Verlangen des Königs nach der Vertilgung des Jesuitenordens für alle Schulen des Königreichs entworfen hatte, nichts anders als die Beschleunigung ihres Verfalls versprechen. Ein solcher Mann konnte freylich von einem Pater Mamachi nicht anders als wie ein Feind der päbstlichen Religion behandelt werden.

Der sittliche Karakter des Genovesi war so beschaffen, wie er eines wahren Filosofen würdig ist. Er glühete ganz von Liebe zur Wahrheit, und von Begierde das Reich der Wahrheit zu erweitern, und die Menschheit glücklich zu machen. Er war ein unversöhnlicher Feind der Ungerechtigkeit und des Betrugs. Seine einsame Lebensart hatte ihn nicht zu einem mürrischen Stoiker umgeschaffen. Er war jederzeit und gegen jedermann freundlich. Sein Blick verrieth Fröhlichkeit, Seelenruhe und unerschütterten Muth. Er war zu stolz, sich zu Schmeicheleyen und Intriguen, welche den Weg

an einem allerhöchsten Hofe anfassen, Verhaltungsbefehle, Instructionen, Vollmachten, Creditive, Creditivschreiben, Recredentiale, Abberufungsschreiben, Leidtragende, Hofstaat, Hofstaat, in so weit Hofstaat von Gesandten, Hofstaat, in so weit Hofstaat von Gesandten, Hofstaat, in so weit Hofstaat von Gesandten

und viele unter den Kardinälen waren seine Freunde. Wäre er den Winken gefolgt, welche ihm von dieser Seite gegeben wurden: so würde ihn das Glück zu einer glänzenden Stufe erhoben haben. Seinem Vaterlande nützlich zu seyn, war seine Bestimmung, der einzige Ruhm und Reichthum, nach welchem er trachtete. Seinen Werth erkannten auch fremde Personen von hohem Stande. Da der regierende Herzog von Braunschweig als Erbprinz auf seiner Reise in Italien sich zu Neapel befand, würdigte er ihn in Gesellschaft des Herzogs von Mecklenburg seines Besuches. Kein fremder Gelehrte kam nach Neapel, der ihn nicht auf seinem Lehrstuhl hören wollte.

Seine Bemühungen, die Vaterlandsliebe und den Geist der Industrie und des Handels der Neapolitanischen Jugend einzupflanzen, sind nichts weniger als unfruchtbar gewesen. Seine Schüler sitzen am Ruder der Regierung und der Staatsverwaltung, deren aufgeklärter Geist und patriotischer Eifer unverkenntlich sind. Der König selbst glühet von Liebe zum Vaterlande. Er hat in den meisten Städten des Königreichs Normal-Schulen errichtet, dem gemeinen Mann nebst dem Schreiben und Lesen nicht nur richtige Begriffe von der Religion und den Pflichten eines guten Bürgers beyzubringen, sondern ihn auch den Ackerbau, die Geometrie und Nautik zu lehren. Er hat eine Militär- und See-Akademie errichtet,

welche

welche in ihrer innern Einrichtung und in den Fortschritten der zum Kriegesstand und zum Seewesen bestimmten Jugend schwerlich ihres gleichen findet. *) Man bauet Landstraßen, um zwischen allen Theilen des Königreichs die Kommunikazion und den inländischen Handel zu erleichtern. Man hat zur Sicherheit des Seehandels die Marine vermehrt. Der König selbst hat eine Kolonie von Manufakturisten errichtet, welche nach einem von ihm selbst entworfenen Plan lebt, und ihm, wie Kinder ihrem Vater, unmittelbar unterworfen ist. Er hat erst neulich einen vortreflichen Mann, Nahmens Galanti, alle Provinzen des Königreichs durchreisen lassen, die Quellen der Mißbräuche, wodurch das Volk gedrückt wird, zu untersuchen, und sie nicht nur ihm selbst, sondern auch in seiner historischen Geografie öffentlich bekannt zu machen. Der König hat einen großen Theil der unter der spanischen Regierung veräußerten und erblich verpachteten Zölle und Regalien wieder eingelöset, seine Unterthanen von den Bedrückungen der reichen Blutigel, und die Landesprodukte und Manufakturen von unerträglichen Abgaben zu befreyen. — Wenn die Grundverfassung des Königreichs, welche über zwey Drittel dieses von Natur irdischen Paradieses den verderblichen Le-

*) Man sehe des Herrn Galanti historische und politische Beschreibung beyder Sicilien, 1. Theil, Leipzig im Verlage des Herrn Crusius.

henrechten der Reichsbaronen, der Kirchen und todten Händen unterwirft, und durch schlechte Gesetze alles Gute erstickt, nicht im Wege stünde: so würde die Vaterlandsliebe und der Geist der Industrie und des Handels, welchen Genovesi in seinen Mitbürgern und in denen, die das Ruder der Staatsverwaltung führen, angefacht hat, noch weit mehr bewirkt haben.

J.

II.

Ueber Wohlthun und Undankbarkeit.

Durch Wohlthaten macht man Undankbare.

Wer wollte leugnen, daß es Undankbare gäbe? Und da sich Undankbarkeit ohne vorher empfangene Wohlthaten eben so wenig denken läßt, als Dankbarkeit: so hat man freylich mit der Redensart, durch Wohlthaten macht man (zuweilen) Undankbare! etwas sehr wahres gesagt: so wahres, als etwa mit dieser Redensart, durch Wein und ähnliche starke Getränke macht man (zuweilen) Betrunkene! Aber viel wäre dann damit eben nicht gesagt. Nun leugne ich nicht, daß mancher wohl mehr dabey gedacht haben mag; und so möchte meinetwegen diese Redensart unter hundert andern, die noch öfter gebraucht, und

am

am Ende nicht einmal so viel, vielleicht gar baaren Unsinn enthalten, mit hingehen. Wie aber, wenn sie von manchem als Allgemeinsatz zur Entschuldigung seiner Härte, seines Geitzes, seiner Undienstfertigkeit angewandt wird? — Weg dann mit der häßlichen Lüge und dem ungerechten Vorwurfe, den man der Menschheit macht!

Dies über die Redensart. Was nun aber die Klage über Undankbarkeit selbst betrifft: so kann sie bey einigen seltenen Menschen — die aber nicht leicht laut klagen werden! — sehr edel seyn, wenn sie sich nicht beklagen, daß andere undankbar gegen sie, sondern daß sie undankbar waren. Undankbarkeit schmerzt sie als Laster, das von einem sehr verwahrloseten Herzen zeugt; es schmerzt sie, den Menschen verabscheuungswürdig zu finden. Die Klage ist bey andern, die zwar zunächst um ihrer selbst willen klagen, aber auch viele traurige Erfahrungen gemacht haben, sehr verzeihlich; aber, wahrlich, sie ist auch bey vielen höchst ungerecht!

Ich habe sie oft mit der Klage, daß der Tugendhafte hienieden so viel leiden müsse, indeß es dem Lasterhaften wohl gehe, in eine Klasse gestellt. Man setzt bey dieser Klage gewöhnlich voraus, daß man selbst unter die Tugendhaften gehöre; so wie bey jener, daß man sich um andere sehr verdient gemacht — ihnen wirklich Wohlthaten erwiesen habe. Und sollte diese

Vor-

Voraussetzung immer gegründet seyn? Wird die Tugend nicht verdächtig, welche darüber murret, daß Gott gegen andere so gütig ist? — Eben so verdächtig, wie die Wohlthätigkeit, welche über Mangel an Wiedervergeltung in bittere Klagen ausbricht.

Du leidest; aber leidest du als Tugendhafter, und um deiner Tugend willen? Jener ist glücklich; aber ist er es als Lasterhafter und durch seine Laster? — Da handelt jemand minder freundschaftlich, oder gar feindselig gegen dich; aber thut er es, weil du ihm wohl thatest? Oder nicht vielmehr deswegen, weil du ihm für eine vielleicht unbedeutende Wohlthat desto mehr übel thatest, weil du ihn mißhandeltest, ihn zum Sklaven deiner Launen machen wolltest, Dienste von ihm forderte, die er als rechtschaffener Mann nicht leisten darf? Es giebt Menschen die sich dem Wohlthäter entziehen, aus Furcht wiedergeben oder Gegendienste leisten zu müssen; oder aus einer zweydeutigen Art von Stolz, der sich dem Wohlthäter gegen über gedemüthiget glaubt. Manche, wenn sie das Geborgte wieder geben, oder gewisse Versprechen erfüllen sollen, fühlen jezt blos das Unangenehme des Wiedergebens, und haben das Angenehme des Empfangens vergessen; ja es giebt so gar Menschen, welche wahre Wohlthaten mit Uebelthaten vergelten; aber dies vielleicht in seltener Ausnahme. — Es giebt Menschen, die durch

Laster

Laſter Glück machen, und ihr Glück genießen: aber ihr würdet ſehr irren, wenn ihr den Weg des Laſters für den ſicherſten Weg zur Glückſeligkeit halten wolltet, und nicht bloß ſehr irren, ſondern auch ſehr ungerecht urtheilen, wenn ihr die Menſchen in der Regel für undankbar halten wolltet.

Wie manchen haltet ihr für glückſelig, dem geheimer Gram am Herzen nagt? — Und wie mancher ſcheint undankbar zu ſeyn, der es nicht iſt?

Ihr haltet den, dem ihr Wohlthaten erzeigtet, für undankbar, weil er euch gewiſſe Dienſte nicht leiſtete, oder nicht ſo leiſtete, wie ihr es wünſchtet: aber, kannte er eure Wünſche? Konnte er ſie nach ſeinen Einſichten, ſeinen Grundſätzen, ſeinen Kräften erfüllen? Schmerzte es ihn nicht vielleicht, daß er nicht konnte, was er ſo gern wollte?

Wie? wenn ſeine Bemühungen für euch ohne ſeine Schuld fehlſchlugen, und er zu beſcheiden iſt, als daß er mit dem, was er für euch unternahm, prahlen ſollte?

Wie? wenn er ohne Geräuſch dennoch viel für euch that — zur Vertheidigung eurer Ehre, eures guten Namens, zu eurer Empfehlung bey andern?

Er iſt vielleicht nicht Freund von vielen Worten; und ihr hättet Unrecht, wenn ihr wähntet, daß

daß er auf eure Wohlthaten keinen Werth setze, weil er nicht viel Worte darüber macht?

Er nahm vielleicht euer „bitte, bitte, keinen Dank!" für Ernst, und hielt den Ausdruck seiner dankbaren Empfindung zurück. Er wußte, daß edlere Menschen sich nicht gern laut ins Gesicht danken, so wenig als loben lassen, und zählte euch zu diesen Edlern.

Er schwieg, weil ihr ihn überraschtet, und seine Empfindungen zu lebhaft waren, als daß sie sich in Worten ergießen konnten; und seinen Händedruck habt ihr nicht verstanden, den Dank seiner Augen nicht bemerkt. Er schwieg mit dem Entschlusse, euch thätig zu danken.

Er erwähnte des von euch empfangenen Gutten seltener, als ihr — minder edel — es wünschtet, um eure Güte nicht zu misbrauchen; um euch nicht zu reizen, noch mehr zu geben, oder euch auch nicht den Verdacht einzuflößen, als wenn er euch dazu reitzen wollte. *)

Möglich wäre es auch, daß er das, was er von euch empfieng, wirklich nicht sehr hoch anschlug,

*) In dem: „gratiarum actio est ad plus dandum inuitatio!" — wie wir Lateiner uns auszudrücken pflegen — „da liegt das Fundament zur Dankbarkeit!" sagte unser Schulmeister. Gut, daß wir ehrlichen Jungen das nicht verstanden.

Digitized by Google

ſchlug, ohne deswegen undankbar zu ſeyn. Er fühlte, daß er eben das, und mehr noch, für euch thun konnte, und vielleicht gegen andere that, ohne deswegen zu glauben, daß er etwas gethan habe, das großen Dank verdiente — und denkt nun nicht geringer von euch, als von ſich ſelbſt. Mögen dann diejenigen liebenswürdiger ſeyn, welche auf das, was ſie gaben, keinen Werth legen, deſto mehr aber auf das, was ſie von andern empfiengen: aber für unedel werdet ihr doch den nicht halten, der das, was er wirklich Gutes in ſich fühlt, auch bey euch vermuthet, der es für Undank halten würde, wenn er ſchlechter von euch als von ſich ſelbſt dächte? Oder wenn er, vielleicht aus Mangel an beſſerer Einſicht, eure Wohlthaten nicht für Wohlthaten erkennen konnte, ſie nicht zu ſeinem Wohle zu benutzen wußte; wenn er dann, da ihr ſie ihm dennoch aufdrangt, ihm ſchon durch dies Aufdringen weh thatet, euch unmöglich für Freunde halten kann, die es gut mit ihm meynten? — Der Fall iſt häufiger als manche glauben mögen. Wenn z. B. der große unglückliche Kaiſer Joſeph, — der von ſich es ſagen durfte, daß er oft, wo er Dank verdienen wollte und verdiente, mit Undank belohnt wurde — wenn der oft verkannte Joſeph die teutſche Sprache in Ungarn einführen wollte: ſo glaubte er gewiß den Ungarn dadurch wohl zu thun. Das glaubten nun aber die Ungarn nicht. Sie meynten, ſie würden mit ihrer Sprache auch ihren Nazionalkarakter ver-

verlieren, würden dadurch entwürdigt, und wa
sie so mehr meynten. Laßt sie nun noch so unrech
gehabt haben, so hätte doch wahrlich ihr Köni
auch unrecht gehabt, wenn er seine sonst brave
Ungarn deswegen für undankbare, schlechte Unter
thanen gehalten hätte, weil sie seine Wohltha
nicht für Wohlthat erkennen konnten.

Was besonders Wohlthaten an Geld und
Geldeswerth *) betrift, so ist es in Wahrheit bey
Menschen, welche mehr vom Herzen als vom Ma
gen abhängen, keine leichte Sache, ihnen so zu
geben, daß es ihnen wirklich wohl thue. Das läßt
sich als Regel annehmen: der Mann der ohne An
hängsel von Titeln und ohne gefüllte Kasten gelten
kann, bey dem es einmal fester Entschluß ist, kei
nen Fingerbreit vom geraden Wege abzuweichen,
um jene Anhängsel und Kasten zu erhalten, und
dem Feinheit mehr als alles Gold der Erde wiegt —
der nimmt nicht gern reiche Geschenke, befinde
sich immer in keiner kleinen Verlegenheit, wenn er
sie durch Noth gezwungen nehmen muß, und kann
dann

*) Und zwar bloß Geldeswerth, und um dieses Werthes
willen gegeben! — Mein Freund schenkt mir sein Bild
mit einer kostbaren Einfassung; nun da konnte zwar die
kostbare Einfassung, mir zu Gefallen, weggeblieben
seyn: aber ohne Einmischung eines unangenehmen Ge
fühls nehme ich das Bild auch mit der kostbaren Ein
fassung. Die Einfassung ist für das Bild, das Bild
für mich.

Digitized by Google

dann leicht von dem Geber sehr verkannt werden, wenn dieser nicht selbst seines Geschlechts ist.

„Ich sah mich einst genöthiget, — so erzählte mir mein Vater — von einem reichen Freunde ein Darlehn an Gelde aufzunehmen, und that es unter der Bedingung gegen landesübliche Interessen; was er sich um so eher gefallen lassen könnte, da ich es für einen andern aufnähme. — Wirklich hatte ich einem noch ärmern Freunde von der erborgten Summe wieder einen Theil geliehen. — Nach zwey Jahren zahlte ich meinem Freunde sein Geld bis auf einen kleinen Rest, welcher der Verabredung gemäß erst im nächsten Jahre abgezahlt werden sollte. Er nahm es — aber ohne Interessen. Die Wahrheit zu sagen: ich hatte die Interessen selbst mit einer gewissen Aengstlichkeit aufgezählt, die aus dem Bewußtseyn entsprang, daß ich selbst ein paarmal in dem Falle, andern Geld geliehen zu haben, um alles nicht im Stande gewesen wäre, Interessen anzunehmen. Dennoch kränkte es mich tief, daß ich, wollte ich anders meinen Freund nicht beleidigen, die Interessen geschenkt nehmen mußte. Es war, dachte ich, doch hier ein andrer Fall; die Summe war größer, und er wußte ja, oder sollte doch wissen, daß du es für einen dritten geborgt hattest. Einen noch trübern Tag machte mir mein sonst so guter braver Freund, da er unter nichtigem Vorwande von vielen Dienstleistungen, die er von mir erhalten

haben wollte, auf keine Art zu bewegen war, den Rest wieder anzunehmen; und mit dem trüben Tage wars nicht abgethan. Es vergiengen Jahre, ehe ich wieder so unbefangen, wie sonst, seine Gesellschaft genießen konnte. Gewiß war mir mein Freund nicht minder lieb als vorher, aber ich war von nun an minder traulich im Umgange; fühlte jezt erst eine Ungleichheit, die in der Freundschaft nicht seyn sollte; fühlte, was ich vorher nie gefühlt hatte, daß er reich und ich arm sey, daß er nur geben, ich nur empfangen könne, ohne Aussicht ihm je wieder geben zu können; konnte ihn nicht mehr so offenherzig wie sonst tadeln, ihm nicht so herzlich meinen Beyfall geben — zum Tadel schien ich mir das Recht vergeben zu haben, mein Lob schien der Schmeicheley verdächtig. Tausendmal habe ich gewünscht, daß ich ihm, selbst auf die Gefahr ihn zu beleidigen und seine Freundschaft zu verlieren, sein Geld aufgezwungen hätte. Ich habe nachher dies Geld als ein Kapital angesehen, wovon ich blos Verwalter zu gutem Gebrauch für andere wäre, und habe es so angewandt, wie ich glaubte, daß es mein Freund, wenn er es mir zu der Absicht gegeben hätte, billigen würde. — Es scheint mir jezt bey kälterm Blute selbst, als wenn in meinem damaligen Betragen und Empfinden etwas Ueberspanntes und Uebertriebenes gewesen wäre, vielleicht gar etwas unfreundschaftlicher Stolz; aber ich wollte doch nicht, daß du je in Verlegenheit kämst, von

einem

einem reichen Freunde Geld borgen zu müſſen. Lieber von einem Fremden, und im Nothfall lieber von einem Wucherer, dem du das Kapital zwiefach verzinſen mußt. Durch Sparſamkeit und Fleiß kannſt du den hohen Zins wieder einbringen; aber Geſchenke können dich um Güter bringen, die für kein Geld feil ſind.“

„Und wie? Wenn der reiche Mann, der ſich deinen Freund nennt, minder edel wäre, als mein Emmard war; wenn er es bedauerte daß er eben jezt von Geld entblößt wäre? Oder wenn er des niedrigen Mißtrauens fähig wäre, daß du nicht ſeine Freundſchaft, ſondern ſein Geld gemeynt habeſt? Wenn er dich merken ließe, daß er das, was er dir lieh, für ſo gut als verſchenkt hielte? — Glaube mir, es giebt unter den reichſten Leuten viele Krämerſeelen, und im Punkte des Geldes ſind die meiſten zum Mißtrauen geneigt. Ein Mißtrauen, das freylich bey manchem, der mehrere unangenehme Erfahrungen mit Buben oder Leichtfüßen machte, gewiſſermaßen verzeihlich iſt. Aber würde dichs darum minder kränken, daß der Mann, den du für deinen Freund hielteſt, dich mit jenen Menſchengeſchöpfen in eine Klaſſe ſetzte? Nein, lieber von einem ganz Fremden geborgt, als von einem reichen Freunde, deſſen Freundſchaft nicht ſchon längſt erprobt und durchs Feuer geläutert iſt. Denn freylich für Freunde im engſten Sinne des Worts hört dieſe Klugheitsregel auf,

Klugheitsregel zu seyn. Bey einem Freunde, der dir an Vermögen gleich, oder doch nicht viel reicher ist, da braucht es schon weniger Bedenklichkeit; da schmerzt eine abschlägliche Antwort schon minder, weil es wahrscheinlich ist, daß er nicht im Stande war deine Bitte zu erfüllen; und giebt er, so siehst du eine Möglichkeit, ihm einmal gleichen Gegendienst zu erweisen; und andere Gefälligkeiten wird er nicht, nach der Unart mancher reichen Leute, die oft zur Unzeit großmüthig oder so stolz sind, daß sie durchaus niemanden auch nur die kleinste Verbindlichkeit schuldig seyn wollen, mit Gelde aufwiegen.“

Ich kann und mag nicht entscheiden, ob mein Vater in dem gegebenen Falle sich ganz so benommen habe, wie es die kalte prüfende Vernunft recht heißen würde; ob nicht, wie es ihm ja selbst schien, ein wenig Stolz und Ueberverfeinerung seine sonst so reine Empfindung getrübt habe? Aber gesetzt, daß so ein Mann als Empfänger sich gegen den Geber nicht ganz nach der Regel benimmt, würdet ihr ihn wohl deswegen einen Undankbaren nennen? Würdet ihr, die ihr euch auf Menschenwerth versteht, und Sinn genug habt, in einem Meisterwerke trotz einiger Fehlzüge doch ein Meisterwerk zu erkennen, euch nicht lieber um einen solchen Mann, als um hundert andere, die sich durchaus nach der Regel benehmen, einiges Verdienst gemacht zu haben wünschen?

So wird also gewiß mancher ehrliche Mann für undankbar gehalten, der vielleicht im Grunde ein ungleich dankbareres Herz hat, als mancher andere, der die Miene der Dankbarkeit annimmt, und jede Gelegenheit ergreift seinem Wohlthäter — ein Kompliment zu machen, oder der klug genug ist, euch kleine Gefälligkeiten zu erweisen, um neue größre Wohlthaten zu erhalten.

Der Klagen über Undankbarkeit würden weniger werden, wenn sich die Menschen besser aufs Wohlthun und Freundemachen verstünden, wenn — Doch dies verdient ein eigenes Kapitel. Nicht zwar, als wenn ich eben über diesen Gegenstand was ausgezeichnetes zu sagen wüßte, sondern weil es dem Leser frommen würde, selbst ein wenig über das Thema nachzudenken.

Wie man wohlthun müsse.

Was wohlthun heißt, weiß jederman — Leiden mindern, oder doch mildern, die Menschen froher, glücklicher, oder (was unstreitig die größte unter allen Wohlthaten seyn würde) besser machen. Die Frage aber: wie man nun am sichersten diesen Zweck erreichen könne? wie man es anfangen müsse, um die Menschen geneigt zu machen, das, was wir für sie thun, als Wohlthat anzunehmen, und den besten Gebrauch davon zu machen? — ist eine Frage, deren vollständige Beantwortung

nicht so leicht zu finden ist. Und forderte der Fragende nun gar, daß die Antwort jeden, der den Willen hätte, gute Lehren anzunehmen, in den Stand setzen sollte, sie in allen Lagen, unter allen Umständen seines Lebens glücklich zu befolgen: so forderte er etwas, das selbst der weiseste Lehrer nicht zu leisten vermöchte. Er müßte denn seine Menschenkenntniß nicht blos lehren, sondern sie, und mit ihr seinen geläuterten Sinn für alles Schöne und Gute, auf andere übertragen, das heißt, er müßte etwas thun können, wogegen alles, was euch eure Ammen von Wunderdingen erzählt haben, eine Kleinigkeit wäre.

Hoffentlich erwartet ihr von keinem Menschenkinde Wunder, am wenigsten von dem ehrlichen Pächter Martin; könnt also zum voraus vermuthen, daß er sich nicht auf eine vollständige Beantwortung der Frage, sondern nur auf einen kleinen Beytrag zur Beantwortung einlassen wird.

Dies ist mein Beytrag: man muß vor allen Dingen mit sich einig werden, daß man andern wohlthun wolle.

„Ein wichtiger Beytrag! Als wenn sich das nicht von selbst verstünde, daß man andern wohlthun wolle, wenn man etwas für andere thut!“

Ihr

Ihr lieben guten Menschen, bey denen sich das in der Anwendung immer von selbst versteht! Für euch bedarf's keiner geschriebenen und keiner gepredigten Moral; so schön sie geschrieben oder gepredigt wäre, ihr hättet sie besser in euch selbst. Aber, liebe gute Menschen, es versteht sich das nicht bey allen von selbst — ach! nur bey wenigen! Blickt um und neben euch, und ihr werdet finden, daß man sich oft selbst täuschte, wenn man glaubte, man habe andern wohlthun wollen. Man wollte sich selbst, sich allein, oder doch vorzüglich wohlthun.

Man giebt, um wieder zu empfangen; leistet Dienste um Gegendienste zu erhalten, um gelobt zu werden, um sich Freunde zu machen, und aus wer weiß wie vielen andern Bewegungsgründen, die sich am Ende alle auf das liebe Selbst beziehen. Und wem hat man nun wohlthun wollen?

Unsere meisten Wohlthaten, die wir vielleicht zu unsern besten Thaten zählten, gehören zu den Tugenden, welche der Richter, der nicht nach dem was wir thaten, sondern nach den Absichten und Bewegungsgründen, aus welchen wir es thaten, nicht nach dem was wir glücklicher Weise wirkten, sondern nach dem was wir wirken wollten, richtet, einst — verzeihen wird! Unsere vermeinten Wohlthaten sind Handel, wenigstens Tauschhandel, bey welchem beyde Theile gewinnen wollen.

„Aber wenn ich nun keine Gegendienste zur Bedingung gemacht habe?“

Nun, so war's vielleicht Handel auf Spekulazion. Ich kaufe einen Artikel Waare um erhöhten Preis, weil ich hoffe, daß die Waare steigen werde; sie steigt aber nicht, und ich verliehre; habe ich denen, welchen ich abkaufte, eine Wohlthat erwiesen? — Wer andern giebt, um mehr, wenn auch nicht in derselben Münzsorte, wieder zu empfangen, der kann nicht sagen, daß er ihnen Wohlthaten erwiesen habe. Wer also auf Dank rechnet, der rechnet auf eine Art von Wiedererstattung, und wer um des Dankes willen giebt, der giebt eigentlich nicht, sondern verkauft oder leihet. *)

„Dennoch bleiben meine, wenn auch nicht aus reiner Absicht erwiesene Wohlthaten, dem Empfänger dieselben Wohlthaten.“

Du willst sagen: er hätte denselben Vortheil und Genuß davon. Aber hättest du denselben Genuß von der Gabe eines andern, er möchte dir sie geben aus welcher Absicht und auf welche Art er wollte? Mit oder ohne Schonung deines Herzens, deiner Ehre, oder auch deines vielleicht nicht unedlen Stolzes?

Zuge-

*) Doch kann es Fälle geben, wo Leihen wohlthätiger ist als Schenken. (Siehe die folgende Nummer.) War aber dies Wohlthätige in deinem Plane?

Zugegeben, daß man zuweilen beyde Zwecke, sich und andern wohlzuthun, vereinigen und beyde erreichen könne; daß man durch die gute oder doch feine Art, womit man giebt, seiner Gabe Werth verschaffen, und den Empfänger in süßem Wahne erhalten könne; aber am sichersten wird doch derjenige andern wohlthun, der nicht sich, sondern diesen andern dadurch wohlthun will.

„Aber auf den guten Willen kömmts doch hier nicht allein an. Der kalabrische Wirth hatte auch wohl den guten Willen, seinem Gaste wohlzuthun; *) doch möchte ich sein Gast nicht

 seyn.

*) Den guten Willen hatte er eigentlich nicht. Hier ist die Stelle aus Horazens sechstem Briefe des ersten Buchs nach Wielands Uebersetzung:

Du hast mich so nicht reich gemacht, wie mein
Kalabrier den Gast von seinen Birnen
zu essen nöthigt. — „Lang' er zu, Herr Nachbar!" —
Ich habe satt — „So steck er immer ein
so viel er will" — Ich danke schönstens. — „I!
so nehm er doch! Er kanns ja seinen Kleinen
zum Gruß nach Hause bringen" — Sehr verbunden!
Es soll so seyn, als ob ich schwer beladen
davon gegangen wäre — „Wies beliebt!
Uns spart er nichts, es bleibt nur für die Schweine!" —
So giebt die plumpe, unverständige
Gutherzigkeit mit vollen Händen weg
was keinen Werth in ihren Augen hat,
und dies ist eine Saat, die immer Undankbare
getragen hat, und ewig tragen wird!

seyn. Der Major Ewald (No. K. Pächter Martin, erster Theil) hatte eben so viel guten Willen, dem verunglückten Kaufmann zu helfen als Hulderich; aber nur Hulderich wußte ihm zu helfen. Und warum konnte der eine Amtmann in W. (No. XIV. S. 115) seinen Bauern nicht so wohlthun als der andere, da es doch beyde gleich gut mit ihnen meynten? — Und so kömmts gewiß auf den guten Willen nicht allein an?"

Sehr wahr. Aber ich habe auch nicht gesagt, daß der Gebrauch meines Hausmittels alle andern entbehrlich mache; ihr könnt vielmehr darauf rechnen, daß niemand eifriger seyn werde, alle zweckmäßigen Mittel kennen zu lernen und anzuwenden, als derjenige, bey dem es einmal mit diesem guten Willen seine Richtigkeit hat. Auch wird ihm alles mit und durch diesen guten Willen erleichtert. Der gute Wille selbst sagt ihm, *) wo nicht immer was er thun, doch wenigstens was er nicht thun müsse — was seinem Zwecke entgegen wäre.

Er läßt euch gewiß den Wohlthäter nicht fühlen; blickt nicht mit der Gönnermiene auf euch herab; macht euch seine Wohlthaten nicht zu Sklavenfesseln; macht keine unedlen Forderungen an euch — mischt nicht in den Labetrank, den er euch dar-

*) Wie der Genius des Sokrates, setzte mein Pastor hinzu.

darreichte, Gift ein. Auch zwingt er euch nicht ſein Steckenpferd zu reiten, weil ihm das Spaß macht; dringt euch ſeine Wohlthaten nicht auf, und entreißt euch nicht gewaltthätig das, was euch jezt unſchuldige Freude macht, um euch zu nöthigen, euch auf ſeine Art zu freuen. Er wollte euch ja wohlthun; wie ſollte er nicht ſo viel nur möglich alles vermeiden, was ſeinem Zwecke entgegen wäre, und wodurch er euch wehe thun könnte?

Wer aber erſt weiß, was man vermeiden müſſe, um etwas nicht ſchlecht zu machen, der iſt auf geradem Wege es gut machen zu lernen, und lernt es da, wo es auf Rechtthun (auf Moralität) ankömmt, gewiß — wenn Kopf und Herz einträchtig bey einander wohnen!

Und ich habe Männer, die eben nicht in dem Rufe waren, große Gelehrte, am allerwenigſten große Redner zu ſeyn, Reden halten hören, die Aller Herzen für ſie einnahmen — weil ſie ſelbſt aus dem Herzen ſprachen. Was von Herzen kömmt, ſagten unſere Alten, geht wieder zu Herzen! Dies gilt gewiß auch hier. Selbſt bey weniger Menſchenkenntniß und ohne andere ſeltene Vorzüge, die von Seiten des Kopfes dazu erfordert werden, um viel Gutes zu thun, wird der Mann mit jenem guten Willen wenigſtens das leicht erreichen, daß andere gern von ihm annehmen, was er gern für ſie thut — und ihr ſeht

leicht,

leicht, wie viel er dadurch für seinen Zweck gewonnen habe.

Auch giebt es Fälle, wo schlechterdings nur der, der mit diesem guten Willen handelt, wohl thun kann.

Würde der edle Mann, mit dem ich euch, so weit ich es durfte, in der zweyten Nummer meines Büchleins bekannt machte, ohne diesen guten Willen der Wohlthäter seines Fürsten und seiner Mitbürger geworden seyn? O wie manches Gute kam blos deswegen nicht zu Stande, weil der Ehrgeizige es allein thun wollte; weil die Welt es wissen sollte, daß er es gethan habe! — Wie manches wurde wohl gar verhindert, weil man andern die Ehre mißgönnte, es vollbracht, oder nur es zuerst in Vorschlag gebracht zu haben! —

„Es ist ein großes Unglück im Reiche der Wahrheit, — so urtheilte der heilige Rath in der Königsprobe *), — daß nur wenige uneigennützig genug sind, Bäume zu pflanzen, welche erst der Nachwelt Früchte bringen. Fast alle bringen ihr Pflänzchen ins Treibhaus, um die ersten Früchte noch selbst zu genießen; nur selten wird aber die verzärtelte und übertriebene Pflanze zum dauerhaften fruchtbaren Baume. Der ächte Freund der Wahrheit und der Menschen weiß Licht und Schatten genau für das Auge seiner Zeitgenossen abzu-

*) Erzählungen von C. Stille.

abzumessen, und überreicht dann dem Schüler, den er sich nach seinem Geist und Herzen erzog, den Pinsel und Farbenkasten, um nach und nach lichtere Farben, deren Zubereitung und Gebrauch er ihn gelehrt hatte, aufzutragen. Freylich fällt dann das prächtige N. N. pinxit unter seinem Gemählde hinweg; aber dankbar nennt der Schüler den Nahmen des Meisters, der die ersten schönen und festen Grundzüge gemacht hatte. Und thäte er das auch nicht, ey nun, sein Lehrer hatte nicht darauf gerechnet. Er wollte das Bild der Wahrheit, nicht sich selbst mahlen!"

Gott! recht viele solche Menschen mit dem festen Entschlusse, so viel sie können zum Wohle ihrer Mitmenschen beyzutragen, und so beyzutragen, wie sie glauben daß es für diese Menschen am wohlthätigsten seyn möchte: so wird Wahrheit und Tugend unter uns gedeihen und die Erde verschönern! so werden wir, wie Kinder Eines guten Vaters, durch brüderliche Theilnehmung des Lebens Ungemach vermindern, und manche Thräne des Schmerzes in Freudenthränen verwandeln!

Brüder! wer schlägt ein: auf Wohlthun ohne Lohnsucht!

Freylich könnte es scheinen, als wenn dies — besonders in den Fällen, wo wir zur vollen Erreichung unsers Zwecks den Wohlthäter nicht nur

nicht

nicht fühlen lassen dürfen, sondern ihn so gar möglichst verbergen müssen — ein wenig zu viel gefordert wäre. Im Grunde aber ist es wirklich nicht mehr gefordert als: daß man die Mittel anwenden müsse, wenn man den Zweck erreichen will! und daß wir, als gute Menschen, gegen andere so handeln müssen, wie wir, wären wir in ihrer Lage, und sie in der unsrigen, wünschen würden, daß sie gegen uns handeln möchten. Denkt, daß Geben seeliger sey als Nehmen, und fühlt euch glücklich, daß ihr geben könnt: so wird euch die sanfteste Schonung gegen den, der eurer Hülfe bedarf, leicht werden, und ihr werdet sie als Glücklichere gegen den Unglücklichern für heilige Pflicht erkennen.

Genau genommen wäre es wohl kein Widerspruch, wenn man behauptete, daß ihr bey dieser Handlungsweise mehr gewinnen als verliehren würdet — wenn ihr etwa zum guten Anfange dieser Ermunterung bedürftet. Undank schmerzt, wenn man auf Dank gerechnet hat! Den Schmerz werdet ihr euch ersparen. Ihr genießt euch selbst, indem ihr eine Pflicht erfüllt; genießt die Seeligkeit eines Gottes, Gutes zu thun im reichen Maaße, so daß ihr gewiß des Danks dabey leicht entbehren könnt. Würde er euch aber dennoch — und warum sollte er euch denn nicht oft werden, da Liebe und Wohlwollen gewiß auch oft erkannt und mit Gegenliebe erwiedert wird; da das, was von Her-

zen

zen kömmt, so leicht den Weg zu andern Herzen findet? — nun dann genießt ihr auch diesen Dank als eine desto angenehmere Zugabe, je weniger ihr darauf gerechnet hattet.

* * *

Auszug einer Rechnung über 400 Rthl. jährlicher Einnahme, welche die verwittwete Gräfin von ** jährlich zum Wohlthun bestimmte. Vom Jahre 1760 — 1787.

		Thlr.	gr.
1)	Zur Unterstützung 26 armer studierenden Jünglinge, von denen 18 jeder auf drey Jahre 25 Thlr., 2 auf ein Jahr jeder 30 Thlr., 2 auf ein Jahr jeder 100 Thlr. und 4 auf drey Jahr jeder jährlich 50 Thlr. empfingen. — —	2210	—
2)	Armen Handwerkern zum Anfange ihres Gewerbes — — —	600	—
3)	Andern, größtentheils Handwerkern, zur bessern Betreibung ihres Gewerbes geliehen 1960 Thlr., unter der Bedingung, von Monat zu Monat, so viel sie könnten, wieder abzugeben. Sind unbezahlt geblieben nur — — —	20	10
4)	Ohne Hofnung auf Wiedergabe geliehen — weil wir glaubten, daß man es nicht gern geradezu geschenkt nehmen möchte — 1050 Thlr., davon dennoch wieder erhalten 880 Thlr. bleibt —	170	—
5)	Zur Errichtung einer Schulbibliothek Beytrag — —	50	—

6) Zur

	Thlr.	gr.
6) Zur Anschaffung einiger mathematischen und fysikalischen Instrumente für dieselbe Schule. — — —	80	—
7) Bücherrechnung für arme Schüler und Landleute ꝛc. — —	420	—
8) An einige verdiente Männer geheime Beyträge zur Ausbesserung der Fehler des Glücks überschickt 1600 Thlr.; bleibt nach Abzug 600 Thlr. ausserordentlicher Beyträge von der Gräfin — —	1000	—
9) Für Hausarme an monatlichen Beyträgen zu 1 — 4 Thlr. — —	2230	—
Anmerk. Wir haben oft die Freude gehabt, daß die Empfänger bey Verbesserung ihrer Umstände sich die sonstigen Beyträge ganz verbaten, oder nur einen Theil davon annahmen.		
10) Für ausserordentliche Unglücksfälle —	800	—
Anmerk. Ausser den ausserordentlichen Beyträgen der Gräfin.		
11) Den Wittwen und Kindern einiger verdienstvollen Männer — —	1150	—
12) Dem Schulmeister N. N. jährlich 25 Thlr. auf 9 Jahre, seinem Nachfolger eben so viel auf 13 Jahre — —	550	—
13) Beytrag zur Errichtung eines Arbeitshauses — — —	50	—
Anmerk. Es wurde Subscripzion errichtet, wo die Gräfin unter ihrem Nahmen zahlte. Die angegebene Summe à 50 Thlr. zahlte ich unter die Num. 2 und 3 genannten Bürger, um sie zur Aufmunterung für andere als eigenen Beytrag zu geben.		

14) Dem

	Thlr.	gr.
14) Dem Antiquar, gegen das Versprechen gewisse unsittliche und dumme Bücher nicht mehr zu verleihen — —	25	—
15) Dem Apotheker, für arme Kranke —	560	8
16) Dem Speisewirth für arme Kranke —	807	16
Blieb bey Ablegung der Rechnung noch Rest	65	8

* * *

Wie viel Gutes man mit 400 Thaler jährlich schaffen könnte! „Aber wie viele können jährlich 400 Thaler zum Wohlthun bestimmen?“ Wenige; aber kann man nicht durch Vereinigung leicht thun was einzeln keinem möglich wäre? Und mit der Hälfte könnte man gerade halb so viel wirken — was immer noch viel wäre!

„Dazu sind unsere öffentlichen Allmosenanstalten!“

Die sind an manchen Orten vortrefflich!

In den besten, die ich kenne, wird jährlich öffentliche Rechnung abgelegt, wer, und wie viel jeder dazu giebt, und wer, und wie viel jeder davon empfängt. — Das ist recht und nothwendig, wenn sie als öffentliche Anstalten bestehen sollen. Nun frage ich aber, ihr, die ihr es fühlen könnt, daß Geben seeliger sey als Nehmen, und die ihr jezt diese Seeligkeit genießet: wie, wenn ihr durch drückende Armuth einst gezwungen würdet,

det, euch in die offene Liste der Armen, welche Allmosen empfangen, setzen zu lassen?

Seht! für solche Arme konnte in unsern öffentlichen Allmosenanstalten nicht gesorgt werden; für sie würden wohlhabende Menschenfreunde sorgen, wenn sie einem anerkannt ehrlichen Manne Vollmacht gäben, von ihren Beyträgen diesen edlern schamhaften Armen zu geben, oder — wo sie das lieber wollen — zu leihen, ohne selbst dem Geber, geschweige einem andern, den Namen des Empfängers zu nennen.

* * *

Auch Wohlthaten.

Der Zufall hatte den unglücklichen Sp** in den Zirkel einiger frohen Menschen geführt, aber er konnte an ihrer Freude nicht Theil nehmen. Als der Sohn eines angesehenen und reichen Mannes, und als solcher erzogen und verzärtelt, mußte er jezt nach dem Tode seines Vaters und dem Verluste seines Vermögens bey einem Rechtsgelehrten Schreiber-Dienste thun, um das tägliche Brod zu verdienen, und hatte bey aller Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit wenig Aussicht seine Lage zu verbessern, weil die Natur ihm kein gutes Empfehlungsschreiben aufs Gesicht geschrieben hatte, und weil es ihm an Geschmeidigkeit fehlte, sich Freunde und Gönner zu machen. Kein Wunder also, daß er an der lauten Freude der Glücklichen nicht Theil nehmen konnte, und, nach dem gewöhn-

wöhnlichen Weltlaufe, eben so wenig Wunder, daß diese seine Theilnehmung nicht vermißten.

Nur Charlotte G** vermißte sie, suchte und fand Gelegenheit, mit dem von andern vernachläßigten Unglücklichen, den sie kaum dem Namen nach kannte, sich zu unterreden und ihn aufzuheitern. Es gelang ihr, und sie war nun noch einmal so froh. —

Alle andere Freundinnen flohen ein unglückliches Mädchen, das ein Verführer um Unschuld, Glück und Seelenfrieden gebracht hatte. Charlotte, vorher weniger ihre vertraute Freundin als jene andere, die jezt mit Verachtung auf sie herabblickten, Charlotte allein besuchte sie, tröstete sie, richtete die Gefallene auf, machte ihr neuen Muth, erhielt sie in der Tugend. Ohne eine Charlotte hatte die Verführte vielleicht das schreckliche Schicksal einer Luise. (S. No. XXVII.)

Charlotte ließ die Kinder einer andern verstorbenen Freundin (drey Töchter) täglich einige Stunden zu sich kommen, unterrichtete sie im Nähen, Stricken und andern weiblichen Arbeiten, und lehrte sie in freundlicher Unterredung die Tugend kennen und lieben. Der Vater dieser Kinder bat um ihre Hand; sie schlug seine Bitte ab, aber seinen Kindern blieb sie Mutter.

D.

III.

Ein Wort zur Beherzigung für die ritterschaftlichen Kantone in Franken.

Ich glaube — und wer wird's nicht mit mir glauben? — daß es vorzüglich in gegenwärtigen Zeiten die Pflicht jedes Menschenfreundes ist, die Wunden, die er am Körper der Menschheit bemerkt, und die nach und nach, wo nicht für sich allein, doch wenigstens mit andern vereinigt, diesem Körper gefährlich werden können, anstatt zu verstecken, vielmehr anzuzeigen, so lange sie noch ohne gefährliche Operazionen geheilt werden können. Auch die kleinste Wunde kann gefährlich werden, und wir fühlen sie nur dann erst, wann sie einen hohen Grad von Verschlimmerung erreicht hat, weil sie nach und nach sich verschlimmerte, oder weil sie dem einen Theil des Körpers vielleicht eine Zeitlang angenehm war. Aber eben solche Krankheiten sind die gefährlichsten. — In dieser Rücksicht nehme ich keinen Anstand, Ihnen folgenden Aufsatz zuzuschicken, um ihn, wenn Sie es für gut finden, in Ihren teutschen Merkur aufzunehmen. Liebe zu meinem teutschen Vaterlande,

lande, nicht Haß der Rachsucht, weil ich und viele meiner Mitbrüder durch das Gebrechen, womit dieser Aufsatz sich beschäftigen soll, gelitten haben und noch leiden, ist die Quelle desselben. Eben so wenig soll es auf meine Feder wirken, daß ich von meinem ersten Vaterlande schon so viele Jahre entfernt in einem Lande lebe, das viele das Land der Freyheit nennen wollen. Die Pflicht, die mir meine Muttererde nicht auflegen durfte noch wollte, fesselte mich an mein jetziges Erdenfleckchen, wo ich in stiller Geschäftigkeit wirke, und es für unwürdig halte, zu beleidigen, so wie für unmenschlich, beleidigt zu werden, obgleich beydes bey mir in meiner Lage nicht statt findet. Also nicht Anzüglichkeiten — die fruchten nichts! — nicht Persönlichkeiten — die erbittern; beyde entehren den Redlichen, wenn sie auch gleich nicht auf mich, noch auf meine Verwandten zurückfallen möchten. Ohne Furcht und meiner guten Absichten mir bewußt unterschreibe ich meinen Nahmen. — Nun zur Sache.

Jeder nur etwas mäßige Staat in Teutschland hat seine Konsistorien, weltliche und geistliche; in jedem sucht man, mit oft gänzlichem Ausschluß der Fremden, Landeskinder zu befördern, wenigstens nur dann erst Fremde zu Aemtern zuzulassen, wann es an Landeskindern fehlt; so daß jeder, den Genie, oder politische Lage, oder andere Gründe zum Studieren bestimmen, gewiß seyn

kann, den Zweck seines Studierens, nützlich zu seyn, zu erreichen, wenigstens — Brod zu finden.

Aber diese so billige und bey allen sich einschleichenden Mängeln doch gute Ordnung vermißt man gänzlich in den doch nicht unbeträchtlichen Reichsritterschaftlichen Kantonen in Franken. (Ob auch in den Kantonen in Schwaben ꝛc. kann ich nicht bestimmen; aber wahrscheinlich ist mir's aus den nehmlichen Ursachen, warum man sie in den fränkischen vermißt.) Unter diesen fränkischen Kantonen kenne ich einige, deren weltliche und geistliche Aemter durchgängig mit Ausländern besetzt sind. In einem derselben sind die zwey Konsulenten, der Archivar, Kassier ꝛc. viele andere weltliche Beamten und noch mehrere Geistliche, Ausländer — Würtemberger. Oft und viel ward und wird darüber geklagt; aber laut wagte noch niemand es zu thun, am wenigsten die, welche am meisten darunter leiden. Ich wage es, einige der mir bemerkbarsten Ursachen dieses so wenig beobachteten Gebrechens aufzusuchen, und dann durch Aufstellung einiger der auffallendsten Folgen dem Wunsch meiner biedern Landsleute, der bisher im Stillen so wenig gefruchtet hat, vielleicht mehr Eindruck zu verschaffen.

Die erste und eingreifendste Ursache scheint mir immer in der fysischen und politischen Trennung dieser Kantone im Ganzen, so wie im Individuellen, zu liegen, in dem daraus entstehenden

Mang

Mangel an einer gewissen Verbindung, an einem gewissen Zusammenhalten zu einem Körper, und in andern eben aus dieser Trennung entstehenden politischen und moralischen Verbindungen mit Nachbarn ꝛc. So lange diese engere Verbindung zu einem Zweck, zur Versorgung und Anstellung der Landeskinder, nicht statt findet; so lange die Vergebung der Stellen in der getrennten, willkührlichen Macht Einzelner beruht und nicht durch gemeinschaftliche getroffene Konvenzion bestimmt wird: so lange bleibt, wie bisher, theils das Landeskind wegen der geografischen und politischen Trennung unbekannt, theils der Weg zu den Stellen den Fremden offen. Wie kann der Schwächere die Empfehlung des mächtigern Nachbarn abweisen, so lange nicht eine gesetzliche Einrichtung ihm eine Entschuldigung darbeut? Wie können allerley andere Mittel fruchtlos seyn, so lange das dieser Mittel beraubte oder dieselben verabscheuende Landeskind sich nicht auf Landesstatuten stützen kann? — Oder sollen wir armen ritterschaftlichen Beamten-Söhne etwa keines Landes, keiner Fürsorge für unser Erdenwohl bedürfen? — Beynahe scheint es so. —

Eine andere Ursache mag in der fehlerhaften Einrichtung der benachbarten Konsistorien liegen. So z. B. im Würtembergischen ist wohl für das Landeskind durch strengen Ausschluß der Fremden gesorgt; aber auf der andern Seite wird diese na-

türliche Sorgfalt wieder dadurch geschwächt, daß man die Zahl der Kandidaten durch Nachsicht zu sehr anwachsen läßt. Der Ueberschuß muß dann natürlich in andere Gegenden überströmen. Zum Glück für ihn sind ihm bis jetzt noch die Thüren so manchen Nachbars nicht versperrt. — Dies wird dann auch benutzt, und der gute Nachbar von seinem väterlichen Boden verdrängt. Hat nun einmal einer, haben einige da festen Fuß gefaßt: so bleibt die Thür auch mehrern offen; einer hilft dem andern herüber, und der gute Nachbar mag dann sehen, wie auch er wieder eine Thür findet, die sich ihm mitleidig öffnet. Daher die Menge Doktoren, Kandidaten der Rechte, der Medicin und der Gottesgelahrtheit, die ihr Vaterland verlassen, um Brod zu suchen.

Die Ursache liegt nicht und kann nicht liegen im Mangel an Subjekten, an tüchtigen Subjekten in den Kantonen selbst. Es ist bekannt, wie viele brauchbare Männer im Auslande ihr Glück suchen mußten, und oft, aber mit Mühe, fanden, nachdem sie lange hie und da zu wurzeln gesucht hatten; bekannt, wie mancher vielversprechende Mann durch langes Suchen nach einem Wirkungsplätzchen seine besten Jahre und Kräfte verschwenden mußte.

Doch dies gehört unter die in die Augen fallenden Folgen dieses bisher so wenig geachteten Gebrechens. Man kann es leicht denken, wie

es

es Aeltern zu Muthe seyn muß, wenn sie bey ihren oft sauren, undankbaren und geringen Aemtern noch obendrein verlegen und bekümmert seyn müssen, wie sie ihre oft zahlreiche Familie versorgen, wo sie solche unterbringen werden, was aus derselben bey ihrem frühern oder spätern Tode werden wird; wenn sie selbst nicht Vermögen genug haben, wohl gar noch ihr eignes Vermögen in ihren geringen Diensten zusetzen müssen. Wie wenig Bedienstete haben liegende Güter, die nach ihrem Tode ihre Kinder ernähren könnten! Und ist nicht das Kind des Beamten meistens gezwungen, das Fach seines Vaters oder ein anders gelehrtes Fach zu ergreifen? Gewiß, so lange noch das Vorurtheil herrscht, ein Handwerk bringe Schande; (das freylich so lange herrschen wird, als das Zunftmäßige und Verächtliche der Handwerker dauert) so lange nicht dem Innern Teutschlands mehrere offene Wege der Handlung, mehrere Aufmunterungen zu Künsten bescheert sind; — oder es müßte denn gerade Hang zum Mechanismus des Soldatenstandes haben.

Wir armen Kantons-Kinder sind im eigentlichen Verstande Weltbürger, denn wenig oder nichts kann und darf uns an unsern väterlichen Boden fesseln. Zu unserm Glücke herrscht noch nicht in ganz Teutschland, nicht in allen Ländern die Menschensperre. Glücklicher Weise kann der Mittelbewohner Teutschlands sich jedem Klima anpas-

sen; glücklicher Weise wird nicht in allen Ländern der arme bloß seinen Kopf und seine Kräfte mitbringende Mensch als verbothene Waare angesehen; — sonst wäre es freylich besser, jeder Kantons-Beamte gelobte beym Antritte seines Amtes das Cölibat. Ich kenne solche zahlreiche Familien, wo die Kinder beym Tode ihres Vaters als verlassene Schaafe entweder stützenlos zerstreut, oder führerlos verwildert, oder brodlos verhungert, oder zucht- und sittenlos elend geworden sind — weil sie kein Vaterland mehr hatten, oder das Vaterland sich ihrer nicht annahm.

Es ist ferner bekannt, daß jedes Land, jeder Stand in Teutschland seine besondere Verfassung, Rechte und Gesetze hat. Eben so auch die Kantone. Gesetzt nun ein Kantonskind studiere die Rechte; wird es sich nun Mühe geben, sich besonders auf das Studium der Verfassung und Rechte seines Landes zu legen, so lange es nicht gewiß ist, daß es seiner Mühe Früchte und Anwendung in seinem Lande finden werde? so lange es sieht, daß Fremde gerade an solche Stellen kommen, die genaue Bekanntschaft mit dieser besondern Verfassung erfordern, eine Bekanntschaft, die der Fremde ohnmöglich aus seinem anders organisierten Lande mitbringen kann? so lange es sieht, daß es vielleicht in solchen Ländern sein Glück suchen muß, oder vielleicht in seinem Lande eine solche Stelle noch erhält, wo ihm diese Bekanntschaft

unnütz ist? — Der Volksvorsteher und Volkslehrer sollen beyde einige Bekanntschaft nicht nur mit der Landesverfassung, sondern noch mehr mit den klimatischen Gewohnheiten, mit der individuellen Lebensweise, den so sehr nuanzierten Sitten, örtlichen Leidenschaften, Bedürfnissen, Vorurtheilen des Volks ꝛc. überhaupt mit allem haben, was auf die Denkungs- und Handlungsweise seines Volks Einfluß hat. Wer kann nun diese besser haben? — Der Eingebohrne, der unter diesem so schattierten Volke aufgewachsen, von Mutter Natur schon in dies Körper- und Geister-Klima eingeweiht, eingewurzelt ist? — oder der Fremde, der unter einem andern, seys auch noch so wenig entfernten Himmel, aufgewachsen ist? — Zu wem neigt sich das Volk mehr, zum Einheimischen oder zum Fremden?

Wie soll endlich der Studierende zum patriotischen Aufsammeln so mancher Kenntnisse, zum eifrigen Streben nach so mancher nothwendigen, unentbehrlichen, aber mühsamen Sache, zur Ausführung so manches in ihm liegenden Naturtriebes und Lieblingsplanes und Lieblingsstudiums angefeuert werden, wenn ihm der Sporn, die Hoffnung einer gewissen Aussicht zur künftigen Anwendung seines gesammelten Schatzes, und zum frohen Genuß seines Lebens, fehlt — wenn kein bestimmter und seinen Kräften angemessener Wirkungskreis ihn aufmuntern darf — wenn zwar er selbst nach dem

Grund-

Grundsatze handeln möchte, „der Mann soll nicht das Amt, sondern das Amt den Mann suchen," aber andere nicht darnach handeln — wenn er seine Talente vergessen, nicht ihrer Natur nach gebraucht sieht? — Wie soll er angefeuert werden, wenn nichts, gar nichts ihn an seinen natürlichen Boden, an seine mit ihm aufgesproßten Mitmenschen, an seine Familie — ach! an seine Familie und Freunde fesseln darf, ohne sein Herz und Gefühl zu verwunden? — wenn er, wie ein Ball umhergetrieben, seine besten Kräfte, seine besten Jahre dahin schwinden sehen muß, ohne den Zweck seines Daseyns, seiner in ihm ruhenden Kräfte und Empfindungen, auf eine dem ihm von der Hand der Natur tief eingeprägten Trieb gemäße Art zu erreichen, auf den Fleck, der ihm sein Daseyn, seine ersten Kräfte und Empfindungen gab, sie wieder zurückwürken zu sehen? — wenn mit dem öftern Anwurzeln seine besten Kräfte verlohren gehen sollen? Wer fühlt sie nicht, die heilige Vaterlandsliebe, ohne die wenig Großes, wenig Gutes geschehen kann? Wer heftet sich nicht gern an seinen mütterlichen Boden, an den ihn die Natur gefesselt hat? Wer reißt sich gern los von seinem ersten Schauplatze? Wer erinnert sich nicht sein ganzes Leben an denselben, würde nicht gern alles gegen jenen vertauschen? Wer thäte nicht gern alles — ließe nicht sogar sein Leben für das Beste seines Vaterlandes? — Aber zu diesem erhabenen seeligen Gefühl, zu

diesem

dieſem Natur ſ und Nazionalgeiſt darf jetzt kein Kantons-Beamter ſeinen Sohn erziehen. — O Vaterlandsliebe! auch ich fühle deine mächtigen Bande! Aber ich mußte ſie zerreißen, weil nicht Acker, nicht Pflug, nicht meine Hand — weil nur mein Kopf und Herz mich an meinen väterlichen Boden feſſeln konnte. Die Hälfte meiner Lebensjahre mußte ich fern von ihm verleben; mußte mich von meiner Muttererde verkannt, verdrängt, durch fremde Pflanzen verdrängt ſehen! Es ſchmerzte mich; aber — ich ſahe es ohne Neid — wahrlich ohne unwürdige Empfindungen! Nur aus Liebe zu den andern mir ähnlichen Pflanzen meines kleinen Vaterlandes möchte ich auf obige Sache aufmerkſam machen, möchte ich die Väter, die Vorſteher deſſelben bitten, dieſem Gebrechen abzuhelfen. Und wie leicht wäre dem abzuhelfen! — Durch einſtimmige Verbindung zu einem ſo wichtigen Zwecke; durch eine feſtgeſtellte Ordnung, die jetzt um ſo vollkommener getroffen werden kann, da das Gute, ſo wie die Mängel ähnlicher Einrichtungen, vor Augen liegt; durch Ausſchließung der Fremden, ſo lange tüchtige Subjekte ſich im Lande ſelbſt finden, welches in dieſem Falle nicht grauſam wäre. Denn ſo lange die Menſchenſperre in einem Lande ſtatt findet, warum ſollte der Nachbar nicht auch ſperren dürfen? Oder dieſe Sperre müßte in ganz Teutſchland aufgehoben werden; alle teutſchen, großen und kleinen Völker müßten ſich als Eine Familie

betrach-

betrachten — der Franke nicht den Schwaben, dieſer den Sachſen, der Herzogliche den Fürſtlichen, der Reichsſtädtiſche den Edelmänniſchen — keiner, von dem größten bis auf den kleinſten Staat herab, mehr den andern als fremd anſehen und behandeln. Abzuhelfen wäre durch eine zu treffende Konvenzion, daß, wann ein Kanton kein tüchtiges Subjekt zu einem offenen Amt hätte, aus einem andern Kanton eins auserleſen würde. Aber dabey müßte vorausgeſetzt werden, daß die Kantone auch ihre brauchbaren Leute kennten, woran es bisher gefehlt hat; daß eine Liſte der Studierenden und Studierten gehalten; daß jeder Schleichweg, jedes unbillige und gefühlbeleidigende Mittel geſperrt, und nur das Verdienſt in Anſchlag gebracht würde. Daher müßte ein ſtrenges und unpartheyiſches Examen, ſtrenger als es bisher bey Fremden geſchah, (die ſich examinieren laſſen konnten wo ſie wollten, wohl auch gar nicht examinieren ließen) der etwa zu beſorgenden Nachläſſigkeit des Studierenden vorbauen, wozu ihn die erleichterte Verſorgung verleiten könnte. Wer würde ſich nicht gern ein ſolches Examen gefallen laſſen, der ſich ſeiner Rechtſchaffenheit, ſeines Eifers, ſeiner Abſichten und ſeiner Kenntniſſe bewußt iſt?

Wie viel eifriger, ruhiger und ſorgenfreyer würde dann der Beamte ſeinem Amte vorſtehen! Wie viel eifriger der Studierende ſich ſeiner Pflicht

wiedmen, da er nun weiß, wie viel er seinem Vaterlande schuldig ist, wieviel er von demselben zu erwarten hat, — daß er ein Vaterland hat! Wie viel redlichere, geschicktere Amtleute und Seelsorger würden sie dann haben, jene Väter jener zerstreuten Heerden, die nicht bloß um Brod, noch um Gunst, die aus Liebe zu ihrem Vaterlande ihm dienten; wenn auch sie auf ihrer Seite das Mühevolle und Beschwerliche ihrer Volksvorsteher und Volkslehrer durch die kleine kostenfreye Einrichtung erleichterten, damit sie mit Freuden und nicht mit Seufzen ihr Amt verrichten, mit Freuden und nicht mit Seufzen auf ihre Kinder herabschauen könnten; daß nicht der Vater seinem Sohn von Jugend auf einprägen müßte: die ganze Erde ist dein Vaterland! daß nicht die Mutter ihr Kind mit der Mutters milch auch zugleich von jenen seeligen Banden entwöhnen müßte, die ihr Kind an sie, an seine Familie, an sein Vaterland heften; daß nicht so nach und nach der Nazionalgeist erlöschte, der einst den Teutschen so sehr karakterisierte; daß endlich nicht das Wohl jenes großen Haufens, der nothwendig unter obigem Gebrechen mit leiden muß, in das Interesse einzelner sich verlöhre, und nur mit gewaltsamen Fieberstößen sich wieder in seine gemißbrauchten Rechte setzen könnte.

Doch ich habe meinem Drang Genüge gethan, auf diesen Gegenstand aufmerksam zu machen

chen, und vielleicht einen andern, der mehr Einsicht, mehr Kenntniß des Gegenstandes, mehr Muße hat, aufzumuntern, tiefer in denselben einzudringen. Meiner reinen Absichten mir bewußt, bin ich mir auch bewußt, daß man dieselben nicht verkennen wird. Als ein nicht undankbarer Sohn meines Vaterlandes glaube ich, daß, wenn es gleich mich verkannt hat, es doch die Wahrheit nicht verkennen; daß es statt meiner, der ich es vielleicht nicht mehr sehen werde, diese Zeilen als einen Beweis meiner Liebe und meines Wunsches, ihm zu dienen, annehmen wird.

F. L. Hammer.

IV.

Fragmente aus Briefen vermischten Inhalts.

1.

Wenn Sie, M. Fr. das Schleßwigische Journal — wiewohl es unter unsern lesenswürdigsten Zeitschriften einen der ersten Plätze behauptet — zufälliger Weise noch nicht kennen sollten: so rathe ich Ihnen sich das fünfte Stück des laufenden Jahrgangs zum Durchlesen zu verschaffen, und ich zweifle nicht, es wird hinlänglich seyn,

Ihnen

Ihnen Luſt zu machen, einen fleißigen Leſer dieſes Journals abzugeben, wenn Sie auch gleich, ſo wenig als ich, alles darin gut heißen, oder alle Aufſätze darin von gleichem Werthe finden ſollten, welches von Zeitſchriften dieſer Art nie zu erwarten iſt. Sie werden gleich zu Anfang des beſagten Stücks, unter der Rubrik „Rekapitulazion einiger neugemachten Entdeckungen im Reiche der Wahrheit am Ende des achtzehnten Jahrhunderts" einen kleinen Aufſatz finden, der an Gewicht des Inhalts eine Menge großer aufwiegt, und unſern werthen Volks- und Zeitgenoſſen, von den Größten bis zu den Kleinſten, eine Arzuey darreicht, deren heilſame Bitterkeit durch die beygemiſchte Swiftiſche Ironie zwar eher verſtärkt als verſüßt wird, aber den Pazienten, ſofern man ſie nur zum einnehmen bringen könnte, (denn hier liegt freylich die Schwierigkeit!) unfehlbar *) wieder zur verlohrnen Geſundheit ihres Urtheils über die wichtigen Gegenſtände, welche dermahlen die allgemeine Aufmerkſamkeit fixieren, verhelfen müßte. Denn man braucht in der That weiter nichts, als nur nicht gänzlich allen Menſchenverſtand verlohren zu haben, um von der Evidenz der Wahrheit, wenn ſie uns mit ſolcher Stärke in die Augen blitzt, überwältigt zu werden. Es

*) Wenn anders die Krankheit nicht unheilbar und zum Tode iſt.

Es ſind nur drey gedruckte Blätter; aber ich wünſchte, daß ſie von der Nordſee bis an die Alpen von Niemand, der Gedrucktes leſen und was er lieſt verſtehen kann, ungeleſen und unbeherzigt bleiben, und daß ſie zu dieſem Ende in allen andern Journalen nachgedruckt werden möchten. Ich würde gleich der erſte geweſen ſeyn, der hierin andern Herausgebern mit gutem Beyſpiel vorgeleuchtet hätte, wenn ich nicht mit Recht Bedenken trüge, mir eine ſolche Freyheit ohne Vorwiſſen und Einwilligung des mir unbekannten Verfaſſers herauszunehmen.

Wer es redlich mit den Menſchen meynt, darf nicht müde werden, ſie vor der unſeligen Leichtigkeit zu warnen, womit ſie, und gerade in den wichtigſten Angelegenheiten am leichteſten, von einem Extrem zum andern überzuſpringen gewohnt ſind. Vor vier Jahren und drüber wurden die Wahrheiten, die jeder bürgerlichen Geſellſchaft, unabhängig von der Form ihrer Regierung, zum Grunde liegen, auf einmahl allgemein anerkannt. Wer ſich damahls unterfangen hätte, ſich öffentlich gegen dieſe Grundwahrheiten auflehnen zu wollen, würde nicht nur von der Menge als ein Verräther der gemeinen Sache des Menſchengeſchlechtes mit Verwünſchungen überſchüttet, ſondern von den Großen ſelbſt als ein ſchamloſer Schmeichler mit Verachtung zurückgeſtoßen worden ſeyn. Wie kommt es nun, daß

eben

eben dieselben Gegenstände den meisten jetzt in einem ganz andern Licht erscheinen? Haben jene Grundwahrheiten etwa im Jahr 1793. aufgehört Grundwahrheiten zu seyn? Sollte die Anmassung einer willkührlich über alle Gesetze sich erhebenden und den unläugbarsten Menschen-Rechten Trotz bietenden Gewalt an einem Einzigen, oder an etlichen Wenigen rechtmäßig werden, weil sie an einem Konventikel von etlichen Hunderten abscheulich ist? Oder ist der Mißbrauch des Vertrauens einer ganzen Nazion, die ihre Rechte, ihr Glück, ihr Wohl oder Wehe in unsre Hände stellt, an Einem zu entschuldigen, und nur an Vielen strafbar?

Frankreich belehrt uns noch immer durch den schrecklichen Anblick der Zerrüttung und des unbeschreiblichen Elends, welchen ein plötzlicher gewaltsamer Umsturz der ganzen innern Verfassung eines großen Staats nach sich zieht, daß es unendlichmahl besser ist, lieber alle unserm gegenwärtigen Zustande anklebende Gebrechen zu dulden und mit einer erträglichen Existenz zufrieden zu seyn, als über dem Schnappen nach dem Schatten einer Glückseligkeit, die wir wahrscheinlich nie erreichen werden, auch das Gute, so wir wirklich besitzen, zu verlieren. Jederman, oder doch gewiß Neun und Neunzig unter Hundert sind dermahlen so gesinnt; und ich begreife nicht, aus welchem Grund und zu welchem Ende man mehr

von uns verlangen könnte. Aber warum ſollten wir nun über dieſe billige und gemäßigte Denkart noch hinausgehen wollen? Warum, weil wir alle Empörung gegen die eingeführte bürgerliche Ordnung und die geſetzmäßige Obrigkeit, alle Verſuche den Gebrechen, die uns drücken, durch eigenmächtige geſetzwidrige Mittel abzuhelfen, verabſcheuen, — ſollten wir uns darum zu unbegrenztem, blindem, leidendem Gehorſam verbunden halten? Wehe den unklugen Rathgebern der Großen, die ſich nicht ſcheuen, von dieſer unſeligen Diſpoſizion des Erdenvolkes „immer des Guten bald zu viel bald zu wenig zu thun" einen Gebrauch zu machen, der keinem verſtändigen Manne, deſſen Abſichten rein und rechtſchaffen ſind, jemahls zu Sinne kommen kann! Wozu dieſe ſeit kurzem ſo auffallend über Hand nehmende und bereits nicht mehr geheim gehaltene Verſchwörung gegen die Freyheit der Vernunft und des Gewiſſens? Dieſe immer zunehmende Geringſchätzung der Wiſſenſchaften, der Gelehrten, der Schriftſteller? Wozu dieſe Anſtalten, die Freyheit der Preſſe, die einzige mögliche Schutzwehre gegen die wieder einbrechende Barbarey, mit Feſſeln zu belegen, die ihre gänzliche Vernichtung bewirken würden? Womit könnten ſolche Maßregeln unter ruhigen, die Geſetze reſpektierenden, ihren Fürſten mit Treue, ja ſogar mit leidenſchaftlicher, nicht immer verdienter Anhänglichkeit ergebenen Völkern, gerechtfertigt werden? Kann der unverſtän-

ständige und unbescheidene Gebrauch, der von diesem oder jenem, meistens unbedeutenden Erdensohn von dieser Freyheit etwa gemacht worden ist, auch nur für einen erträglichen Vorwand gelten? Könnte der Mann, der solche Maßregeln anrathen kann, einen augenscheinlichern Beweis der tiefsten Unwissenheit in menschlichen Dingen, der entschiedensten Unfähigkeit die Sache auch nur aus dem Gesichtspunkt des politischen Interesse richtig zu beurtheilen, ablegen? Man kann es nicht oft genug wiederhohlen: unbeschränkte Aufklärung über alle göttliche und menschliche Dinge hat der bürgerlichen Gesellschaft niemahls wahren Schaden gethan, *) und ist, selbst in Zeitläuften wie die unsrigen, so wenig gefährlich, daß sie vielmehr das einzige unfehlbare Mittel ist, wodurch die dermahlen noch bestehende Staaten befestiget, und ohne gewaltsame Erschütterungen und Umwälzungen von den Gebrechen, womit sie noch behaftet sind, nach und nach befreyt werden können. Europa befindet sich bereits auf einem Grade von Kultur, der jede Maxime, die nur in den finstersten Jahrhunderten statt finden konnte, zweckwidrig macht, — falls man wirklich das Beste des Staats dadurch befördern wollte. Sollte aber (quod avertant Superi!)

*) Oder, was im Grunde eben dasselbe ist, keinen, der nicht gegen das unendlich größere Gute, das sie bewirkt, ein minimum wäre.

die Absicht solcher Maximen seyn, das Privatinteresse der Gewalthaber von dem allgemeinen Interesse der Völker trennen, oder dem letztern gar entgegensetzen zu wollen: so braucht man weder ein großer noch kleiner Profet zu seyn, um voraussagen zu können, daß die Folgen einer solchen Politik über lang oder kurz endlich auf die Köpfe der Rathgeber schwer zurückfallen würden. Die Sache läßt sich durch wenige Sätze von entscheidender Evidenz ausmachen. Aufgeklärte, oder welches einerley ist, über ihre Verhältnisse, Rechte, Pflichten und wahres Interesse richtig denkende Menschen sind, eben darum weil sie aufgeklärt sind, leicht zu regieren, wofern der Regent und seine Gehülfen soviel Achtung für die menschliche Natur und so viel Einsicht in ihren eigenen Vortheil haben, wie die Auguste, Trajane und Mark-Aurele regieren zu wollen. Aber aufgeklärte Menschen lassen sich nicht wie unvernünftige Thiere behandeln. Blinden Gehorsam, unbedingte Unterwerfung unter eine willkührlich gebrauchte und über ihre rechtmäßige Grenzen ausgedehnte Gewalt, kann man eben so wenig von ihnen erwarten, als man sie zu fodern befugt ist. Auch bedarf ein Trajan oder Mark-Aurel, der nach den ewigen Gesetzen der Vernunft, d. i. der allgemeinen Gerechtigkeit, regiert, keiner sultanischen Zwangsmittel, um sich Gehorsam zu verschaffen. Denn so ganz von allem Menschenverstande verlassen ist kein Volk,

daß

daß es nicht wenigstens fühlen (wo nicht deutlich einsehen) sollte, ob es gesetzmäßig oder willkührlich, wohl oder übel regiert wird. Wozu also die Fortschritte der Vernunft und die Verbreitung der edelsten und zur moralischen Bestimmung des Menschen unentbehrlichsten Kenntnisse, d. i. die Ausbildung der Menschen zur wahren Humanität, hemmen zu wollen, wenn man sich keiner andern als reiner Absichten bewußt ist?

2.

Wenn ich an einigen Schriftstellern unsrer Zeit den Mangel an Bescheidenheit und Klugheit beklage, so würden Sie mich sehr unrecht verstehen, l. K. wenn Sie glaubten, ich verlange, daß Männer, die sich zu Zeugen und Evangelisten der Wahrheit berufen fühlen, stumme Hunde seyn, und aus niedriger Feigherzigkeit die Sache der Menschheit verrathen sollten. Ich bin hievon so weit entfernt, daß ich selbst von demjenigen, der den Muth hätte für eine so gute Sache, wenn es die Noth erfoderte, zum Märtyrer zu werden, weiter nichts sagen würde, als er habe seine Schuldigkeit gethan. Aber daraus folget nicht, denke ich, daß man verpflichtet oder befugt sey, ohne Noth, ohne Mäßigung, ohne Unterschied der Zeiten und Umstände, oder auch selbst ohne Wahrscheinlichkeit eines guten Erfolgs, aus bloßer (selten reiner) Schwärmerey für das, was man für die gute Sache hält,

ſich und andern, die man oft ohne ihre Schuld in ſeine Sache verwickelt, böſe Händel zuzuziehen. Unverſtändige Märtyrer haben einer jeden Sache zu allen Zeiten mehr geſchadet als genützt; wäre es auch nur allein aus dieſem Grunde, daß es in den Augen der Meiſten zweifelhaft war, ob ſie als Zeugen der Wahrheit ſchuldlos litten, oder als Verbrecher gegen die öffentliche Ordnung und Ruhe mit Recht geſtraft würden. Freymüthigkeit kann ſehr wohl mit Beſcheidenheit beſtehen; man kann (in den meiſten Fällen wenigſtens) frey und unbefangen, ja ſogar mit Kühnheit und Energie von den Sachen ſprechen, ohne darum die Perſonen anzutaſten; und es giebt ſchwerlich irgend eine gemeinnützige Wahrheit, (es verſteht ſich, daß die Rede hier nicht von Thatſachen iſt) die man nicht, mit der gehörigen Art, auf den Dächern predigen dürfte; oder, wenn es ja Ausnahmen giebt, ſo finden ſie nur an ſolchen Orten und in ſolchen Zeiten ſtatt, wo man durch Behauptung ſolcher Wahrheiten bloß ſich ſelbſt ſchaden würde, ohne irgend etwas gemeinnützliches Gutes zu ſtiften. Es kommt ſehr viel darauf an, wo, wann, und von Wem etwas geſagt wird.

Was meynen Sie, z. B. wie es in dem gegenwärtigen Augenblicke aufgenommen würde, wenn ich, oder Sie, oder irgend einer von den Schriftſtellern, die ſeit der franzöſiſchen Revolu-

zion

zion über die vorgehenden Welthändel oder darauf sich beziehende theoretische Lehrsätze, Meynungen und Probleme geschrieben haben, unsern Zeitgenossen ein Kompliment, wie das folgende, machen wollte:

„Wenn ich meine Augen auf diese Erdkugel, „oder vielmehr dieses Erdkügelchen werfe, kann „ich nicht umhin zu denken, unser Herr Gott habe es irgend einem bösartigen Wesen gänzlich „Preis gegeben. Ich habe noch keine Stadt gesehen, die nicht am Ruin der benachbarten „Stadt Freude haben würde, keine Familie, die „nicht irgend eine andere Familie zu Grunde zu „richten wünschte. Ueberall fluchen die Schwachen den Großen, in eben dem Augenblicke da „sie vor ihnen kriechen, alles Unheil an den Hals: „und überall behandeln die Mächtigen die „Schwächern wie Schafe, deren Wolle und „Fleisch man verkauft. Eine Million in Regimenter vertheilte Mörder, die von einem Ende „Europens zum andern laufen, rauben und morden mit Disciplin, um ihr Brod zu verdienen, „weil sie kein ehrlicheres Handwerk haben, u. s. w.

Sie werden mir gestehen, daß dies sehr grobe Pillen sind; und doch war es ein allgemein gelesener, bewunderter, beynahe von allen Großen in Europa, und selbst von dem ersten der Könige unserer und vielleicht aller Zeiten geschmeichelter und vergötterter Schriftsteller, mit einem Worte,

Voltaire, der den Fürsten, den Aristokraten, den Kriegshelden und Kriegsknechten, und (damit sich keine besondere Klasse über Partheylichkeit beklagen könne) dem ganzen menschlichen Geschlechte in Corpore solche Pillen zu verschlucken gab. Seine Schriften wimmeln davon, und ich hätte ohne Mühe zwanzig noch derbere Stellen finden können, wenn ich nicht die erste beste, die mir aufstieß, für hinlänglich gehalten hätte, meinen Satz zu bestätigen. In einer Zeit, wie die gegenwärtige, ist man es weit weniger seiner eigenen Erhaltung oder Ruhe, als der guten Sache, d. i. dem Allgemeinen Besten selbst schuldig, vorsichtig in seinen Behauptungen und Urtheilen zu seyn, und sich vor Uebertreibungen und Extremen aller Art um so sorgfältiger zu hüten, je schwerer es ist, nicht von der Fluth der Zeit und den Strömen des Partheygeistes, der beynahe alle Köpfe, wiewohl in sehr verschiedenem Sinne, exaltiert hat, mit fortgerissen zu werden. Zwar gestehe ich Ihnen gerne zu, daß es noch schwerer für einen menschlichen Menschen ist, über gewisse Dinge, die man nicht zu nennen braucht, weil jederman sie sich von selbst nennt, nicht warm zu werden. Aber was könnte es helfen, wenn man von dem, dessen das Herz voll ist, auch immer den Mund überfließen lassen wollte? Man räsonniert nicht mit einem Erdbeben, einem Orkan, einer daherstürzenden Wasserfluth; und die Vernunft selbst weicht der Gewalt, wenn sie

ihr keine stärkere entgegen zu setzen hat. Freylich kommt es Menschen, die so weit gekommen sind, sich ihres Unterschieds von den vierfüßigen Erdbewohnern deutlich bewußt zu seyn, schwer an, sich die Antwort auf eine vernünftige Frage mit einer Herkules-Keule oder Jakobiner-Pike geben zu lassen: aber, wofern dies nun einmahl der Fall wäre, was hätte der Vernünftige zu thun, als zu schweigen?

Glauben Sie mir indessen, l. K. daß die Schwächern (wie Voltair's Martin in der voran geführten Stelle die niedrigern Volksklassen nennt) und ihre unbestellten dienstfertigen Wortführer meistens Unrecht haben, wenn sie den Großen fast immer bösen Willen gegen die Schwachen, entschiedene Abneigung gegen Wahrheit und Gerechtigkeit, erklärten Haß gegen alle Einschränkung ihrer Willkührlichkeit, und gänzliche Gleichgültigkeit in Absicht der Moralität oder wenigstens der wirklichen Zweckmäßigkeit der Mittel, wodurch sie ihre Absichten zu erreichen suchen, als Eigenschaften zuschreiben, die man eben so gewiß bey ihnen voraussetzen könne, als Dummheit, List, Gefräßigkeit und Blutdurst bey gewissen Arten von Thieren. Wofern die Großen in einzelnen Fällen irgend einen von jenen Vorwürfen wirklich verdienen, — welches freylich von jeher oft genug begegnete — so geschieht es nicht weil sie Große, sondern weil sie Menschen sind:

und (wenn wir das sehr kleine Häufchen der Weisen und Guten im eigentlichen Verstande ausnehmen, deren es aber verhältnißmäßig unter den Großen immer so viele gegeben hat, als unter den übrigen Menschenklassen) wo ist unter Millionen aus diesen letztern auch nur Einer, der sich, ohne Widerspruch seines Gewissens (er müßte es denn nur gänzlich zum Schweigen gebracht haben) unterstehen dürfte zu sagen, daß er — ich will nicht sagen, an dem Platze jener Großen, sondern gerade an dem, wo er steht, wie niedrig er auch seyn mag — nicht alle Einschränkungen seiner Willkühr, seines Privatvortheils und jeder seiner Lieblingseigenschaften hasse, und (soweit es ihm in seiner Lage nur möglich oder erlaubt seyn kann) nicht jedes Mittel, das ihm die Befriedigung seiner eigennützigen Wünsche zu versichern scheint, willkommen heiße, ohne sich um die innere Moralität zu bekümmern? — Und wenn dies (wie Sie mir schwerlich werden läugnen wollen) bey weitem von den meisten Menschen im Privatstande gilt, denen gleichwohl durch ihre Kleinheit, Schwäche und tausendfache Abhängigkeit von den Höhern und von ihres gleichen, und vornehmlich durch die Furcht vor der lieben Justiz, in deren Gewebe doch fast immer nur die Kleinen hängen bleiben, so enge Schranken gesetzt, und so viele Reizungen, Gelegenheiten und Hülfsmittel zum sündigen benommen sind: wie übel steht es uns an, mit einer so unbescheidenen und unbilligen Strenge

ge, als seit geraumer Zeit Mode wird, Verdammungsurtheile über jene Großen der Erde auszusprechen, deren größter Fehler am Ende doch nur darin besteht, daß sie nicht besser sind als ein jeder Andere an ihrem Platze wäre; sie, die sich von allem was sich ihnen nähern darf, ja von allen, die auch nur von ferne mit dem unaussprechlichen Glücke sie anzugaffen beseligt werden, so unmäßig geschmeichelt, bejauchzt, beräuchert und vergöttert sehen, daß sie wirklich mehr als Sterbliche seyn müßten, wenn sie nicht zuletzt von der ungeheuren Gewalt, womit ihre Menschlichkeit bestürmt wird, überwältigt, sich wirklich mehr als Menschen dünken, oder wenigstens doch alle die unzähligen heuchlerischen oder schwärmerischen Demonstrazionen einer gränzenlosen Liebe und Anhänglichkeit, die man ihnen bey jeder Gelegenheit freywillig aufdringt, wirklich zu verdienen glauben sollten.

Ich müßte mich sehr an Ihnen irren, l. K. oder Sie werden, eben so sehr als ich, die heftigen und bittern Ausfälle mißbilligen, die z. B. in der Vision, welche einem sehr modernen und seine Modernität gar zu wenig verbergenden D. Luther im 5ten Stück des Schleßwig. Journals zugeschrieben wird, auf die Personen und öffentlichen Handlungen einiger Monarchen unserer Zeit gethan worden sind, und, wie ich mit Recht besorge, das viele Gute, das in eben diesem Aufsatze vor-

vorkommt, und die gemeinnützige Tendenz des Ganzen unwirksam machen werden. Denn auf wen sollen solche leidenschaftliche Deklamazionen wirken? Gesetzt auch, die Vorwürfe, womit die besagten Monarchen im Tone der Marats, Dantons, Robespierren und ihres gleichen überschüttet werden, seyen nicht übertrieben, unbillig, und auf eine einseitige Vorstellungsart gegründet; gesetzt sie seyen verdient: so ist es gewiß der Ton nicht, worin sie vorgebracht werden; und wofern die Absicht einer so heftigen und schmähligen öffentlichen Züchtigung auf Besserung der Gezüchtigten gieng: wie konnte der Verfasser erwarten, daß eine Art zu tadeln, die kein Privatmann in der Welt leiden würde, auf Könige eine gute Wirkung thun sollte? — Wenn es verdienstlich ist den Großen auch bittre Wahrheiten zu sagen, wofern sie nur heilsam sind: so ist es doch weder verdienstlich noch vernünftig, sie ihnen mit Bitterkeit, auf eine heftige, grobe und beleidigende Art zu sagen. Ist es aber mit dieser ganzen politischen Vision, wie man wohl glauben muß, nur auf das lesende Publikum angesehen: was könnte und müßte wohl, falls diese mit Galle und Sarkasmen angefüllten Deklamazionen ihre natürliche und volle Wirkung thäten, in einem Zeitpunkt, da die Gemüther ohnehin in Gährung und fast alle Köpfe allenthalben weit über den Punkt ihrer gewöhnlichen Höhe und Wärme exaltiert sind, bey den Unterthanen jener Monarchen

die

die Folge davon seyn? Gewiß wünscht der Verfasser der Vision, — wie heiß auch sein Enthusiasmus für die allgemeine Verbesserung der bürgerlichen Gesellschaft und der Menschheit überhaupt kochen mag — so wenig als wir andern, denen sie wahrlich auch nicht gleichgültig ist, daß die teutschen oder die übrigen europäischen Staaten dem Beyspiel der Franzosen nachfolgen. Wer wollte also zu den Disposizionen, welche da oder dort schon dazu vorhanden seyn möchten, nur ein Körnchen zündbaren Stoffes hinzuthun, oder so ohne alle Noth in die glimmenden Funken blasen wollen? Ich höre zwar öfters zur Rechtfertigung solcher — ohne Zweifel wohlgemeynter — Ergießungen einer patriotischen oder filantropischen Galle sagen: da die Wahrheit, gelassen und ohne alle Anwendung oder Richtung auf gewisse Personen oder Handlungen vorgetragen, so gar nichts helfen wolle, so seyen ihre Priester doch wohl genöthigt, zumahl wenn die gemeine Sache gar zu sehr periklitiere, den profetischen Strafton anzustimmen, und die Könige unserer Zeit, eben darum weil sie am Ende doch nur schwache, dem Irrthum und der Sünde unterworfene Menschen seyen, wie wir andern auch, nicht schonender zu behandeln, als weiland die Profeten Jesaias, Jeremias, Ezechiel u. s. w. die Könige von Juda und Israel, Aegypten und Assyrien. — Aber, wenn wir die besagten Priester und Hierofanten der Wahrheit auch über den Punkt ihres Berufs

unan-

unangefochten laſſen; wenn wir ihnen ſogar zugeben (was wir, alles genau erwogen, nicht einmahl nöthig haben) daß es Fälle gebe, wo ein ruhiger, oder verſchleyerter, oder wenigſtens nicht geradezu beleidigender Vortrag ſolcher Wahrheiten, wovon die Rede iſt, nichts verfange: ſo bleibt doch, dünkt mich, alles was ich von der Zweckwidrigkeit des von mir getadelten Gebrauchs der profetiſchen Zuchtruthe geſagt habe, in ſeiner vollen Kraft. Nicht nur läßt ſich ganz und gar nicht erwarten, daß die Gezüchtigten die Operazion geduldig aushalten und, als zu ihrem Beſten gemeynt, wohl gar gutherzig und dankbar aufnehmen ſollten; ſondern es iſt im Gegentheil ſehr wahrſcheinlich, daß das Gegentheil erfolgen und ſie vielmehr dadurch gereitzt werden könnten, von ſolchen reſpektwidrigen Neckereyen — die ſie vielleicht eine Zeitlang, wie der Swiftiſche Menſchberg, Quimbus-Fleſtrum, die Pfeilchen der Lilliputter, nicht geſpürt oder nicht geachtet — endlich Notiz zu nehmen, und ſich durch eine einzige ſchüttelnde Bewegung ihrer Machtgewalt auf immer Ruhe davor zu verſchaffen. Und geſetzt auch, was vermuthlich hier der Fall iſt, der oder diejenige, die dazu den nächſten Anlaß gegeben, hätten für ihre eigene Perſon nichts zu befürchten: ſo iſt deſto wahrſcheinlicher, daß die gemeine gute Sache deſto ſtärker leiden dürfte. Denn, da es unter denen, die um die Großen ſind, nicht an Leuten fehlt, denen zu ihren Abſichten

sichten und Plane daran gelegen ist, der Aufklärung und dem sichersten Beförderungsmittel derselben — der freyen Mittheilung aller Gedanken, Meynungen, Thatsachen, Bemerkungen, Reflexionen, Untersuchungen, Vorschläge u. s. w. wodurch der Zustand der menschlichen Gesellschaft auf irgend eine Weise gebessert werden mag, — die engesten Grenzen zu setzen: so kann man sicher erwarten, daß sie einen so scheinbaren Vorwand nicht unbenutzt lassen werden. — Wenden Sie mir nicht ein: es sey schon zu weit gekommen, als daß ein so tyrannisches Verfahren nicht zweckwidrig seyn sollte, daß es vielmehr gerade die entgegengesetzte Wirkung thun und die Gefahren, wovor man sich fürchte, beschleunigen würde, u. s. w. Alles dies, l. K. sind sehr problematische Behauptungen, gegen welche sich zu viel einwenden läßt, als daß ihre Betrachtung (wenn sie sich auch den Handhabern der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt darstellen sollten) wahrscheinlicher Weise von einigem Gewicht seyn könnte. Maßregeln, deren unmittelbare Uebereinstimmung mit unserm Zwecke stark in die Augen fällt, werden (wie die Erfahrung von jeher gelehrt hat) um entfernter, auch noch so wahrscheinlicher, Nachtheile und Gefahren willen, nicht leicht verworfen; und überdies müssen wir auch, wie billig, bey allen solchen Dingen das minimum Sapientiae, wodurch die Welt regiert wird, in Anschlag bringen. — Auf jeden Fall bleibt

(wie Sie sehen) meine Behauptung, „daß der indiskrete Gebrauch des profetischen Elenchus gegen die Großen der Welt wenig oder nichts nützen könne, hingegen immer auf die eine oder andere Weise, höchstwahrscheinlich, der guten Sache selbst Schaden bringen müsse," unerschüttert. Denn gerade das, was in den Augen der enthusiastischen Sachwalter der letztern (wie es scheint) eine vielmehr wünschenswürdige als besorgliche Folge des Sturms und Drangs, womit sie zu Werke gehen, seyn mag, ist in den Augen aller, die mit ruhigem Sinn über die menschlichen Dinge urtheilen, und ein ungewisses künftiges Gut nicht gern mit unendlichem gegenwärtigem Uebel erkaufen möchten, gerade das ärgste, was geschehen könnte, und also gerade das, wogegen alle wohldenkenden Menschen mit gesammten Kräften zu arbeiten verbunden sind. W.

IV.

Versuch einer Uebersetzung von Pope's Gedicht:

Heloisa an Abälard.

Was tobt in meinen Adern? Welche neue Glut
Entflammet meine Brust, durchwallt mein rasches Blut?

Was

Was ſtört die Einſamkeit von dieſen Schauerzellen,
Die matte Schimmer nur vom Tageslicht erhellen,
Wo die Betrachtung wohnt, und melancholiſch ſinnt,
Und Gott allein geweiht, die fromme Thräne rinnt?
Ach! Liebe, Liebe iſt's, was meine Bruſt empöret,
Die heiße Flamme, die mein Innerſtes verzehret.
O! Abälard, von dir kam dieſer theure Brief,
Der die erloſchne Glut aufs neu ins Leben rief!

Doch laßt den Nahmen nicht, ihr Lippen, euch entfallen;
Im Herzen ſoll er nur verſchwiegen wiederhallen,
Wo ſein geliebtes Bild, von keiner Zeit verwiſcht,
Selbſt neben Gottes Bild, ſtets glühend, nie erliſcht.
Du ſchreibſt den Nahmen ach! mit zärtlichheißem Sehnen,

In theſe deep ſolitudes and awful cells,
Where heav'nly-penſive contemplation dwells,
And ever-muſing melancholy reigns;
What means this tumult in a Veſtal's veins?
Why rove my thoughts beyond this laſt retreat?
Why feels my heart it's long-forgotten heat?
Yet, yet I love! — From Abelard it came,
And Eloïſa yet muſt kiſs the name.

Dear fatal name! reſt ever unreveal'd,
Nor paſs theſe lips in holy ſilence ſeal'd;
Hide it, my heart, within that cloſe diſguiſe,
Where, mix'd with God's, his lov'd Idea lies:
O write it not my hand — the name appears

O allzuraſche Hand! — Verlöſcht ihn, meine Thränen!
Eliſa weint umſonſt, und ſchließt der Lippen Rand;
Ihr Herz dictieret fort, und folgſam ſchreibt die Hand.

Ihr unmitleidigen, einſiedleriſchen Mauern,
Die von bußfertigen und bangen Thränen trauern;
Ihr ſchrofen Felſen, wo der Beter büßend harrt,
Ihr Höhlen, Grotten, die der Dornbuſch wild umſtarrt;
Altäre, wo verweint die Jungfraun Wache halten,
Und mit erſtorbnem Sinn ihr nächtlich Amt verwalten;
Mitleid'ge Heilige, die ihr zu weinen ſcheint
Im Stein, ich ſelbſt bin noch nicht fühllos und verſteint;
Erſtarret zwar, wie ihr, verſtummet und erkaltet,
Doch regt ſich die Natur, die mächtig in mir waltet.

Um

Already written — waſh it out, my tears!
In vain loſt Eloïſa weeps and prays,
Her heart ſtill dictates, and her hand obeys.

Relentleſs walls! whoſe darkſome round contains
Repentant ſighs, and voluntary pains:
Ye rugged rocks! which holy knees have worn;
Ye grots and caverns ſhagg'd with horrid thorn!
Shrines! where their vigils pale-ey'd virgins keep,
And pitying ſaints, whoſe ſtatues learn to weep!
Tho' cold, like you, unmov'd and ſilent grown,
I have not yet forgot myſelf to ſtone.
All is not Heav'n's while Abelard has part,
Still rebel nature holds out half my heart;

Not

Umſonſt hab' ich mich ganz dem Himmel eingeweiht;
Mein widerſpänſtig Herz hat es ſchon oft bereut.
Ach! nichts vermag den Streit und Aufruhr in dem Willen,
Nicht Faſten, nicht Gebet, nicht Thränen ihn zu ſtillen.

Sobald, Geliebter! mir dein theurer Nahm' erſcheint,
Erwachet all mein Weh, mein trübes Auge weint.
Ich ſehe dich erbleicht, verwelkt in deiner Blüthe,
Bey heißem Liebesdrang und feurigem Gemüthe,
In jene Todtengruft des Kloſters hingebannt,
Der Welt entriſſen, ach! und von der Welt verkannt;
Dort, wo Religion des Herzens ſüße Triebe
Erſtickt, da ſtarb die beſte Leidenſchaft — die Liebe.

Nor pray'rs nor faſts its ſtubborn pulſe reſtrain,
Nor tears, for ages taught to flow in vain.

Soon as thy letters trembling I unclose,
That well-known name awakens all my woes.
Oh name for ever ſad! for ever dear!
Still breath'd in ſighs, ſtill uſher'd with a tear.
I tremble too, where'er my own I find,
Some dire misfortune follows cloſe behind.
Line after line my guſhing eyes o'erflow,
Led thro' a ſad variety of woe:
Now warm in love, now with'ring in thy bloom,
Loſt in a convent's ſolitary gloom!
There ſtern Religion quench'd th'unwilling flame,
There dy'd the beſt of paſſions, Love and Fame.

Doch ſchreib mir all dein Weh, damit mein zärtlich Herz,
In Sympathie mit dir, mitfühle deinen Schmerz.
Kein Feind, kein Misgeſchick kann dieſe Macht uns rauben;
Und ſollt' ich Abälard wohl minder gütig glauben?
Die Thränen ſind ſtets mein, und ſie verſiegen nie;
Nicht Andacht, nicht Gebet, nein, Liebe heiſchet ſie.
Kein glücklicher Geſchäft verfolgen dieſe Augen;
Ach! leſen, weinen iſt's, wozu ſie einzig taugen.

So theile denn mit mir, Geliebter, deinen Schmerz!
O! thu noch mehr, ergieß ihn ganz in dieſes Herz!
Aus Mitleid lehrte uns ein Gott die Kunſt zu ſchreiben,
Getrennter Liebe Gram zu mildern, zu betäuben;
Der Buchſtab lebt und ſpricht, und athmet warm und rein
Was Lieb' ihm eingehaucht, dem fern Geliebten ein;

Hier

Yet write, oh write me all, that I may join
Griefs to thy griefs, and echo ſighs to thine.
Nor foes nor fortune take this pow'r away:
And is my Abelard leſs kind than they?
Tears ſtill are mine, and thoſe I need not ſpare,
Love but demands what elſe were ſhed in pray'r;
No happier taſk theſe faded eyes purſue;
To read and weep is all they now can do.

Then ſhare thy pain, allow that ſad relief;
Ah, more than ſhare it, give me all thy grief.
Heav'n firſt taught letters for ſome wretch's aid,
Some baniſh'd lover, or ſome captive maid:
They live, they ſpeak, they breathe what love inſpires,
Warm from the ſoul, and faithful to its fires,

The

Hier ſpricht der leiſe Wunſch der Jungfrau ohne Schleyer,
Die Wang' erröthet nicht, das Herz erklärt ſich freyer;
Der Seelen ſanfter Tauſch eilt hier dem Winde gleich,
Und ſelbſt ein Seufzer fliegt vom Pol nach Indus Reich.

Du weißt, wie unſchuldsvoll mein junges Herz entbrannte,
Als mir dein holder Mund ſtatt Liebe Freundſchaft nannte.
Dich ſchuf die Fantaſie in engliſcher Geſtalt,
Als einen Genius, dem Quell des Lichts entwallt,
Kein Uebel ahnend, ſchwamm mein Herz in deinen Blicken,
Und ſog aus ihrem Glanz unſchuldiges Entzücken;
Dein lieblicher Geſang wiegt' es in ſüße Ruh,
Mir war als horchten dir die Engel ſelber zu:
Ja deine Zunge ſchien ſogar den hohen Lehren
Des Himmels neuen Reiz und Stärke zu gewähren:
Du lehrteſt ſie — für mich der ſtärkſte Glaubensgrund!

The virgin's wiſh without her fears impart,
Excuſe the bluſh, and pour out all the heart;
Speed de ſoft intercourſe from ſoul to ſoul,
And waft a ſigh from Indus to the Pole.

Thou know'ſt how guiltleſs firſt I met thy flame,
When Love approach'd me under Friendſhip's name;
My fancy form'd thee of angelick kind,
Some emanation of th' all-beauteous Mind.
Thoſe ſmiling eyes, attemp'ring ev'ry ray,
Shone ſweetly lambent with celeſtial day.
Guiltleſs I gaz'd; heav'n liſten'd, while you ſung.

Wozu verführte nicht ein ſolcher Zaubermund?
Wer mag hier widerſteh'n des Herzens ſüßen Trieben?
Du lehrteſt mich zu bald, es ſey nicht Sünde, lieben.
Ich irrte nun zurück durch Pfade ſüßer Luſt;
Der Engel ſchwand, der Menſch erfüllte meine Bruſt.
In trüber Ferne nur ſeh' ich des Himmels Freuden;
Selbſt Heil'ge kann ich nicht, biſt du nur mein, beneiden.

Wie oft hab' ich verwünſcht der Ehe hartes Band,
Das Hymen nur geknüpft, und nicht der Liebe Hand!
Wie Luft, iſt Amor frey; will man ihm Feſſeln ſchlingen,
So flieht er, gleich dem Blitz, auf ſeinen leichten Schwingen.
Ja, Reichthum, Ehre, Ruhm ſey Hymens goldner Preis,
Und folge ſeinem Wink und mächtigen Geheiß;
Die wahre Leidenſchaft erſtickt die eitlen Triebe;

Ruhm,

And truths divine came mended from that tongue.
From lips like thoſe what precepts fail'd to move?
Too ſoon they taught me, 'twas no ſin to love:
Back thro' the paths of pleaſing ſenſe I ran,
Nor wiſh'd an Angel, whom I lov'd a Man.
Dim and remote the joys of ſaints I ſee;
Nor envy them that heav'n I loſe for thee.

How oft, when preſs'd to marriage, have I ſaid,
Curſe on all laws but thoſe which love has made!
Love, free as air, at ſight of human ties,
Spreads his light wings, and in a moment flies.
Let wealth, let honnour, wait the wedded dame,
Auguſt her deed, and ſacred be her fame;

Before

Ruhm, Ehre, Reichthum, was seyd ihr der wahren Liebe?
Der eifersücht'ge Gott, wenn wir sein Feu'r entweih'n,
Flößt jene Leidenschaft zu unsrer Quaal uns ein.
Betrogne Sterbliche, die ihr Geschick verfluchen,
Wenn sie in Liebe was, als nur die Liebe suchen!
Fiel auch der Welten Herr zu meinen Füßen hin,
Ihn selbst und seinen Thron hielt ich nicht für Gewinn.
Selbst Cäsars Kaiserin begehr ich nicht zu werden;
Mach zur Geliebten mich des Mannes, den auf Erden
Mein Herz alleine liebt; giebt's andre Nahmen, die
Noch freyer, zärtlicher sind, gieb mir, Theurer, sie.
O! wonnevoller Stand, wenn Seelen sich vermählen,
Nach der Natur Gebot, aus freyer Liebe wählen!

Before true passion all those views remove,
Fame, wealth, and honour what are you to Love?
The jealous God, when we profane his fires,
Those restless passions in revenge inspires,
And bids them make mistaken mortals groan,
Who seek in love for aught but love alone.
Should at my feet the world's great master fall,
Himself, his throne, his world, I'd scorn 'em all;
Not Caesar's empress would I deign to prove;
No, make me mistress to the man I love.
If there be yet another name more free,
More fond than mistress, make me that to thee!
Oh! happy state! when souls each other draw,
When love is liberty, and nature law:

Dies füllt die Seele aus mit voller, reiner Luſt,
Und läßt kein ſchmachtend Leer in ungeſtillter Bruſt.
Gedanken treffen ſich, eh ſie dem Mund entſchweben,
Und Wünſche, die noch warm in beyder Herzen leben.
O! wahre Seligkeit, wem ſie auf Erden ward,
Und ehemahls das Loos von mir und Abälard!

Ach! wie verwandelt! was für Gräuel ſich erheben!
Dich, Lieber, ſeh' ich nackt, gebunden, blutend beben!
Wo, wo war Eloïs? Es hätte ihre Hand
Und Stimm und Dolch mit Muth den Angriff abgewandt.
Zurück die blut'ge Hand! — Barbar! ſich ſo zu rächen?
Die Strafe ſey gemein! gemein war daß Verbrechen.
Ich kann nicht mehr, gepreßt von Scham, erſtickt von Wuth —
Ihr Thränen, ſprecht es aus und bergt der Wangen Gluth!

Ge

All then is full, poſſeſſing, and poſſeſs'd,
No craving void left aking in the breaſt:
Ev'n thought meets thought, ere from the lips it part,
And each warm wiſh ſprings mutual from the heart.
This ſure is bliſs (if bliſs on earth there be)
And once the lot of Abelard and me.

Alas how chang'd! what ſudden horrors riſe!
A naked Lover bound and bleeding lies!
Where, where was Eloïſe? her voice, her hand,
Her poniard had oppos'd the dire command.
Barbarian, ſtay! that bloody ſtroke reſtrain;
The crime was common, common be the pain.
I can no more, by ſhame, by rage ſuppreſs'd,
Let tears and burning bluſhes ſpeak the reſt.

Canſt

Gedenkeſt du des Tags, als wir mit Angſt und Zagen;
Am Fuße des Altars, geweihte Opfer, lagen?
Des heißen Thränenſtroms, der meinem Aug' entfloß,
Als meiner Jugend ſich die Welt auf ewig ſchloß?
Beym abgedrungnen Kuß des Schleyers, den ich haßte,
Erbebte der Altar, der Lampen Schein erblaßte;
Der Himmel glaubte kaum den Sieg den er gewann;
Und Heil'ge ſtauneten mein raſch Gelübde an.
Als näher dem Altar mein Fuß mit Beben rückte,
Warſt du es, nicht das Kreuz, wonach mein Auge blickte:
Nicht Gnade, Andacht nicht, nein, Liebe war mein Ruf,
Die mich für dich allein, für dich, mein Alles, ſchuf.
Mit deinen Blicken komm, und lindre meine Leiden,
An ihnen wenigſtens laß ſich mein Auge weiden,
Stets Liebeathmend ruh'n an deiner holden Bruſt,

Stets

Canſt thou forget that ſad, that ſolemn day,
When victims at yon altar's foot we lay?
Canſt thou forget what tears that moment fell,
When, warm in youth, I bade the world farewell?
As with cold lips I kiſs'd the ſacred veil,
The ſhrines all trembled and the lamps grew pale:
Heav'n ſcarce believ'd the Conqueſt it ſurvey'd,
And Saints with wonder heard the vows I made.
Yet then, to thoſe dread altars as I drew,
Not on the croſs my eyes were fix'd but you:
Not grace, or zeal, love only was my call,
And if I loſe thy love, I loſe my all.

Come!

Stets trinken ſüßes Gift, und ſaugen Götterluſt
Aus deinem Aug' und Mund, ſtets an dein Herz gedrücket,
Und mit dem edelſten, was Liebe giebt, beglücket.
Doch lieber lehre mich den Werth von höherm Gut,
Entzünde Aug und Herz mit andrer Schönheit Glut;
Ja, laß des Himmels Glanz vor meinen Blicken ſchweben,
Und ſie von Abälard zum höchſten Gut erheben.

Auf deine Heerde nur, die Pflanzen deiner Hand,
Die Kinder des Gebets, ſey ſtets dein Blick gewandt,
Entflohn der falſchen Welt in ihrer frühen Jugend,
Von dir auf rauhem Pfad geführt zur ernſten Tugend.

Auf

Come! with thy looks, thy words, relieve my woe;
Thoſe ſtill at leaſt are left thee to beſtow.
Still on that breaſt enamour'd let me lie,
Still drink delicious poiſon from thy eye,
Pant on thy lip, and to thy heart be preſs'd;
Give all thou canſt — and let me dream the reſt.
Ah no! inſtruct me other joys to prize,
With other beauties charm my partial eyes,
Full in my view ſet all the bright abode,
And make my ſoul quit Abelard for God.

Ah think at leaſt thy flock deſerves thy care.
Plants of thy hand, and children of thy pray'r.
From the falſe world in early youth they fled,
By thee to mountains, wilds, and deſerts led.

You

Auf deinen Wink *) entſtand des Kloſters Heiligthum,
Die Wüſte ſchufeſt du zum Paradieſe um.
Den väterlichen Schatz ſah'n nicht beraubte Waiſen
Hier ſchimmern am Altar, und an dem Boden gleißen;
Nicht Silberheilige, von eines Geizhals Hand,
Beſtachen hier den Zorn des Himmels, ſchon entbrannt:
Der Frömmigkeit geweiht ſah man prachtloſe Hallen,

Die

You rais'd theſe hallow'd walls; the deſert ſmil'd,
And Paradiſe was open'd in the Wild.
No weeping orphan ſaw his father's ſtores
Our ſhrines irradiate or emblaze the floors;
No ſilvers ſaints, by dying miſers giv'n,
Here brib'd the rage of ill-requited heav'n:

But

*) Abälard ſtiftete nämlich das Kloſter Paraklet, nachdem er die Abtey zu St. Denys, wegen Uneinigkeit und Streitigkeiten mit ſeinen Mitbrüdern, verlaſſen müſſen, in einer ſehr einſamen und wüſten Gegend von Champagne, in der Diöces von Trojes. Anfangs war es eine bloße Strohhütte, die aber bald durch die Menge von Lehrjüngern, die ihm in dieſe Wüſte nachfolgten, erweitert und vergrößert ward. Abälard nannte es Paraklet — ein griechiſches Wort, welches Tröſter bedeutet — um das Andenken des Troſtes, den er in dieſer Wüſte gefunden, zu erhalten. Aber leider genoß er nicht lange die hier gehofte Ruhe, ſondern Haß und Verfolgung nöthigten ihn, auch dieſen Ort bald wieder zu verlaſſen. Paraklet blieb eine Zeitlang ledig, bis der Abt zu St. Denys die Nonnen von Argenteuil aus ihrem Kloſter vertrieb, deren Priorin Heloiſa war, die mit Freuden das Anerbieten ihres treuen

Lieb-

Die Tag und Nacht vom Lob des Schöpfers wiederhallen.
Im schauervollen Dom, wo kaum der Sonne Licht
Im hohen Mittag selbst durch düstre Mauern bricht,
Wo Bögen kreuzgewölbt den heitern Tag verschließen,
Und matte Schimmer nur durch trübe Fenster fließen,
Verbreitete dein Aug der Liebe milden Strahl,
Und überird'scher Glanz erheiterte den Saal.
Doch jetzt trägt kein Gesicht der Seele innern Frieden,
Nur Thränen wohnen hier und Gram von Lebensmüden.

Ach! kalt ist zum Gebet mein Herz, mein Auge weint.
Drum komm, du mein Gemahl, mein Vater, Bruder, Freund;

Für

But such plain roofs, as Piety could raise,
And only vocal with the Maker's praise.
In these lone walls (their days eternal bound)
These moss-grown domes with spiry turrets crown'd,
Where awful arches make a noon-day night;
And the dim windows shed a solemn light;
Thy eyes diffus'd a reconciling ray,
And gleams of glory brighten'd all the day.
But now no face divine contentment wears,
'Tis all blank sadness, or continual tears.
See how the force of others pray'rs I try,
(O pious fraud of am'rous charity!)

But

Liebhabers annahm, der ihr Paraklet überließ. Der Pabst Innocentius II. bestätigte diese Schenkung im Jahr 1131. und so entstand die Abtey zu Paraklet, deren erste Aebtissin Heloisa war.

Für alles was du willſt, will ich mich dir bekennen,
Mich Tochter, Schweſter, Magd, ja deine Buhlin nennen.
Die finſtern Tannen, die von jener Felſen Höh'n,
Hohl rauſchen in den Wind, und tief herunter weh'n,
Der Ströme Labyrinth, die zwiſchen Hügeln dringen,
Die Grotten, die dem Fall der Bäche wiederklingen,
Der Sommerluft Geſeufz in Pappeln leiſ' und lind,
Die Teiche und die See'n, ſich kräuſelnd von dem Wind:
Ach! alles dies vermag den Gram nicht zu beſiegen,
Noch meine Fantaſie in Ruhe einzuwiegen.
Die ſchwarze Schwermuth ruht tiefſinnig und allein,
Auf finſtern Höhlen und im nächtlichdüſtern Hain,
In Kloſtergängen, die verödet wiederhallen,

Auf

But why ſhould I on others pray'rs depend?
Come thou, my father, brother, huſband, friend!
Ah let thy handmaid, ſiſter, daughter move,
And all thoſe tender names in one, thy love!
The darkſome pines, that o'er yon rocks reclin'd
Wave high, and murmur to the hollow wind,
The wand'ring ſtreams that ſhine between the hills,
The grots that echo to the tinkling rills,
The dying gales that pant upon the trees,
The lakes that quiver to the curling breeze;
No more theſe ſcenes my meditation aid,
Or lull to reſt the viſionary maid.
But o'er the twilight groves and duſky caves,

Long-

Auf Gräbern, die verſtreut mit hohem Graſe walleu;
Sie breitet Todtenſtill' und Schauer um ſich her,
Und furchtbaröde Ruh, von banger Ahndung ſchwer;
Sie tauchet die Natur in ſtygiſchkalte Schatten,
Verwiſcht der Blumen Schmelz, und macht das Grün ermatten,
Vertieft der Fluthen Fall mit toſendem Gebraus,
Und haucht ein ſchwärzres Graun auf dunkle Wälder aus.

Doch ewig muß ich hier mein traurig Loos bereuen;
Verhängniß, ach! von dir mag Niemand mich befreyen.
Der Tod, der Tod allein reißt dieſe Feſſeln los;
Und dann bleibt doch mein Staub in dieſer Erde Schoos,
Wo alle Schwachheit ruht, der Liebe Flammen ſchwinden,
Und es nicht Sünde iſt, mit dir mich zu verbinden.

Elen-

Long-ſounding isles, and intermingled graves,
Black Melancholy ſits, and round her throws
A death-like ſilence, and a dread repoſe:
Her gloomy preſence ſaddens all the ſcene.
Shades ev'ry flow'r, and darkens ev'ry green,
Deepens the murmur of the falling floods,
And breathes a browner horror on the woods.

Yet here for ever, ever muſt I ſtay;
Sad proof how well a lover can obey!
Death, only death, can break the laſting chain;
And here, ev'n then, ſhall my cold duſt remain;
Here all its frailties, all its flames reſign,
And wait till 'tis no ſin to mix with thine.

Ah

Elende! ach! umſonſt geglaubet Gottes Braut,
Der Liebe Sklavin, und mit einem Mann getraut!
O! Himmel, ſteh mir bey! — woher entſtand dies Flehen?
Sollt' aus Verzweiflung es — aus Frömmigkeit entſtehen?
Selbſt hier, wo Keuſchheit ſtets in ſichrer Freyſtatt war,
Flammt unerlaubtem Feu'r der Liebe ein Altar.
Ich ſollte reuig zwar, was ich gefehlt, betrauren,
Doch kann ich mich nur ſelbſt, nicht mein Vergehn bedauern.
Ich ſehe meine Schuld, entglühe bey dem Blick,
Bereue vor'ge Luſt, und fodre ſie zurück.
Bald blick' ich Himmelwärts, wo ich Vergebung ſuche,
Und bald auf dich, indem ich meiner Unſchuld fluche.

Von

Ah wretch! believ'd the ſpouſe of God in vain,
Confeſs'd within the ſlave of love and man!
Aſſiſt me, heav'n! but whence aroſe that pray'r?
Sprung it from piety, or from deſpair?
Ev'n here, where frozen chaſtity retires,
Love finds an altar for forbidden fires.
I ought to grieve, but cannot what I ought;
I mourn the lover, not lament the fault;
I view my crime, but kindle at the view,
Repent old pleaſures, and ſollicit new;
Now turn'd to heav'n, I weep my paſt offence,
Now think of thee, and curſe my innocence.

Of

Von allem, was die Trübsal Liebenden verleiht,
Ist wohl die schwerste Kunst — die der Vergessenheit.
Wie soll bey gleichem Sinn ich doch die Sünde lassen,
Den Frevler lieben noch, und das Verbrechen hassen?
Wie des Geliebten Bild entfernen von der Schuld,
Und trennen Buß und Reu von seiner Lieb' und Huld?
O! allzuschweres Werk, der Liebe zu entsagen!
Hier sollte nicht ein Herz, gerührt, durchdrungen, zagen?
Eh Friede wieder Platz in solcher Seele faßt,
Wie oft hat sie geliebt, wie oft hat sie gehaßt!
Wie oft gehofft, verschmäht, bald muthlos, bald vermessen;
Was alles nicht gethan, allein nur nicht — vergessen!
Doch wenn der Himmel sie ergreift und an sich zieht;
So fühlt sie sich entzückt, begeistert und durchglüht.

O!

Of all, affliction taught a lover yet,
'Tis sure the hardest science to forget!
How shall I lose the sin, yet keep the sense,
And love th' offender, yet detest th'offence?
How the dear object from the crime remove,
Or how distinguish penitence from love?
Unequal task, a passion to resign,
For hearts so touch'd, so pierc'd, so lost as mine!
Ere such a soul regains its peaceful state,
How often must it love, how often hate!
How often hope, despair, resent, regret,
Conceal, disdain, — do all things but forget?
But let heav'n seize it, all at once 'tis fir'd;
Not touch'd, but rapt: not waken'd, but inspir'd!

Oh

O! komm, o! lehre mich, mit Muth Natur zu dämpfen,
Und Leben, Liebe, mich — dich ſelber zu bekämpfen;
Erfüll mein zärtlich Herz mit Gott; denn er allein
Kann dir nachfolgen, kann dein Nebenbuhler ſeyn.

Wie ſeelig iſt dein Loos, Veſtalin, ſchon hienieden!
Vergeſſen von der Welt, und von ihr abgeſchieden;
Mit ew'gem Sonnenſchein die reine Seel' erfüllt,
Erhöret dein Gebet, und jeder Wunſch geſtillt;
Beſchäftigung und Ruh, die ſich abwechſelnd gleichen,
Folgſame Schlummer, die beym Morgenlicht entweichen;
Die Trieb' im Gleichgewicht, Begierden eingewiegt,
Die Seufzer Himmelwärts, die Thräne, die vergnügt.
Die Gnade glänzt um ſie mit ihren heitern Strahlen,

Oh come! oh teach me nature to ſubdue,
Renounce my love, my life, my ſelf — and you.
Fill my fond heart with God alone, for he
Alone can rival, can ſucceed to thee.

How happy is the blameleſs Veſtal's lot?
The world forgetting, by the world forgot:
Eternal ſun-ſhine of the ſpotleſs mind!
Each pray'r accepted, and each wiſh reſign'd;
Labour and reſt, that equal periods keep;
Obedient ſlumbers that can wake and weep;
Deſires compos'd, affections ever ev'n;
Tears that delight, and ſighs that waft to heav'n.
Grace ſhines around her with ſereneſt beams,

Umſchwebt von Engeln, die ihr goldne Träume mahlen.
Die Roſe blüht für ſie in Edens Purpurglanz,
Ihr winden Seraphim den unverwelkten Kranz.
Der Himmelsbräutigam ſchwebt mit dem Brautring nieder,
Der weißen Jungfrau'n Schaar ſingt ihr die Hochzeitlieder;
Der Himmelsharfen Schall wiegt ſie in Wonne ein,
Sie ſchmilzt in Träumen hin von ew'gem Sonnenſchein.

Ganz andre Träume ſind's, die meinen Geiſt berücken;
Ganz andre Freuden, ach! unheiliges Entzücken!
Wann in einſamer Nacht und todter Finſterniß,
Die Fantaſie mir giebt, was Rache dir entriß,
Schläft das Gewiſſen ein, Natur läſt ſich nicht zwingen,
Die Seele fliegt zu dir auf ſchnellen Liebesſchwingen.

O!

And whiſp'ring Angels prompt her golden dreams.
For her th' unfading roſe of Eden blooms,
And wings of Seraphs ſhed divine perfumes,
For her the ſpouſe prepares the bridal ring,
For her white virgins Hymenæals ſing.
To ſounds of heav'nly harps ſhe dies away,
And melts in viſions of eternal day.

Far other dreams my erring ſoul employ,
Far other raptures of unholy joy:
When at the cloſe of each ſad, ſorrowing day,
Fancy reſtores what vengeance ſnatch'd away,
Then conſcience ſleeps, and leaving nature free,
All my looſe ſoul unbounded ſprings to thee,

O curſ

O! schrecklichsüßes Graun der allbewußten Nacht,
Wann strafbarkühne Lust mit neuem Reiz erwacht!
Das Feuer schüren selbst die Geister aus der Hölle,
Und regen in mir auf der Wollust süße Quelle.
Ich höre, sehe dich, betrachte deinen Reiz,
Und sauge Wollust ein mit immer neuem Geiz.
Ich wache auf — mein Ohr vernimmt, mein Auge siehet
Nichts mehr, und das Fantom, wie du, ungütig, fliehet.
Ich rufe laut; der Schall zerfließet in den Wind;
Die Arme streck' ich aus nach ihm, und es zerrinnt.
Zu träumen noch einmahl, schlieſ ich die Augenlieder;
Ihr süßen Täuschungen, ihr Bilder, kehret wieder!
Sie kehren nicht zurück — mich dünkt, wir wandern weit
Durch öde Wüsten fort, beweinend unser Leid,

O curst, dear horrors of all-conscious night!
How glowing guilt exalts the keen delight!
Provoking Daemons all restraint remove,
And stir within me ev'ry source of love.
I hear thee, view thee, gaze o'er all thy charms,
And round thy phantom glue my clasping arms.
I wake: — no more I hear, no more I view,
The phanton flies me, as unkind, as you.
I call aloud; it hears not what I say:
I stretch my empty arms; it glides away.
To dream once more I close my willing eyes;
Ye soft illusions, dear deceits, arise!
Alas, no more! methinks we wand'ring go
Thro' dreary wastes, and weep each other's woe,

Wo um den morſchen Thurm der blaße Efeu ranket,
Und über jähe Fluth der Felſen Stirne wanket.
Du klimmeſt plötzlich auf, und winkeſt von den Höh'n;
Die Wolke treibt, die Woge brüllt, und Winde weh'n.
Ich ſchreye, fahre auf, mich ſeh' ich mit Erblaſſen
Erwacht zu allem Weh, das ich zurückgelaſſen.

Ein gütigſtreng Geſchick beſtimmte für dein Herz
Den kalten Ruheſtand, gleich weit von Luſt und Schmerz;
Nicht glühend wallt dein Blut, geſchwellt von Lebensfülle,
Dein Leben ſchleicht dahin in ungeſtöhrter Stille,
So ruhig, wie die See, eh noch ein Zefyr bließ,
Und eh der rege Geiſt die Waſſer fluthen hieß;

Sanft,

Where round ſome mould'ring tow'r pale ivy creeps,
And low-brow'd rocks hang nodding o'er the deeps.
Sudden you mount, you beckon from the ſkies;
Clouds interpoſe, waves roar, and winds ariſe.
I ſhriek, ſtart up, the ſame ſad proſpect find,
And wake to all the griefs, I left behind.

For thee the fates, ſeverely kind, ordain
A cool ſuſpenſe from pleaſure and from pain;
Thy life a long dead calm of fix'd repoſe;
No pulſe that riots, and no blood that glows.
Still as the ſea, ere winds were taught to blow,
Or moving ſpirit bade the waters flow;

Soft

Sanft, wie das Angeſicht des Heiligen im Schlummer,
Mild, wie des Himmels Strahl dem ausgeweinten Kummer.

O! komm, mein Abälard, ja komm mit Zuverſicht!
Für Abgeſtorbne brennt der Venus Fackel nicht.
Religion verwirft des Herzens ſüße Triebe;
Du ſelbſt biſt kalt — doch glüht Eliſa noch von Liebe.
O! Flammen, denen gleich, die einen düſtern Schein
In einer Todtengruft um Aſchenkrüge ſtreun!

Ha! welche Scenen, die vor meinem Blick entſtehen!
Geliebte Bilder, die ſich um mich täuſchend drehen,
Vorm heiligen Altar, und in dem dunkeln Hain
Mein Aug' umgaukeln, und die ganze Seel' entweih'n.

Soft as the ſlumbers of a ſaint forgiv'n,
And mild as op'ning gleams of promis'd heav'n.

Come, Abelard! for what haſt thou to dread?
The torch of Venus burns not for the dead.
Nature ſtands check'd; Religion diſapproves;
Ev'n thou art cold — yet Eloïſa loves.
Ah hopeleſs, laſting flames! like thoſe that burn
To light the dead, and warm th' unfruithful urn.

What ſcenes appear, where'er I turn my view?
The dear Ideas, where I fly, purſue,
Riſe in the grove, before the altar riſe,
Stain all my ſoul, and wanton in my eyes.

Die Morgenlampe ſchmilzt in Seufzern hin für dich,
Und leiſe ſtielt dein Bild ſich zwiſchen Gott und mich;
In jedem Hymnus hör' ich deine Stimme ſchallen,
Bey jedem Ave ſeh' ich eine Thräne fallen.
Wann aus dem Rauchgefäß die Weihrauchwolke dringt,
Der Orgelton geſchwellt die Seele aufwärts ſchwingt;
So macht dein Bildniß ſtraks den Feyerprunk zerrinnen,
Und Tempel, Prieſter ſchwimmt vor meinen trüben Sinnen;
In Flammenſeen wähnt die Seele ſich getaucht,
Indeß der Engel bebt, der Altar lodernd raucht.

Wann nun mein Herz gebeugt in tiefer Wehmuth ringet,
Die tugendhafte Thrän' in meine Augen dringet,
Indem ich zitternd bet' und ein aufdämmernd Licht
Der Gnade, die erſcheint, in meine Seele bricht;

Komm,

I waſte the matin lamp in ſighs for thee
Thy image ſteals between my God and me,
Thy voice I ſeem in ev'ry hymn to hear,
With ev'ry bead I drop too ſoft a tear.
When from the cenſer clouds of fragrance roll,
And ſwelling organs lift the riſing ſoul,
One thought of thee puts all the pomp to flight,
Prieſts, tapers, temples, ſwim before my ſight:
In ſeas of flame my plunging ſoul is drown'd,
While Altars blaze, and Angels tremble round.

While proſtrate here in humble grief I lie,
Kind, virtuous drops juſt gath'ring in my eye,
While praying, trembling, in the duſt I roll,
And dawning grace is op'ning on my ſoul:

Come,

Komm, wenn du darfſt, mein Herz von neuem zu verleiten,
Und es durch deinen Reiz dem Himmel abzuſtreiten;
Ja komm und blick auf mich mit jener Zaubermacht
Der Augen, die den Glanz des Himmels ſchwinden macht;
Die Gnade nimm zurück, die Seufzer und die Thränen,
Und die fruchtloſe Reu, des Herzens banges Sehnen;
Entreiße mich im Flug, zu böſer Geiſter Spott,
Dem Sitz der Seligen, ja reiße mich von Gott!

Nein, fliehe, fliehe mich, bis zu des Eismeers Strande!
Laß Alpen trennen uns, und fern geſchied'ne Lande!
Ach! komme — ſchreibe nicht, ja denke nicht an mich,
Und theile nicht den Schmerz, den ich gefühlt für dich.
Dein Bildniß ſey verlöſcht, du deines Eids entlaſſen;

Come, if thou dar'ſt, all charming as thou art!
Oppoſe thyſelf to heav'n, diſpute my heart;
Come, with one glance of thoſe deluding eyes
Blot out each bright idea of the ſkies;
Take back that grace, thoſe ſorrows, and thoſe tears;
Take back my fruitleſs penitence and pray'rs;
Snatch me juſt mounting, from the bleſt abode;
Aſſiſt the fiends, and tear me from my God!

No, fly me, fly me, far as Pole from Pole,
Riſe Alpes between us! and whole oceans roll!
Ah, come not, write not, think not once of me,
Nor ſhare one pang of all, I felt for thee.
Thy oaths I quit, thy memory reſign;

Du ſollſt vergeſſen mich, verläugnen mich und haſſen.
O holder Blicke Reiz! du ſchönes Augenpaar!
Leb wohl, o Zauberbild, was einſt mein Abgott war!
O Tugend, himmliſchſchön! der Gnade heitrer Morgen!
Vor deſſen hellem Strahl zerrinnen niedre Sorgen!
O Hofnung, Himmelskind, die Troſt dem Kummer leiht,
Und Glaube, Vorgefühl von der Unſterblichkeit!
O Gäſte, freundlichmild, von Herzen ſeyd willkommen!
Empfangt und hüllt mich ein in ew'ge Ruh der Frommen!

Sieh, wie Eliſa hier in öden Mauern ſitzt,
Der Todten Nachbarin, auf einem Grab geſtützt!
In jedem leiſen Wind ſcheint mir ein Geiſt zu wehen,
Und mehr, als Wiederhall ſchallt in gewölbten Höhen.

Hier,

Forget, renounce me, hate whate'er was mine.
Fair eyes, and tempting looks (which yet I view!)
Long lov'd, ador'd ideas, all adieu!
O Grace ſerene! oh virtue heav'nly fair!
Divine oblivion of low-thoughted care!
Freſh blooming Hope, gay daughter of the ſky!
And Faith, our early immortality!
Enter, each mild, each amicable gueſt;
Receive, and wrap me in eternal reſt!

See in her cell ſad Eloïſa ſpread,
Propt on ſome tomb, a neighbour of the dead.
In each low wind methinks a Spirit calls,
And more than Echoes talk along the walls.

Here,

Hier, als ich Wache hielt bey düſtrer Lampen Schein,
Drang leiſ' ein hohler Ton in meine Ohren ein.
„Komm, Schweſter, komm! — ſo ſprach, ſo ſchien er mir zu ſagen —
„Hier iſt der Ruheplatz von allen deinen Plagen.
„Ich weinte, zitterte und betete, wie du,
„Der Liebe Opfer einſt, und nun im Schooß der Ruh:
„Denn Friede wohnet hier in dieſem ew'gen Schlummer;
„Hier weint die Liebe nicht, hier ſchweiget aller Kummer;
„Vom Aberglauben frey, ruht man im ſichern Schoos;
„Denn Gott, und nicht der Menſch, ſpricht hier von Schwachheit los."
Ihr Geiſter! ja ich komm! ſchmückt eure Roſenlauben,
Laßt Himmelspalmen mich und Siegeskränz' umlauben.

Ich

Here, as I watch'd the dying lamps around,
From yonder ſhrine I heard a hollow ſound.
„Come, ſiſter, come! (it ſaid, or ſeem'd to ſay)
„Thy place is here, ſad ſiſter, come away!
„Once like thyſelf, I trembled, wept, and pray'd,
„Love's victim then, tho' now a ſainted maid:
„But all is calm in this eternal ſleep;
„Here grief forgets to groan, and love to weep,
„Ev'n ſuperſtition loſes ev'ry fear:
„For God, not man, abſolves our frailties here."
I come, I come! prepare your roſeate bow'rs,
Celeſtial palms, and ever-blooming flow'rs.

Thither,

Ich geh dahin, wo auch der Sünder ewig ruht,
Und wo der Seraf fühlt der reinen Liebe Glut.
Entrichte, Abälard, die letzte deiner Pflichten,
Und lehre mich, den Weg zum Reich des Lichtes richten.
Sieh, wie mein Auge ſtarrt, die Lippe zitternd bleicht,
Saug meinen Athem auf, wann meine Seel' entweicht.
Ah nein — im Meßgewand magſt du dein Amt verwalten,
Und zitternd in der Hand die heil'ge Kerze halten;
Das Kreuz, des Himmels Pfand, halt meinen Augen für,
Zu ſterben lehre mich, und lern' es ſelbſt von mir.
Dann magſt du noch einmahl auf Eloiſa ſehen;
Dann iſt es kein Vergehn, den Blick nach ihr zu drehen.
Von meinen Wangen ſind die Roſen ſchon verwiſcht;
Sieh, wie der letzte Strahl in meinem Aug' erliſcht!

Bis

Thither, where ſinners may have reſt, I go,
Where flames refin'd in breaſts ſeraphic glow:
Thou, Abelard! the laſt ſad office pay,
And ſmooth my paſſage to the realms of day;
See my lips tremble, and my eye-balls roll,
Suck my laſt breaſt, and catch my flying ſoul!
Ah no — in ſacred veſtments may'ſt thou ſtand,
The hallow'd taper trembling in thy hand,
Preſent the croſs before my lifted eye,
Teach me at once, and learn of me to die.
Ah then, thy once-lov'd Eloïſa ſee!
It will be then no crime to gaze on me.
See from my cheek the tranſient roſes fly!
See the laſt ſparkle languiſh in my eye!

'Till

Bis jede Regung, Puls und Athem leiſe ſchwindet,
Und ſelbſt mein Abälard nicht mehr geliebt ſich findet.

Wann einſt dein holder Leib wird gleiches Schickſal leiden,
— Die Urſach meiner Schuld und aller meiner Freuden —
Dann ende all dein Leid, und wandl' in Wonne ſich!
Dann ſchwebe Lichtgewölk und Engelswach' um dich!
Des offnen Himmels Glanz mag ſtrömend auf dich ſcheinen,
Und Heil'ge dich umfahn mit Liebe, gleich der meinen!
Ja beyder Nahm' umſchließ *) Ein dunkles Heiligthum,
Und meine Liebe ſey unſterblich, wie dein Ruhm!
Wann all mein Leiden ruht, in ſpäten künft'gen Tagen,

Wenn

'Till ev'ry motion, pulſe, and breath be o'er;
And ev'n my Abelard be lov'd no more.
Oh Death all-eloquent! you only prove
What duſt we doat on, when 'tis man we love.

Then too, when fate ſhall thy fair frame deſtroy,
(That cauſe of all my guilt, and all my joy)
In trance extatic may thy pangs be drown'd
Bright clouds deſcend, and Angels watch thee round,
From op'ning ſkies may ſtreaming glories ſhine,
And Saints embrace thee with a love like mine,
May one kind grave unite each hapleſs name,
And graft my love immortal on thy fame!
Then, ages hence, when all my woes are o'er,

When

*) Abälard und Heloiſa wurden in eben demſelben Grabe in dem Kloſter Parakler begraben. Er ſtarb im Jahre 1142. und ſie im J. 1163.

Wann dies aufrührſche Herz nicht mehr wird klopfend ſchlagen,
Verirrt ein liebend Paar ſich je von ungefähr
Zu Paraklets Gemäu'r und Silberquellen her;
So werden ſie gerührt ſich aneinander ſchließen,
Die Thränen trinken auf, die zärtlich ſie vergießen,
Dann ſagen mitleidsvoll, von bangem Schmerz getrübt:
Nie mögen lieben wir, wie dieſe ſich geliebt!
Wann von dem vollen Chor Hoſannas ſich erheben,
Und von der Orgel Schall des Tempels Säulen beben;
Wenn unter dieſem Pomp ein Aug mitleidig blickt
Auf jenen Marmorſtein, der unſre Aſche drückt;
So wird die Andacht ſelbſt zur Erde niederſinken,
Und eine Thräne wird in ihrem Auge blinken.

Und

When this rebellious heart ſhall beat no more;
If ever chance two wand'ring lovers brings
To Paraclete's white walls and ſilver ſprings,
O'er the pale marble ſhall they join their heads,
And drink the falling tears, each other ſheds;
Then ſadly ſay, with mutual pity mov'd,
„Oh may we never love as theſe have lov'd!“
From the full choir, when loud Hoſannas riſe,
And ſwell the pomp of dreadful ſacrifice,
Amid thar ſcene if ſome relenting eye
Glance on the ſtone where our cold relics lie,
Devotion's ſelf ſhall ſteal a thought from heav'n,
One human tear ſhall drop, and be forgiv'n.

And

Und wenn ein gleich Geſchick einſt eines Barden harrt,
Wie mir beſchieden war, ſo kummervoll, ſo hart,
Verurtheilt, Jahre lang in Sehnſucht hinzuſchmachten,
Und ihm entſchwund'nen Reiz im Bilde zu betrachten;
Wenn einſt ein ſolcher lebt, und liebt ſo zärtlichtreu,
Der ſinge unſer Weh, der Liebe ſpäte Reu,
Und jedes weiche Herz rühr' er in treuen Bildern!
Wer ſelbſt die Leiden fühlt, kann ſie am beſten ſchildern.

L. A. Schmid.

And ſure if fate ſome future bard ſhall join
In ſad ſimilitude of griefs to mine,
Condemn'd whole years in abſence to deplore,
And image charms, he muſt behold no more;
Such if there be, who loves ſo long, ſo well;
Let him our ſad, our tender ſtory tell!
The well-ſung woes will ſooth my penſive ghoſt;
He beſt can paint 'em who ſhall feel 'em moſt.

VI.

Gedanken über Gartenkunſt,

veranlaßt

durch einen Aufſatz des Freyherrn von Racknitz

über dieſen Gegenſtand,

im 1ſten Stück der Berliner Monatsſchrift 1793.

Ob eine Sache ſchön ſey, ſchön ſeyn dürfe, hängt von ihrem Zwecke ab. Iſt dieſer Nützlichkeit, und wird derſelbe dadurch erreicht: ſo nennen wir ſie gut; iſt aber innere Vollkommenheit ihr Zweck: ſo nennen wir die Sache, welche demſelben entſpricht, ſchön. Hierbey ſind alſo zweyerley Vollkommenheiten denkbar. Die eine iſt die Uebereinſtimmung des Mittels mit dem Zwecke, und dies iſt die untergeordnete, mittelbare Vollkommenheit — Güte; die andere, wo die Vollkommenheit, d. i. die Einheit des Mannichfaltigen, der Zweck ſelbſt iſt, heißt edlere Vollkommenheit — Schönheit. Bey allen Dingen, deren Zweck außer ihnen ſelbſt liegt, das heißt die bloß nützlich ſeyn ſollen, iſt alſo nur die erſtere Vollkommenheit, die Güte, denkbar.

Ein Gemählde, welches die Unſchuld darſtellen ſoll, hat keinen andern Zweck, als innere Vollkommenheit. Es will, es ſoll nichts außer

ſich

ſich thun, iſt von keiner Zeit, von keinem Urtheile abhängig, ſeiner ſelbſt wegen da, und in ſich ſelbſt vollendet.

Wenn nun das Gemählde wirklich ſo iſt, daß die Unſchuld aus ihm ſpricht; wenn jeder, der Sinn für dieſes moraliſch Schöne hat, ſagt oder doch ſagen ſollte: ich erkenne in dieſem Gemählde das Ideal; dann iſt auch die zweyte untergeordnete Vollkommenheit, die Uebereinſtimmung des Mittels mit dem Zweck, vorhanden; und in dieſem Falle könnte man ſagen: die Vollkommenheit iſt vollkommen erreicht; hingegen bey einer Sache, deren Grund ihres Daſeyns in der Nützlichkeit, alſo außer ihr ſelbſt liegt, darf ich, wenn dieſe durch ſie befördert wird, nur ſagen: dieſer nützliche Zweck iſt vollkommen erreicht. In ſo fern nun das abgezweckte Nützliche von der Art iſt, daß es ſich mit irgend einer Vollkommenheit, die ihren Grund nicht außer ſich hat, vereinigen läßt: ſo wird der Zweck ein zuſammengeſetzter; und hier ragen im Gebiete der Kunſt plötzlich die Klippen hervor, woran unſere Künſtler ſo oft ſcheitern — nehmlich, ob, wie und wann das Schöne dem Nützlichen voran gehen dürfe? Ob die mechaniſche Kunſt der freyen den Nacken oder die Hand bieten müſſe? Dieſe Fragen werden häufig um ſo unglücklicher entſchieden, je mehr es bey uns Sitte iſt, die Bildung des Schönen, vom Nützlichen begleitet, nur ſol-

chen Händen zu überlaſſen, deren letzter Zweck Brod iſt. Durch das Nützliche zur geraden Linie gewöhnt, fühlt man bey deren Biegung die Schwere der Hand.

Alles was im Gebiete der freyen Künſte einen Platz zu haben wünſchet, muß ſich in Abſicht des Zweckes ſeiner ſelbſt über alles was bloß nützlich iſt, erheben, oder wenigſtens nur in ſo weit auf die Ehre der Sitzung Anſpruch machen, als es ihm gelungen iſt, durch beabſichtigte Vollkommenheit das Nützliche zu veredlen.

Wenn wir alſo von der Gartenkunſt ſprechen, ſo werden diejenigen Gärten mit Recht abgewieſen, deren höchſte Ehre es iſt, das Waarenlager der Köche zu ſeyn. Dieſe waren die urſprünglichen teutſchen Gärten. Der einzige Grad von Vollkommenheit, nach welchem dieſe als ſolche ſtreben können, iſt Ordnung. Dies iſt's, was jeder Menſch beym Anblick eines Gegenſtandes ſucht, mehr oder minder, nachdem ſein eigener Geiſt geordnet iſt. Der Menſch, nur ſucceſſiver Anſchauung fähig, findet da, wo in dem Ganzen, das ſeinen Augen vorſchwebt, nicht Linien das Gleichartige vom Abartigen trennen, keinen Standpunkt, von welchem ſeine Beobachtung mit der Hoffnung, ihn wieder zu finden, ausgehen könnte, keinen Faden, an welchem die einzelnen Gegenſtände ſich anreihen. In einem chaotiſchen Garten alſo, wo die wilde Natur unſerer

Schwä-

Schwäche spottet, ergreift uns ein Schmerz; die Seele muß hier das mühsame Geschäft selbst übernehmen den Gärtner zu ersetzen, und fühlt sich von der Bemerkung überrascht, wie sehr es uns eigen ist, der Natur da Ordnung aufzuschwatzen, wo keine oder wenigstens die unsrige *) nicht ist. Unter allen Formen, durch welche die Seele zu denken pflegt, ist ihr wohl keine so geläufig, als das reguläre Viereck. Was Wunder, daß der Gärtner den Händedruck verdient, daß er die einzelnen Theile des Gartens in diese Formen an einander gereihet, und so uns die Uebersicht desselben erleichtert hat? Aber der Dank gebühret dem Gärtner und nicht dem Garten, er gründete sich auf einen Dienst. Anderer Vorzüge einzugestehen ist gerecht, und deshalb auch angenehm; aber es hält den Unwillen nicht auf, der schnell in uns dadurch entstehen mußte, daß sein Verdienst nur durch unsere Schwäche möglich war. Zwar hatte er uns die Uebersicht des Ganzen erleichtert; aber die Erleichterung der Mühe macht gähnen, so bald sie mehr durch Vorarbeiten als durch glückliche Leitung unserer Selbstthätigkeit bewirkt worden ist; und für eine Gelegenheit unserm Scharfsinn eine Verbeugung zu machen, war nicht gesorgt; kein Kunstwerk brachte uns in Span-

*) Die Ordnung der Natur unterscheidet sich von der Ordnung des Menschen wesentlich darin, daß jene bindet, diese aber trennet.

nung. Der denkende Geist hat es zwar gern, von der Ordnung einen Wink zu erhalten, wie er sich orientieren könne; aber so ganz sich bevormundet zu sehen, sich geradehin gestehen zu müssen, was ich fand das fand ich, ist traun unserm Geiste kein süßer Weihrauch.

Der Französische Geschmack in der Gartenkunst scheint dieses Bedürfniß zuerst gefühlt zu haben, indem er uns den durch zu einfache Regelmäßigkeit erregten Unwillen dadurch vergessen machen wollte, daß er unsere Aufmerksamkeit auf einzelne angebrachte Schönheiten zu leiten suchte. Aber das war abermahl ein Fehlgriff in die Psychologie. Diesen Unwillen verspäten, allenfalls vermindern, ja, das konnte er — und auch das war immer Gewinn: aber daß wir diesen Mangel an Achtung gegen unsere Beurtheilungskraft ihm je ganz vergessen sollten, nein, das war zu viel verlangt. Und selbst dann, wann ihm dies gelückt wäre, war ein vergessener Schmerz immer noch kein Vergnügen; wars immer nicht der Garten der uns vergnügte, sondern die einzelnen Schönheiten im Garten, die an und für sich, ihrer innern Vollkommenheit wegen, das angenehme Staunen, das sie erregen, nirgends verfehlen konnten. Auch in einem bloßen Obst- oder Küchen-Garten waren Freuden dieser Art möglich. Auch hier giebt es organisierte Körper, deren Vollkommenheit wir mit Wohlgefallen betrachten, ohne

ne uns zu dem eigennützigen Vergnügen, das uns die Vorstellung ihrer Nützlichkeit gewährt, herabgewiesen zu sehen. Dies ist aber, wie gesagt, nicht mehr der Garten, sondern die einzelnen Gegenstände im Garten, welchen wir diese Beschäftigung verdanken; und alles, was den Französischen Geschmack über den teutschen erhebt, ist ein höherer Grad von Mannichfaltigkeit.

Grüne Wände, die in geraden Linien, unter rechten Winkeln, ihr Daseyn erzählend und wiederer erzählend, fortlaufen, und uns entweder die Uebersicht des Ganzen durchaus versagen, oder aber gleich beym Eintritt in denselben durch ängstliche Regelmäßigkeit einen klaren Begriff vom Ganzen schaffen, der selbst dadurch, daß der Garten hie und da noch einige Wiederhohlungen seiner selbst versteckt, um nichts erweitert wird;

Statüen und Puppen in gedrängter Menge, einem aufgestellten Schachspiele ähnlich, die bey der Frage — wie sie, sonst nur die Grazie der organisierenden Baukunst, es wagen können, sich der Natur da, wo diese selbst schon die letzte Hand angelegt hat, zur Krone anzubieten? — ohnstreitig verstummen müßten, wenn wir ihnen nicht den Triumf bereitet hätten, uns darüber, daß wir es selbst sind, welche die Baukunst mit Lineal und Winkelmaas in ein fremdes Gebiet eingeführt haben, erröthen zu sehen;

Pyramiden von Buchsbaum, Truthhähne, die den Zorn nicht auskollern können, daß man ihre Natur so unsinnig eingeschnürt hat;

Alle diese nebeneinander gestellte, wahre oder falsche Schönheiten klagen uns laut, daß man ihr Daseyn durch kein gemeinschaftliches Band verschwistert hat, und daß sie theils verstümmelt, theils aus ihrer Heimath verwiesen, in diesem Waarenlager verkrüppelter Kunst, bey heterogener Gesellschaft ihre Tage einsam vertrauern müssen. Die hier herrschende Mannichfaltigkeit verräth zwar einen reichen künstlichen Schöpfer, aber keinen Künstler. Jener sucht sich und seine Mühe in seinen Werken zu loben: dieser überläßt das Lob seiner Schöpfung. Das Vergnügen also, was in einem solchen Garten auf uns warten kann, liegt blos in genauerer Betrachtung der in demselben angebrachten schönen Einheiten.

Um nun einen Garten zu haben der uns gefallen soll, — das Gefallen braucht deshalb noch nicht sein letzter Zweck zu seyn — müssen wir ihn genau so berechnen, daß er uns weder unsere Ohnmacht fühlen läßt, noch das Gefühl unserer Kraft beleidiget. — Ordnung wäre hier allerdings die erste Bedingung; aber nicht solche die einem entgegen schreyet, sondern die es erlaubt, das man sie findet. Sie muß, wie ein Engländer sich ausdrückt, „unter Blumen fortlaufen," unser Divinazions-Vermögen überraschend belohnen

nen oder schalkhaft bestrafen; und läßt sie uns endlich einen Standpunkt finden, der uns die Uebersicht des Ganzen erlaubt; dann säumen wir nicht zu gestehen: der Garten ist schön, wir haben's eingesehen.

Aber nicht blos die Artigkeit der Gartenkunst gegen unseren Geist ist es, was sie zu den freyen Künsten erhebt. Nicht jedes Ganze, dessen plötzliche Uebersicht die Natur oder Kunst verhindert hat, ist ein schönes Ganze. Auch ihr Zweck ist innere Vollkommenheit; auch sie bemühet sich, durch weisen Gebrauch der von der Natur ihr angewiesenen Zeichen, uns auf gewisse angenehme Ideen oder Empfindungen zu leiten, welche die große Natur sonst schon einzeln uns zugeführt hatte, und so, oft blos durch schwache Winke, die Summe derselben zu vervielfältigen. Der Schöpfungs-Plan dieser ihre Mühe sorgfältig verhüllenden Kunst ist der verjüngte Maasstab einer schönen Landschaft. Sie kennt die Natur und folgt ihr, nicht dadurch, daß sie diese kopiert; sondern daß sie, vertraut mit ihrem Geiste, genau so verfährt, wie die Natur verfahren haben würde, wenn es in ihren Plan hätte gehören können, bey ihrer Schöpfung das Schöne allein zu beabsichtigen; das heißt: sie ahmt ihr nach. Und findet sie es ja dienlich, von einer fremden Kunst zu borgen: so versteht sie es gut genug, die Situazion so anzulegen, daß dieses Darlehn

von unſeren eigenen Wünſchen in Schutz genommen wird.

Die Gartenkunſt ſcheinet indeſſen von den übrigen Künſten, welche durch das Geſicht angeſchauet werden, ſich darin zu unterſcheiden, daß man bey ihr von klaren Begriffen der einzelnen Theile zur Anſicht des Ganzen übergeht; dahingegen die Mahlerey, im erſten Augenblick mehr Harmonie, totaler Eindruck, nach und nach die Begriffe in einzelne klare auflöſet, und ſo erſt nach dem ſinnlicheren Genuſſe das Bild des Ganzen zur Deutlichkeit erhebt.

Nach dieſer kurzen Erinnerung deſſen, was die Theorie über dieſen Gegenſtand beſtimmtes anzugeben vermag, glaub ich den alten Streit, ob der engliſche oder franzöſiſche Geſchmack in der Gartenkunſt den Vorzug verdiene? gänzlich denen überlaſſen zu können, welche in einem hinlänglichen Vorrath dunkler Begriffe Waffen genug auffinden werden, um dieſen endloſen Kampf mit Vortheil zu führen. Ein einfaches kunſtloſes Herz iſt längſt darüber entſchieden, welche Scenen der Natur ihm wohl thun oder nicht; und die Schöpfungen unſerer Fantaſie — ſie tragen noch alle die Spur, wie ſehr der Menſch in ſein Machwerk verliebt iſt — werden auch hier, nach wie vor, die Kultur unſerer Gefühle an die Wahrheit verrathen.

C. W. Frölich.

VII.

Gedichte.

Der Kirchhof zu Tegel. *)

Dieſes Dorfes graue Giebelhütten,
Von Holunderſträuchen wild umwachſen,
Seiner Bauersleute biedre Sitten,
Seiner Hähne Krähʼn, der Hühner Gaxen,
Haben oft mich, kam der Storch geflogen,
Aus der Stadt Getümmel hergezogen.

Aber öfter wahrlich deinethalben,
Stiller Wohnort nächtlicher Geſpenſter,
Schlich ich her; denn deine tauſend Schwalben,
Deine langen trüben Kirchenfenſter,
Und dein Pfriemenkraut, dein wilder Wermuth
Sind ſo recht für meiner Seele Schwermuth.

Sey gegrüßt, verfallne Kirchhofsmauer,
Uebergrünt von hohen Maulbeerbäumen!
Läßt ſichs nirgend, als in deinem Schauer,
Doch ſo ſüß vom beſſern Leben träumen!
Ha! des alten Thorwegs ſchiefe Pfoſten
Wie ſie ſinken; Haſpʼ und Klinke roſten!

*) Ein Dorf nahe bey Berlin.

Aus der Grabgebeine morſchen Theilchen
Sprießt, o Tod, auf deinem Eigenthume
Zwar nur hie und da ein blaues Veilchen
Neben Ehrenpreiß und Gänſeblume;
Bey den ſchwarzen Tafeln halb verwittert,
Duftet Flieder nur, vom Weſt erſchüttert:

Doch am Beinhaus, wo des Mauerpfeffers *)
Blätterſterne ſich am Dache grüne ründen,
Kann ich endlich vor des ſtädt'ſchen Kläffers
Fadem Witz ein Zufluchtsörtchen finden;
Selten hör' ich, ſelbſt im Abenddämmern,
Hier den Küſter an der Thurmuhr hämmern.

Und auch ihr könnt hier in Frieden bleiben
Vor dem Lärm der Welt, ihr Grabesſchläfer;
Unter Kletten, die am Grab bekleiben,
Stöhrt euch nicht der ſtille Todtenkäfer;
Ruhe wehn die Neſſeln, die den gelben
Eingeſunknen Hügel überwölben.

Ohne Furcht vor Sanduhr oder Senſe
Auf des ſel'gen Amtmanns Leichenſteine
Graſen zwar des Pfarrers junge Gänſe
Manchmahl hier im Frühlingsſonnenſcheine;
Zum Geſchrey der Fledermäuſ' und Eulen
Blökt auch hier des Küſters Lamm zuweilen:

Doch

*) Hauswurz: Hauslauch.

Doch was schadet's? In dem Todesschlummer
Seyd ihr doch vor Menschen nun geborgen,
Und von Menschen kam doch euer Kummer,
Kamen eure Thränen, eure Sorgen.
Wohl, daß Tugend euch den Fußsteig bahnte
Zu dem Glück, von welchem hier euch schwahnte!

Ach! wie ihr in euren stillen Särgen
Wünscht' ich oft, im Innersten beklommen,
Vor den Menschen tief mich zu verbergen.
Könnt' ich doch, wenn einst mein Stündlein kommen,
Nach des Schicksals Schlägen, die mich trafen,
Unter diesen Maulbeerbäumen schlafen!

Die Wildniß.

Endlich bin ich hier in deinen Schauern,
Schöne Wildniß du! Der Tag ist schwühl,
Und der Sand so tief; doch labendkühl
Wehn die Birken, die am Wege trauern.
Sey nicht furchtsam, bunter Distelfink,
Juble du und hüpfe froh und flink,
Unbesorgt vor allen Vogelbauern.

Nein, wahrhaftig, selbst der kekste Bube
Stellt für dich hier seine Sprenkel kaum.
Sey du ruhig, Kauz, im hohlen Baum,

Und du Hamſter dort in deiner Grube!
Eh' er matt dich in der Hitze ſucht,
Bleibt der Jagdhund lieber in der Bucht,
Und der Förſter in der kühlen Stube.

Kämen Weiber, Morcheln hier zu leſen,
Nicht zuweilen noch vom nächſten Ort;
Karrten nicht aus jenem Dorfe dort
Bauern her, um Birkenreis zu Beſen
Abzuſchneiden; irrte außer mir
Manchmahl nicht der wilde Jäger hier:
Wär't ihr längſt verlaſſen ſchon geweſen.

O ich muß durch dieſe Haſeln tiefer
Mich hineinarbeiten! Immer friſch!
Welch ein wilder Dickigt! Welch Geziſch!
War's von Nattern? Oder rauſcht die Kiefer
Seitwärts hier voll Harz und Rindenſchwamm?
Ha! dich kenn' ich, alter Ulmenſtamm!
Beugt der Sturm doch jedes Jahr dich ſchiefer.

Ungern freylich ſehn des liebevollen
Rothwilds Augen eines Wandres Kunſt;
Schrecklich zeugen von des Ebers Brunſt
Dieſes Hügels aufgewühlte Schollen:
Doch zu ſtöhren euch fiel nie mir ein;
Meinetwegen mögt ihr fröhlich ſeyn,
Weidlich rammeln, brunſten, oder rollen.

Ach! Freund Reinike trabt wie auf Kohlen,
O der Schelm und Räuber! ängſtlichſchlau
Mit der Gans im Rachen nach dem Bau,
Die er drüben von der Trift geſtohlen.
Eil', ich höre rufen, wie mich dünkt,
Daß es heut dem Hutmann nicht gelingt
Mit dem Knittel noch dich einzuhohlen!

Dieſes Eppichs ſchwarze Beerentrauben
Sind doch ſchier für meinen Gaum zu herb,
Sind für euch, die ihr im Eichenkerb
Einſam heult, ihr ſchönen Ringeltauben.
Und ſo durſtig meine Zunge lecht
Scheint es minder rathſam mir als recht
Honig hier aus dieſem Spalt zu rauben.

Nagſt du, Zeit, auch hier wie allenthalben?
Ach! vom Köhlerhäuschen, das hier ſtand,
Find' ich nichts als dieſe morſche Wand.
Raupen ſpinnen ruhig auf der falben
Hecke nun, und in des Daches Reſt
Haben Weſpen nur ihr graues Neſt;
Denn zu öde ſchien er ſelbſt den Schwalben.

Schade wär's dies Bäumchen zu verderben
Mit dem ſchlanken Wuchs, ſonſt ſchnitt ich gleich
Seinen zarten Baſt von Stamm und Zweig

Für mein junges Weib zu Erdbeerkörben.
Doch genug zerknickte schon der Sturm,
Und durch mich soll kein Marienwurm
Hier, — kein Wasserschoß am Baume sterben.

Schrie der Schuhu dort? Komm nur und mahne
An den Rückgang mich; schon dämmert's hier.
Sicher gieng' ich irre, zeigte mir
Nicht den Weg des Kirchthurms Wetterfahne.
Frauchen hat gewiß schon aufgetischt,
Was so süß nach heißem Gang erfrischt:
Gartenerdbeer'n, oder Schafmilchsahne.

F. W. A. Schmidt.

Schreib- und Druckfehler
in dem Aufsatz eines Britten über die Vortheile des Systems der Galanterie und Erbfolge bey den Nayren, im 6ten Stück des N. T. Merkur 1793.

S. 165. Lin. 6. soll es heißen: wovon der ganze Sukzeß (Succeſs) des weiblichen Zöglings abhängt. (Ich kenne kein teutsches Wort, das dem Englischen Succeſs, in der Bedeutung, worin es hier genommen wird, völlig zusagte.)
S. 178. Lin. 12. leſet Sprache, statt, Farbe.
— 179. Lin. 6. — Flüche, statt, Fläche.
— 182. Lin. 22. — es (nehmlich das Glück) statt, ſie.
— 186. Lin. 18. — Gaſſen, statt, Waſſer.
— 188. Lin 22. — unverdroſſene (Aſſiduous) statt, hinterliſtige Wärterin.
— 191. Lin. 3. leſet „weil die Kinder den Nahmen ſeiner (des Frauenzimmers von Stande) Familie führen, und die Vorrechte ſeines Hauſes oder Standes) erben würden ꝛc. statt, der Vorrechte ihres Vaters. (indem, nach dem Nayren-Syſtem, die Kinder von ihrem Vater, den ſie nicht kennen, nichts zu erben haben.

Inhalt.

May.

I. Ueber teutschen Patriotismus. Betrachtungen, Fragen und Zweifel. S. 3.

II. Ueber Schillers Lied an die Freude. Eine Vorlesung im Cirkel einiger Freunde gehalten. — 21.

III. Vorhandene Aussichten für die Kunst zu deklamieren. — 37.

IV. Weißagung des Helvetius. — 47.

V. An ein Thal. — 56.

VI. Nochmahlige Proben einer neuen Uebersetzung des Lukrez. — 60.

VII. Geist der Europäischen Kriminalgerichte, eine Ode nach Rousseauischen Grundsätzen. — 72.

VIII. Noch einige Bemerkungen über Gemälde in der Gallerie zu Dreßden. — 79.

IX. Etwas über die neuliche Gemälde-Ausstellung in Dreßden. — 88.

X. An den Verfasser des Gedichts: das Walzen. — 95.

XI. Anzeigen. — 98.

Junius.

I. Die Gesellschaft der freyen Männer. S. 105.

II. Luitberts Fragmente an sein Volk. — 144.

III. Versuch einer Uebersetzung der Epistel des Grafen von Bernis an die Grazien. — 150.

IV. Ueber die Vortheile des Systems der Galanterie und Erbfolge bey den Mayren. S. 160.
V. Die Cyklopen-Filosofie und das Cyklopen-Recht in Nuce. Aus dem Cyklops des Euripides V. 315 — 345. — 199.
VI. Sinngedichte. — 203.
VII. Ankündigung eines periodischen Blattes. — 205.

Julius.

I. Betrachtungen über die Rede des Boetie und über die Alleinherrschaft, nach Anleitung der Geschichte und Erfahrung. S. 209.
II. Beschluß des vierten Artikels im VI. Stücke. — 242.
III. Vergleichung der alten Teutschen mit den Neuern, und Ursachen ihres Unterschieds. — 258.
IV. Nachrichten von Antonio Genovesi, einem Neapolitanischen Filosofen. — 280.
V. Anzeigen. — 306.

August.

I. Beschluß der Nachrichten von Genovesi. S. 313.
II. Ueber Wohlthun und Undankbarkeit. 322.
III. Ein Wort zur Beherzigung für die ritterschaftlichen Kantone in Franken. 348.
IV. Fragmente aus Briefen vermischten Inhalts. 360.
V. Versuch einer Uebersetzung von Pope's Gedicht: Heloise an Abälard. 378.
VI. Gedanken über die Gartenkunst ꝛc. — 408.
VII. Gedichte. 417.

Der Neue Teutſche Merkur

vom Jahre 1793.

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

Dritter Band.

Weimar 1793.

Digitized by Google

Der neue
Teutſche Merkur.

9. Stück. September 1793.

I.

Geſchichte meines unglücklichen Lebens.

Geſchrieben im Kerker.

Es giebt viel Leiden unter'm Monde, und die Klage iſt ſo wahr als alt: des Menſchen Leben iſt Elend von der Wiege bis zur Baare! Sey es, daß hier und da ein Glücklicher eine ſeltene Ausnahme macht; wir wollen ihm ſein Glück nicht mißgönnen; nur fordre er auch nicht, daß wir im Gefühl unſrer eigenen Leiden, und beym Anblick tauſend anderer, die um und neben uns weinen, oder, noch unglücklicher, weinen möchten und nicht können — in ſein Jubellied einſtimmen ſollen.

„Aber, ſagt ihr, auch des Unglücklichſten Leben iſt nicht ganz freudenleer; auch er zählte, wo nicht Jahre, doch gewiß Tage und Wochen, in welchen ihm wohl war, wo er ſein Daſeyn

segnete, wo er sich glücklich fühlte.“ Nun ja; wer wollte und könnte auch sonst das Leben aushalten? Wie aber, wenn der Labetrank, der uns stärkte, uns nur zur Ertragung neuer und größerer Leiden stärkte? Wenn das Glück uns durch sein Lächeln täuschte, und dann des Getäuschten bitter spottete? Wenn es uns mit der einen Hand gab, um mit der andern desto mehr zu nehmen? Wenn es uns den Becher der Freude durch irgend eine herbe Beymischung ungenießbar machte, oder uns hier und da einige Blumen auf den Weg streute, um uns über diese Blumen unter Dornen zu treiben?

Dies war mein Schicksal. Ich habe wenig heitre Tage gehabt. Schien mir einmahl die Sonne, so folgte gewiß bald ein Ungewitter; mein scheinbares Glück loste sich immer in größeres Unglück auf. Hört meine traurige Geschichte, und weint dem Unglücklichen eine Thräne des Mitleids! Doch nein; ich mag eure Thränen und euer Mitleid nicht — spart das für euch selbst und eure Freunde! Ich erzähle, um meinem gepreßten Herzen Luft zu machen. Indessen, wer weiß, ob euch meine Geschichte nicht lehrreich, wohl gar trostvoll ist? Man sagt ja, es wäre Trost für Unglückliche noch Unglücklichere neben sich zu sehen. Diesen elenden Trost kann ich euch geben.

* * *

Drey Jahre waren meine Eltern schon verheyrathet, und noch war ihr sehnlichster Wunsch nach Vater- und Mutterfreuden nicht erfüllt. Man kann denken, daß ich, ihr Erstgebohrner, desto freudiger bewillkommt wurde. Die Natur hatte mir ein ziemlich gutes Empfehlungsschreiben mitgegeben, und mein Vater konnte einst diesem Empfehlungsschreiben durch das große Gewicht, wonach auf unsrer besten Welt alles abgewogen wird, Nachdruck geben — er war einer der reichsten Männer meiner Vaterstadt. Welche schöne Aussicht in eine glückliche Zukunft! Aber früh genug wurde mir diese Aussicht getrübt; früh genug wurde ich in Trauergewand gekleidet, in die Farbe die mein künftiges Leben bezeichnen sollte. Kaum konnte der Knabe Vater lallen, so wurde ihm dieser Vater schon durch den Tod entrissen!

Meine Mutter umfaßte nun mit ihrer ganzen ungetheilten Liebe ihr einziges Kind. Alle auch noch so vortheilhaften Anträge zu einer zweyten Heyrath schlug sie aus, um ganz für mich zu leben — und lebte acht Jahre für mich; da mußte auch sie, die mir täglich und stündlich Beweise ihrer zärtlichsten Mutterliebe gegeben hatte, von mir scheiden; da ward ich Vater- und Mutterlose Waise!

Der Bruder dieser guten Mutter nahm sich als Vormund des verlassenen Waisen an; ein die-

drer Mann; allein wie konnte er mir meine Aeltern, wie ihre Liebe, wie besonders die Liebe der sanftesten, zärtlichsten Mutter ersetzen? Er sorgte für meine Erziehung, unterrichtete mich selbst — er war Prediger und, wie man sagte, ein sehr gelehrter Mann! — und ließ mich durch andere unterrichten: doch dies alles mehr aus kalter Pflicht als aus Liebe. Ich wollte, weil es meine Mutter gewollt hatte, studieren; und nun trieb mich mein Vormund ungestüm zum Fleiße an, um einst ein recht geschickter, und, wenns der Himmel wollte, wohl gar gelehrter Mann zu werden. So mußte ich den größten Theil meiner unwiederbringlichen Jugend, wo ich mich des Lebens noch hätte freuen können, hinter Büchern schwitzen.

Endlich erschien mir die längst herbey gewünschte Zeit des freyern akademischen Lebens, und ich fieng wirklich an im Cirkel meiner Freunde mein Leben zu genießen. Doch kaum war ein Jahr verflossen, so war auch meine schöne Zeit schon zu Ende. Mein Vormund schrieb mir, daß mein ganzes Erbgut von väterlicher Seite, welches in einem angesehenen Handelshause stand, mit dem Falle dieses Hauses verlohren gegangen sey. Er rieth mir zugleich, da mein mütterliches Erbtheil äußerst unbedeutend wäre, mich nicht nur in Ansehung meines Aufwands möglichst einzuschränken, sondern auch mein Vorhaben, ein

Rechts-

Rechtsgelehrter zu werden, aufzugeben, und lieber Theologie zu wählen, wobey der ärmere Kandidat doch immer mehr Aussicht zur künftigen Versorgung hätte. Ich mußte ja wohl, so wenig Lust ich auch zum theologischen Studio hatte — wie es damahls getrieben wurde — den guten Rath befolgen, der Gesellschaft meiner Freunde entsagen, und mich wieder unter meine Bücher begraben.

Bey meiner Rückkehr ins Vaterland trat ich in ein Trauerhaus — fand meinen Vormund auf der Baare.

Der zeitherige Kollaborator an der Kirche meines Vormunds bekam das Amt des Verstorben, und mir ward die Hoffnung Kollaborator zu werden; eine Hoffnung, auf die ich desto sicherer bauen konnte, da ich nur Einen äußerst unwissenden und nach dem allgemeinen Urtheile ganz unwürdigen Menschen zum Kompetenten hatte. Aber dieser unwissende Mensch war der Sohn des Herrn Superintendenten, und der Superintendent war mein Examinator. Noch jetzt siedet mir das Blut in meinen Adern, wenn ich an den schrecklichen Tag, an die Ungerechtigkeit, an die Mißhandlung, wenn ich an den Mann zurückdenke, dem ich fluchen möchte!

Er fing sein Examen damit an, daß er mich nach dem Geburts- und Sterbejahre berüchtigter

Ketzer fragte; und konnte sich, da ich ihm keine dieser Fragen zu beantworten im Stande war, nicht genug über meine Unwissenheit in der Kirchengeschichte wundern. Mit einiger Heftigkeit sagte ich ihm, daß ich dies nicht für Kirchengeschichte, wenigstens nicht für das Wesentlichste derselben, sondern für unbedeutende Nebensache, für Kleinigkeit hielte. „Um so mehr, erwiderte er mit hämischen Lächeln, sollte man doch bey einem dreyjährigen Studioso theologiae voraussetzen, daß er solche unbedeutende Kleinigkeiten desto fertiger beantworten könnte. Wie? wenn ich nach des großen Reformatoris Lutheri Geburts-Jahr und Tage fragte?“

Zuverläßig hätte ich dies bey ruhigerm Blute gewußt; jezt wußte ich es nicht. In die Seele drang mir nun der Spott des Examinators, der die beysitzenden Konsistorialen versicherte, daß ihm noch am vorigen Sonntage bey der Katechisazion diese Frage von einem zehnjährigen Knaben richtig wäre beantwortet worden. Er gieng zum Hebräischen über, und fragte mich nach den Nahmen und dem Gebrauche der Akzente und andern Grammatikalien, welche ich als Schüler wußte, und wieder vergessen hatte. Unwillig schlug er seine hebräische Bibel zu, mit hoher Betheurung, daß ihm so etwas (sollte heißen: solche abscheuliche Unwissenheit) noch nicht vorgekommen wäre. — Er erreichte seinen Zweck.

Ich

Ich verlohr alle Fassung, alle Besinnungskraft, und konnte nun auch die leichtesten Fragen nicht beantworten. So wurde ein Jüngling, der sich durch Fleiß und Gelehrigkeit den Beyfall aller seiner Lehrer erworben, und ich darf hinzu setzen verdient hatte, auf die schimpflichste Art zurückgewiesen. — Noch einmahl, es war ein schrecklicher Tag! Alle meine Hoffnungen mit einem Streich vereitelt; mein ganzes Glück untergraben — zertrümmert; meine Ehre auf die empfindlichste Art gekränkt; so in den Staub getreten! — Ohne die innigste Theilnehmung, den Trost, die Unterstützung eines Herzensfreundes, meines G**, würde ich vielleicht den schrecklichen Tag nicht überlebt haben. Und — desto besser! — Allein ich sollte ja in Zukunft noch mehr, noch tausendmahl mehr leiden.

Auf den Rath meines G** sammelte ich den kleinen Ueberrest meines Vermögens, gieng auf die Universität zurück, verließ die Theologie, deren Priester mich verlassen — verworfen hatten, und studierte die Rechte. Etwas über zwey Jahre hatte ich wieder mit unermüdetem Fleiße gearbeitet, als mich zum zweiten Mahle die Hoffnung in meine Vaterstadt rief, um mich zum zweyten Mahle zu täuschen. Ein armseliger Schreiberdienst war es, warum ich mich bewarb, der mir von mehrern Vätern meiner Vaterstadt mit Hand und Mund versprochen, und, wie es zur Wahl kam,

dennoch einem andern gegeben würde. „Sollte mein Vetter die Stelle nicht wenigstens mit eben so viel Ehre bekleiden als der neue Candidatus juris, den die Theologen nicht brauchen konnten?“ sagte einer von den wählenden Herren, und seine Kollegen gaben ihm Beyfall.

Jezt hatte ich in meinem Vaterlande nichts mehr zu suchen, nichts mehr zu erwarten; es hatte mich ausgestoßen. Sollte ich im Auslande mehr erwarten? Es war Krieg. Eben war eine mörderische Schlacht vorgefallen; viele Tausende waren auf dem Schlachtfelde geblieben. Rasch war mein Entschluß gefaßt: ich werde Soldat! und eben so rasch schritt ich zur Ausführung. Ich verkaufte meine Bücher, um Reisegeld zu bekommen, und war nun reisefertig. Wäre ich es nur um Einen Tag früher gewesen! Noch am lezten Abend vor der bestimmten Abreise werde ich in die Post gerufen: „ein Fremder wünsche mich zu sprechen.“ Es war der Graf D**, den ich in meinem letzten akademischen Jahre bey unserm gemeinschaftlichen braven Lehrer W** kennen gelernt hatte. Er bat mich, ihn als Hofmeister oder auch bloß als Freund, wie ich am liebsten wollte, nach Italien und England zu begleiten, und versprach mir im Nahmen seines Vaters, dem mich W** empfohlen hatte, nach unserer Rückkehr auf meine fernere Versorgung zu denken. Welch ein unverhofftes Glück! Ich glaube ich weinte vor

Freu-

Freude — wozu, aufrichtig gestanden, die liebe Eitelkeit nicht wenig betrug. In einer Art von Triumf im gräflichen Wagen konnte ich aus der Stadt fahren, wo, wie ich mir schmeichelte, nun jeder einsehen würde, daß man mich verkannt hätte. Dies war so ein Stückchen Weg, das mir das Schicksal mit Blumen bestreute, um mich über Blumen unter Dornen zu treiben.

Der Anfang unsrer Reise war erwünscht, war über meine Wünsche. D * * vergaß den Grafen und gab sich mir ganz zum Freunde. Sein Nahme und seine vollgültigen Empfehlungen, womit er versehen war, eröffneten uns Häuser, die vielen andern Reisenden verschlossen bleiben, und dies machte uns unsern Aufenthalt in Italien eben so angenehm als lehrreich. Allein die Herrlichkeit dauerte nicht völlig Ein Jahr. Ein Weib in Neapel verdarb den Grafen, brachte mich um seine Freundschaft, und ihn um sein Geld, um seine Ehre, um seine ganze moralische Güte. Vergebens waren meine Bitten und Vorstellungen; vergebens vereinigte ein Freund des alten Grafen, der Freiherr von M**, der sich eben damals in Neapel aufhielt, seine Bemühungen mit den meinigen, um den verblendeten Jüngling aus einer Verbindung herauszureißen, welche in mehr als einer Rücksicht für ihn so gefahrvoll war: er trug die Bande seiner Donna nach wie vorher, vermied die Gesellschaft des Barons, und ließ mich meine Abhängigkeit fühlen.

Mitten im Rausche seiner unedlen Vergnügungen überraschte ihn die Nachricht von dem Tode seines Vaters. Ich benutzte diese Gelegenheit so gut ich konnte. Er schien gerührt, und versprach mir zu folgen — „nur müsse er noch so lange in Neapel bleiben, bis er seine beträchtlichen Schulden bezahlt hätte." Er gab mir deshalb die nöthigen Aufträge, mit welchen ich nach Teutschland abreisete, zugleich mit der schriftlichen Versicherung, daß ich nach dem Tode seines Gerichtshalters dessen Stelle erhalten, und, so lange der alte Mann noch lebte, ihn für thätige Dankbarkeit des Grafen in seinem Amte unterstützen solle.

Der alte Gerichtshalter empfing den ungebetenen Gehülfen eben nicht freundlich, desto freundlicher empfing ihn seine Tochter — ein Mädchen — ich muß noch jezt gestehen, daß ich nie ein schöneres, reizenderes Mädchen gesehen habe. Sie war erst vier Wochen vor mir nach dem Tode ihrer Mutter aufs Land gekommen. Eine Tante hatte sie in der Stadt erzogen, und ihrer äussern Schönheit durch die vortheilhafteste Geistesbildung höhern Reiz gegeben. So viel Reiz und mir so nahe — wie hätte ich ihm widerstehen können? Und warum hätte ich ihm widerstehen sollen? War nicht alles meinen Wünschen günstig? Schien es nicht, mit den Romanschreibern zu reden, als hätte sie mir das Schicksal selbst zugeführt, da ich sie so unverhofft, zu so schicklicher Zeit, unter so einlas-

dens

denden Umständen finden mußte? Nun ja! Das Schicksal hatte sie mir mütterlich, wie es immer für mich sorgte, zugeführt! Ich liebte und wurde geliebt; der Vater, wie es sich unter den Umständen leicht denken läßt, billigte unsere Liebe, legte den Murrsinn, womit er dem Fremden, der sich in sein Amt eindrängen wollte, begegnet hatte, ab, überließ gern dem künftigen Schwiegersohne seine Arbeit, und wir erwarteten nur die Ankunft des Grafen, um so glücklich zu werden, als es Sterbliche seyn können.

Es verging indessen ein volles Jahr. Noch schwelgte der Graf in Italien, und nahm ein Darlehn nach dem andern auf seine Güter. Vielleicht, dachte ich, wirkt ein gut geschriebener Brief mehr als mündliche Rede; ich schrieb so gut, so durchdacht und zugleich so herzlich als ich konnte, und bekam früh genug eine entscheidende Antwort, die aber nicht unmittelbar an mich, sondern an den Vater meiner Geliebten! meiner Braut! gerichtet war:

„der naseweise junge Mensch, der es gewagt „hätte, einen so respektwidrigen Brief an seinen Herrn zu schreiben, sollte je eher je lieber die hochgräflichen Güter verlassen. — „Ueberbringer dieses sollte in seine Stelle einrücken ꝛc.“

„Es thut mir leid, sagte der Vater meiner Braut; allein wer kann's ändern. Da ich Ihnen

nen aber meine Tochter nur sub conditione versprochen habe: so werden Sie von selbst einsehen, daß bey so bewandten Umständen — aus der Heyrath nichts werden kann.“

Meine Braut vergoß Ströme von Thränen — und ließ sich nach vier Wochen mit dem neuen Herrn Gerichtshalter ganz im Stillen trauen. „Wahrscheinlich doch von ihrem Vater dazu gezwungen?“ Es hatte des Zwangs nicht bedurft. Der junge Mann, der in alle meine Rechte trat, war, wie ich bald nachher erfahren habe, schon vor Jahren ihr guter Bekannter gewesen. Am Abend ihres Hochzeittages hatte sie herzlich über den Spaß, wie es ihr Bräutigam nannte, gelacht, „daß ich nun mit meinen Einwendungen post festum kommen würde.“

Es fiel mir nicht ein, meine Rechte gegen den Grafen geltend zu machen — wozu es mir freylich auch an Geld und Gönnern fehlte: wie hätte es mir einfallen sollen, Einwendungen gegen den neuen Ehehandel eines feilen Weibes zu machen? Ich konnte sie verachten; dies war der einzige armselige Trost, welcher dem Unglücklichen übrig blieb, den man nun wieder mit verwundetem Herzen aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen hatte.

Millionen Menschen priesen damahls die Milde ihrer Beherrscher, daß sie dem Morden und

den

den Verheerungen des Krieges ein Ziel gesetzt hatten, und sangen ein festliches Te Deum laudamus. Ich konnte nicht mitsingen. Mit den verkrüppelten und verabschiedeten Soldaten pries ich das Glück der Erschlagenen, und wünschte nur noch eine Schlacht, in der Hoffnung — dann auch Friede zu erhalten. Der Wunsch war nun vergeblich; und so mußte ich denn wohl am Pilgerstabe fortschleichen, und bey erloschenem Triebe zum Leben dennoch Lebensunterhalt suchen, ungewiß, ob ich ihn finden, oder auf der reichen Erde, wo aber jedes Stückchen seinen eigenen Herrn hat, verhungern würde. Betteln, schmeicheln, kriechen konnte ich nicht; ein nützliches Handwerk hatte ich nicht gelernt, und selbst mein Kopf schien mir seine Dienste versagen zu wollen. Guter F**! was würde ohne deinen Rath aus mir geworden seyn!

Kaum eine Tagereise weit von D**hagen, wo man mich vertrieb, wohnte dieser F**, einer meiner besten Universitäts-Freunde. Er war Prediger auf einem kleinen Dorfe, welches sein Vorgänger im Amte verlassen hatte — um dem Hungertode zu entgehen. Nur zweymahl hatte ihn der Verliebte während seines Aufenthalts in D**hagen besucht; jetzt nahm der Unglückliche, der Vertriebene zu ihm seine Zuflucht, daß er ihm rathe, daß er für ihn denke; und wurde von dem biedern Manne brüderlich aufgenommen.

Er

Er war mir hier, was mir mein G.** in meiner Vaterstadt gewesen war, und gewissermaßen noch mehr, weil er mir in seiner Schwester eine Freundin gab, deren sanfterer Trost dem Unglücklichen näher ans Herz drang. Im schimmernden Glanze meiner ersten Liebe hatte ich zeither ein Mädchen ganz übersehen, dessen ungeschminkte Herzensgüte mir jetzt so wohl that — nur allzuwohl that. Gute Lotte, hätte ich dich immer übersehen! Keine unglückliche Liebe würde dich dann in mein trauriges Verhängniß gezogen haben. — Wie sehr verdientest du ein besseres Loos!

Ich schreibe keinen Roman, und es ist nicht meine Schuld, wenn die leider! nur allzuwahre Geschichte meines Lebens in einigen Zügen einem Romane ähnlicht. Besser für mich, wenn sie diese Aehnlichkeit nicht hätte! Wer indeß seinen Agathon *) so gelesen hat wie man einen Agathon lesen muß, oder die lebendige Sprache der Natur, aus welcher der Verfasser des Agathons uns so manche getreue Uebersetzung lieferte, selbst ein wenig versteht: der wird es sehr begreiflich finden, daß meine sanfte, theilnehmende, tröstende Freundin mir in kurzer Zeit mehr als Freundin werden, und daß ein Herz, das so unglücklich geliebt

*) Hieher gehört vorzüglich die Stelle im 5ten Kapitel des 2ten Theils, S. 49 — 51, „Schwermuth und Traurigkeit — eines neuen Romans zu verwandeln."

liebt hatte, sich zum zweyten Mahle so leicht, so schnell der Liebe öffnen konnte.

Meine neue Liebe gab mir neuen Muth zu leben. Bey der wieder auflebenden Ueberzeugung, daß es mir nicht an Kenntnissen und Kräften fehle der Gesellschaft zu nützen, und bey dem festen Entschlusse ihr redlich nützen zu wollen, hoffte ich jetzt mehr als jemahls eine Stelle zu finden, wo ich nützen könnte — und dies besonders am **er Hofe. Hier war der Baron M** erster Rath des Fürsten, eben der, dessen Bekanntschaft ich in Neapel gemacht, und der mich mehr als einmahl versichert hatte: es werde ihm Freude machen, wenn er mir künftig dienen, und zu meiner bessern Beförderung beytragen könne. Zum Ueberfluß hatte ich noch eine Empfehlung von meinem Lehrer W** an einen andern Vielvermögenden an diesem Hofe.

Gestärkt durch Liebe und Hoffnung trat ich also meine Reise an, und dies, weil ich meinem Glück entgegen zu eilen wähnte, so rasch, daß der geübteste Fußgänger Mühe gehabt haben würde, mir in den ersten drey Tagen gleichen Schritt zu halten. Dafür mußte ich aber vierzehn Tage gelähmt auf einem Dorfe weilen, weil ich — freylich meinem Glücke! — gar zu eilfertig entgegen gelaufen war. Beynahe hätte ich auch dieses an sich so unangenehme Hinderniß auf meiner Reise für das Werk meines guten Genius halten

sollen. Der dortige Amtmann, ein Mann von seltnen Kenntnissen und noch seltnerer Rechtschaffenheit, nahm sich des Fremden gastfreundschaftlich an, machte ihm durch seine interessante Unterhaltung die Tage zu Stunden, und würdigte den Jüngling seines Zutrauens, seiner Freundschaft. Dennoch hätte ich eine schmerzliche, bittere Empfindung weniger, wenn ich ihn nie hätte kennen lernen. — Verzeihe mir, edler Mann, wenn sich in das Andenken an deine Freundschaft diese bittere Empfindung einmischt, die nicht dir, sondern meinem schwarzen Verhängnisse gilt, welches mir die Hand, die mich retten konnte und retten wollte, von ferne zeigte, und mich dennoch hinderte diese wohlthätige Hand zu meiner Rettung zu ergreifen!

Ich gieng, sobald ich in der Residenz des Fürsten, dem ich meine Dienste widmen wollte, angekommen war, zu meinem großen Gönner, dem Baron von M**, wurde, nachdem ich eine ganze Stunde im Vorzimmer hatte warten müssen, vorgelassen, sehr gnädig angehört, und — „Mein Gott! wie Schade," sagte der gnädige Herr, „daß Sie nicht um eine Woche früher kamen! Ich habe da zwey Stellen vergeben, die beyde für Sie gewesen wären. Nun, vielleicht findet sich eine andere Gelegenheit — obgleich jetzt der einheimischen Kompetenten um jedes kleine Amt so viel sind, daß man in Wahrheit

nichts

nichts gewisses versprechen kann. — Doch, wie gesagt, wenn es nur immer möglich ist, werde ich gewiß auf Sie reflektieren! Ich bedaure nur, daß ich jetzt durch dringende Geschäfte verhindert werde Sie länger zu genießen, wie ich es so sehr wünschte; allein ich rechne darauf, daß Sie mir einmahl in einer freyern Stunde ihren schätzbaren Besuch gönnen."

Mit W**s Empfehlungsschreiben gieng ich zum Geheimenrath R**. Der Brief wurde durch den Kammerdiener übergeben, und durch den Kammerdiener bekam ich die Antwort: der Herr Geheimerath danke für den überbrachten Brief, und werde nächstens Gelegenheit nehmen, mich selbst näher kennen zu lernen.

Gut, dachte ich, daß du keine Empfehlung an einen dritten Mäzen hast; wahrscheinlich würdest du sonst an der Hausthür abgewiesen werden!

„Wie mir übrigens dabey zu Muthe war?" — Wie beym Kandidaten-Examen — wie bey der Stadtschreibers-Wahl!

Auch hier hatte ich also nichts mehr zu suchen; allein an jedem andern Orte eben so wenig, und zu neuen Wanderungen fehlte mirs an Gelde. Die Frage war nun nicht mehr: woher Amt und Ehre? sondern: woher Arbeit um's

Brod? Nun, die fand ich doch hier, durch die Empfehlung meines — Wirths, als Italienischer Sprachmeister. Es war im eigentlichsten Verstande Arbeit um's Brod. Eines Tages, da ich mit den letzten drey Groschen einen Brief an meine Freundin frey machte, mußte ich fasten. Doch wahrscheinlich würde ich an diesem Tage bey voller Tafel gefastet haben; denn der Inhalt meines Briefes war: wähle einen Glücklichern!

Erst dreyßig Jahr alt, hatte ich nun schon alles, selbst die Hoffnung, aufgegeben, und ich genoß dabey eine Art von Ruhe; denn ich hatte ja nichts mehr zu verlieren als ein Leben, das mir spottwohlfeil war. Warum durfte ich nicht mit dieser Ruhe, oder doch Gleichgültigkeit, ohne Freude aber auch ohne überwiegenden Schmerz, zum Grabe schleichen? Ein neuer schöner Weg eröffnete sich mir, führte zu Amt und Ehre, zu Hymens Altare, und — verlohr sich im Kerker!

Der Erbprinz sollte die Italienische Sprache lernen; ich erhielt diese, und bald nachher, da man merkte, daß ich noch etwas mehr als die italienische Grammatik verstünde, verschiedene andere Lehrstunden, und in kurzer Zeit, als unerwartete und in Wahrheit ungesuchte Zugabe, die Liebe eines Prinzen, welcher selbst, auch ohne Rücksicht auf den Fürstensohn, Liebe verdiente. Etwas

über

über zwey Jahre war ich sein Lehrer und täglicher Gesellschafter gewesen, und hatte nun, da er auf Reisen gieng, die Wahl, ob ich ihn, wie er wünschte, begleiten, oder mit einem, freylich sehr mäßigen, Gehalte als Unterarchivar angestellt werden wollte. Wohl mir, wenn ich das erstere gewählt hätte! Aber ich hatte ein trautes liebes Mädchen, mit welchem ich mein Glück theilen wollte, und wählte das letztere.

Gute Lotte, ich habe wenig Glück mit dir theilen können!

Kaum fünf Monate war ich mit ihr verheirathet, da mußte sie die Krankenwärterin ihres Mannes machen, mit der schrecklichen, und doch so wahrscheinlichen Besorgniß, noch vor der Geburt ihres ersten Kindes Wittwe zu werden. Mehr als alle Schmerzen der Krankheit folterte auch mich dieser Gedanke, um so mehr, je deutlicher ich bey dieser traurigen Gelegenheit den hohen Werth des guten, liebevollen Weibes erkannte, das ich wahrscheinlich so früh und in der bemitleidungswürdigsten Lage verlassen sollte!

Ich genas, und in den acht folgenden Jahren, in welcher Zeit mir mein Weib fünf Kinder gebahr, schien das Glück und Unglück sich nicht weiter um mich zu bekümmern; so wenig als die Menschen, deren Gesellschaft ich theils aus Aerger vermied, weil weibliche Zierpuppen mein so gutes

edles, nur nicht mit dem Firniß der Modekultur ausgepuztes Weib, vernachläßigten, theils aus Armuth vermeiden mußte. Mit Schulden hatte ich mich bey meiner Verheirathung häuslich eingerichtet: durch die Krankheit wurden meine Schulden vermehrt, und es gehörte ein guter Wirth dazu, um von den mäßigen Einkünften eines Unterarchivar's in **en eine Familie zu ernähren, und jährlich etwas für seine Gläubiger zurückzulegen. Die Lage des Hausvaters, der bey unmäßiger Arbeit von Nahrungssorgen gequält wird, ist wahrlich nicht beneidenswerth! Dreymal wurden mir zwar Anträge gethan, durch ein Paar unbedeutende Schurkenstreiche, einmahl nur — durch eine kleine Niederträchtigkeit, meine Lage zu verbessern: ich wies aber mit Verachtung diese Anträge ab; und so ließ man denn den Thoren mit seiner altmodischen Ehrlichkeit arbeiten und hungern.

Meine einzige Erhohlung nach einem arbeitsvollen Tage fand ich am Abend in dem kleinen häuslichen Zirkel meiner Lieben, wo besonders mein Erstgebohrner, mein Liebling, Wilhelm, der bey einem kränklichen Körper — der Folge der Nachtwachen, der Sorgen, der Leiden seiner Mutter — an Geist und Herz ein ausgezeichnetes Kind war. Doch schon in seinem achten Jahre sah ich das liebste, beste meiner Kinder, meinen Trost, meine Freude, zu Grabe tragen!

Das

Das entscheidende zehnte Jahr meines Ehestandes, das vierzigste meines Lebens, begann wie ein schöner Sommertag, den der Landmann früh mit frommem Dank begrüßt, ohne zu ahnden, daß am Abend ein Gewitter, die Geburt des schönen Tages, seine Saaten wegschwemmen, seine Hütte im Feuer zerstöhren werde. Ich hätte es bey einiger Aufmerksamkeit auf den zeitherigen Gang meines Lebens, wo immer auf einen heitern Sonnenblick ein Gewitter folgte, wo die Rose, wenn ich sie pflücken wollte, unter meiner Hand verblühte, — ich hätte es ahnden sollen. So verschwenderisch hatte die Schutzgöttin der Dummheit und Bosheit ihre Gaben über mich, der ich doch nicht zu ihren lieben Getreuen gehörte, nie ausgeschüttet als jetzt.

Ich wurde erster Archivar mit verminderter Arbeit und vermehrten Einkünften. Bald darauf erhielt ich die Nachricht, daß eine Tante meiner Gattin, welche dieser kaum dem Nahmen nach gekannt hatte, ihr und ihrem Bruder acht tausend Thaler hinterlassen habe, wovon uns die Hälfte richtig überschickt wurde. In derselben Woche, in welcher mir die Erbschaft ausgezahlt wurde, erhielt ich einen Brief von dem Prinzen, gegenwärtig Kaiserlichem Generale, der mit einer Gnade, die an Freundschaft gränzte, mich ersuchte, nie sein Land zu verlassen, und beyfolgenden kleinen Beweis seines Wohlwollens und seiner

Erkenntlichkeit vor der Hand anzunehmen, bis er im Stande wäre mir größere Beweise zu geben. Die Beylage betrug 400 Dukaten.

Dem wackern Amtmann, dessen ich oben erwähnt habe, hatte ich diesen außerordentlich gütigen Brief zu verdanken. Er, der zum Segen für sein Land jetzt eine der höchsten Würden im Staate bekleidete, hatte den Prinzen gesprochen und mein Andenken bey ihm erneuert; wahrscheinlich mit Aeusserungen, worauf die Stelle in dem Briefe des Prinzen, sein Land nicht zu verlassen, Bezug hatte.

Man kann denken, mit welchem feurigen Danke ich dem Prinzen antwortete, und wie gern ich ihm gelobte, jede Kraft ihm und seinem Lande zu wiedmen. — Der Prinz konnte meine Antwort noch nicht erhalten haben, als ich eben von dem Manne, welchem ich den Brief des Prinzen — zu verdanken, hatte, einen andern Brief mit dem Antrage zu einem ehrenvollen Posten in seinem Lande, erhielt. — Dies war die Hand, die sich mir zur Rettung von Ferne zeigte, und die ich dennoch, durch ein unzeitiges Versprechen gebunden, nicht ergreifen durfte. Dies ist die Ursache, daß sich gegenwärtig in das Andenken an den edeln Mann, der mich retten wollte, eine so bittere Empfindung einmischt!

Ich blieb also, meinem gegebenen Worte getreu, Archivar, und tröstete mich über das kleine Opfer, das ich dadurch meinem neuen Vaterlande brachte, leicht mit der Gnade des Prinzen, der nach aller Wahrscheinlichkeit bald zur Regierung kommen mußte. Indeß genoß ich meine verbesserten Glücksumstände, freute mich nun ein eigenes Haus, und was längst einer meiner liebsten Wünsche war, einen schönen großen Garten zu besitzen, und, sah um dieses Gartens willen dem kommenden Frühling mit Sehnsucht entgegen.

Es war der erste Frühlingstag, den ich in diesem Garten zubrachte, voll süßer Träume, wie ich ihn verschönern und mit Weib und Kind ihn genießen wolle, als ich fürchterlich durch die Bothschaft: mein Haus sey mit Soldaten besetzt; meine Zimmer würden versiegelt! — aus meinem Traum geweckt wurde. Ich eile nach meinem Hause; der Sekretär R** kommt mir mit Wache entgegen, kündigt mir Gefangenschaft an; und ohne mein Haus wieder zu betreten, ohne Abschied von meiner Frau und meinen Kindern nehmen zu dürfen, werde ich in den Kerker geführt, wo ich nun in die fünfte Woche sitze, und, Gott weiß! wie lange noch sitzen werde.

Erst zweymahl bin ich verhört worden. Die Ursache meiner schimpflichen Gefangenschaft ist: Der Hof von H** macht Foderungen an den un-

frigen, welche sich auf ein Dokument, das ich nie zu sehen bekommen habe, und wovon ich in dem Register, wie es mir von meinem Vorgänger im Amte eingehändigt worden, keine Anzeige finde, beziehen sollen. Die Beweise für die abscheuliche Anklage sind: ich allein führe seit mehrern Wochen die Schlüssel zum Archiv; ich habe beträchtliche Summen aus dem Auslande erhalten; sey dadurch mit einem Mahle, man wisse nicht wie, zum reichen Manne geworden; habe verdächtige Korrespondenz mit einem auswärtigen Minister gehabt. — Auf solche Beweise, die sich selbst widerlegen, werde ich wie ein ausgemachter Verbrecher behandelt.

Meinem Weibe, meinen Kindern, allen meinen Freunden ist der Zutritt zu mir versagt. Erst gestern ist mir der Gebrauch von Feder und Dinte mit abgezählten Bogen Papier verstattet worden.

Ein Ungenannter hat ein Billet in mein Gefängniß geworfen, in welchem er mir zur schleunigen Flucht räth, wozu Freunde, die es gut mit mir meynten, mir behülflich seyn würden — „um meine Freyheit sey es sonst auf immer gethan, und selbst mein Leben stehe in Gefahr.“ Hätte ich aber auch nicht Ursache, gegen die unbekannten Rathgeber und Freunde mißtrauisch zu seyn, entfliehen würde ich dennoch nicht. Ich weiß, wie viel ich, bey noch so laut sprechender Unschuld,

von einem Gerichte zu fürchten habe, das schon jetzt so pflicht- und gesetzwidrig verfährt, und dessen Präsident mein Feind ist: aber entfliehen werde ich nicht! Was soll mir die Freyheit, was soll mir das Leben ohne Ehre? Zwar bin ich Gatte, bin ich Vater — o daß ich es nicht wäre! — doch, Unglückliche, was könnte euch ein entehrter Mann helfen? Ich muß nun gerechtfertigt, nicht begnadigt — nur der Schuldige kann Begnadigung annehmen — ich muß ganz gerechtfertiget seyn, wenn mir nicht die weite Welt, bey voller Freyheit, zum schmählichsten Kerker werden soll!

O warum durfte ich deinem Rufe nicht folgen, der du mich retten, der du mich heraus reißen wolltest aus einem Lande, wo die Unschuld im Kerker schmachten muß!

Soll der letzte Akt dem Trauerspiele meines Lebens entsprechen; so habe ich bey sonnenheller Unschuld dennoch alles zu fürchten — und — o es ist leicht zu sterben! — unerträglich ist es, mit befleckter Ehre zu leben!

* * *

2.

Zusätze und Bemerkungen zu vorstehender Geschichte meines Lebens.

Zehn Jahr später geschrieben.

Vorstehende Skize meiner Lebensgeschichte ist für mich, so oft ich sie wieder gelesen habe, demüthigend, aber sehr lehrreich gewesen. Ich mag sie deßwegen nicht vernichten. Berichtigen will ich sie, und so meinen Freunden, vorzüglich meinen jüngern Freunden, hinterlassen.

Vielleicht haben mehrere unter euch mit mir gleichen Fehler begangen, haben, wie ich, in einer trüben Stunde aller vorher gegangenen heitern Tage ihres Lebens vergessen, eben so bitter über ihr trauriges Schicksal geklagt — und vielleicht nicht mehr, oder nicht einmal so viel scheinbare, gerechte Veranlassung zur Klage gehabt. Ich sage dies nicht zu meiner Rechtfertigung — daß ich als Kranker im Kerker klagte, das kann mir zur Entschuldigung, nicht zur Rechtfertigung gereichen: — aber man ist, glaube ich, oft geneigter den Freund zu hören, der aus Erfahrung räth, der vor Fehlern warnet, die er selbst begangen, aber auch bereut zu haben, offenherzig gesteht, als den fehlerlosen Weisen, der uns sein Beyspiel zum Muster aufstellt. Darauf stützet sich meine Hoffnung, daß meine Geständnisse für manchen eine heilsame Lehre enthalten werden.

Meine

Meine Klagen waren ungerecht und thöricht; handelt ihr gerechter und weiser! Freuet euch eures Daseyns dankbar gegen den Geber aller guten Gaben, der die Erde so schön und des Menschen Herz der Freude so empfänglich schuf; scheucht nicht selbst durch Trübsinn die Freude von euch; vergeßt im Winter nicht, daß nach dem Winter wieder ein Frühling kommen werde — und sucht durch Uebung euch die Fertigkeit zu erwerben, in den Begebenheiten eures eigenen Lebens die hellere, schönere Seite aufzufinden! Eine Vorschrift der Lebensweisheit, die man zu seinem Glücke nicht zu früh erlernen und — was die Hauptsache ist — in Ausübung bringen kann!

„Also wäre die Erzählung aus dem Kerker eine Lüge?"

Wahrheit und Lüge gemischt! Ich habe nichts gesagt, was mir nicht damals ausgemachte Wahrheit war. Noch jezt habe ich von dem, was ich als bloße Begebenheit erzählte, nichts zurück zu nehmen: aber das Resultat ist unrichtig, und unrichtig ist also die ganze Erzählung, in wiefern ich sie in Rücksicht auf dieses Resultat erzählt habe. Mein Leben ist das Leben eines Glücklichen, der die stärkste Auffoderung hat, mit Thränen des Danks die Vorsehung zu preisen, welche ihn so weise und liebreich führte, ihm so unaussprechlich viel Gutes zu Theil werden ließ!

Freunde, ich hoffe mit froher Zuversicht ein noch besseres Leben jenseit des Grabes, und möchte mir um alles Glück der Erde diese Hoffnung nicht entreißen lassen: aber würde sie mir entrissen, dennoch würde ich mein gegenwärtiges Daseyn segnen; dennoch würde ich es mit Dank erkennen, bis hieher gelebt zu haben.

Haltet dies nicht für vorübereilende frohe Aufwallung, welche am Ende nicht mehr Werth hätte als die vorige Aeusserung meines Mißmuths. Zehn Jahre früher, bey dem schnellen Uebergange vom Unglück zum Glück, möchte diese frohe Aufwallung statt gefunden haben; allein seit dieser Zeit ist meine äußere Lage dieselbe geblieben, ohne merklichen Zuwachs an Glück und Freude — daß also längst stiller zufriedener Genuß und ruhiges Nachdenken an die Stelle der lebhaftern Empfindung, der überwallenden Freude getreten ist. Doch wozu die Einladung zum Glauben, wo die Wahrheit für sich selbst spricht?

Mein Leben im Ganzen genommen ist das Leben eines Glücklichen, dem Nichts fehlte als zuweilen — laßt mich's lieber sagen als sehr oft — Weisheit zum Genuß. Die trüben Tage meines Lebens verhielten sich zu den hellern wie Tage zu Jahren. Meinen wenigen wirklichen Leiden habe ich das beste, was mir auf dieser Erde zu Theil werden konnte, einige Veredlung des Geistes und Herzens, zu verdanken. Kleinere Uebel

bewahrten mich vor größern; manches scheinbare Unglück löſete ſich in höheres Glück auf — und nichts war wohl ungerechter als die Klage, daß das Schickſal mir zuweilen Blumen auf den Weg geſtreut hätte, um mich über Blumen in Dornen zu führen; vielmehr führte es mich zuweilen durch einen dornigten Pfad zu einem Ziele, an welchem ich für die kleinen Unannehmlichkeiten des zurückgelegten Weges reichen Erſatz fand.

Dies iſt das wahre Reſultat, welches ſich aus der ganzen Geſchichte meines Lebens ergiebt.

Eine leichte Thräne weinte ich als Kind am Grabe meiner Mutter; des Todes meines Vaters weiß ich mich gar nicht zu erinnern. Hätte ich alſo auch noch ſo viel in ihnen verlohren, ſo war es doch nicht gefühlter Verluſt. Wahrſcheinlich iſt es übrigens nicht, daß meine Eltern, wenn ſie beyde am Leben geblieben wären, ihren einzigen Liebling und den Erben ihres beträchtlichen Vermögens zum guten und brauchbaren Manne würden gebildet haben; gewiß aber wäre ich, nach dem Tode meines Vaters unter der allzuzärtlichen Pflege meiner Mutter, deren Abgott ich war, verwahrloſet worden.

Mit vernünftiger Liebe, die mein wahres Beſte zum Zweck hatte, ſorgte mein wackrer Vormund für meine Erziehung. Und wie ſehr hatte ich, beſonders nach dem Verluſte meines Vermögens,

gens, Urſache ihm zu danken, daß er mich zum Fleiße anhielt, um mir früh Kenntniſſe zu erwerben, durch deren fernern Anbau ich in den Stand geſetzt wurde, Reichthum leichter entbehren zu können!

Ein Unglück wäre es für mich geweſen, wenn ich am Schluſſe meiner akademiſchen Laufbahn die Nachricht von jenem Verluſte erhalten hätte. Ein Glück war es, daß ich dieſe Nachricht früher erhielt, wo ich erſt ein Jahr verſchwendet hatte, und nun zu neuem Fleiße erweckt wurde, das Verſäumte nachzuhohlen, da es noch Zeit war.

Wider Neigung, und gegen den Rath eines erfahrnen Arztes, welcher mich wegen meiner ſchwachen Bruſt wenigſtens zu einem Predigtamte untauglich hielt, hatte ich mich der Theologie gewidmet, und ſollte nun in meiner Vaterſtadt Kollaborator werden, wo ich wöchentlich einmahl in unſrer ungeheuer großen Hauptkirche hätte predigen müſſen. Wahrſcheinlich entriß mich alſo mein Superintendent durch ein, freylich ſehr hartes und ungerechtes, Mittel dem frühern Tode. Es war allerdings ein ſchwerer Tag für mich, der Tag meines Examens! Doch wurde mir das Unangenehme dieſes Vorfalls durch den Troſt eines Freundes, und die Aufmunterung von mehrern wackern Männern, die alle von der Ungerechtigkeit meines Examinators überzeugt waren, ſehr gemindert. — Und konnte ich auf irgend eine

andere Art aus einer Lage, in welche ich schlechterdings nicht paßte, herausgerissen werden?

Glücklicher Weise reichte der Rest meines Vermögens hin, daß ich noch zwey Jahre auf Akademien zubringen konnte. Hier erwarb ich mir die Freundschaft meines edeln Lehrers W**, des Grafen D***, und meines lieben F***s, die alle drey auf mein Schicksal einen wohlthätigen Einfluß hatten.

Die Schreiberstelle, um welche ich mich nach der Rückkehr in meine Vaterstadt bewarb, brachte gerade so viel ein, daß ein mäßiger Mann ohne Familie nothdürftig davon leben konnte. Zu den einträglichern Aemtern, welche die Senatoren bekleideten, mußte man, nach den Statuten meiner Vaterstadt, gegen zweytausend Thaler Werth an unverschuldetem Vermögen besitzen, wozu ich auf keine andere Art als durch ein reiches Weib hätte gelangen können. Nie würde ich mich zu einem solchen Handel verstanden haben; und so hätte ich Zeit Lebens für das tägliche Brod Akten schreiben müssen. Dennoch wäre ich zuverlässig patriotisch genug gewesen den ungleich vortheilhaftern Antrag des Grafen abzuschlagen, wenn ich kaum vorher jene Stelle erhalten hätte. — Und verdiente es nun nicht einen frommen Dank, daß der Graf eben jetzt kam, und mein Retter ward? Kam er nur um einen Tag, nur um einige Stunden später: so würde

ich, durch Ausführung eines zu raschen Entschlusses, mich nach aller Wahrscheinlichkeit sehr unglücklich gemacht haben.

Die Absicht des Grafen war anfänglich, nur wenige Zeit in Italien, desto länger aber in England zu verweilen. Mir wäre das lieber, aber, wie es der Erfolg zeigte, nicht zu meinem Glücke gewesen. Ich hatte in Italien Gelegenheit viele nützliche Kenntnisse zu sammeln, und — was mir damahls der kleinste Vortheil schien, und der größte war — mich in der italienischen Sprache, die ich vorher (Dank meinem Vormunde!) grammatisch erlernt hatte, so zu vervollkommen, daß ich nachher mit Ehren als Lehrer dieser Sprache auftreten konnte. Den unangenehmen Stunden, welche mir des Grafen Ausschweifungen machten, hatte ich die nähere Bekanntschaft des Freyherrn von M** zu verdanken, welcher mir durch sein freyherrliches Wort, das er nicht hielt, dennoch viel genützt hat. So sonderbar dies klingen mag, so wahr ist es doch. Ohne ihn, ohne Glauben an sein gegebenes Wort, wäre ich nicht an den Hof gekommen, wo ich mein Glück machte.

Ein frohes, ganz genossenes, durch meine erste Liebe verschönertes Jahr lebte ich nun in D**gen, auf den Gütern des Grafen. „Aber das Erwachen aus dem schönen Traume" — war sehr unangenehm! Doch würdet ihr den schönsten Traum einer langen Sommernacht deswegen ver-

wünschen, weil es nur ein Traum war? Und wenn ihr es thut, handelt ihr weise? Liebe Menschen, wie viel eurer Freuden sind nur schöne Träume! — Und was schadet es, wenn ihr ohne wesentlichen Verlust erwacht? Ich habe für eins der schönsten Jahre meines Lebens zwey, höchstens drey Wochen gelitten — ein Leiden, das mir abermahls durch einen ächten Freund sehr gemildert, und bald durch eine Freundin in Freude verwandelt ward. Hatte ich wohl Ursache gegen das Schicksal zu murren? Und wenn ich bald nachher aus sichern Nachrichten die schöne Schauspielerin, welche gegen mich die Rolle der reinsten Liebe, der Treue, der Unschuld so meisterhaft spielte, näher kennen lernte, so kennen lernte, daß ich sie um alle Schätze der Welt nicht würde zum Weibe genommen haben: konnte mir denn etwas glücklicheres begegnen, als die Entlassung vom Grafen, wodurch ich von einem der größten Uebel — von einem bösen Weibe — erlöset ward, und für dieses Uebel ein Gut von unschätzbarem Werth erhielt? Denn ohne diese zusammen treffenden Umstände, würde meine Lotte, das Muster eines guten Weibes — so darf ich sie nach siebenzehnjährigem Ehestande ohne Uebertreibung nennen, — nicht mein Weib geworden seyn.

Noch muß ich hinzu setzen, daß der Graf seine ansehnlichen Güter, bis auf ein einziges kleines Dorf, durchgebracht hat, und daß ich vor

vier Jahren das Glück gehabt habe, seinem Gerichtshalter, der dort mit Weib und Kindern in der größten Dürftigkeit leben mußte, zu einer bessern Versorgung zu helfen.

Mein edler Lehrer W**, dem ich meine jetzige Verlegenheit meldete, überschickte mir ein Empfehlungsschreiben an den Geheimenrath R** am **er Hofe, und meldete mir zugleich; daß der Baron von M** dort erster und alles vermögender Rath des Fürsten sey; ein Umstand, der mich mit neuem Muthe belebte, und meinen Entschluß bestimmte an diesem Hofe meine Beförderung zu suchen.

Weder der Baron noch der Geheimerath nahm sich meiner an; letzterer wurde sogar mein Feind; allein auch ohne sie erreichte ich meinen Zweck, vollkommner als ich ihn wahrscheinlich an jedem andern Hofe — wo ich ja auch ohne Gönner hätte anfangen müssen — würde erreicht haben; zwar nicht so früh, als es meine Liebe und mein — Ehrgeitz wünschten: doch für das Land, dem ich dienen sollte, und so für mich selbst, desto besser. Und was sage ich: nicht so früh? Wie viele sind derer, die ohne Gönner nach zwey Jahren schon befördert wurden, wie ich es ward? — Indessen schützte mich meine italienische Sprachkenntniß gegen drückenden Mangel. Denn daß ich einmahl an einem Tage nicht aß, wo ich keinen Hunger hatte, das verdient doch wohl

nicht

nicht als Unglück in Anschlag gebracht zu werden? Wie hätte es mir aber auch nur im Traume einfallen können, daß ich durch meine italienische Sprachkenntniß zu einem Ziele gelangen könnte, zu welchem auf diesem Wege wohl noch niemand vor mir gekommen ist! — Ich hatte als Unterarchivar nur mäßige Einkünfte; aber der Ausdruck in meiner Lebensgeschichte: „man ließ mich arbeiten und hungern," war doch ein hyperbolischer Ausdruck der Unzufriedenheit, des Unmuths. Ich konnte nicht köstlich leben, aber ich hatte doch immer mehr als zu den eigentlichen nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens erfodert wird. Und der Hausvater, der mit einem lieben und immer zufriedenen Weibe und guten Kindern, die ihm sein mäßiges Mahl durch Liebe und Freundlichkeit würzen, mehr hat als er zur Nothdurft braucht; der, ohne von seinen Gläubigern dazu getrieben zu werden, jährlich noch etwas zur Bezahlung seiner Schulden zurücklegen, und sich in fünf Jahren (wie das der Fall bey mir war) schuldenfrey machen kann — ist nur dann in einer unglücklichen Lage, wenn er sie sich selbst durch Unzufriedenheit und unmäßige Wünsche macht.

Ich würde mich und die Meinigen in eigentlich drückende Armuth gestürzt haben, wenn ich meinem Hange zu gesellschaftlichen Vergnügungen, (wozu mich, besonders in dem letzten Jahre vor

meiner Verheyrathung, der tägliche Umgang mit dem Prinzen verleitete) nicht widerstanden hätte. Und es war nicht meine Weisheit, daß ich ihm widerstand; ich vermied die meisten Gesellschaften, weil man mich durch die Vernachlässigung meines guten Weibes beleidiget hatte. Und hier ein Geständniß, das in dieser Geschichte nicht uns bedeutend ist! — Ich ärgerte mich über die Menschen, die meinem guten Weibe wegen ihrer ländlichen Simplizität mit einer Art von Geringschätzung begegneten; und dennoch schlich sich unmerklich ein Gefühl in mein Herz, das, wo nicht selbst Geringschätzung, doch gewiß nicht viel besser war. Es schien mir, als wenn ich mich einer gar zu kunst- und schmucklosen Frau doch ein wenig zu schämen hätte. Durch den Vergleich mit meiner Schauspielerin, die mit den glänzendsten Talenten des Witzes, einer alles verschönernden Einbildungskraft, und einer natürlichen Beredsamkeit mich zu halben Tagen auf das angenehmste zu unterhalten, und oft über Gegenstände des Geschmacks und der schönen Künste wirklich zu belehren wußte, wurde jenes Gefühl verstärkt, und — ich fing schon nach dem ersten halben Jahr unsrer Verheirathung an, ein ziemlich kalter Ehemann zu werden. Jezt wurde ich (zum erstenmal in meinem Leben) krank, sehr krank. Diese Krankheit erweckte wieder den Funken der Liebe, der nahe am Verlöschen war, und befestigte das Gebäude meiner häuslichen Ruhe und meiner ehelichen

Glückseligkeit, das dem Einsturz nahe war. Ich hätte Unmensch seyn müssen, wenn ich gegen die Beweise der zärtlichsten, sich ganz für mich dahin gebenden Liebe meiner Gattin hätte gefühllos bleiben können. Wie sie alles um und neben sich, wie sie sich selbst vergaß, um ihren Mann zu pflegen; wie sie bittend die Hand des Arztes ergriff; wie sie Nächte an meinem Lager durchwachte; durchaus nicht von mir zu bringen war, und, wo ich sie dringend zum Schlafe nöthigte, nur zu schlafen schien, und bey der kleinsten Bewegung, die ich machte, wieder vor meinem Bette stand; wie sie einst, da sie mich schlafend wähnte, im Nebenzimmer mit heißen Thränen zu Gott betete: laß mich sterben, wann du willst; nur mache meinen Mann gesund! — — O, ein gutes liebes Weib ist die beste Gabe Gottes, die er dem Manne geben kann! Mein Auge wurde geöffnet; ich lernte die größern Vorzüge der ungeschminkten Natur, des schlichten Menschenverstandes, des geraden Sinnes, der reinen Herzensgüte, der treuen Liebe, richtiger schätzen, und ward stolz dies Weib mit diesen Vorzügen mein nennen zu können — und bin es noch; mein Weib wurde meine Freundin im höchsten Sinne des Worts, und ist es noch. Sagt, war meine Krankheit Unglück zu nennen? Und wie viel Leiden müßten den Mann, der in seinem Weibe die Freundin seines Herzens liebt, zu Boden drücken, um ihn ganz unglücklich zu machen! Ich hatte viele Ar-

heit; aber auch viel Belohnung, viel häusliche Glückseligkeit!

Das liebste meiner Kinder, — nicht ohne Ungerechtigkeit meinen andern Kindern, die, bey gleicher Herzensgüte, langsamer, aber mehr für die Dauer reiften, vorgezogen — mein Wilhelm starb. Er war ein Knabe mit frühreifem Geiste und kränklichem Körper — der vielleicht, und sehr wahrscheinlich bey längerm Leben ein unglücklicher, verstimmter Mensch geworden wäre. Er hatte mir viel Freude gemacht; sollte ich lieber wünschen, ihn nicht gehabt, diese Freude nicht genossen zu haben? Sollte ich murren, daß das Sterbliche nicht unsterblich ward? — Und er ist ja unsterblich!

Als wollte das Schicksal — Schicksal? — nun, stehe der todte Buchstab; wir denken Geist und Leben! — als wollte das Schicksal mit mütterlicher Zärtlichkeit mir ja jeden Schmerz gleich möglichst wieder vergüten: so folgte unmittelbar nach Wilhelms Tode ein angenehmer Vorfall auf den andern. — Ich will die Geschichte dieses glücklichen Jahres hier nicht wiederhohlen, da sie in der ersten Erzählung richtig an sich, obgleich aus einem unrichtigen Gesichtspunkte, dargestellt ist.

Nun aber der Kerker? — Es war der härteste Schlag, der mich in meinem Leben getroffen hat! — Verzeihlich war es, wenn ich über die Ungerechtigkeit, über die Mißhandlung, die ich hier,

hier, einsam, von allen meinen Lieben getrennt, mit geschwächter Gesundheit, und dadurch um so mehr verstimmter Seele, erdulden mußte, mich beklagte: aber wie sehr waren diese Klagen übertrieben, wie ungerecht waren sie!

Vorzüglich erfüllte mich der Gedanke mit bitterm Unmuth, daß ich den ehrenvollen Ruf des Ministers * * nicht angenommen hätte, nicht hätte annehmen können. Es fiel mir nicht ein, daß die Verleumdung mich auch dort verfolgt, und durch meine Entfernung noch mehr Schein für sich gehabt haben würde.

Doch hier brach ich die Geschichte im Kerker ab, die ich nun fortsetzen will.

Der Sturm in meinem Innern tobte in einem hitzigen Fieber aus, und mit wiederkehrender Gesundheit kehrte Ruhe und Friede in meine Seele zurück. Jezt wurde mir mein Kerker zur Schule der Weisheit und Tugend, wo ich nach dem Grade meiner Empfänglichkeit viel gelernt habe. Nach dem Grade meiner Empfänglichkeit! Ich weiß, daß ich noch jezt erst Schüler und Anfänger bin; aber mit heißem Dank gegen die Vorsehung segne ich die Schule, wo ich es geworden bin!

Während meiner Krankheit war der Fürst gestorben. Sein Nachfolger ließ sich gleich nach dem Antritt seiner Regierung meine Sache vorlegen, las selbst meine Vertheidigungsschrift, wurde von

meiner Unschuld überzeugt, ließ meine Richter seinen Unwillen fühlen, und ich ward mit dem fürstlichen Versprechen, daß ich volle Genugthuung erhalten solle, frey gesprochen.

Der edle Fürst hielt sein Wort, und befriedigte alle Forderungen des **s Hofes, da er sie selbst für gegründet hielt, mit der einzigen Bedingung: daß man ihm den Verräther entdecken möge. Man handelte am **r Hofe nach der bekannten — Maxime: Nütze die Verrätherey und hasse den Verräther! war noch so großmüthig ihm vorher geheime Anzeige zu thun, und entdeckte zwey Tage nach seiner Flucht als Verräther — den Geheimenrath N**, den Mann, welcher die Frechheit gehabt hatte, den Richter über einen unschuldig Angeklagten zu machen, wegen eines Verbrechens, das er selbst begangen hatte. Ich hätte dies schon als Patriot für reiche Vergütung der überstandenen Leiden meiner Gefangenschaft halten müssen, da sie Veranlassung wurden, mein zweytes Vaterland von einem Ungeheuer von Bosheit und Ruchlosigkeit zu befreyen; von einem vollendeten Bösewicht, der um so viel gefährlicher war, je mehr er, ausgelernt in der Verstellungskunst, selbst Menschenkenner, mit der Miene der Rechtschaffenheit täuschte, und je mehr Macht Böses zu thun er an seinem Posten in Händen hatte. Doch mein Lohn war größer.

„Ich bin Ihnen, sagte mein gütiger Fürst, für die unverschuldeten Leiden Ersatz schuldig. Der Minister — (der Mann, von dem ich Thor einmahl wähnen konnte, das Schicksal habe ihn mir in den Weg geworfen, um mir meine Leiden desto fühlbarer zu machen!) und ihr Freund (mein Lehrer) W** haben mir eine zu vortheilhafte Schilderung von Ihnen gemacht, als daß ich Bedenken tragen dürfte meinem Herzen zu folgen. Machen Sie in dem Posten des R** wieder gut, was er böse gemacht hat!"

Ich habe es nicht an gutem Willen, nicht an Thätigkeit fehlen lassen, um die Erwartung meines edlen Fürsten zu erfüllen; und bey nur mäßigen Kräften ist mir dennoch auch manches Gute gelungen, weil ich es ohne Selbstsucht that *) — das verdanke ich den drey letzten Wochen meiner Gefangenschaft.

Als nicht überflüßige Zugabe zu diesem kleinen Abriß meines glücklichen Lebens muß ich noch sagen; daß dem Minister — der mich in seinem Lande anstellen wollte, wenige Jahre nachher, durch

*) Ich bitte nun die Leser, N. II. in des Pächter Martins 1sten Theil noch einmahl zu lesen, um sich von der Wahrheit dieser Stelle zu überzeugen, und sich der nähern Bekanntschaft eines Mannes zu freuen, der noch jetzt als Greis ein Segen für das Land ist, das er sein zweytes Vaterland nennt. P. M.

durch die niedrigste Kabale seiner Feinde sein Amt genommen, und seine Freunde zurückgesetzt wurden.

Späterer Zusatz. Meine Gattin, meine beste, meine einzige Freundin, die meine und ihre Kinder mit mir erzogen, und ihre Herzensgüte ihnen mitgetheilt hat, Kinder, die jetzt meine Thränen trocknen — die vier und zwanzig Jahr das beste Glück meines Lebens war — ist zur Ruhe gegangen. — Mein Tod wird sanfter seyn — er führt mich zu ihr!

K. St.

II.

Fortsetzung der Auszüge aus Briefen vermischten Inhalts.

3.

Am 4ten August 1793.

Sie fragen mich um meine Gedanken von der neuen Konstituzion, von welcher die Jakobiner in Paris, seit dem sie am 2ten Junii Mittel gefunden, die Nazional-Versammlung zu unterjochen, binnen wenig Tagen entbunden wurden, und die, ihren Berichten zu Folge, bereits von dem

dem gröſsten Theil der Municipalitäten in Frankreich, ohne weitere Unterſuchung, auf Treu und Glauben, angenommen worden ſeyn ſoll. — Wer ſchreibluſtig genug wäre, und ſeine Zeit ſchlechterdings nicht beſſer anzuwenden wüſste, als — leeres Stroh zu dreſchen, könnte ſehr leicht über, für, oder gegen dieſe neue Konſtituzion einen dicken Folianten ſchreiben. Aber fürchten Sie nichts dergleichen von mir; was ich darüber zu ſagen habe, wird (weil Sie es doch wiſſen wollen) ſehr bald expediert ſeyn. Denn eben darum, weil ich de lana caprina nicht gern viel Worte-mache, betrachte ich dieſes Jakobiniſche Machwerk nicht — wie es auf dem Papiere daſteht ſondern ſtelle mir vor, was höchſtwahrſcheinlicher Weiſe in der wirklichen Ausführung daraus werden könne; und da iſt meine demüthige Meynung: „daſs das nach dieſem Grundriſs aufzuführende demokratiſche und demagogiſche Staatsgebäude, wofern es auch zu Stande kommen ſollte, ſchwerlich ſo lange dauern werde, daſs es ſich der Mühe verlohnen könnte, ſich mit einer genauern Prüfung ſeiner Beſtandtheile und ihrer Zuſammenſetzung abzugeben.

Wenn die Franzoſen die Leute wären, denen eine ſolche Konſtituzion dienen könnte, ſo wären ſie auch die Leute dazu, ſich eben ſo gut ohne irgend eine Konſtituzion zu behelfen. Denn das geſtehe ich gern, daſs vier und zwanzig

zig Millionen Epiktete ſich unter einer ſolchen Staatsverfaſſung, in einem Lande wie Frankreich, ganz erträglich befinden würden. Da dies aber der Fall nicht iſt; da mehrbeſagte Konſtituzion für eben dieſe Franzoſen gemacht iſt, die wir ſeit 1789. gut genug kennen gelernt haben, um genau zu wiſſen, was man ihnen zutrauen darf oder nicht: ſo iſt es mir, mit allem meinem kosmopolitiſchen guten Willen, unmöglich, ſie für etwas anders anzuſehen, als (wofern ich mich der Worte des Herrn Pitt bedienen darf, weil ſie meine mit den ſeinigen hierin völlig einſtimmigen Gedanken am kürzeſten und vollſtändigſten ausdrücken) für einen unſeligen Verſuch, „ein Gemiſch von Tyrannie und Anarchie zu organiſieren," d. i. den verblendeten und verwilderten Sankülotten, aus welchen die große Majorität des franzöſiſchen Volks beſteht, weiß zu machen, ſie hätten eine geſetzmäßige Verfaſſung, weil die beſagte Konſtituzion ihnen gegen die willkührliche Regierung des Jakobiner-Klubs in Paris und ſeiner durch ganz Frankreich verbreiteten Filiale, welcher ſie Kraft derſelben noch ferner unterworfen bleiben, das herrliche remedium der Anarchie, Inſurrekzion und gewaltſamen Selbſthülfe immer offen läßt. Es gehören Franzoſen dazu, um ſich ſo etwas weiß machen zu laſſen; aber ſie müßten auch keine Franzoſen ſeyn, wenn ſie nicht, wenige Wochen oder Monate, nachdem ſie dies neugeſchnitzte Palladium jubilierend in

ihrer Mitte aufgestellt haben werden, aus ihrem Taumel wieder erwachen, und auf den ersten Blick, den sie aus hellen Augen auf das feigens hölzerne Götzenbild werfen, einsehen sollten, daß man sie betrogen habe.

„Aber (werden Sie mir einwenden) dieser „Betrug ist im Grunde doch nur anscheinend, „indem er sich bloß darauf gründet, daß die ders „mahligen Franzosen für eine demokratische Ver„fassung noch nicht gut genug sind. Ich neh„me sie bey ihrem eignem Worte: wenn es nur „daran liegt, daß die Franzosen nicht weise und „tugendhaft genug für eine solche Verfassung „sind, so ist noch nicht alle Hoffnung verlohren. „Denn was die Jetztlebenden nicht sind, können „wenigstens ihre Nachkommen werden; und „eben deßwegen ist ja die Instruction publique, „die Umbildung der französischen Nazion zu res„publikanischen Gesinnungen und Sitten, ein „Hauptgeschäfte der Gesetzgeber, die von der „Nothwendigkeit einer solchen Metamorfose so „überzeugt sind als es irgend jemand seyn kann, „u. s. w." — Gut, m. l. *** Nur bedenken Sie, 1stens, daß die Jakobinische Nazional-Versammlung mit dem Projekt, wie diese so nothwendige neue Nazional-Erziehung eingerichtet werden soll, noch bey weitem nicht fertig ist; 2tens, daß, wenn es auch fertig wäre, noch die Frage ist, wie viel es tauge? 3tens, daß, wenn

es auch ganz unverbesserlich wäre, noch immer eine große Kluft, zwischen der Güte des Projekts in abstracto, und zwischen der bedingten fysisch-moralischen Möglichkeit seiner Ausführung übrig bliebe; 4tens, daß, wenn auch diese Kluft ausgefüllt werden könnte, doch immer wenigstens der vierte Theil des bevorstehenden neunzehnten Jahrhunderts drauf gehen muß, bis die neuen Franzosen, denen diese Konstituzion anpassen und wohl bekommen soll, gezeugt, gebohren, groß gezogen, gebildet und fertig gemacht seyn können — (denn, mit Ihrer Erlaubniß, schon bey der Zeugung wird die Grundlage zu einer von allen andern so verschiedenen Menschen-Rasse gemacht werden müssen, oder ich gäbe Ihnen keinen Pappenstiel darum) — und daß also 5tens, Hundert gegen Eins zu wetten ist, daß unsre eben so flatterhaften als industriösen Gallo-Franken bis dahin wenigstens noch ein oder zwey Dutzend neue Konstituzionen gemacht haben, und diejenige, über welche sie in diesem Augenblick ein so frohlockendes Gekakel erheben, eben so rein vergessen haben werden, als sie die unendlichen Eidschwüre vergessen haben, wodurch sie sich in den Jahren 1790 und 91. so oft und so feyerlich verpflichteten, der ersten Konstituzion und dem guten königlichen Märtyrer, Ludwig dem XVIten, getreu zu bleiben.

Sie, lieber **, scheinen mir zwar aus der allgemeinen Bereitwilligkeit und Freude, womit

diese

dieſe Jakobiniſche, auf Freyheit und Gleichheit gebaute Konſtituzion bereits von den meiſten Diſtrikten und Munizipalitäten angenommen worden iſt, eine günſtigere Vermuthung für die Dauer derſelben zu ziehen: aber ſollte Ihr gutherziger Wunſch, eine ſchon ſo oft betrogene, ſchon ſo lange und ſo übel von Freunden und Feinden mißhandelte Nazion endlich einmahl (auf welche Weiſe es auch ſey) wieder beruhigt und nach ihrer eignen Vorſtellungsart glücklich zu ſehen, Ihrem Kopfe nicht einen kleinen Streich geſpielt haben? Die Jakobiner — die überhaupt während der ganzen Revoluzion die einzigen waren, die immer konſequent gehandelt, ihren ganzen Plan auf ſehr richtige Begriffe von dem, was das Volk allenthalben und beſonders was es in Frankreich iſt, gegründet, und dieſen Plan nie aus den Augen verlohren haben — die Jakobiner, ſage ich, kalkulierten freylich ſehr richtig, da ſie ihrer ſo eilfertig zur Welt gebrachten Konſtituzion die beſte Aufnahme verſprachen. Sie wußten, wie unbeſchreiblich die Sehnſucht der Nazion nach einer Verfaſſung iſt, die den immer unerträglicher werdenden Uebeln der bisherigen Anarchie ein Ende mache; ſie wußten recht gut, daß eine jede Konſtituzion — gleichviel was für eine — wenn ſie nur die Worte Freyheit und Gleichheit mit recht großen Buchſtaben an der Stirne führe, ihrer Abſicht genug thun, die Unternehmungen der Girondiſten und Royaliſten vereiteln, und (wes-

nigstens wieder eine Zeit lang) die willkührliche Vormundschaft über einen Vier und Zwanzig Millionenköpfigen Suverän, in ihren Händen erhalten werde. Sie eilten also über Hals über Kopf, dieses eben so einzige als zuverläßige Mittel, wodurch sie zugleich sich selbst retten und ihre Feinde vernichten konnten, fertig zu machen; und binnen wenig Tagen war es fertig, approbiert, dekretiert, gedruckt und in ganz Frankreich zur Sankzion des Volks, ihres Suveräns und Herrn Gottes, verbreitet. Ueberall wurde diese neue Konstituzion von den Sankülotten mit Entzücken aufgenommen, ja in vielen Munizipalitäten noch ehe man wußte was ihr Inhalt war. Warum das? Eben darum, weil sie diese Aufnahme — nicht ihrer innern Güte und Vortreflichkeit (worüber doch wahrhaftig die Sankülotten keine kompetensten Richter sind!) zu danken hatte: sondern weil das Ding, was man dem Volke brachte, eine Konstituzion hieß; d. i. weil das Volk, seines dermahligen elenden Zustandes herzlich müde, mit dem Worte Konstituzion die Vorstellungen von wiederkehrender Ordnung, Ruhe und Sicherheit und (was die Sankülotten und Bettler, als Majorität der Nazion, besonders betrift) die lachenden Bilder aller der Vortheile, womit die Wörter Freyheit und Gleichheit ihrer Einbildung schmeicheln, zu verbinden gewohnt ist. Was Wunder also, daß die Nazional-Versammlung von allen Orten und Enden nichts als Dank-

ſagungen für die unausſprechliche Wohlthat, womit ſie das Franzöſiſche Volk beſeliget habe, empfängt? Wie ſollte es anders ſeyn? Diejenigen, die im Stande wären das Ding mit Kenntniß der Sache zu prüfen und zu beurtheilen, machen eine unendlich kleine Minorität aus, und wiſſen nur zu wohl, wie es ihnen ergehen würde, wenn ſie, rari nantes in gurgite vaſto, ſich dem reiſſenden Volksſtrohm entgegenſtemmen wollten. In allen Munizipalitäten giebt es Jakobiner, die über die Gemüther der Sankülotten herrſchen, und im Nahmen der Republik auch über ihre Fäuſte diſpouieren können. Sechzehn Millionen Sankülotten (denn ſo ſtark kann man ſie, Weiber und Kinder mit eingeſchloſſen, aufs wenigſte ſicher rechnen) geben den Jakobinern ein furchtbares Uebergewicht. Vergebens werden Briſſot und Barbaroux, Roland und Petion, Guadet und Genſonné, mit allem ihren Anhang ſich einer ſolchen Uebermacht entgegenthürmen. Ihr Schickſal iſt leicht vorauszuſehen. Da ſie von der herrſchenden Parthey mit den La Fayette und Rochefaucault, mit den Barnave und Baublan und Dümas, (die doch um ſo viel beſſer waren als ſie) in Eine Rubrik geworfen werden, ſo werden ſie auch gleichen Ausgang mit jenen haben. Es iſt Natur der Sache. Was ſie ausrichten wollen, müßten ſie durch Sankülotten ausrichten; aber auf dieſe kann Niemand, der ſeinen Arm gegen die Jakobiner aufhebt, auch

nur einen Tag ſicher rechnen; und es iſt daher unbegreiflich, wie Felix Wimpfen, der ſich neuerlich zum Schampion der Anti-Jakobiner zu Caen aufgeworfen hat, hoffen konnte, daß es ihm beſſer ergehen werde, als dem einſt angebeteten la Fayette, oder dem auf ſich ſelbſt und ſeine Linientruppen ſo zuverſichtlich trotzenden Dümourier? — Neue Erfahrungen werden bald genug beſtätigen, was ältere Erfahrungen uns ſchon gelehrt haben ſollten. Ich wiederhohle es: es iſt ſo, weil es nicht anders ſeyn kann. Jakobiner und Sankülotten ſind Correlata, deren keines des andern entbehren kann: ohne dieſe würden jene nicht willkührlich tyranniſieren, dieſe ohne Jene nicht das ſuveräne Volk ſeyn. Es läßt ſich kein ſtärkeres Band denken als das Band, das die 400 000 Jakobiner in Frankreich mit den 16000 000 Sankülotten vereiniget, und ich bin ſo gewiß als man es von einer zufälligen künftigen Sache ſeyn kann, daß beyde nur unter den Ruinen ihres Vaterlandes aufhören werden zu ſeyn was ſie ſind. Die Nazional-Verſammlung ſcheint hievon noch gewiſſer zu ſeyn als ich; und daraus allein erkläre ich mir ihre (ſonſt unbegreifliche) trotzige Sicherheit bey den fürchterlichen Ungewittern, die ſich von allen Seiten gegen ſie zuſammen ziehen.

Ich halte alſo (um mich kurz zuſammen zu faſſen) die neue Konſtituzion zwar für ein eſe-

meri-

merisches Werk, welches früher oder später entweder von seinen Baumeistern wieder eingerissen, oder in sich selbst zusammen fallen wird: aber desto dauerhafter scheint mir die auf die suveräne Sankülotterie gegründete Tyrannie der Jakobiner zu seyn; und ich bin weit entfernt den Gerüchten zu glauben, die uns, seit dem Tode des wahnsinnigen und aussätzigen Volksfreundes Marat, die nahe Zerstöhrung jenes verruchten Ordens ankündigen; wiewohl ich solche eben so herzlich wünsche, als ich überhaupt allen Despotismus, wo, wie und unter welchem Nahmen oder rechtlichem Behelf er über die vernunftfähigen Bewohner des Erdbodens tyrannisieren mag, zu Grabe singen helfen möchte.

Fragen Sie mich aber nicht, was aus allem diesem endlich werden könne oder müsse? Denn die Antwort geht über meine Fähigkeit. Indessen möchte es immer der Mühe werth seyn, daß ein Dichter seine Imaginazion anstrengte, um uns die Möglichkeit einer dauerhaft glücklichen Wiederherstellung Frankreichs aus seiner gegenwärtigen Zerrüttung auf eine Art, wobey alles natürlich und begreiflich zugienge, in einem großen Gedichte (gleichviel ob in Prosa oder in Versen) anschaulich zu machen. Was mir höchst wahrscheinlich vorkömmt, ist: daß, wofern sich in irgend einem unbekannten Winkel Frankreichs irgend ein verborgener Dschengis befände, der

in aller Stille einen jungen Tifan *) aufzöge und bildete, dieser neue Tifan, wenn er endlich zur rechten Zeit hervorträte, alle Herzen, so viele die Revoluzion deren noch übrig gelassen hätte, erobern, über Jakobinismus und Sankülotterie triumfieren, und der Stifter einer neuen, bessern und wieder einige Zeit dauernden Ordnung der Dinge in Frankreich, (vielleicht, durch sein Beyspiel, in ganz Europa) werden würde. — „Wie „vieles (sagt Euripides) richten die Götter aus, „das wir nicht gehofft hatten! Was unsers Be„dünkens geschehen sollte, erfolgt nicht, und „für das was uns unglaublich schien, findet „Gott einen Weg.“ — Möchte sich doch dieser fromme Glaube auch durch den Ausgang der gegenwärtigen Welthändel bestätigen!

* * *

4.

Ich bitte Sie, I. ***, sprechen Sie mir nichts mehr von neuen Konstituzionen! Eine alte Konstituzion, sie möchte so schlecht seyn als sie wollte, wenn die Menschen, denen sie gegeben worden, oder die sie sich selbst gegeben hätten, nur vernünftig und redlich genug wären, jeder seine Pflicht zu thun, würde immer gut genug, und eben darum, weil sie alt wäre, nur desto bes-

ser

*) S. den goldnen Spiegel im 3ten Theile.

ser seyn. Glauben Sie mir, in der Verderbniß und der Verkehrtheit der Menschen steckt die Quelle des Uebels, die durch keine Konstituzion verstopft werden wird noch werden kann, wenn gleich alle Konstituzionenmacher, von Hermes Trismegistus und Minos dem ersten an bis auf die Französischen Gesetzgeber, welche für die verunglückte Konstituzion von 1791. mit ihrem Kopfe bezahlen mußten, aus ihren Gräbern hervorgiengen, und mit vereinigten Kräften die vollkommenste aller Konstituzionen, die durch Menschenwitz erdacht werden mag, herausklügeln würden. Sie würde doch immer weder mehr noch weniger als eine utopische Republik seyn, so lange das Arkanum, „die Majorität der Menschen vernünftig und rechtschaffen zu machen," unerfunden bleiben wird.

Sagen Sie mir nicht: eben darum, weil die Menschen das nicht sind, bedürfen sie einer Konstituzion, d. i. einer so künstlich zusammengesetzten politischen Maschinerie, daß die Springfedern, Räder und Gewichte derselben sie, ohne daß die meisten wissen wie es zugeht, nöthigen, ihre Pflichten zu erfüllen, und gern oder ungern das Beste des Ganzen zu befördern, indem sie bloß für ihr Privat-Interesse zu arbeiten glauben. — Das ist bald gesagt, m. Fr. — aber hat nicht die Erfahrung von mehr als 4000 Jahren auf dem ganzen Erdboden gezeigt, daß es mit

allen diesen politischen Maschinen nichts als Stück, und Flickwerk ist; daß keine ihrem Endzwecke ein Genüge thut; daß man noch keine gesehen hat, die nicht, aus der obenangeführten Ursache, früher oder später in Unordnung gerathen, bald zu schnell, bald zu langsam gegangen und zuletzt ganz ins stocken gekommen wäre? Und wahrlich es braucht keines sehr tiefsinnigen Nachdenkens, um den Grund, warum es immer so seyn mußte, herauszubringen. Denn das ganze Geheimniß liegt darin: daß der Mensch selbst keine Maschine ist. Ein freyes Wesen kann, seiner Natur nach, durch kein Maschinenwerk, wie fein und künstlich es auch ausgedacht sey, zum Zweck seines Daseyns gebracht werden; weil es ewig unmöglich bleiben wird, diesen Zweck jemahls durch andere Mittel als durch den richtigen Gebrauch seiner Vernunft und seines freyen Willens zu erhalten.

Sie sehen wohl, ohne mein Erinnern, ein, daß ich damit nicht behaupten wollen kann, die Menschen, so wie sie sind, würden eben so gut thun, unter gar keiner bürgerlichen Konstituzion und Regierung zu leben. Diese Absurdität folgt keineswegs aus meiner obigen Behauptung. Alles was daraus folgt ist bloß: daß eine auf freywillig angenommenen Grundgesetzen ruhende Regierungsform bey weitem nicht hinlänglich ist, einen Staat glücklich zu machen, und daß es

also ein groſser Irrthum ist, sich einzubilden, man hätte Alles, oder auch nur das Wichtigste gethan, wenn man einem Volke, das sich bey seiner dermahligen Staatsverfassung übel befindet, eine andere, bessere, oder vielmehr, besser scheinende, geben könnte. Der hieben vorwaltende Irrthum ist zweyfach: denn man irret sich, wenn man die dermahlige Verfassung für die Ursache hält, warum sich das Volk übel befindet; und man irrt sich nicht weniger, wenn man glaubt, es bedürfe nur einer andern, seinen Wünschen angemessneren, um sich künftig wohl zu befinden.

Nehmen wir den Fall an: eine Nazion gerathe (wie zum Beyspiel die Französische in unsern Tagen) unter einer monarchischen Verfassung stufenweise in so elende Umstände, daß sie sich nicht anders als durch ein verzweifeltes Mittel retten zu können glaube. Vermöge einer dem rohern Theile der Menschen sehr natürlichen Art zu schließen, kann sie leicht auf den Gedanken gerathen: da sie sich unter einem uneingeschränkten Könige so übel befunden habe, so werde ihr durch eine Verfassung, die sich soweit als möglich von der monarchischen entfernt, desto gewisser und vollständiger geholfen werden. Gesetzt nun, sie gebe sich in dieser Hoffnung eine demokratische Konstituzion, was gewänne sie dadurch? Beym ersten Anblick freylich sehr viel; denn sie

sähe sich nun auf einmahl von allen Arten monarchischer und aristokratischer Bedrückung befreyt. Aber ehe sie noch Zeit gehabt hätte, die Früchte dieser Freyheit einzuärndten, würde sie durch eine traurige Erfahrung belehrt werden, daß sie bey der Veränderung nichts gewonnen habe, was sie nicht mit dem Verlust eines Vortheils bezahlen müsse, dessen Werth sie nun erst durch die Entbehrung gehörig schätzen lernen würde; und daß (alles aufs billigste berechnet) die Gebrechen und Uebel einer populären Regierung in einem sehr großen Staate das ärgste, was ein Volk in unsern Tagen von einem unweisen oder nach Cyklopischen Grundsätzen regierenden Alleinherrscher zu leiden haben kann, so auffallend überwiegen, daß nur herrsch- und raubsüchtige Demagogen auf der einen Seite, und der roheste, dürftigste, sittenloseste — kurz der in jeder Betrachtung schlechteste Theil der untersten Volksklassen, auf der andern, die Fortdauer einer solchen Verfassung wünschen können, worin der bessere Theil der Bürger seines Eigenthums, seiner Freyheit und seines Lebens selbst nur so lange als es jenen Demagogen und diesen Sankülotten gefällt, d. i. keinen Augenblick, sicher ist.

Wenn man nicht die stärksten Gründe hätte, die Urheber der Revoluzion vom 10ten August 1792. für Böswichter zu halten, so würde ich

sagen:

sagen: es war lächerlich und kindisch, die Monarchie für die Ursache alles Uebels in Frankreich zu erklären. Sie war es nicht mehr als es die Demokratie dermahlen ist: denn es läßt sich eben so gut eine Monarchie, in welcher der Staat blühend und das Volk glücklich ist, denken, als man sich eine Demokratie denken kann, die diese Bedingung erfüllt; oder, mit andern Worten, wenn Monarchie und Demokratie das wirklich sind, was sie seyn sollen, so kann ein Volk, insofern es zur Glückseligkeit geeigenschaftet ist, unter beyden Verfassungen glücklich seyn. Aber dieses in so fern ist der Punkt, worauf es ankommt. Nicht die Monarchie, sondern die Laster und die tiefe sittliche Verdorbenheit aller Stände und Klassen waren das, was Frankreich von Stufe zu Stufe so weit herunterbrachte, daß der Hof selbst sich gezwungen sah, die Nazion zur Rettung des Staats aufzufodern: und eben diese Laster, eben diese tiefe moralische Verdorbenheit, die sie in die neue Staatsverfassung mitbringen, macht die Hoffnung, durch die Demokratie glücklich zu werden, zur Schimäre, zur lächerlichsten aller Schimären. Denn um dies durch die Demokratie zu werden, müßte die Französische Nazion nicht bloß moralisch besser, sie müßte gänzlich umgeschaffen werden. Dieser unbeschreibliche Leichtsinn, diese unbändige Hitze, diese Unbeständigkeit, Hoffart und Eitelkeit, mit einem Wort, dieser in den bekannten Horazischen Versen so treffend gezeichs

zeichnete Jünglings-Karakter, *) der die französische Nazion vor allen andern auszeichnet — und aus welchem neulich ein feiner Welt- und Menschenkenner (im 3ten B. der Girtannerscher Annalen S. 208 — 219.) die Art und Weise wie sie sich besonders seit fünf Jahren den Augen des ganzen Europa Preis gegeben, sehr scharfsinnig erklärt hat — dieses National-Temperament, (wenn ich es so nennen kann) ist mit der Demokratie ganz unverträglich. Eine gute monarchische Regierung kann es zur Noth in Schranken halten, ja so gar, durch eine weise Leitung **) zum Vortheil des Staats benutzen. Aber wie sollte ein Volk mit einem solchen brausenden Jünglings-Karakter jemals sich selbst regieren, sein eigner Gesetzgeber und Unterthan zugleich seyn können?

Da

*) Er nimmt wie Wachs des Bösen Eindruck an,
Weist guten Rath und Warnung trotzig ab,
Denkt immer an das Nützliche zuletzt,
Verstreut sein Geld wie Sand, ist stolz und rasch
In seinen Leidenschaften, aber läßt
Was er mit Hitze kaum geliebt gleich schnell
Für etwas neues, das ihn anlockt, fahren.
Horaz. Epistel an die Pisonen.

**) Freylich viel von einer Regierung gefodert, welche Franzosen an ihrer Spitze hat! — Und doch hatte diese Nazion nicht einst einen Sully, einen Du Plessis Mornay, einen Colbert, u. s. w.?

Da es also nicht auf die Konstituzion, nicht auf monarchische oder populare Regierungsform, sondern auf die Beschaffenheit des Kopfes und Herzens, auf die Denkart, Gesinnungen und Sitten der Einwohner eines Staats ankommt, wenn häusliche Glückseligkeit in den einzelnen Familien, und wahrer dauerhafter Wohlstand des Ganzen, wovon jene die Elemente sind, auch nur als möglich sollen gedacht werden können: so lassen Sie uns doch endlich einmal aufhören, dem was man die Konstituzion eines Staats nennt, eine so große Wichtigkeit beyzulegen, und je nachdem die Französischen Volks-Redner, denen man seit einigen Jahren so gefällig zuhört, uns die Köpfe mehr oder weniger erhizt haben, so viel Dinge zu sagen und zu schreiben, die — wofern sie nicht bloß in den Wind hinein gesprochen seyn sollen — kaum eine andere Tendenz haben können, als unsere guten Teutschen mit ihrer gegenwärtigen Verfassung unzufrieden zu machen, und die eitle Hoffnung in ihnen zu erwecken, daß sie unter einer andern glücklicher seyn würden.

Man kann nicht oft genug wiederhohlen, oder vielmehr, es ist eine Wahrheit, die man so lange predigen, und den Menschen auf alle nur ersinnliche Weise anschaulich zu machen und einzuprägen suchen muß, bis sie endlich die gehörige Wirkung thut: „die Menschen können nur dadurch „glücklicher werden, wenn sie vernünftiger

„und

„und moraliſch beſſer werden.“ Mit dieſer Bedingung werden ſie ſich unter jeder Staatsverfaſſung und Regierungsform, die nicht ganz ſo barbariſch als die Japaniſche iſt, beſſer befinden, als ohne ſie unter der vollkommenſten, die irgend ein Plato oder Ariſtoteles auszudenken vermöchte. Und was das Wichtigſte iſt, dieſe Bedingungen der Glückſeligkeit ſind in unſerer Macht: dahingegen der Erfolg einer gewaltſamen Revoluzion nicht in unſrer Macht ſteht, wie gut und rein auch Anfangs die Abſichten derjenigen geweſen ſeyn möchten, die ſich durch die ſchwärmeriſche Hoffnung der herrlichen Folgen einer neuen Ordnung der Dinge zum Umſturz der alten Ordnung verleiten ließen.

Ich ſagte oben, „eine alte Konſtituzion ſey eben darum weil ſie alt iſt, deſto beſſer,“ — als eine neue nehmlich, die auf den Trümmern der alten errichtet würde: und indem ich es hinſchrieb, fühlte ich, daß Sie über eine ſo paradoxe Behauptung ſtutzen würden. — Sie trauen mir hoffentlich zu, daß ich weder dieſen Satz, noch den allgemeinern, worauf er ſich gründet, ohne alle Einſchränkung und genauere Beſtimmung angenommen wiſſen wolle: dafür aber wird Ihnen auch, was daran wahr iſt, und in wie fern es wahr iſt, bey näherer Erwägung leicht in die Augen fallen. Ueberhaupt, denke ich, würde eine politiſche Verfaſſung nie alt geworden ſeyn, würde

es

es gar nicht haben werden können, wenn sie dem Temperament und Karakter, der Lage und den Umständen des Volkes, bey welchem sie alt wurde, nicht besonders und mehr als irgend eine andere, angemessen gewesen wäre. Und dann ist es eine, durch die ganze Geschichte der Menschheit bestätigte Erfahrungswahrheit, daß die Menschen, so wie sie sich nach und nach an jedes Klima, an jede Art sich zu nähren und zu kleiden, u. s. w. eben so auch an jede Art von bürgerlicher Verfassung und Regierungsform gewöhnen; in jeder bald das, was sie vortheilhaftes für sie hat, zu benutzen wissen, das nachtheilige hingegen, und sowohl die von ihr unzertrennlichen, als die aus zufälligen Mißbräuchen entspringenden Uebel durch die Gewohnheit erträglich, ja zum Theil ganz unmerklich finden. — „Desto schlimmer!" (höre ich Sie mit Unwillen ausrufen) „eben dies ist das stärkste was gegen die Verfassungen, denen sie, wie es scheint, das Wort reden wollen, gesagt werden kann." — Nicht so voreilig, l. Freund! Ihre Einwendung könnte mich nur dann treffen, wenn ich aus den beyden, so eben angeführten Erfahrungssätzen die Folge ziehen wollte, „daß die Gebrechen und Mißbräuche einer Staatsverfassung, die schon lange gedauert hat, und gerade deswegen mancher Ausbesserung benöthigt seyn muß, eben so heilig seyn müßten als die Grundgesetze dieser Verfassung selbst." Natürlicher Weise werde ich mich einer so widersinnigen Behauptung nie schul-

dig

dig machen: sie folgt aber auch keinesweges aus den Sätzen, worauf ich meine Meynung, daß eine alte Konstituzion (nicht zu vergessen, unter der beygefügten ausdrücklichen Bedingung!) besser als eine neue sey, gegründet habe. Unläugbar war jede alte Verfassung, ursprünglich, der Lage des Volkes, das sich ihr unterwarf, angemessen; und je mehr sie dies war, desto leichter gewöhnte sich das Volk an sie. Beydes giebt überwiegende Gründe gegen jeden Versuch, sie gewaltsamer Weise mit einer neuen zu vertauschen, als welche nicht nur alle, die mit der alten zufrieden waren, gegen sich haben, sondern auch dem Karakter, den Sitten, der Vorstellungsart, und einer Menge zur andern Natur gewordenen Gewohnheiten des Volkes überhaupt um so weniger angemessen seyn wird, je weiter sie sich von der alten entfernt. Aber, giebt es denn keine andern Mittel und Wege, den Mängeln, Gebrechen und Mißbräuchen einer alten Verfassung abzuhelfen als einen gewaltsamen Umsturz? — Allerdings ist es Natur der Sache, daß auch die beste Konstituzion, deren ein Volk unter gegebenen Umständen fähig war, mit der Länge der Zeit und unter veränderten Umständen, der Ausbesserung benöthigt seyn muß: aber eine Verfassung müßte nur gar nichts taugen, wenn sie nicht schon in sich selbst Kräfte und Mittel hätte, ihrer Verderbniß zu widerstehen und sich selbst auszubessern: und ein Volk, unter welchen

nicht

nicht so viel Vernunft und Rechtschaffenheit ist, als dazu gehört, den Gebrechen der Staatsverwaltung oder der Konstituzion selbst durch gelindere und zweckmäßigere Mittel als Aufstand, Empörung und gänzlichen Umsturz der gegenwärtigen Ordnung, zu Hülfe zu kommen, ein solches Volk ist einer bessern Verfassung noch gar nicht fähig. Denn eben dadurch, daß es durch fysische Gewalt auf einmahl erzwingen will, was die Vernunft allein durch die sanfte, langsam wirkende, aber endlich unwiderstehliche Macht der Ueberzeugung zu Stande bringen kann und wird, beweiset es, wie tief es noch unter der Stufe von Aufklärung und Humanisierung stehe, auf welcher ein Volk sich befinden muß, um sein wahres Interesse zu verstehen, und sich selbst gründlich helfen zu können.

Sie sehen, l. ***, wohin ich ziele — Es ist der ewige Refrein aller meiner politischen Träume, und das Resultat alles dessen, was mich die große Regenten- und Völker-Schule, *) die französische Staatszerrüttung, seit fünf Jahren gelehrt hat. — Kurz, wir befinden uns wieder auf dem nehmlichen Punkte, von dem ich ausgieng. — Wenn es jemahls besser um die Menschheit stehen soll,

*) In der That, wenn beyde in dieser Schule nicht Weisheit, oder wenigstens Klugheit lernen, so verdienen sie, wie die Frygier, zu spät klug zu werden.

ſoll, als dermahlen, ſo muß die Reformazion nicht bey Regierungsformen und Konſtituzionen, ſondern bey den einzelnen Menſchen anfangen. So wie dieſe durch alle Klaſſen und Stände vernünftig genug ſeyn werden ihr wahres Intereſſe zu kennen, ſo werden ſie auch beſſer, und ſo wie ſie beſſer ſind, werden ſie auch glücklicher ſeyn. Denn die reichſte Quelle alles menſchlichen Elends iſt nicht auſſer uns, ſondern lediglich in dem Mangel eines richtigen Begriffs von unſerer Natur und Beſtimmung, in der falſchen Schätzung des Werths der Dinge in und auſſer uns, in dem Uebergewicht des thieriſchen Theils über den Vernünftigen, in der Verdorbenheit der Sitten, in der täglich zunehmenden Weichlichkeit, Verzärtelung, Trägheit, Ueppigkeit, moraliſchen Fühlloſigkeit und Egoiſterey, die ſich von den höhern Klaſſen immer mehr bis auf die niedrigſten ergießen. Wer kein tiefes Gefühl von ſeinen Pflichten hat, kann keinen richtigen Begriff von ſeinen Rechten haben; wer fähig iſt, zu thun was mit der Würde der menſchlichen Natur ſtreitet, der iſt auch fähig zu leiden was kein Menſch leiden ſoll, und — verdient es zu leiden; denn der Sklave ſeiner eigenen Leidenſchaften hat keinen gegründeten Anſpruch an eine Freyheit zu machen, die er nur zu ſeinem eigenen und andrer Schaden anwenden würde.

Iſt alles dies unläugbar, o! ſo freuen Sie Sich mit mir, m. Fr., daß die unnachläßlichen Bedin-

dingungen der besondern und allgemeinen Glückseligkeit so ganz in unsrer Gewalt sind! Denn moralisch gut zu seyn, hängt lediglich davon ab, daß wir es mit Ernst seyn wollen; und das was dazu erfordert wird, um richtig zu denken, um von den schädlichsten Irrthümern befreyt zu werden, und zur Erkenntniß der nöthigsten und nützlichsten Wahrheiten zu gelangen, ist in unsern Tagen immer leichter zu erlangen, und wird durch die Bemühungen vortreflicher, ächt sokratischer Volkslehrer aller Arten immer allgemeiner verbreitet. Wie langsam auch, vermittelst dieser Fortschritte der gesunden Vernunft, die Verbesserung und Veredlung der Menschen zu Stande kommen mag, genug sie ist im Werke; und wo wäre wohl der Feind des Menschengeschlechts, der sich ihrem Fortgang entgegensetzen wollte?

Ich kenne, wenn die Rede von der ungeheuren Menge von Uebeln ist, welche das Menschengeschlecht drücken, — und worin ein Anhänger der Epikurischen und Diderottischen Filosofie ein unauflösliches Argument gegen das Daseyn Gottes zu finden glaubt, — keine bessere Antwort als diese: il y a des maux horribles, mes amis; *hé bien, n'en augmentons pas le nombre!* *) Lassen Sie uns diesen Zuruf auch auf die Uebel

*) Worte des ehrwürdigen Freind in Voltärs Histoire de Jenni. (Oeuvres complettes, Vol. 45, p. 319.) —

anwenden, welche den politischen Schwärmern unſerer Zeit zum Vorwand eines Anti-Monarchismus dienen, der (wie wir ſehen) binnen vier Jahren größere Uebel auf Frankreich zuſammengehäuft hat, als alle ſeine Könige, von Klovis I. bis auf Ludwig XVI., binnen dreyzehn Jahrhunderten. Der Ungerechtigkeiten, der Thorheiten, der Mißbräuche aller Art ſind nur allzuviele in allen Staaten unter der Sonne; nun dann, mein Freund, ſo wollen wir wenigſtens uns hüten, ihre Anzahl zu vermehren!

W.

III.

Scharlotte Korday. *)

Die edle Mörderin Marats, — eines der verderblichſten Ungeheuer, die aus dem Pfuhl des Jako-

*) Da ich in dieſem kleinen Aufſatz unverkennbare Merkmahle eines nicht affektierten Gefühls für das Schöne und Große, und warme Ausdrücke patriotiſcher Geſinnungen zu finden glaubte: ſo habe ich dem Verlangen des mir unbekannten Verfaſſers, demſelben durch meine Vermittelung Publizität zu geben, um ſo weniger entſtehen wollen, weil ich ſelbſt der Meynung bin, daß die auſſerordentliche That der Charlotte Corday, und

Jakobinismus, zum Verderben Frankreichs, hervorgegangen sind — erließ (wie unsern Lesern aus den Hamburgischen und andern Zeitblättern

 schon

und die Briefe, welche sie vor ihrem Tode an ihren Vater und an den Deputierten Barbaroux geschrieben, die öffentliche Aufmerksamkeit länger, als nur ein paar flüchtige Augenblicke zu beschäftigen würdig seyen. — Wie seltsam übrigens auch die Bitte, die der V. in der Inbrunst seines Herzens an den abgeschiednen Geist der neuen französischen Jael richtet, kaltblütigen politischen Lesern klingen wird, und wie unwahrscheinlich sie finden werden, daß der Wunsch, „seiner Rede Flügel geben zu können, um das Ohr der Könige zu erreichen," ein besseres Schicksal haben werde, als so viele andere wohlgemeinte Wünsche, die uns andern unbedeutenden Weltbürgern im Augenblicke unfreywilliger Herzensergießungen zuweilen entfahren — so gestehe ich doch, daß gerade diese Anrufung und dieser vergebliche Wunsch mich bewogen haben, dem Aufsatz des Ungenannten einen Platz einzuräumen: denn durch beydes wird er (wenigstens in meinen Augen) nicht nur zu einer merkwürdigen psychologischen Erscheinung, sondern setzt auch die Unschuld und Reinheit der Absicht des V. auf die anschaulichste Weise ausser allen Zweifel. Nur in einer sehr unschuldigen und biederherzigen teutschen Seele konnte der größte Enthusiasmus für Scharlotte Korday mit der wärmsten Verehrung und Liebe der Fürsten unserer Nazion auf eine so sonderbare Weise zusammenfließen.

ſchon bekannt ſeyn wird) kurz vor ihrer Hinrichtung zwey Briefe, den einen an Barbaroux, (eines der thätigſten Mitglieder der Fakzion der ſogenannten Girondiſten im dermahligen Nazional-Konvent) den andern an ihren Vater; Briefe, welche gewiß jedem, der nur etwas weiter zu denken gewohnt iſt, als gewöhnlich eines Mannes Naſe reicht, zu den intereſſanteſten Bemerkungen Stoff gegeben haben, und die mir daher zu verdienen ſcheinen, in einer treffendern Dollmetſchung, als uns Zeitungsblätter gewöhnlich liefern, bekannt gemacht zu werden. Denn, auch ohne in den dermahligen politiſchen Angelegenheiten unſrer Nachbarn Parthey zu nehmen, iſt es für den aufmerkſamen Beobachter der Begebenheiten um uns her, und beſonders für den denkenden Forſcher und Thatenſammler der Welt- und Menſchengeſchichte, kein unerhebliches Schauſpiel, zu ſehen, „wie eine Nazion, die vor allen übrigen Europens durch Flatterhaftigkeit und tändelnden Sinn, durch die Gabe mit ſüßer Grazie alles hinweg zu liſpeln, was den Stempel des Ernſthaften trägt, und ſelbſt Gegenſtände zu bewitzeln und zu bonmotiſieren, von welchen nur irgend geſetzte Leute, ordentlicher Weiſe, nicht anders als ernſthaft ſprechen, — ſich von jeher ſo ſehr auszeichnete, und von der ſelbſt wir gelehrige Teutſche die brodloſe und in den meiſten Fällen ſo verderbliche Kunſt des Kleinmeiſterns gelernt haben, — daß, ſage ich, dieſe Nazion, die in

erſchlaffter Ruhe ihres, durch vielfältige politiſche Leiden und Drangſale knechtiſch danieder gedrückten Geiſtes alle Schwungkraft und jedes kühnere Gefühl für alles Große und Edle verlohren zu haben ſchien, — durch eine eben ſo gewaltſame als ſchnelle, wenn gleich längſt vorbereitete Kriſe ihren Karakter ſo gänzlich ausziehen, und, zum frappanteſten Abſtich mit ſich ſelbſt, ſich — wozu nach dem ordentlichen Laufe der Dinge die langſame Reife einer langen Reihe von Jahren gehört — im reißendſten Tempo zu einer Höhe von männlicher Tapferkeit und patriotiſchem Enthuſiasmus erheben konnte, den wir nur aus den Annalen der griechiſchen und römiſchen freyen Republiken kennen, und der ſelbſt ihre erbitterſten Feinde zur Verwunderung hinzureißen geſchickt iſt. *) Schade nur, und

 ewige

*) Ich beſorge ſehr, der Ungenannte, indem er von der männlichen Tapferkeit und dem patriotiſchen Enthuſiasmus der heutigen franzöſiſchen Nazion in ſo ſtarken Ausdrücken ſpricht, habe ſich von ſeiner erhitzten Einbildung weit über die Gränzen der Wahrheit wegführen laſſen. Etliche wenige einzelne Beyſpiele beweiſen hier eben ſo wenig für ſeinen Satz, als die Proben von Tapferkeit und Verachtung des Todes, welche die franzöſiſchen Kriegsheere und ſelbſt die bloßen zufälligen Attroupemens des gemeinen Volks bey ſo vielen Gelegenheiten in den leztverwichnen vier Jahren bewieſen haben. Ungeſtüme Hitze und brauſende Aufwallungen

ewige unauslöschliche Schande, daß der größte Theil ihrer Repräsentanten, die einen aus gemächlicher Blindheit, die andern aus bethörter, und noch andere — wir können es wohl sagen — aus niedrig bestochner Leidenschaft, das in sie gesetzte ehrwürdige Vertrauen der nach Hülfe rufenden Menschheit dermaßen mißbrauchen, und dem

lungen von Leidenschaft, — die bey jedem Widerstande (zumahl wenn die Wirkung der Kontagion des Beyspiels, der Nacheiferung und der gereizten Ruhmsucht durch die Menge der Theilnehmenden verstärkt wird) in kurzem bis zu einer blinden Wuth steigen können, welche sehr oft die nehmlichen Wirkungen, wie kaltblütige persönliche Tapferkeit, hervorbringt, — haben von jeher dieses feurige, eitle, leichtsinnige und ehrgeizige Volk karakterisiert; und man wird in ihrer ganzen Geschichte bis auf die Zeit, wo der glänzende Despotismus Ludwigs XIV. und die seit der Regentschaft Philipp von Orleans immer zunehmende Sittenverderbniß den alten Nazional-Karakter dämpfte, schwerlich eine Epoke von fünfzig Jahren finden, wo sich das französische Volk nicht eben so geneigt zum Aufstande und zur Empörung, eben so ungestüm hitzig, eben so scheinbar tapfer, edelmüthig und großherzig, in der That aber eben so ungroßmüthig, wild, rasend, grausam und kannibalisch bewiesen hätte, als es sich seit dem 6ten Oktober 1789. bey so vielen ähnlichen Gelegenheiten, und überhaupt in ihrem ganzen äußerst ungerechten und unmenschlichen Betragen gegen die Aristokraten und gegen den besten ihrer Könige bewiesen hat. W.

dem gutherzigen Kosmopoliten beym Anblick so vieler unter ihren Augen verübten Greuelthaten, welche der Nachwelt zu erzählen die Geschichtsmuse schaudert, — die Thräne für seine leidende Brüder wieder ins Auge zurückdrängt, die er so gern abzutrocknen schon im Begriffe war.

Es dient nicht zu meinem Zwecke, diese Betrachtungen hier weiter zu verfolgen. Das einzige will ich zu meinem gegenwärtigen Behufe noch anmerken, daß Willensäußerungen von Personen, die im Leben irgend eine ausgezeichnete Rolle spielten, wenn sie jetzt an dem sind, vom Schauplatz abzutreten, für uns immer etwas Sublimes haben, vielleicht, weil wir zu glauben geneigt sind, daß ihrem von der Hülle irdischer Vorurtheile schon halb entkleideten Blick geistige Gegenstände sich im reinern Lichte zeigen. — Das letzte Vermächtniß der sterbenden Korday an ihr Volk, das jetzt unter den Wettern seiner Feinde *) auf den brausenden Wogen der Anarchie

*) Der V. hat doch nicht vergessen, daß dieses Volk (das sich seiner usurpierten, wiewohl in einer bloßen elenden Täuschung bestehenden Souveränität so übel bedient) keine andere Feinde hat, als die es haben wollte, denen es, gegen alle Vernunft und Politik, selbst den Krieg ankündigte, und die es, durch das famose Dekret vom 15. Dezember 1792. in die Nothwendigkeit setzte, als Feinde gegen ein Volk aufzustehen, das durch

sein leckes Schiff zwischen Klippen und Sandbänken, jeden Augenblick in Gefahr an denselben zu scheitern, vor unsern Augen herumtreibt, — hat mir in diesem Betracht vorzüglich werth geschienen, in gegenwärtigem, zum gemeinnützigen Gebrauche bestimmtem Blatte einen Platz zu behaupten. Die Briefe selbst lauten nach der vor mir liegenden französischen Urkunde wie folget.

Korday an ihren Vater.

„Vergeben Sie mir, daß ich, ohne Ihr Gutachten einzuhohlen, über mein Leben disponierte; daß

seine Repräsentanten öffentlich erklärt hatte, die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis es alle europäischen Staaten seinen neuersonnenen sinnlosen Gesetzen unterworfen haben würde. Jedermann weiß, oder könnte es doch leicht wissen, daß die Franzosen bloß ihre am 14ten September 1791. so feyerlich pronulaierte und vom Volke mit den lebhaftesten Freudensbezeugungen angenommene Konstituzion unverletzt beyzubehalten, und sich in die Ordnung, welche darin festgesetzt ist, zu fügen brauchten, um Friede zu haben, und dem gröften Theile von Europa einen verderblichen Krieg zu ersparen, den, weltkundiger maßen, bloß die Jakobinische Faktion, von welcher sie sich seit zwey Jahren so jämmerlich bethören und ins Verderben ziehen lassen, angezündet hat, und bis auf diesen Tag durch immer neue und immer abscheulichere Beleidigungen zu unterhalten beflissen ist. W.

daß ich Ihren Fürwitz betrog, und unter dem Vorwande nach London zu reisen, den ruchlosen Marat ermordete. Dieser Bösewicht war der Urheber aller bürgerlichen Unruhen und Gräuel, unter denen mein Volk blutet; und ich wünsche mir Glück, daß durch mich mein Vaterland endlich von diesem Ungeheuer erlöst ist. Sie denken übrigens zu geläutert, um nicht zu wissen, daß nicht das Schaffot, sondern allein das Verbrechen entehrt. — Erbärmliche Republikaner! Mußte ein Weib euch die Bahn zu Großthaten zeigen? — Ich danke Ihnen für alle mir im Leben erwiesene zärtliche Liebe. Freuen Sie sich, daß Sie eine Tochter die Ihrige nennen können, die sie zu fühlen vermag diese Wonne, die der Tod dem giebt, der ihn stirbt für des Vaterlandes Heil."

Korday an den Konvents-Deputierten Barbaroux.

„Ich bin verurtheilt — Wohl mir! Nur eine kleine Stunde noch, und ich wandle im Kreise der edelsten Seelen meiner Art. Aber ich habe das Herz zu hoffen, daß unter fünf und zwanzig Millionen Menschen sich noch einige finden werden, die mir gleichen an Muthe. Arme, betrogene Nazion! — Doch, um Republikaner zu seyn, dürft ihr nur meinem Beyspiele folgen, und alle die Unholde mit einem Mahle von der Erde ausrotten, die euren freygebohrnen Sinn noch unter

dem

dem schimpflichen Joche der Knechtschaft gefangen halten. Ha! Barbaroux, blick her! Sieh die reinste der Freuden, wie ſie in diesem Augenblick meinen Busen schwellt! Sieh das unaussprechliche Entzücken der trjumfierenden Freyheit, errungen von mir durch den Tod der Guillotine, der mich mit Brutus vereint!"

* * *

Welch ein Weib, Leſer! Ich bedaure dich, wenn du von diesen Starkzügen ächten Seelenadels deinen Busen nicht gehoben fühleſt, und ich verachte dich, wofern du ein Mann biſt.

Geiſt der verewigten Korday, schwebe hernieder aus deinen lichten Regionen auf dein armes verwaiſtes Volk! Hauch in Preußens und Oeſterreichs mächtige Fürſtenherzen den großen Muth deiner von dem lauterſten Feuer des Patriotismus geläuterten Tugend! Beſeele Ihren erhabnen Zwillingsgenius mit dem rühmlichſten Eifer, die unterdrückte Sache der Unſchuld ſiegreich zu behaupten, damit da, wo jetzt Menſchen ſich würgen, und Liebende und Geliebte, gewaltſam aus ihren Umarmungen gerißen, in verödeten Fluren einſam trauern, Eintracht und Ruhe wiederkehren, Friede und Freude von neuem ſich ſchweſterlich gatten, und Herrſcher und Beherrſchte, durch wechſelſeitige Achtung und Liebe zum trauten Bunde vereint, bald wieder auf einem Wege ſich grüßen!

Seyd

Seyd stolz dann auf euer Werk! Du, in der Reihe der Gewaltigen dieser Erde der Erste, und Du, durch Ruhm deiner Ahnen und Vorahnen und Ehrgeitz ihnen nachzueifern, nicht in derselben der Zweyte! Seyd stolz auf das in euren Willen und eure Kräfte gesetzte Vertrauen aller Völker Europens; auf die gespannten Blicke, die sie auf euch heften, und die frohen Erwartungen aller Guten die eure Wege geleiten! Seyd stolz zuletzt auf euern Rang und das Bewußtseyn aller Vorzüge, durch die ihr über Millionen eurer Mitmenschen emporragt! Aber — o! könnt' ich meinen Worten Zauber, und meiner Rede Flügel geben, euer Ohr zu erreichen! — vergeßt nicht, daß nur der würdige Gebrauch derselben euch vor der übrigen Menge adelt; daß sie nur in so fern ein vollgültiges und von der Milde des Himmels euch geliehenes Pfund sind, das der öffentliche Glaube respektiert, wenn ihr nach Pflicht und Gewissen damit wuchert; daß nur die erworbne Achtung eurer Unterthanen der sicherste Schemmel eurer Füße — das gebaute Glück der eurem Scepter Anvertrauten, das erste und letzte Ziel, aber zugleich auch der süsseste Lohn eurer mühvollen Arbeiten — und — der durch väterliches Wohlthun erpreßte Besitz ihrer Herzen der glänzendste Stein eures Fürstlichen Diadems, so wie der glorreichste eurer königlichen Triumfe ist; ein Triumf, der alle eure noch so tapfer geschlagene Schlachten und noch so künstlich erfochtne

Siege,

Siege, der eure glänzendsten Eroberungen neuer Länder und Erdstrecken, erkämpft mit dem Mordschwerdt eurer Vasallen, und gedüngt mit dem Blute eurer Getreuen, — auf der Richtwage der unbestochenen Vernunft zu Boden schleudert.

Ihr alle endlich, die ihr Glieder seyd der Monarchenkette, geschlungen Europens Ruhe und seiner Nazionen Wohl zu sichern, und die ihr auf ein größeres oder kleineres Volk, dessen Willen zu lenken euch zu Theil wurde, herabschaut; o vergeßt nie eures erhabnen Berufs! Seyd Götter der Erde im göttlichsten Sinne des Wortes! Leuchtet selbst vor mit dem Muster jeglicher Tugend, die ihr euern Untergebenen gebietet! Ahmt ihr nach in ihren Werken, dieser über euch und uns gebietenden Allmacht, deren sichtbares Ebenbild und Bevollmächtigte ihr zu seyn hienieden bestimmt seyd! Seyd Pflanzer und Pfleger alles dessen, was den Erdkreis und seine Bewohner verschönert, und hinterlasset gesegnete Spuren eures vergänglichen, aber vielvermögenden Daseyns! Vor allem errichtet euch Monumente in den Herzen derer, die eurer Herrscherweisheit empfohlen sind, und ihr könnt keck der Ungerechtigkeit der Menschen Trotz bieten. Denn, seyd versichert, mit Suada's Griffel wird zur Kunde aller Zeiten und Geschlechter der urtheilsprechende Genius des Verdienstes eure Nahmen im Thatenbuche der Unvergänglichkeit eingraben: indeß Jahrtausende bis

diesen

diesen Augenblick undankbar der weiland Hochmuth prahlende Koloß, die Mumien Aegyptischer Faraonen in träger Schwere drückt. Alle seine Mühe wird verlohren seyn, und sollt' er ausharren bis zum letzten Posaunenton, der euch und uns zugleich aus Einem Grabe auferstehen heißt, zu empfangen nach Einem Maaße — wie wir gelebt haben.

— h.

Ein Paar Anmerkungen des Herausgebers über Scharlotte Korday.

Die Frage, ob diese junge Dame berechtigt gewesen sey, ihr Vaterland von dem halbwahnsinnigen Volksfreunde Marat durch einen Meuchelmord zu befreyen? muß (wie jedermann sieht) eigentlich so gestellt werden: Gehört der Fall, worin sich diese französische Jael oder Judith befand, unter die Fälle, die von der allgemeinen Vernunft als Ausnahmen von der allgemeinen Regel erkannt werden? Niemand zweifelt, daß Sch. Korday sich selbst gegen einen gewaltsamen Angriff ihres Lebens oder ihrer Ehre, von Seiten Marats, im äußersten Nothfall, auf Kosten des Lebens des Angreiffers hätte vertheidigen dürfen. Dies ist, unter den besagten Bedingungen, einem Jeden gegen einen Jeden erlaubt. — Aber gilt dies auch von dem Falle, da ein Bürger den andern eigenmächtig des Lebens beraubt, weil er

ihn

ihn für einen ruchlosen Bösewicht und Urheber des öffentlichen Elends seines Vaterlandes hält? So wie bey jener Frage, die bejahende Antwort sogleich auf Jedermanns Lippen schwebt: so wird hingegen bey dieser Jedermann stutzen, und sich zwischen Ja und Nein in Zweifel befangen fühlen. Denn auf der einen Seite ist es Pflicht, das Vaterland mit Gefahr seines eigenen Lebens zu retten; auf der andern, was würde aus der persönlichen Sicherheit der Bürger eines Staates werden, wenn eines jeden Leben bloß von der (vielleicht irrigen) Meynung, die irgend ein anderer von dem Grade seiner (vielleicht nur eingebildeten) Gemeinschädlichkeit gefaßt hätte, abhienge? Wer weiß nicht, wie sehr eine exaltierte Einbildungskraft, und der Fanatismus überspannter Leidenschaften die Urtheilskraft eines Menschen, zumahl eines Weibes, irre führen können? — Ich zweifle sehr, daß die That der Korday, in dieser Rücksicht, dadurch gerechtfertiget sey, wenn man sagt: ihr Vaterland befinde sich gegenwärtig in einem schwankenden Mittelzustand zwischen Anarchie und Unterdrückung, indem es seit Abschaffung der gesetzmäßigen königlichen Autorität der Willkühr einer tyrannischen Rotte Preis gegeben sey, die dem Willen so vieler Millionen für frey und gleich erklärter Menschen die schmählichsten Fesseln anlegt, und, mit einer wahrhaft Jakobinischen (Dominikanischen) Intoleranz, jeden freyen Gebrauch der Vernunft, der mit ihren Meynungen

gen

gen und Absichten nicht zusammenstimmt, zu einem Kapitalverbrechen macht. Denn, gesetzt auch, daß sich Frankreich wirklich in einem Zustande von gänzlicher Anarchie oder Auflösung aller politischen Bande und positiven Gesetze befinde (welches sich doch wohl so schlechterdings nicht behaupten läßt) — so würde doch eine Gewaltthat, welche jedem exaltierten Kopfe das Recht gäbe, jeden vermeinten Feind des Vaterlandes aus dem Wege zu räumen, durch das Moralgesetz allein, dessen allgemeine Verbindlichkeit von positiven Gesetzen ganz unabhängig ist, für unerlaubt erklärt.

„Woher kommt es denn also, daß, ausser den geschwornen Freunden und Brüdern Marats, schwerlich jemand die Geschichte der Scharlotte Kordan gehört oder gelesen hat, ohne eine unfreywillige Regung in sich zu fühlen, die ihn zu gleicher Zeit zum Mitleiden, und zur Bewunderung für dieses ausserordentliche Mädchen nöthigte?"

Diese zweyte Frage wird, dünkt mich, leicht zu beantworten seyn, wenn wir die mancherley verschiedenen Empfindungen, die hier unvermerkt in Einem Gefühl zusammenfließen, gehörig von einander scheiden. Marat war schon lange (seine Parthey ausgenommen) ein Gegenstand des allgemeinen Abscheues; man betrachtete dies

sen fanatischen Volksfreund, bey dem die tollste Wuth gegen alles was sich mit seinem demokratischen Lieblingssystem nicht vertrug, seit mehrern Jahren zum habituellen Zustand und zur andern Natur geworden war, als eine Art von Ungeheuer, dessen Reden und Handlungen auch den unbefangensten Zuschauer zweifelhaft ließen, ob man ihn für einen Wahnsinnigen oder einen Bösewicht, für einen Menschen oder einen Teufel halten sollte. Am Ende fand sichs denn doch, daß er nur ein Mensch, wiewohl ein höchst verkehrter, verschrobener, und (was vielleicht nicht wenig beytrug, ihn so giftig, blutdürstig und wüthend zu machen) ein von Skorbut und Verole zerfressener elender Ruin von einem Menschen war. Da er, während der Revoluzion, als Verfasser des *Ami du peuple*, und besonders seit der Sitzung des gegenwärtigen Nazional Konvents, als Deputierter, eine sehr abscheuliche Rolle gespielt hatte; da man ihn mit Recht für einen der thätigsten Urheber der Zerrüttung seines Vaterlandes ansah, und sein Tod längst schon der Wunsch aller, die es mit Frankreich wohl meynten, gewesen war: so war auch, bey der ersten Nachricht von seiner Ermordung, eine unfreywillige Anwandlung von Vergnügen über die Gerechtigkeit, welche die göttliche Nemesis durch die Hand eines Weibes (wer sie auch seyn möchte) an ihm ausgeübt zu haben schien — bey mir wenigstens, ich gestehe es — das erste, was ich

zwar

zwar unfreywillig in mir fühlte, aber was meine Vernunft selbst nicht mißbilligte; und natürlicher Weise konnte dies Gefühl derjenigen, die dem Schicksal ihren Arm geliehen hatte, nicht anders als günstig seyn. Indessen gesellte sich beynahe in dem gleichen Augenblicke die Reflexion dazu: er war ein Mensch — ein elender kranker Mensch — zwar schädlich und übelthätig, aber doch nicht mit dem Willen es zu seyn, sondern im Gegentheil mit der völligsten Ueberzeugung, daß er auf dem Wege, den er gieng, sich um sein Volk und um die ganze Menschheit unendlich verdient mache. Natürlich erregte diese Reflexion das mitleidige Gefühl, dessen sich beym Anblick des gewaltsamen Todes eines Menschen, wäre es auch der größte Verbrecher, kein andrer Mensch, am allerwenigsten einer, der sich mit Leichtigkeit an den Platz eines jeden zu setzen gewohnt ist, erwehren kann. Zu diesem Gefühl gesellte sich eben so schnell der nicht weniger natürliche und gerechte Abscheu vor jedem Meuchelmorde, als dessen Vorstellung an sich selbst etwas zugleich verhaßtes und verächtliches hat. Beyde Regungen konnten nicht anders als der Mörderin ungünstig seyn. Wäre nun Sch. Korday, nach vollbrachter That, glücklich entwischt und der Strafe entgangen, die jedem Meuchelmorde gebührt: so wäre es bey jenem dreyfachen Gefühl geblieben; ich hätte die Gerechtigkeit der göttlichen Nemesis angebetet, den Elenden bedauert, den

die Natur zu meinem Bruder *) gemacht hatte, so wenig ehrenvoll mir auch die Verwandtschaft war, und der Enthusiastin zwar das Glück, der Guillotine entgangen zu seyn, herzlich gegönnt, aber ohne damit die Handlung, womit sie solche verdient hatte, gut zu heißen. Allein die Mörderin entkam nicht, hatte auch nicht die geringste Anstalt dazu gemacht; es zeigt sich vielmehr, daß sie, zu eben der Zeit, da sie den Marat als einen dem Vaterlande höchst verderblichen Bösewicht zu tödten beschloß, sich auch freywillig entschlossen hatte, es auf Kosten ihres eignen Lebens zu thun. Weit entfernt, sich die That, bey welcher sie ergriffen wurde, reuen zu lassen, die Schuld von sich auf andere abwälzen zu wollen, oder (wie man ihr zumuthete) Mitschuldige anzugeben, beharrete sie dabey, das, was sie gethan, aus eignem Antrieb und aus dem reinsten Beweggrunde gethan zu haben; sie war stolz darauf, in einem Alter von 25 Jahren mit freywilliger Aufopferung ihres eignen Lebens ihrem Volke eine der größten

*) Hoffentlich bedarf es bey Niemand — als etwa bey denen, die vor vielen Jahren, ich weiß nicht welchem Romanschreiber auf sein Wort glaubten, daß ich einen ältern Bruder hätte, der eine gewisse kleine Chronik, ich weiß nicht von welchen Königen geschrieben habe, — der Versicherung, daß Marat nicht in der engern Bedeutung des Wortes, sondern nur in derjenigen, worin alle Adamskinder Brüder sind, auch der Meinige war.

größten Wohlthaten erwiesen zu haben; sie gieng dem Tode mit der ruhigsten Herzhaftigkeit entgegen, und erhielt sich in dieser Fassung, ohne die geringste Schwäche zu zeigen, bis zum letzten Augenblick. Alles dies schien eine ungewöhnlich große Seele zu beweisen, und erregte zugleich Bewunderung, Liebe und Bedauren. Das, was an ihrer That unrecht war, verschwand, so wie man sich versichert hielt, daß sie in ihrem Gewissen überzeugt war, recht und edel gehandelt zu haben. Und wie hätte man nicht hievon versichert seyn sollen, da sie weder durch Rachsucht, (denn Marat hatte sie ja nicht persönlich beleidiget) noch durch irgend einen eigennützigen Beweggrund, (denn sie wußte ja, daß sein Tod unfehlbar auch der ihrige seyn würde) also — bloß durch die reinste Vaterlandsliebe, und durch das Verlangen, ihren Mitbürgern ein großes Beyspiel zu geben, dazu angetrieben worden sey?

Allein, war nicht dieser letzte Schluß vielleicht doch wohl zu voreilig? Gab es nicht noch einen andern, nicht so reinen Antrieb, dessen Reiz einer Person von ungewöhnlich lebhafter Einbildung, an welcher ohnehin nichts als ihr Geschlecht weiblich schien, und die vielleicht mehr als Eine geheime Ursache des Lebens überdrüssig zu seyn, haben mochte — den Tod gleichgültig, ja sogar wünschenswerth machen konnte? Konnte es nicht der Ehrgeiz seyn, durch eine so auffer-

ordentliche That, — als es diese war, den vom Pariservolk beynahe angebeteten Volksfreund auf Kosten ihres eigenen Lebens mitten in Paris, mitten unter dem Volke, dessen Abgott er war, zu tödten, sich über ihr ganzes Geschlecht zu erheben, und einen Nachruhm zu erwerben, der so lange dauern würde, als die Französische Nazion und die Annalen des Menschengeschlechts? Ich müßte mich sehr irren, oder der Ton und die Sprache der beyden Briefe selbst, die unsern Ungenannten so mächtig begeistert haben, verräth diesen Beweggrund ziemlich deutlich; und warum sollte denn auch die bloße französische Eitelkeit, die schon so viel Wunder gethan hat, in der Seele einer romantischen ci-devant Demoiselle nicht auf einen so hohen Grad haben steigen können, daß sie dem Gedanken, „durch die Guillotine mit Brutus „vereinigt zu werden" und „im Kreise der edelsten Seelen ihrer Art zu wandeln," eben so wenig widerstehen konnte, als ein zärter organisiertes, schwächeres Mädchen einem Liebhaber, der sie in den Kreis aller Götter vor Paphos und Cythere zu versetzen verspricht? — Doch, ohne mich bey dieser Möglichkeit aufzuhalten, auch Patriotismus, wenn er zu einer fanatischen Leidenschaft wird, hört auf eine verdienstliche Tugend zu seyn, und verliert seine Ansprüche an unsere Hochachtung. Brutus selbst wird wegen seiner Theilnahme an der Ermordung Cäsars nur von einseitigen Enthusiasten bewundert, die es

für

für Nichts rechnen, daß diese That vielmehr ein Unglück als eine Wohlthat für die Republik war, indem es mit ihr dahin gekommen war, daß sie ohne ein Oberhaupt nicht länger bestehen konnte, und unter allen Römern keiner besser dazu taugte als Cäsar. — Von diesem auf Marat ist nun freylich ein ungeheurer Abstand! Da ihn aber gleichwohl die Imaginazion unserer Heldin übersprungen hat, und da sie in ihren eignen Augen die Vergleichung mit Brutus aushält: so frage ich: was für große Vortheile konnte sie ihrem Vaterlande von der Ermordung eines Marat versprechen? Welche Wahrscheinlichkeit hatte sie, daß ihrem Volke dadurch geholfen sey? Oder konnte sie etwa, wie Brutus, auf das, was sie selbst dazu beytragen würde, rechnen? Was half es dem gemeinen Wesen, von Einem Bösewicht befreyt zu seyn, der zu wahnsinnig war um auf andre Weise Schaden zu thun, als in so fern er von viel größeren und schlauern Bösewichtern als bloßes Werkzeug gebraucht wurde? Wie konnte sie glauben, daß dieser einzelne Kopf der Jakobinischen Hyder nicht sogleich durch zehn andere ersetzt werden würde? Warum überließ sie den aussätzigen Marat nicht dem weit schrecklichern Schicksal, das ihm bevorstund, und stieß ihren Dolch nicht lieber einem Robespierre, oder Danton, oder Schabot, oder Barrere ins Herz, deren jeder eben so viel Schuld an dem Verderben ihres Vaterlandes hatte als Marat, und von deren Leben es

noch ungleich mehr Böses zu erwarten hat, als ihm das bereits halbvermoderte Gespenst noch zufügen konnte? Sollte man nicht beynahe glauben, daß auch sie nur ein verblendetes Werkzeug des persönlichen Hasses gewesen sey, den die Büzot und Barbaroux dem über sie triumfierenden Volksfreunde geschworen hatten?

Das Resultat aller dieser Betrachtungen dürfte vielleicht das Horazische Nil admirari scheinen, welches auf die anomalischen Handlungen ungewöhnlicher Menschen wohl am richtigsten anzuwenden ist. Doch so weit wollen wir diese Gleichmüthigkeit nicht treiben, daß wir sogar der heroischen, sich selbst aufopfernden Tugend unsre Bewunderung versagen sollten! Nur muß uns erlaubt seyn, uns erst gewiß zu machen, ob es auch wirklich Tugend, oder vielleicht nur ein schimmerndes Meteor, wo nicht etwa gar (wie Sankt Augustin von den Tugenden der Heiden behauptete) ein glänzendes Laster sey, was man uns für heroische Tugend giebt. Verdient Scharlotte Corday wirklich die Bewunderung der Nachwelt, so wird mir ihr Schatten gern verzeihen, wenn ich wünsche, daß wir durch genauere und zuverläßigere Nachrichten von ihren Umständen, ihrer Erziehung, ihrem vorigen Leben, der Geschichte ihres Geistes und Herzens, ihrem Karakter, ihren Verbindungen und Aussichten, in den Stand gesetzt werden möchten, über sie und ihre That

so

so richtig und unbefangen zu urtheilen, daß unser Beyfall einer großen Seele, die nichts mehr von uns zu hoffen noch zu fürchten hat, angenehm seyn könne.

Eben, da dies geschrieben war, erhielt ich den Moniteur vom 29. 30. und 31sten Jul. *) worin sowohl der ganze Proceß der Korday, als die beyden Briefe, so sie am Tage vor ihrem Tode an Barbaroux und an Hrn. d'Armans, ihren Vater, schrieb, in extenso mitgetheilt werden. Ich ersehe daraus, daß Scharlotte Korday entweder zweyerley Briefe, sowohl an Barbaroux als an ihren Vater geschrieben haben müßte, oder daß die zwey kleinen Briefe, die man bereits in andern Zeitblättern gelesen und wovon unser Ungenannter uns mit einer neuen, der Energie der Originale gemäßern Uebersetzung hat beschenken wollen, unächt und untergeschoben sind — welches, allen Umständen nach, das wahrscheinlichste ist. Der Brief an Barbaroux, den der Moniteur mittheilt, ist Dienstag den 16ten Jul. abends um 8 Uhr datiert, und nimmt in besagtem Blatte zwey große Kolumnen ein. Er fängt mit den Worten an: „Ihr

*) Der durch das bekannte Dekret vom 1sten August, welches den Posten alle Gemeinschaft mit dem teutschen Reich untersagt, bisher aufgehalten worden war.

habt Verlangen getragen, Bürger, daß ich euch von meiner Reise einen umständlichen Bericht erstatte; ich werde euch also nicht die geringste Anekdote erlassen." Und nun folgt eine Erzählung alles dessen, was ihr auf ihrer Reise und zu Paris bis auf den Augenblik begegnet, da sie die That vollbrachte, worüber sie ganz kurz ist, weil Barbaroux den Detail davon in den Journalen zu lesen bekommen würde. Nur was sie von Marats letzten Worten sagt, verdient ausgehoben zu werden. Sie drückt sich bey dieser Gelegenheit so aus, daß man beynahe denken sollte, sie sey, als sie zu Marat kam, noch nicht völlig entschlossen gewesen. „Hier, sagt sie, *) sind die lezten Worte, die er zu mir sprach, nachdem er euer aller (vermuthlich der entflohenen Deputierten) und der Administratoren von Kalvados Nahmen von mir erfragt hatte. Er sagte mir, um mich zu trösten: er würde euch in wenig Tagen zu Paris guillotinieren lassen. Diese lezten Worten entschieden sein Schicksal." — „Ich gestehe (setzt sie gleich darauf hinzu) daß das, was mich völlig zum Entschluß gebracht hat, der Muth ist, womit sich unsre Freywilligen" (aus dem Departement von

*) Voici les dernieres paroles, qu'il m'a dites après avoir reçu vos noms à tous et ceux des Administrateurs de Calvados. Il me dit, pour me consoler, que dans peu de jours il vous feroit guillotiner à Paris. *Ces derniers mots decidérent de son sort.*

von Kalvados) „am letzten Sonntag den 7. Jul. anwerben lieſſen *). Sie erinnern ſich, wie groß meine Freude darüber war. Ich verſprach mir ſelbſt, ich wollte wohl machen, daß Petion ſich den Argwohn, den er wegen meiner Geſinnungen zeigte, gereuen laſſen ſollte. Wär' es Ihnen denn leid, wenn ſie nicht marſchierten? ſagte er. — Kurz, ich bedachte, **) es wäre Schade, wenn ſo viel brave Leute nach Paris kämen um den Kopf eines einzigen Menſchen zu hohlen, den ſie vielleicht doch hätten verfehlen können, oder der den Verluſt vieler braver Bürger nach ſich gezogen hätte; er wäre (dacht ich) ſo vieler Ehre nicht werth; die Hand eines Weibes wäre dazu ſchon hinreichend." — Einige Zeilen darauf ***) kömmt

*) Allem Anſchein nach, zu einem Zuge nach Paris, um dem Marat den Garaus zu machen.

**) Enfin j'ai conſideré que tant de braves gens venant à Paris pour chercher la tête d'un ſeul homme, qu'ils auroient peut-être, manqué, ou qui auroit entrainé dans ſa perte beaucoup de bons citoyens; il ne meritoit pas tant d'honneur; cela ſuffiſoit de la main d'une femme.

***) Den folgenden Zug hätte ich ſchier übergangen, wiewohl er in der That zu karakteriſtiſch iſt, um nicht bemerkt zu werden. „Als ich von Kaen abgieng (ſagt ſie) war ich Willens, ihn (den Marat) auf dem Gipfel des Berges des Nazional-Konvents zu opfern; aber er gieng nicht mehr hin."

kömmt wieder eine Stelle, die angezeichnet zu werden verdient. — „Zu Paris (sagt sie) begreift man nicht, wie ein unnützes Weib, dessen längstes Leben doch zu nichts gut wäre, ihr Leben mit kaltem Blut aufopfern kann, um ihr Vaterland zu retten. Ich erwartete nichts anders, als daß ich auf der Stelle getödtet werden würde. Einige herzhafte und in der That über alles Lob erhabne Männer schützten mich gegen die sehr verzeihliche Wuth derjenigen, die ich (durch Marats Tod) unglücklich gemacht hatte. Weil ich bey kaltem Blute blieb, so war mir das von einigen Weibern gegen mich erhobene Geschrey empfindlich; aber wer sein Vaterland rettet, achtet nicht was es ihn kosten mag. Möchte doch der Friede sobald, als ich es wünsche, hergestellt seyn! Ein großer Bösewicht ist nun weniger; ohne dies hätten wir ihn nie erhalten können. In mir ist es schon seit zwey Tagen Friede; das Glück meines Vaterlandes ist das meinige.“ — Sie erwähnt hierauf ihres Vaters mit einiger Besorgniß, daß er ihrentwegen beunruhiget werden möchte, und bittet den Barbaroux und seine Kollegen, sich solchen Falls der ihrigen anzunehmen. Und nun fährt sie fort: „Ich habe in meinem Leben nur ein einziges Wesen gehaßt, und ich habe meinen Karakter gezeigt. Diejenigen, die mich betrauren, sollen sich freuen, mich in den Elyseischen Feldern bey Brutus und einigen Alten zu sehen; denn die Neuern

ten-

centieren mich nicht; es sind so schlechte Leute! Es giebt wenig wahre Patrioten, die für ihr Vaterland zu sterben wissen; sie sind fast alle Egoisten. — „Man hat mir, setzt sie hinzu, zwey Gendarmes zugegeben, damit ich keine lange Weile habe; bey Tage hab' ich dies sehr gut gefunden, aber nicht bey Nacht; ich habe mich über diese Unanständigkeit beklagt, aber die Comité hat nicht für gut gefunden sich darum zu bekümmern. Ich denke es war ein Einfall von Chabot; nur ein Kapuziner kann solche Ideen haben . . .“

Sie spricht nun von ihrem Verhör — von ihrem fehlgeschlagnen Vorhaben, dem Departement von Kalvados ihr Porträt zu schicken — von der Wahl ihres gerichtlichen Vertheidigers — wie sie über ihr übriges Geld zu disponieren gedenke — verwundert sich, daß das Volk sie so ruhig nach der Conciergerie habe bringen lassen, und will, daß Barbaroux „den guten „Einwohnern von Kaen, die sich zuweilen kleine In„surrekzionen erlaubten ꝛc. diese neue Probe der Mäßi„gung des Pariservolks zum Muster vorhalte. Mor„gen um 8 Uhr (setzt sie nun unmittelbar hinzu) rich„tet man mich; wahrscheinlich um Mittag werd' ich „gelebt haben, um die Römersprache zu reden. „Man wird nun doch wohl an den Muth der Einwoh„ner des Kalvados glauben, da sogar die Weiber die„ses Landes Festigkeit zu beweisen fähig sind. Uebri„gens weiß ich nicht, wie die letzten Augenblicke meines

„Lebens

„Lebens vorbeygehen werden, und nur das Ende krönt „das Werk. Ich habe nicht nöthig, Unempfindlich„keit über mein Schicksal zu affektieren; denn bis itzt „spüre ich nicht die geringste Furcht vor dem Tode; „ich habe das Leben nie anders als nach dem Nutzen, „den es haben konnte, geschätzt."

Mit dieser Kaltblütigkeit, in diesem simpeln, gelassenen, prunklosen Ton ist der ganze Brief geschrieben. Die Unzierlichkeit und Nachläßigkeit der Sprache macht es mir wahrscheinlich, daß auch die wenige Ordnung, die darin auffallend ist, nicht sowohl von dem Zustande ihres Gemüthes, als von ihrer in diesem Stücke vernachlässigten Erziehung und von wenig Uebung im Schreiben zeuge. Uebrigens scheint mir gerade diese Kaltblütigkeit und Ruhe, und diese alltägliche Prosa, die sie in ihrem Briefe spricht, ihrem Karakter mehr Ehre zu machen, als die begeisterte, auf Kothurnen daher schreitende, komödiantische Sprache des kleinen Briefes, den sie an Barbaroux geschrieben haben soll, und vermuthlich nicht geschrieben hat. Mir ist ganz wahrscheinlich, daß irgend ein enthusiastischer Bewundrer unsrer Heldin durch diese verschönerte Einkleidung ihrer in dem echten Brief an B. nur in schlichter Prosa ausgedruckten Gesinnungen sich um ihre Manen verdient zu machen geglaubt hat.

Auch der Brief an ihren Vater, den der Moniteur mittheilt, und der ebenfalls am 16ten geschrieben

ist,

ist, lautet anders als derjenige, den mein Ungenannter (aus dem Journal de Paris vermuthlich) geliefert hat. Da er kurz ist, so will ich ihn ganz hersetzen, damit der Leser, den dies etwa interessieren mag, selbst urtheilen könne. „Verzeihen Sie mir, lieber Papa, daß ich ohne Ihre Einwilligung über mein Leben disponiert habe. Ich habe viel unschuldige Schlachtopfer gerächt; bin vielem Unheil zuvorgekommen: das Volk, wenn ihm die Augen einst aufgehen, wird sich freuen, von einem Tyrannen befreyt worden zu seyn. Daß ich Sie zu bereden gesucht habe ich gehe nach England, kam daher, weil ich damahls hoffte, *incognito* bleiben zu können;*) aber ich habe die Unmöglichkeit bald eingesehen. Ich hoffe, man werde Sie ganz und gar nicht beunruhigen; allenfalls werden Sie Vertheidiger in Kaen finden. Adieu, mein lieber Papa; ich bitte Sie mich zu vergessen, oder vielmehr sich über mein Schicksal zu erfreuen. Sie kennen Ihre Tochter; ein tadelhafter Beweggrund hätte sie nicht leiten können. Ich umarme meine Schwester, die ich von ganzem Herzen liebe, so wie alle meine Verwandte. Vergessen Sie den Vers des Corneille nicht:

Le crime fait la honte et non pas l'Echafaud.

Das Laster schändet bloß, nicht das Schaffot.

Morgen um 8 Uhr, wird man mich richten."

Ich

*) Nehmlich, den Marat zu expedieren, ohne entdeckt zu werden.

Ich gestehe, daß ich den schlichten Styl dieses Briefes dem pompösen und aufgeschraubten in der Uebersetzung des Ungenannten weit vorziehe.

Da ich mich schon so lange bey dieser normannischen Heldin aufgehalten habe, so wird es den Lesern vielleicht nicht unangenehm seyn, auch die kurze, aber meisterhafte Vertheidigung (weil sie die einzig mögliche war, die allenfalls noch etwas zu ihren Gunsten hätte wirken können) zu sehen, welche der ihr vom Gericht gesetzte Defensor *Chauveau* für sie ablegte.

„Die Beklagte gesteht kaltblütig die entsetzliche That so sie begangen hat; sie gesteht kaltblütig, lange damit in Gedanken umgegangen zu seyn; sie gesteht die abscheulichsten Umstände derselben; mit Einem Worte, sie gesteht Alles, und sucht sich nur nicht einmahl zu rechtfertigen. Dies, Bürger Geschworne, ist ihre ganze Vertheidigung. Diese unerschütterliche Ruhe, diese gänzliche Verläugnung ihrer selbst, ohne einiges Zeichen einer Gewissensrüge, und dies, so zu sagen, im Angesicht des Todes, — diese Ruhe und diese Selbstverläugnung, wie sublim sie auch in gewissem Sinne seyn mögen, sind nicht in der Natur; sie lassen sich nicht anders erklären, als aus der Exaltazion des politischen Fanatismus, der ihr den Dolch in die Hand gegeben. Euch, Bürger, kommt es nun zu, zu urtheilen, wie viel Gewicht

diese

dieſe moraliſche Betrachtung in der Wagſchale der Gerechtigkeit haben ſoll: ich überlaſſe dies Eurer Klugheit."

Die Beklagte war mit dieſer Vertheidigung ſo wohl zufrieden, daß ſie, nachdem das Tribunal ihr Todesurtheil (als worauf alle Geſchworne geſtimmt hatten) ausgeſprochen, ſich gegen Chauveau wandte, und ſagte: „Sie haben mich auf eine zarte und edelmü„thige Art vertheidiget; dies war die einzige, die ſich „für mich ſchicken konnte; ich danke Ihnen dafür; „ſie hat mir eine Hochachtung für Sie eingeflößt, wo„von ich Ihnen einen Beweis geben will. Dieſe Her„ren ſagen mir ſo eben, daß mein Vermögen konfis„ziert ſey; ich bin etwas im Gefängniß ſchuldig; ich „trage Ihnen auf dieſe Schuld zu bezahlen.„ — Ich denke, dieſer Zug, und dies ganze Impromptu, unmittelbar nach empfangnem Todesurtheil, iſt viel werth.

Als ſie hierauf nach der Conciergerie zurückgebracht wurde, bot ihr ein Beichtiger ſeine Dienſte an. Danken Sie, ſagte ſie zu ihm, in meinem Nahmen den Perſonen, welche ſie überſchickt haben; aber ich bedarf ihres Amtes nicht. (je n'ai pas beſoin de votre miniſtere.)

Als (eine Stunde darauf) der Nachrichter kam, ſie zum Tode zu führen, ſchrieb ſie eben an folgendem Billjet, welches ſie ihn endigen und ſiegeln zu dürfen erſuchte.

An *Doulcet Pontecoulant.* *)

„Dulcet-Pontecoulant ist eine Memme, (un lâche) daß er sich geweigert hat, mich zu vertheidigen, da dies doch eine so leichte Sache war. Der, der es gethan hat, hat sich mit aller möglichen Dignität benommen; ich werde ihm bis zum letzten Augenblick dankbar dafür seyn."

Marie Korday.

Indem sie zum Schaffot gieng, (sagt der Moniteur) hörte sie unterweges nichts als Applaudissemens und Bravo's. Ein Lächeln war das einzige Zeichen, wodurch sie ihre Empfindungen ausdrückte. Auf dem Schaffot selbst behielt ihr Gesicht noch die frische Farbe einer vergnügten Frauensperson. (la fraicheur et le coloris d'une femme satisfaite.)

Ich denke, nach allen diesen datis bedürfen wir keiner weitern Nachrichten, um unser Urtheil von Marie Anne Scharlotte Korday zu berichtigen, wenn wir es nicht lieber bloß bey dem, was uns das Gefühl für sie sagt, bewenden lassen wollen.

W.

---

*) So hieß der Vertheidiger den sie selbst erbeten hatte, und der es abschlug.

IV.

Apologie der teutschen Lettern, mit einer Antwort des Herausgebers.

Man hat den unglücklichen *) Einfall gehabt die teutschen Lettern verbannen zu wollen; ich möchte sie uns zu erhalten versuchen.

Es sey Mönchsschrift, sagt man; alle Nazionen haben sie verlassen, wir müßten sie auch abschaffen.

Ob sie Mönchsschrift ist oder nicht, das thut zur Sache nichts, wenn sie sonst etwas Gutes hat. Unsre gewöhnlichen Ziffern sind ja arabischen

*) Warum unglücklichen? Dies sieht ja beynahe wie ein kleiner sachwalterischer Kunstgriff aus, den lateinischen Lettern schon zum Voraus einen bösen Nahmen zu machen, ehe dem Leser noch Gründe für oder wider sie vorgelegt sind? Ob der Einfall unglücklich gewesen sey oder nicht, ist ja eben der Punkt, der erst ausgemacht werden soll; und er muß also nicht als etwas schon ausgemachtes vorausgesetzt werden. Wir wollen die Einwürfe des Hrn. M. ruhig anhören und prüfen, wie viel oder wenig sie gegen die lateinischen Lettern entscheiden. Das Publikum mag dann, wenn beyde Theile abgehört sind, den Ausspruch thun.

schen Ursprungs, und wir ziehn sie doch den römischen vor. Freylich haben die Europäischen Nazionen unsere Schrift verlassen, aber zu einer Zeit, da sie noch ganz anders aussah als jetzt. Sie hätten sie wohl nicht verlassen, wenn sie die Schrift in der Vollkommenheit gekannt hätten wie wir. Sie wechselten mit der Schrift zu einer Zeit, wo ihre Sprache noch nicht die völlige Ausbildung hatte, und wo es also noch Zeit war, daß sich die Sprache der Schrift und die Schrift der Sprache anschmiegen konnte. Dieses ist jezt bey uns zu spät. Wir haben sogar Schriftzeichen, die sich in den beliebten lateinischen Lettern gar nicht, oder höchst unangenehm geben lassen. Mit den Diftongen hilft man sich noch zur Noth; aber, wie ein Freund von mir bemerkte, das ß läßt sich in der lateinischen Schrift, ausser dem Kursiv, gar nicht geben, ohne einen neuen Karakter dazu zu erfinden, der dann wohl schwerlich mit den übrigen Karaktern harmonieren würde; denn das ſz ist nicht nur gar nicht der Buchstabe den wir haben wollen, drückt das gar nicht aus was unser ß bedeutet, sondern sieht denn auch häßlich aus; das ſs wird auch gewiß Niemand für unser ß gelten lassen wollen.

Aber, die Haupturſache, weswegen ich für die Beybehaltung der teutschen Schrift bin, ist diese: sie ist den Augen angenehmer als die lateinische. Man verstehe mich nicht Unrecht; nicht dem Auge

als

als Beurtheiler der Schönheit, sondern den Augen als Organ. Jedermann, der ein etwas schwaches Gesicht hat, (und derer sind ja unter den lesenden und schreibenden Menschen sehr viele) fühlt die Augen mehr angegriffen vom Lesen lateinischer Schrift, als vom Lesen der teutschen, von gleicher Größe, gleicher Schwärze, auf gleichem Papier. Mehrere haben dieses schon bemerkt, und ich bin gewiß, sehr viele werden es gegründet finden, wenn sie darauf achten.

Was sollte die Ursach seyn, warum die teutsche Schrift den Augen leidlicher wäre als die lateinische? — Wenn man nur erst von der Thatsache überzeugt ist, so wird man das warum bald finden. Einige Fingerzeige glaube ich indessen schon dazu geben zu können.

Ich fand einst, vor langer Zeit, bey einem Freunde die schöne Pariser Quart-Ausgabe der Italiänischen Dichter. Wer sie kennt wird mit mir übereinkommen, daß sie wohl das schönste bisher bekannte Werk der Buchdruckerkunst sey; die typografische Pracht ist daran verschwendet. Das schöne Papier hat nirgends den kleinsten Fehler, die Zeilen sind weit von einander, und die Buchstaben sind von einer Reinheit, Schärfe und Form, daß sie weder die gewöhnliche Didotsche, noch die, wie mir däucht, schönere Baskervilsche, erreicht. Ich las einige Seiten in diesem Buche, und schon in der kurzen Zeit spürte ich, ohne eben ein schwa-

ches Gesicht zu haben, daß mir das Lesen eine unangenehme Empfindung in den Augen verursachte. Indem ich daher das Buch aus der Hand legte, sagte ich meinem Freunde: so schön es ist, so möchte ichs doch nicht durchlesen. Ich sagte ihm aber nichts neues, denn er antwortete mir: es fatiguirt die Augen. Ich dachte damals nicht weiter über die Ursach nach.

Seitdem hat man angefangen viele teutsche Bücher mit lateinischer Schrift zu drucken. Seitdem hörte ich engländische Gelehrte über unsre teutsche Schrift klagen, und mich versichern, teutsche Bücher und teutsche Gelehrsamkeit werde unter ihnen weit angenehmer werden, wenn man nur anfangen wolle die gothische Schrift abzuschaffen, und das teutsche dadurch lesbarer machen. Seitdem ist man in Teutschland von dem Extrem des schlechtesten Papiers, der stumpfsten Lettern, zu dem des prächtigsten Papiers und der saubern Didotischen lateinischen Schrift, selbst für wahre efemerische Produkte unsrer Litteratur, übergegangen.

Der Strom riß mich mit fort, und zumahl bewog mich das, was man mir in England sagte, als ich vor einiger Zeit eine kleine Schrift herauszugeben hatte, zu dem Entschluße, sie zwar nicht auf geglätteten Papier und mit Didotscher Schrift, aber doch mit guten lateinischen Lettern, auf gutes Papier drucken zu lassen. Ich erhielt die Probe vom Titel und vom ersten Bogen. Es ist wohl

Eigen-

Eigenliebe, daß man bey eignen Arbeiten empfindlich ist auf das, wovon man glaubt es verunstalte sie; genug die Proben mißfielen mir. Der aus lauter Kapital-Buchstaben bestehende Titel, die vielen Z. K. daſz u. s. w. im Texte selbst, machten mir die sonst recht gute lateinische Schrift so unangenehm, daß ich augenblicklich meinen Verleger bat teutsche Schriften zu nehmen. Dieser Umstand veranlaßte mich indessen über die Vorzüge der einen und der andern Schrift für uns Teutsche einige Betrachtungen anzustellen.

Wir haben eine unsrer Sprache durch langen Gebrauch angepaßte Schrift; man will sie umtauschen; was werden wir gewinnen? Für Ausländer thun wir damit sehr wenig: denn wer eine fremde Sprache lernen will, der thut auch wohl so viel mehr und lernt das Alfabet.

Für uns selbst entstehen daraus mancherley Beschwerden. Würde es mit Ende dieses Jahrhunderts allgemein, daß wir lateinische Schrift brauchten: so werden alle teutschgedruckten Schriften dieses Sekulums in 50 Jahren ziemlich unbrauchbar seyn; und unsre Landleute müssen entweder zweyerley Schrift lesen lernen, oder man muß ihnen alle Bibeln, Gesang- und Erbauungs-Bücher u. s. w. nachgerade auch lateinisch drucken, und beydes wird ihnen schwerlich gefallen.

Aber die Hauptursache bleibt immer dieses: das Lesen der lateinischen Schrift greift die Augen

mehr an als das Lesen der teutschen, wenn sich alles gleich ist. Das was bey jener Ausgabe der italienischen Dichter im höchsten Grade war, und deswegen so schnell wirkt, mag denn in aller lateinischen Schrift in einigem Maaße seyn. Die allzu große Schärfe und Reinheit, die seltenen Buchstaben auf dem glänzend weißen Papier, kann wohl die Wirkung verstärkt haben. Aber die Hauptsache scheint mir in der allzu großen Einförmigkeit der lateinischen Karaktere und in ihrer Zirkelförmigkeit zu liegen. Fast alles ist in der lateinischen Schrift entweder geradlinigt oder neigt sich der Zirkelform, bey den Kapital-Buchstaben noch mehr wie bey den kleinen. Das o, das e und das große Q. C. sind ganz zirkelförmig; am g, d, b, p, klein q, nähert sich was nicht gerade ist wieder dem Zirkel; selbst das kleine s hat in seinen beyden Biegungen etwas Zirkelförmiges; die l, w, v, k, t, x, y, z bestehen ganz aus geraden Linien, und bey dem m, n, r, ſ, f, h, werden die geraden Linien nur durch Biegungen unterbrochen, die meist Segmente eines Zirkel sind. Blos allein der untre Theil des a weicht von der zirkelförmigen Biegung ab. Sehr wenig eckiges ist in der lateinischen Schrift. Mir scheint daher die wahre Ursach, warum die lateinische Schrift die Augen mehr angreift als die teutsche, ihre zu große Einförmigkeit, und zumahl ihre Neigung zum Zirkelrunden, welches beym langen Anschauen eben sowohl unangenehm für die Augen wird

als das Schmahlgestreifte. Bey kleiner Schrift fällt dieses Runde besonders auf, und daher der Ausdruck der Perlschrift.

Eben weil die teutsche Schrift gar nichts zirkelrundes hat, welches auch ausser ihrem Karakter wäre, sondern überall länglichrund und mehr Ecken hat: so ist, sonderlich wegen des Gebrauchs der vielen Kapital-Buchstaben, und weil die geraden Linien oben und unten Verdickungen haben, mehr Mannichfaltigkeit darin, und darum erträgt ihren Anblick das Auge länger. Denn, daß schwache Augen länger den Anblick des Teutschen als des Lateinischen aushalten, nehme ich hier als eine Erfahrungs-Sache an, die man bald erwiesen finden wird; und es folgt daraus, daß auch gesunde Augen auf die Dauer mehr vom Lesen lateinischer Schrift, als teutscher leiden werden.

Dann wären ja aber die Engländer zu bedauren, sagte man mir, sonderlich bey ihren vielen Zeitungen. Ich kann hierauf weiter nichts antworten als, daß man zuverläßig in England mehr Brillen gebrauchen sieht als bey uns. Und wahrlich, wenn man einige Stunden in englischen Zeitungen gelesen hat, so fühlt man doch auch wohl eine Zufriedenheit die Augen ruhen zu lassen, selbst bey sehr guten Augen. Was sie aber noch erträglich macht ist, daß die Lettern nicht sehr scharf, sondern etwas stumpf sind. Allemahl,

mahl, je schärfer die lateinischen Karaktere sind, desto beschwerlicher sind sie für die Augen; dahingegen die Schärfe der teutschen Schrift den Augen nicht nachtheilig ist, wegen ihrer geringern Einförmigkeit.

Mir scheint immer, daß teutsche Schrift ein frischeres Ansehen habe als die lateinische von gleicher Größe, und als ob man das Teutsche noch in einer Entfernung erkenne, wo das lateinische schon undeutlich wird. Ein schön gedrucktes teutsches Buch, wie etwa Zimmermans Einsamkeit, die große Ausgabe, fällt auch gewiß gut ins Auge, und die teutschen Schriften sind wohl noch Verschönerungen fähig, ohne ihr Eigenthümliches zu verliehren.

M.

Antwort des Herausgebers.

Bekanntermaßen hat schon der große Leibnitz den Gedanken gehabt, daß es wohl gethan seyn dürfte, die aus allmählicher Verschönerung der alten lateinischen Mönchsschrift entstandnen sogenannten teutschen Lettern, mit den lateinischen zu vertauschen, deren sich Spanier, Italiäner, Franzosen, Engländer und andre Europäische Völker schon längst als Schrift- und Druck-Zeichen ihrer Sprachen bedienen. Kleist, Bodmer und Gleim waren schon vor mehr als vierzig Jahren die ersten,

ſten, ſo viel ich weiß, die den Verſuch machten, was das Anſehen eines der größten Männer unſrer Nazion, nebſt der in die Augen fallenden vorzüglichern Schönheit der runden Lettern, über eine althergebrachte Gewohnheit vielleicht erhalten möchte; und binnen dieſer Zeit, in welcher unſre Sprache und Litteratur überhaupt raſche und große Fortſchritte zur Vollkommenheit gemacht hat, iſt es auch durch allerley Abwechslungen endlich mit dem Gebrauch der lateiniſchen Lettern dahin gediehen, daß dieſe letztern zwar die ſogenannten teutſchen nicht gänzlich verdrungen, aber doch ſo viel über ſie gewonnen haben, daß ſie dermahlen, faſt ausſchließlich, zum Druck ſolcher Schriften und Werke, die man eines ſchönen Drucks vorzüglich würdig hält, oder denen man wenigſtens durch eine zierliche Auſſenſeite eine gefälligere Aufnahme zu verſchaffen hofft, um ſo mehr gebraucht werden, da durch Baskervill's, Didots, und andrer Bemühungen die verſchiedenen Arten der lateiniſchen Lettern an Schönheit der Form ungemein viel gewonnen haben.

Der Apologiſt der teutſchen Lettern (deſſen Nahmen ich, ſeinem Willen gemäß, und um ſo lieber verſchweige, da ſein Anſehen nicht wenig zum Gewicht ſeiner Gründe hinzuthun könnte) iſt zu wahrheitliebend, um den lateiniſchen Lettern den Vorzug der Schönheit ſtreitig zu machen, den ſie vor den teutſchen, oder vielmehr vor der gothi-

gothischen Mönchsschrift, wie sehr man auch an ihrer Verschönerung gearbeitet hat, so augenscheinlich behaupten. Auch begehrt er nicht in Abrede zu seyn, daß durch die Verbannung der teutschen Lettern, wenigstens aus derjenigen Werken unsrer Litteratur, mit welchen die Ausländer, es sey nun des Inhalts oder der Sprache wegen, vorzüglich Bekanntschaft zu machen wünschen, ein nicht ganz unbeträchtliches Hinderniß, das, wo nicht alle, doch den größern Theil dieser letztern entweder abschreckt, oder ihnen wenigstens unangenehm und anstößig ist, aus dem Wege geräumt würde.

Der Apologist gesteht also den Liebhabern des lateinischen Drucks teutscher Schriften die zwey wesentlichsten Beweggründe ein, welche sie zum Behuf derselben geltend machen; und welche in der That völlig hinreichend sind, ihren Vorzug vor den gothischen zu behaupten, in so fern nicht etwa ein neues, bisher noch von niemand bemerktes Argument den Sieg auf die Seite der letztern lenken sollte.

Ein solches Argument glaubt nun unser edler Antagonist in einer Bemerkung gefunden zu haben, worauf seine eigene Erfahrung ihn gebracht hat, nehmlich „daß lateinische Druckschriften die Augen in die Länge weit mehr angreiffen und ermüden als teutsche. Auch hier wird er uns gern gestehen, daß, sonderlich bey den Englischen und Französischen großen Tagblättern, wo diese Augenbeschwerde sehr

aufs

auffallend ist, die Haupturſache an dem grauen Papier, den allzukleinen Lettern, der ſchlechten Farbe, oder dem allzueilfertigen Druck liegen könne: aber dagegen ist nicht mehr als billig, daß wir eben ſo ehrlich gegen ihn verfahren, und ihm einräumen, daß auch, wenn alles übrige gleich iſt, ein mit Baskervillſchen oder Didotſchen Lettern aufs prächtigſte gedrucktes italieniſches Buch die Augen mehr angreift, als ein mit ſchönen teutſchen Schriften gedrucktes. Die Erfahrung ſcheint ihre Richtigkeit zu haben; nur die Urſache, aus welcher er ſich dieſe Erfahrung erklärt, iſt, däucht mich, nicht ſo einleuchtend, daß der wahre Grund, worauf ſie beruhet, nicht vielmehr in einem ganz andern Umſtand liegen könnte, als in der wenigern Einförmigkeit der teutſchen, mit ſo vielen kleinen Ecken und Spitzen verſehenen Buchſtaben. Denn es dürfte, im Gegentheil, noch die Frage ſeyn, ob nicht eben dieſe vielen Spitzen einem ſchwachen Auge weher thun, als die abgerundeten Formen oder die geradern und gleichern Striche der lateiniſchen.

Mit einem Worte, der wahre Grund der Erfahrung, worauf ſich Herr M. beruft, dürfte wohl in derjenigen allzu großen, und allerdings, in die Länge, auch die beſten Augen ermüdenden Einförmigkeit des Franzöſiſchen und Italieniſchen Drucks zu ſuchen ſeyn, welche aus der Gewohnheit entſteht, beynahe alle Subſtantiva mit kleinen Anfangsbuchſtaben zu drucken; als wo-

her

her es öfters kommt, daß auf einer ganzen Oktav- oder Quart-Seite unter 14 bis 1500 Lettern kaum acht bis zwölf Kapital- oder Unzial-Buchstaben zu finden sind; wie ich z. B. in den Oeuvres de Voltaire häufig bemerkt habe. *) Neuere eigene Erfahrungen, die ich hierüber angestellt, und besonders die Bemerkung — daß auch ein mit teutschen Schriftformen gedrucktes Buch, wenn die Substantiva darin, nach der französischen Mode, mit kleinen Anfangsbuchstaben gedruckt werden, die Augen mehr ermüdet, als wenn es bey der löblichen Gewohnheit unsrer Alten (die auch hierin von einem richtigen Sinne geleitet wurden) belassen wird, — haben mich in dieser Meynung gänzlich bestätiget. Ich glaube also, in sofern 1) in den mit lateinischen Lettern gedruckten teutschen Werken die großen Anfangsbuchstaben, die zur Mannichfaltigkeit und Abwechslung der Formen so viel beytragen, nicht nur beybehalten, sondern eher auf eine schickliche Art vervielfältigt als vermindert werden; 2) das geglättete Papier nicht einen die Augen blendenden Glanz hat; 3) die Farbe so fein und schwarz ist als möglich, 4) die Buchstaben rein und scharf

*) In Marchetti's zu London bey Mackintosch gedruckten Uebersetzung des Lukrez ist oft auf 6, 8 bis 10 Seiten hintereinander, kein anderer Unzial-Buchstaben zu sehen, als die womit jeder Vers anfängt; und es ist nicht zu sagen, wie beschwerlich dies das Lesen dieses übrigens prächtig gedruckten Buches macht.

ſcharf ausgedruckt, *) und 5) nicht an ſich ſelbſt zu dünn ſind, ſondern die gehörige Dicke haben: ſo werde der okuliſtiſche Vorwurf, den Hr. M. den lateiniſchen Lettern macht, ziemlich gehoben ſeyn, und gegen die übrigen eingeſtandenen Vorzüge und Vortheile der letztern in keine Betrachtung kommen.

Uebrigens iſt ja keine Noth vorhanden, daß man vor der Hand alles, oder auch nur das Meiſte, was unſre Preſſen in ganz Teutſchland beſchäftiget, mit lateiniſchen Lettern drucke. Die Vertauſchung derſelben kann entweder nach und nach, auf eine Art, die den Buchdruckern am wenigſten läſtig iſt, bewerkſtelligt werden: oder die lateiniſchen Lettern können auch eine Uniform bleiben, wodurch ſich Werke des Genius und Geſchmacks, Bücher von vorzüglichem wiſſenſchaftlichem Werth, welche hauptſächlich für die Bibliotheken der Liebhaber und für die öffentlichen Büchersäle beſtimmt ſind, von dem übrigen großen Haufen der Druckſachen unterſcheiden.

Was Hr. M. von noch möglichen Verſchönerungen der teutſchen Lettern erwähnt, erinnert mich an die neueſten, mühſamen und koſtſpieligen Bemühungen des Herrn Unger in Berlin, wofür dem patriotiſchen und unverdroſſenen Eifer dieſes verdienten Mannes alle Ehre gebührt; wiewohl ich gänzlich gegen mein Gefühl ſprechen müßte,

*) Denn daß ſtumpfe Lettern den Augen wohlthätig ſeyen, kann Hr. M. doch kaum im Ernſt gemeynt haben.

müßte, wenn ich nicht gestünde, daß mich eben diese Versuche in der Meynung bestätigt haben, daß Herr Breitkopf dem teutschen Buchstaben bereits alle die Schönheit, dessen er seiner gothischen Natur und Art nach fähig ist, gegeben habe, und daß jeder neue Versuch, denselben durch Abstumpfung seiner Ecken den edeln und zierlichen Formen des lateinischen näher zu bringen und ihm gleichwohl noch so viel davon zu lassen, daß er wesentlich von dem lateinischen verschieden bleibe, nothwendig verunglücken müsse. Meine einzelne Stimme in dieser Sache kann der Majorität, wenn sie für die neuerfundnen Lettern entscheiden sollte, keinen Abbruch thun, und ich werde, wenn der Augenschein mich eines andern belehren sollte, der Wahrheit mit Vergnügen huldigen: aber, so viel ich nach den Proben, die mir dermahlen vor Augen liegen, urtheilen kann, müßte ein Buch von einiger Größe mit diesen neuen teutschen Lettern gedruckt, theils wegen der Unbestimmtheit mancher Buchstaben und der häuffigen stumpfen Ecken, theils wegen der zu großen Feinheit der kleinen Züge, die gegen jene desto auffallender abstechen, schwachen Augen ungleich beschwerlicher seyn, als irgend ein italiänisches oder französisches; eine Sache, worüber ich mir getraue unsern unbefangenen Apologisten der teutschen Lettern selbst entscheiden zu lassen.

W.

Historischer Calender
für das Jahr 1794
welcher die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts enthält,
bey Georg Joachim Göschen, Buchhändler in Leipzig.

Das Jahrhundert, welches sich jetzt seinem Ende entgegen neigt, gehört unter die merkwürdigsten Perioden des menschlichen Geschlechts; ein Rückblick über seine nun bald geschlossene Laufbahn, und eine Geschichte der grofsen Ereignisse in demselben mufs für jeden Zeitgenossen äufserst interessant seyn. Dem zu Folge hoffe ich, dafs ein mit Verstand und Leben ausgeführtes Gemählde dieses Zeitraums in der Fortsetzung des historischen Calenders eben den Beyfall erhalten werde, womit das Publikum die Geschichte des dreyfsigjährigen Krieges, die Geschichte der Königin Elisabeth, und die historischen Aufsätze von Wieland in den vorhergehenden Jahrgängen aufgenommen hat.

Nach dem genommenen Plane soll in einer Reihe von Jahrgängen die Geschichte der wichtigsten Begebenheiten und der grofsen Männer, welche auf den Geist des Jahrhunderts gewirkt, und was sie gewirkt haben, erzählt werden. Der Calender für das Jahr 1794 enthält aus der politischen Geschichte den Nordischen Krieg und den Spanischen Successionskrieg, und aus der Geschichte der Wissenschaften die Charakteristik der gröfsten Weltweisen: Leibnitz, Locke, Newton, Hume und Kant.

Die zwölf Monatskupfer sind von Herrn Chodowiecky, das Titelblatt von Herrn Ramberg gezeichnet, von Herrn Penzel gestochen, und werden unter Aufsicht dieses Künstlers abgedruckt. Die Portraits von Peter dem Grofsen und Carl dem XII. sind von Herrn Bolt, das Porträt von Leibnitz und Locke von den Herrn Lips und Geyser, nach trefflichen Originalen sehr schön gestochen. Uberhaupt habe ich in Rücksicht des Aufsern nichts vernachlässiget, was dem Calender zur Zierde dienen kann. Die zwölf Monatskupfer enthalten:

1) Carl II. König von Spanien übergiebt in der Gruft des Eskurials sein Testament.
2) Prinz Eugen bey der Einnahme von Cremona.
3) Marlborough in der Schlacht bey Hochstädt.
4) Peterborough rettet die Herzogin Popoli bey der Einnahme von Barcelona.
5) Vendome führt nach dem Siege bey Villa Viciosa den König Philipp und seine Gemahlin in Madrit ein.
6) Die Königin Anna von England, die Herzogin von Marlborough und Lady Masham.
7) Villars und Eugen unterzeichnen den Frieden in Rastadt.
8) Carl XII. wünscht Stanislaus zur Pohlnischen Krone Glück.
9) Carl XII. und König August in Guttersdorf.
10) Carl XII. Poniatowsky und Manzeppa nach der Schlacht bey Pultawa.
11) Peter der Grofse in der Schmiede zu Istia.
12) Peter der Grofse wird durch seine Gemahlin Catharina in der Moldau gerettet.

Der Calender wird in der Michaelismesse ausgegeben, und kostet im gewöhnlichen Bande 1 Rthlr. 8 Gr. in Seide gebunden 1 Rthlr. 16 Gr.

Ferner erscheinen in dieser Michaelismesse in meinem Verlage:

Antons Geschichte der Teutschen Nazion, 1ter Theil. Geschichte der Germanen. 8.
(Schon vor 15 Jahren hat das Publikum Proben dieses Werkes im Teutschen Museum gelesen.)

Die moralischen Wissenschaften. Ein Lehrbuch der natürlichen Religion u. Moral. 2ter u. letzter Theil. 8.

Der Pächter Martin und sein Vater. 2ter Theil. 8.

Schillers neue Thalia 1793. 3tes Stück. 8.

Johanns Reise. Mit einem Titelkupfer nach Ramberg. Auf Holländisches Papier. 8.

Güte rettet, ein Schauspiel von dem Verfasser des heimlichen Gerichts, nach Holcroft. 8.

Der neue
Teutsche Merkur.

10. Stück. Oktober 1793.

I.

Neuer merkwürdiger Beweis des Daseyns und der gefährlichen Thätigkeit einer französisch-teutschen Aufrührer-Propaganda.*

Meine Eingezogenheit, meine Entfernung von allen politischen Händeln, Staatsbedienungen und bürgerlichen Geschäften, ist mein höchstes Gut.

Ich

*) Ein Ungenannter, den ich auch (wiewohl er mir nicht ganz unbekannt zu seyn versichert), nachdem ich mich in meiner ersten Vermuthung getäuscht sah, nicht zu errathen weiß, schickte mir vor kurzem diesen Aufsatz, mit folgender Anrede: „Mein Wunsch baldigster öf„fentlicher Bekanntmachung des in beygehendem Auf„satz erzählten äusserst merkwürdigen Vorgangs, fließt „bloß aus reiner Vaterlands- und Menschenliebe. Daß „auch Sie diese besitzen, davon überzeugen mich Ihre „Schriften, und in den jetzigen Revoluzions-Ange„legenheiten besonders der Merkur. Ich darf Ihnen „also

Ich gehe meinen eignen ſtillen Weg, laſſe Meynungen Meynungen ſeyn, begnüge mich mit dem ſanften Umgang der Muſen, und ſehe aus meiner glücklichen Verborgenheit auf alles übrige nur mit dem unbefangnen Blick des — darf ich auch nicht ſagen — Weiſen! doch wenigſtens des Menſchenfreundes. Um alles willen mag ich dieſe, zwar glanz- und reichthumloſe, aber doch glückliche und ruhige Lage nicht vertauſchen.

Ich erzähle in folgendem einen ganz unerwarteten, ſonderbaren Sturm auf ſelbige, den ich aber

„alſo beygehenden Aufſatz zur Aufnahme in leztern „empfehlen.“ ꝛc. ꝛc. Sowohl die darin enthaltne Erzählung, welche (ihre hiſtoriſche Wahrheit vorausgeſetzt) in der That höchſt merkwürdig iſt, als die Grundſätze und Geſinnungen eines rechtſchaffnen und guten teutſchen Bürgers, die der Verfaſſer darin gegen ſeinen Verſucher mit rühmlicher Standhaftigkeit behauptet und erprobt, haben mich zur Einrückung deſſelben bewogen; und ich glaube bey keinem Leſer dieſes Journals Entſchuldigung deßwegen nöthig zu haben. Wundern ſollte michs nicht, wenn ſich bey manchem, wie bey mir ſelbſt, einige unfreywillige Zweifel darüber erheben ſollten, ob der Verfaſſer dieſes Abenteuer mit einem franzöſiſch-teutſchen Propagandiſten wirklich gehabt, oder es nur zum Behuf der geſunden Lehre, die er gegen dieſe politiſchen Ketzer prediget, und um den Vortrag derſelben durch dieſe Einkleidung intereſ-

ſanter

aber glücklich und kalt abschlug — ein wahres politisches Fänomen! — Es kann Nutzen bringen, wenn ich davon meinen lieben teutschen Mitbrüdern etwas erzähle. Es möchte mich aber aus meiner glücklichen Verborgenheit herausschleudern, und durch steife, inquisitorische, landesherrliche, oder neugierige Freundes-Nachforschungen, oder gar durch eine hämische Meinung, als wollt' ich mich dadurch der Welt produziren und wichtig machen, mir unangenehm fallen, wenn ich mein kleines Ich, dem Propagandisten, (den ich nun ohnedies freylich nicht weiter als vom Aeußern kennen lernte) meinen Wohnort und den Ort

santer zu machen, erdichtet habe. Das letztere kommt mir zwar, aus verschiedenen Ursachen, nicht wahrscheinlich vor: indessen kann ich doch, da sich der Grad der Zuverlässigkeit eines völlig Unbekannten nicht beurtheilen läßt, mich für die Wahrheit des Vorgangs nicht verbürgen, wie sehr auch die meisten Leser wünschen mögen, über diesen Punkt völlige Gewißheit zu erhalten. Denn es ist allerdings nichts weniger als gleichgültig, ob es wirklich eine geheime Gesellschaft gebe, die den gewaltsamen Umsturz aller bürgerlichen Ordnung und aller dermahlen bestehenden Regierungsformen in Europa zum lezten Zweck hat, und ob der gegenwärtige Aufsatz für einen gültigen Beweis ihrer Existenz anzusehen sey oder nicht. Ohne Zweifel könnte uns der V. des Aufsatzes selbst über diesen Punkt am besten ins Klare setzen.

der Szene, bekannt machte. Daher bleiben diese im strengsten Inkognito. Blos Menschen- und Vaterlandsliebe, Wichtigkeit des Faktums, und was aus dessen Erzählung für Gutes resultieren kann, bestimmen mich zu nachstehender Bekanntmachung.

Am — dieses 1793sten Jahrs bekam ich einen Brief durch den Weg der Post. Sein in Oblate abgedrucktes Siegel schien mir einen Erdball, von einer Strahlensonne erleuchtet, vorstellen zu sollen. Zwey daneben stehende Buchstaben sahen einem E und L am ähnlichsten. Allerley sonderbare Einfälle und Wahlen bey Signeten gewohnt, mir auch allenfals das Siegel einer neuen F. M. L. denkend, hatte ich dabey wenig Arges. Ich dachte weiter nichts als: nun, wieder ein neuer Korrespondent! und da ich gewohnt bin durch mancherley Fragen, Aufträge und Empfehlungen heimgesucht zu werden, so legte ich diesen Brief so lange beyseite, bis ich die übrigen mit der Post eingelaufenen Briefe von bekannten Freunden, in interessanten wissenschaftlichen Angelegenheiten, ruhig durchgelesen hatte. Nun kam dieser an die Reihe. Bey seiner Erbrechung sah ich nun erst, daß kein Ort und Tag bemerkt war, und las:

Mein Herr!

Ihre entschiedenen wissenschaftlichen Verdienste, und Ihre, diesen so wenig entsprechenden uns

ver-

verdienten Schicksale, haben Ihnen schon lange mein Herz und meine Achtung eigen gemacht. Nur aber konnte ich bis jezt noch nicht meinen Wunsch erfüllen, Ihnen dieses persönlich zu versichern, und mir das Glück zu verschaffen, durch persönliche Annäherung, ein festes Freundschaftsband mit Ihnen zu schliessen — bis so eben mich äußerst wichtige Geschäfte in Ihre Nähe ziehen. Leider aber läßt die Eilfertigkeit dieser Reise, und ihr unabänderlicher Plan, mich nicht einmal einen halben Tag entübrigen, um diesen zum Besuch bey Ihnen anzuwenden; und doch verlangen wichtige Aufträge, Ihr künftiges eignes, mir so sehr als das meinige angelegnes Wohl, und meine grenzenlose Freundschaft für Sie, durchaus, daß wir uns persönlich sprechen. Ich werde den — um 10 Uhr des Morgens zu — seyn, einige Stunden daselbst verweilen; und ach! wie soll es mich freuen, wenn ich Sie da umarmen, einen nähern Freundschaftsbund mit Ihnen schliessen, und Sie dann mit einer bessern Lage, die Ihrer wartet, mit so vielen allgemeinen, und für Sie interessanten Angelegenheiten bekannt machen kann. Versäumen Sie also nicht zur bestimmten Stunde zu eilen in die Arme

Auf meiner Reise
von P. nach H..

Ihres Freundes
Menschenlieb.

Die Hand war mir unbekannt, die Buchstaben römisch, und die Orthografie an einigen Stellen etwas — nach französischer Art — vernachläßiget. Fünf Tage nachher erschien der zur Zusammenkunft benannte Tag. Der Ort derselben war ein einzelnes, von meinem Wohnhaus einige Stunden entlegenes Haus. Mit ruhiger Erwartung, was für ein Mann, oder für eine Angelegenheit sich mir dort enträthseln würde, gieng ich dahin, und war zur bestimmten Zeit in dessen Nähe.

Ehe ich den Ort erreichte, sah ich in einiger Entfernung von selbigem einen Menschen, zwey Reitpferde am Zaum haltend, etwas außer dem Wege. Mir entgegen bewegte sich eine männliche Figur mit sehr langsamen, bedächtlichen Schritten. Wir trafen bald auf einander, und maßen uns mit tiefen, begegnenden Blicken. Ich sah einen etwa 45jährigen langen Mann, in einer für dies Alter etwas bunten, wenig harmonischen, doch kostbaren, nur etwas schmutzigen und alten, in meiner Gegend nicht ganz gewöhnlichen Kleidertracht. Sein Gesicht hatte eine fremde, Mißtrauen erregende Fysiognomie. Sein Blick hatte etwas feierliches, das mir tiefe Plane, und eine gewisse Aengstlichkeit verrieth. Hiernächst schien es durch Wohlleben von seiner unsprünglichen Simplizität verlohren zu haben. Ich leugne nicht, daß es bey mir einen sonderbaren, raschen Eindruck

machte.

machte. Er zog langsam seinen Huth, und frug in einem, nicht ganz rein teutschem, wenigstens nicht sächsischem Dialekt, etwas ängstlich: Kommen Sie von — her?

So leitete er folgendes Gespräch ein, wo ich ihn nur mit P. und mich mit J. bezeichnen werde.

J. Ja!

P. Kennen Sie da den Herrn * *? (mich nennend)

J. (Nach einer kleinen Pause, sehr kalt oder verlegen, und selbst nicht wissend wie ich auf die sonderbare Antwort verfiel) — Nun ja, so hin!

P. (Bestürzt, und seinen Rock aus einander schlagend, vielleicht um mich zwey Terzerole im Gürtel und ein Seitengewehr bemerken zu lassen, auch mit einem bedeutenden Blick auf den Mann neben den zwey Pferden.) Sie äussern sich sehr räthselhaft und zweydeutig über diesen Mann, den ich doch glaube schätzen zu können. Kennen Sie ihn wirklich nicht?

J. Ja! wenn Selbstkenntniß nicht die schwereste Kunst wäre.

P. (Nachdenkend, und dann heiter ausbrechend.) Ach! so sind sie es selbst.

J. Und Sie der Herr Menschenlieb? Nun denn paßt sich ja alles so schön, und Sie kommen mir gar zuvor und entgegen!

P. Ach! Sie machen sich mir in diesem Augenblick durch Ihre Bescheidenheit noch um vieles werther, und eröffnen durch ein so herrliches Thema den Eingang zu unsrer nähern Freundschaft. Aber lassen Sie uns — das Wetter ist so heiter; die Aussicht hier so schön, das Haus dagegen voll Unruhe und Schmutz — unterm blauen Himmel unsre nähere Freundschaft stiften. (Er führte mich nun etwas abseite, und wir setzten uns auf den grünen Rasen.) O Natur, Natur! mit welcher Wonne überströmst du deine Lieben? Wenn werden wir uns endlich wieder ganz in deinen Schooß zurück werfen? (Er rief den Mann, der die beyden Reitpferde hielt. Er kam auf uns zu, und eröffnete seine Jagdtasche, welches ihm der Propagandist in französischer Sprache befahl.) Wir wollen hier frühstücken. — Dieser nahm eine Flasche, einige Erfrischungen, und zwey kleine silberne Becher heraus, und der Mann, den ich für den Bedienten hielt, entfernte sich wieder mit den Pferden, die er während des Gespräches langsam eins ums andere mit Stückgen Brod fütterte. Nicht aus Mißtrauen, sondern aus Grundsätzen der Diät, schlug ich diese Kollazion aus; denn ich hatte schon gefrühstückt, und starke Getränke sind des Morgens meine Sache nicht. Er

aß

aß dagegen unter einiger Zerstreuung, und ich nahm endlich, um nicht indiskret zu handeln, auch etwas.

Der Propagandist, an dem ich eine Gewandtheit und Dreistigkeit bemerkte, die nur durch viele Geschäfte, Welt- und Menschenkunde erlangt werden kann, wußte während dessen, auf eine geschickte, herzerhebende Weise, den Ton, in den das Gespräch gefallen war, wieder anzustimmen. Wir sprachen, oder vielmehr er sprach, mit einer hinreißenden Suade über Natur, Menschen- und Selbstkenntniß, Tugend u. s. w. Freylich merkte ich hier viele Lücken; aber ich bin nun einmahl gegen Meinungen, als Meinungen, tolerant, und schrieb manches einem gewissen Feuer, einer gewissen Stimmung zu, wovon ich sogar stolz genug war zu glauben, daß ihn meine Gegenwart darein versetzt hätte. Nun aber, was soll das alles? Will er mir nichts weiteres sagen? Wo bleibt das Wichtige meiner Einladung? dachte ich denn doch zuweilen. Bald aber merkte ich, daß sein ganzes Räsonnement nur Einleitung und Vorbereitung zu etwas Anderm, das ich nur noch nicht ganz deutlich sah, seyn sollte. Es gieng von Stufe zu Stufe, und vermischte sich endlich mit jetzigen politischen Angelegenheiten und Meinungen, wovon er anfänglich in einem sehr gemäßigten, von mir approbierten Tone sprach. Er sprach von Nazionenglück, Nazionendruck, Freyheit,

Freyheitskriegen, von den anfänglich zu grob und offen angelegten Bemühungen der Franzosen zu einem allgemeinen, aber mißlungenen Völkeraufstande u. s. w. Auf einmahl sprang er auf:

P. O mir wird warm! Mein ganzes Ich empört sich! Hier stehe ich vor einem Mann, der, und dessen Familie, auch ein Opfer der schrecklichsten Dispotentyranney und der schwärzesten Hofkabale ist! — dessen und seines würdigen Vaters Verdienst, Arbeitsamkeit, Rechtschaffenheit, Treue, Offenheit, Wahrheits- und Gerechtigkeitssinn, nur ihr Unglück machten — die einer Kabale von Meuchelmördern unterlagen —

J. (Unterbrechend) Setzen Sie sich ruhig hin, theilnehmender Menschenlieb! berühren Sie diese Saite nicht, ziehen Sie solche nicht wieder straff an! Sie ist durch Zeit und Filosofie zurückgestimmt. Meine Ruhe heischt, sie nicht wieder so von neuem zu spannen. Es wird ja so manche heißere Thräne unterm Monde geweint, jetzt vorzüglich geweint, und meine ist ja nun schon ziemlich vertrocknet! —

P. (Mich heftig unterbrechend) Nein, es ist nicht möglich, daß Ihr Gefühl für Ehre und Gerechtigkeit so ganz abgespannt seyn könnte! Sie sind es sich, Ihrer Familie, Ihrer Ehre, Ihrer jetzt so kümmerlichen Lage, ja dem ganzen Menschengeschlecht schuldig, Gerechtigkeit zu nehmen!

men! Ich sage: nehmen! Das Menschengeschlecht, das Recht der Unterdrückten, giebt sie Ihnen jetzt durch mich in die Hand!

J. (Sehr ruhig) Nein! ich bitte, erhitzen Sie mich nicht. Lassen sie unsere freundschaftliche Lage durch Wiederauflebung vergangener, nicht mehr ungeschehen zu machender Dinge, nicht trübe werden. —

Der Propagandist ließ mich nicht ausreden; er suchte mich vielmehr durch seine Hitze, die ich nun eben nicht affektiert fand, in gleiches Feuer zu versetzen. Er schilderte mit den grellesten Farben den von — — an meinem Vater begangenen, freylich unerhörten, unchristlichen, nur in orientalisch-barbarischen Staaten herkommlichen, ihm ein ewiger Schandfleck bleibenden Justizmord, Ungerechtigkeit und Raub und Vergewaltigung — schilderte die Werkzeuge und Ursachen derselbigen — und fuhr fort:

P. Sie, Erbe der Talente, der Verdienste, der Tugenden, des um Rache und Gerechtigkeit schreienden Rechts eines der rechtschaffensten Männer, könnten Sie seine Asche durch eine so sklavische Ruhe und Gleichgültigkeit entehren? Und das — zu einer Zeit, wo Ihnen allgemeines Völkerbedürfniß, allgemeine Stimmung, Wiederauflebung der gekränkten, unterdrückten Menschenrechte, das Schwerdt der Gerechtigkeit durch mich in

die

die Hände giebt? — Werfen Sie alles Mistrauen, alle Zurückhaltung gegen mich weg. Die an Ihrem Vater von seinem kleinen Tyrannen begangene, so äusserst ungerechte Vergewaltigung, hat allgemeines Erstaunen, allgemeinen Abscheu erregt, so klein auch der Regent ist, der sie begieng. Um desto mehr erregte es Sensazion, daß es so durchgieng, da einem Moser, einem Hofmann, von weit wichtigern Fürsten weit glimpflicher gemishandelt, doch Recht und Wiedereinsetzung wiederfuhr! Diese ungescheute Behandlung liegt in der Abscheulichkeit unsrer jetzigen allgemeinen Verfassung; in der orientalischen Despotie und dem Esprit du corps aller großen und kleinen Tyrannen und Regenten; in der Willkühr unsrer Rechtsverfassung; in dem Verderbniß aller Höfe und Höfchens, die den Monarchen spielen wollen, wo alle Laster bis zur höchsten Stufe gebildet werden; wo Billigkeit und Menschenliebe ungalante Dinge sind; wo nur unwissende, ehr- und geldgierige, der Wahrheit, dem Recht, der Tugend, der Unschuld, dem wahren Verdienst feindselige, verruchte Bösewichter und Schmeichler, das Herz und Ohr der blos ihrem Vergnügen lebenden, ihr Land und seine Bewohner nicht kennenden, nicht liebenden, die Menschen und ihr Glück als Sklaveneigenthum betrachtenden Fürsten in Händen haben! Diese müssen gestürzt, gestraft, abosliert werden, wie die ehemahligen, nur weniger glänzenden Raubgrafen-Vesten und Befehdungs-

Burge.

Burge. Auch — (ich übergehe hier die heftigen Invektivbenennungen, deren er sich bediente) der Volksheuchler, der sich unterstehen konnte, einen seiner ältesten, treuesten, rechtschaffensten Diener den bübischen Verläumdungen und Kabalen elender, kriechender, in Ehr- Herrsch- und Geldsucht unersättlicher Buben aufzuopfern; der unter angenommener unerhörter Form einer aus der Hölle heraufgeholten Justiz, durch Räuber, seine Knechte, einen sich nichts böses bewußten, kranken Mann, in seinem Hause überfallen, berauben, ihm alle Gegenwehr und sein Eigenthum nehmen ließ; der ohne vorhergegangene Anklage, ohne noch jetzt zu wissen, was und warum ers that, (blos weil es seinen Höllenhunden von Lieblingen, die ihn wie ein Kind im Gängelbande führten, so gefiel,) Exekuzion, grausame, nur landflüchtigen Mördern und Dieben zukommende Exekuzion, ohne Prozeß, anstellte; der ohne Verhör, ohne Anklage, ohne Untersuchung und Verantwortung, ihm Ehre, Güter, Bedienung, und mit ihnen Leben und Existenz, raubte; der, ob er gleich nunmehr von seiner schwarzen That überzeugt ist, dennoch nicht so viel Edelmuth, Tugend und Religion besitzt, der entehrten, um Glück, Vermögen, Gesundheit und Vaterland gebrachten, im Stillen seufzenden und blutenden Familie des Unschuldigen, auch nur auf eine entfernte Weise, einiges von dem erlittenen ganz unersetzlichen Schaden zu vergüten; der, um das verruchte Sy-

stem

stem der Infallibilität, Unverantwortlichkeit und Willkühr der Tyrannen zu sutenieren, vielmehr noch fortfährt, die unterdrückte Unschuld, mit kaltem Blut, vor sich im Staube, in Schmach, Elend und Kummer kriechen zu sehen; der auch nicht den kleinsten Schritt thut, einiges wieder gut zu machen; der als Wächter der Gesetze, die schrecklichste Nullität und Gesetzschändung begieng; der vielmehr —

J. Ich bitte Sie, schonen Sie meiner! Schonen Sie eines getäuschten Mannes, dem ich seinen Fehler verziehen habe! — der, dieses Fehlers ungeachtet, meine Achtung besitzt, der (wie selbst der große Friedrich) aus übereiltem Justizeifer sich irrete — der nur ein Mensch ist — der daher mehr Mitleid als Haß verdient, und den ich schon deswegen bedaure, weil er ein großer Herr ist, von denen jetzt so viel erwartet, so viel gefodert wird, die immer eine große Rolle spielen sollen. — Und hiezu wird doch eine ausgesuchte, angemessene Erziehung, ein vorzüglich gutes Herz und Kopf erfodert. Wie wenigen ward aber nur eins, geschweige alles von diesem zu Theil! Statt ihm zu schaden, wenn ichs auch leicht und ungestört könnte, werde ich ihm vielmehr mit eigner Aufopferung, wenn ich nur Gelegenheit dazu haben kann, dienen.

Meine gelassenen Grundsätze wirkten aber auf den Propagandisten nur das Gegentheil. Sie versetzten ihn in ein noch heftigeres Feuer der Deklama-

klamazion, womit er glaubte, meine ruhige Stimmung überwältigen zu können. Er entwarf von dem Privatleben und den Regierungsfehlern aller Höfe, besonders gedachter kleiner Regenten, ein mit den schwärzesten Farben koloriertes Gemählde, — das ich hier um so weniger aufstellen mag, weil es großentheils nur zu wahr, zu richtig und zu kenntlich entworfen war. Dazwischen rief er oft heftig aus: und Sie hätten kein Gefühl mehr, für Ihre eigene geschändete Würde, für Genugthuung, für allgemeines Menschen- und Völkerrecht, für Wiederherstellung natürlicher Freyheit und Gleichheit?

Ich war nicht im Stande den Strom seiner Worte durch irgend eine Einwendung aufzuhalten, und er fuhr daher, im gleichen Ton, ohngefähr also fort:

P. Wissen Sie! das Schwerdt ist geschliffen, es blinket, es hängt über den Köpfen der Tyrannen, es wird bald fallen. Der so lange gepreßte, nun Wuthschäumende Gallier hat das Signal gegeben. Wissen Sie! von Norden bis Süden ist alles vorbereitet. Große Köpfe, große Reichthümer, und die ganze wahre ungekannte Stärke aller Staaten und Völker, sind schon in Geheim in den Händen der über den ganzen Erdboden verbreiteten Befreundungsgesellschaft. (So nannte er einige Mahle die Rotte der Propagande.) Auch in den kleinsten Staaten, die wir bis

aufs

aufs geheimste Detail kennen, haben wir Männer, *) die nur auf den ersten Wink lauren, um die Thronen der Fürsten zu zertrümmern; welche letztere jetzt nur durch eine gleisnerische, schmeichelhafte Regierung und Herablassung, und durch lauter Spielwerk, das sie dem großen Haufen hinwerfen, ihre Völker einzuschläfern suchen, und indeß neue, vergoldete, aber desto festere Ketten für sie schmieden. Das Gewitter hängt schon am Horizont. In dem Neid, dem Mißtrauen, der Uneinigkeit und Raubsucht der Großen unter sich, liegen seine elektrischen Schläge, wie in einer Verstärkungsmaschine, verborgen. Nur noch einige unvermeidliche Windstöße, so ist es da. Unsre klugen und mächtigen Leiter lauren nur noch auf Reife, auf eine Gelegenheit zum Schlage. Auch diese entwickelt sich langsam und sicher durch sich selbst. Die ganze Volkskraft ist unser, und mehr als eine Million Handwerksbursche in Teutsch-

*) Dieses (gewiß grundlose) Vorgeben des Propagandisten halte ich für einen der schändlichsten Kunstgriffe dieser geheimen Gesellschaft, um durch das Mißtrauen, das dadurch (wie sie hofft) in den Gemüthern der Regenten und überhaupt aller, die man seit 4 Jahren unter dem Nahmen der Aristokraten zu begreiffen pflegt, erregt werden soll, und durch die mancherley schlimmen Folgen, die es, natürlicher Weise, nach sich ziehen muß, die Ruhe solcher Staaten zu erschüttern, und die Katastrofe, an welcher sie arbeiten, dadurch zu beschleunigen. W.

Teutschland, so wie verschiedne andre Korps, die Schützengesellschaften, u. s. w. deren Stimmung wir kennen, die nur einen Stoß brauchen, werden das erste unwiderstehliche Werkzeug seyn. Sie sind zu dem Manne ausersehen, der in seinem Standpunkt den Blitzstrahl leiten soll. Wiederhergestellte Ehre, Rache, Gerechtigkeit, Glück, Reichthum, und eine große Rolle, wird Sie gegen alle vorige und jetzige Demüthigung und Verlust entschädigen. Vernehmen Sie nun von mir den Plan, den unwiderstehlichen Plan, Grundsätze, Willen und Instrukzion der erhabenen Befreyer-Gesellschaft; schwören Sie Treue und Verschwiegenheit, schlagen Sie ein, und sichern Sie sich dadurch selbst, u. s. w.

Hier ließen mich meine Grundsätze, mein Erstaunen, mein Widerwille, nicht länger bey ruhiger Fassung. Ich unterbrach ihn heftig:

J. Sie finden in mir ganz und gar nicht den Mann den Sie suchen. Meine Grundsätze, meine Ruhe, meine Bedürfnisse, meine Vaterlandsliebe, meine Erfahrung, sind Antipoden Ihres Antrages, den ich durchaus, auch im entferntesten Falle, misbillige. Ihr fürchterlicher Antrag ist ganz meinem politischen, festgegründeten, gemäßigsten Glaubensbekenntniß entgegen. Sie beleidigen und verkennen mich, wenn Sie von Feigheit, Erschlaffung oder Kälte gegen meine und meiner Familie Ehre reden, um mir Wärme und Theil-

nehmung an Planen beyzubringen, die ich verabscheue, — verabscheue, als stiller, einzelner, wiewohl gekränkter Staatsbürger, ja selbst als Kosmopolit. Wenn auch Rache Gerechtigkeit wäre, so werde ich sie doch nicht ergreifen. Es ist nicht Feigheit, nicht Gleißnerey, nicht Heucheley, oder lasche Stimmung. Daß ich diese nicht besitze, wissen meine Freunde, die mich kennen; sie wissen, daß ich bey diesen, wenn ich sie nur einigermaßen zeigte, besser fahren würde. Noch jetzt schmeichle ich jener Despotentragödie nicht; vielmehr klage ich noch laut und frey darüber, wenn mir eine bittre Veranlassung dazu gegeben wird, mich dazu zwingt; wenn elende, kriechende, dumme Hofdiener, oder übel berichtete Leute, jener unerhörten, grausamen, an meiner Familie begangenen Behandlung das Wort reden. Vielleicht bin ich Ihnen, oder Ihren Spähern, die Ihr Orden freilich allenthalben haben mag, durch einen oder den andern Fall, den Sie hiervon gehört haben, bekannt geworden, und Sie beurtheilen mich nun darnach. Nein, ich hasse nur die Ungerechtigkeit, nicht die Ungerechten: ich werde auch zu seiner Zeit, doch auf die glimpflichste und schonendste Weise, der Welt den ganzen Vorgang, mit allen seinen Triebfedern, Beweisen und Erläuterungen, durch eine Deduktion vorlegen. Alles ist dazu fertig. Ich sagte zu seiner Zeit; diese ist jezt nicht. Ich mag auch nicht den geringsten Stoff zu Unruhen, auch durch die gemäßigste Darstellung meiner Klagen, hergeben.

Und

und dann soll es nicht Rache, nicht Gerechtigkeitsfoderung seyn; nein, nur bloß Widerlegung angethanen Unrechts, und der Unschuld gebührende Enthüllung. Mein langes Zaudern zeigt schon meine Mäßigung. Auch hätte ich wirklich längst auf einem gerechten Wege Gerechtigkeit suchen können; aber auch diesen zu gehen, hinderte mich Großmuth; ob ich gleich auch nicht leugnen kann, daß meinen in der Ruhe sein höchstes Glück suchenden Geist der Gedanke abschreckte, daß ich dann vielleicht manchen, den meinigen überlegenen, Kräften hätte entgegen arbeiten, und vielleicht neues, noch größeres Unrecht erleiden müssen. Ich begnüge mich bis jezt damit, das kompetente Urtheil des unbefangenen Publikums auf meiner Seite zu haben. Ich weiß so gut wie Sie, was das Recht in den Händen der Reichen und Großen ist, wenn ein Kleiner dem allgemeinen esprit du corps aufgeopfert werden soll. Aber dieser ist derselbe und wird es bleiben, die Großen mögen Despoten, Aristokraten oder Demokraten heißen. Daß in den Händen der letztern der Fall tausendfach schlimmer sey, zeigt wohl die jetzige Verwirrung. Würde ich nicht mein Maaß von Widerwärtigkeiten, mit zu schwachen, fruchtlosen Bemühungen, Recht gegen einen Mächtigen zu ertrotzen oder zu erkriechen, noch gehäuft haben? — Nein! die Welt, der unbefangne edle Theil derselben, weiß, verabscheuet jenen Auswuchs einer schändlichen Hofkabale. Dies ist mir Ehrenerklärung genug, und

man schätzt meinen Vater und mich um so höher, da wir in dieser Lage genau so verfuhren, wie Belisar gegen den guten, getäuschten Justinian *) verfuhr. Ich ehre selbst in dem, der meinen Vater und meine Familie unglücklich machte, und freylich nunmehr beym Bewußtseyn, daß er abscheulich handelte, doch noch immer der Welt glauben machen möchte, daß er recht gethan, einen liebenswürdigen, in mancher Hinsicht nur schwachen, daher allzu guten, durch fremde Ohren hörenden, und durch fremde Augen sehenden, mehr dem Vergnügen und ausser der Sfäre seiner Regentenpflichten liegenden, heterogenen Geschäften lebenden Regenten; einen Mann, der sich wenigstens durch selten bey Großen anzutreffende Privat- und häußliche Tugenden auszeichnet; der mir daher immer im allgemeinen schätzbar bleibt, und dessen Freundschaft ich, wenn er ein Privatmann wäre, vor allen andern und mit der größten Aufopferung suchen würde. Können Sie diese meine Gründe, dieses

*) Den guten Justinian? — Ich weiß wohl, daß dies einem in Teutschland noch ziemlich allgemeinen Vorurtheil für diesen Abgott des großen Juristischen Haufens, gemäß gesprochen ist: aber es ist mir unmöglich, gegen diesen Mißbrauch des Wortes gut nicht mit Faust und Fersen zu protestieren. Wenn Justinian gut war, so ist nie kein übelthätiger, schwachsinniger, heuchlerischer Tyrann in der Welt böse gewesen.

dieſes mein gemäßigtes Verfahren, nun wohl noch mit ſo unwürdigen Nahmen belegen? Sie verlangen ferner: ich ſollte, um mein kleines unbedeutendes Ich in einer privaten, faſt vergeſſenen und überwachſenen Sache wieder zu heben, Mitverräther am allgemeinen Wohl und an der Ruhe des glücklichen teutſchen Staats werden; ich ſollte das Syſtem allgemeiner Glückſeligkeit meinen Privatvortheilen aufopfern; ja ſogar Hand anlegen, ein graues, felſenfeſtes, obgleich gothiſches, und freylich manchem Spötter und Unkenner von auſſen die Schnörkel und Karrikaturen eines alten Baugeſchmaks zeigendes Gebäude, in deſſen Innern ſichs aber doch, — ſo manche Wendeltreppe, dunkle Winkel und kleine Fenſter es auch hat, ſo lange ſchon ſicher und glücklich wohnen ließ — mit einzureiſſen, und dafür, im neufranzöſiſchen Revoluzions- und Narrenſtyl, ein buntes Kartenhäuschen mit aufbauen helfen, das von ſich ſelbſt bey jedem leichten Lüftchen wieder einfällt, oder dem die vielen unwiſſenden Bauleute das Schickſal des Babyloniſchen Thurms zuziehen würden?

Hier unterbrach er mich heftig.

P. Sie nennen die groſſe Wiederherſtellung der natürlichen Freyheit und Gleichheit in Frankreich, das erhabne Gebäude ihrer Staatsregierung, ein Kartenhäuschen?

J. Auch dieser Ausdruck ist noch bey weitem zu edel und glimpflich. Unsre Sprache ist glücklicher Weise zu arm, und zu gut, um ein Wort zu haben, womit sie die schauderhafte Unform der jetzigen französischen Staatsverwirrung benennen könnte. Diese ist eine auf ungestümen Elementen herumgaukelnde Arche ohne Ruder und ohne einen Noah, die mit dem schrecklichsten Quodlibet der scheußlichsten, gegen sich selbst, aus Hunger, Herrsch- und Mordsucht wüthenden Thiere, angefüllt ist.

Mit vielem Feuer von beyden Seiten wurde nun für und wider die Französische Revoluzion, so wie überhaupt über Regierungsformen, gesprochen. Nichts nahm der Propagandist bitterer auf, als wie ich ihn einigemal zur Lektür unsrer besten teutschen Schriftsteller über diesen Gegenstand verwies. Ich würde nur aufwärmen, wenn ich das, was Vernunft, Erfahrung, Berichtigung, und so mancher brave Teutsche darüber nun endlich entscheidend gesprochen hat, und worauf ich den Propagandisten verwies, hier wiederhohlen wollte.

J. Es ist wenigstens längst entschieden, daß der wahre Grund Ihrer Revoluzion weniger in dem freylich armen, übervölkerten und verwirrten Zustande des Staats und seiner Kassen, so wie in dem Druck der Großen und ihren lettres de cachet, als in dem besondern egoistischen Privathaß und in den Privatvortheilen einiger ehrgeitzigen und grundverdorbenen, zurückgesetzten Bösewichter liege.

liege. Jene Gebrechen sind nicht abzuleugnen, gehen über alle Vorstellung, und waren äusserst drückend: allein sie konnten noch immer durch eine weise und gemäßigte Reformazion, glücklich gehoben werden, und bedurften keiner Revoluzion, keiner das oberste zu unterst kehrenden Umwälzung. Jeder Unbefangene segnete den Anfang der französischen Neuerungen, da man auf eine nicht ganz unbescheidne Weise anfieng, der Gewalt des Königs Schranken zu setzen: aber man warf nun bald das Kind mit dem Bade weg; man sprang von einem schrecklichen Extrem auf ein noch schrecklicheres; man wählte von zweyen Uebeln das bey weitem ärgste. Statt geile Auswüchse der alten Verfassung zu beschneiden, hieb man den ganzen Baum um, verbrannte ihn sogar aus Muthwillen, und pflanzte an dessen Statt einen dürren, Blätter- Zweig- und Wurzellosen Stock. Gottlob! der Schwindel, der Freyheitsparoxysmus, der Teutschland beym ersten gemäßigten Anfang der Revoluzion ergriff, hat sich abgekühlt. — Sie kommen zu spät, mein Herr! Der unglückliche Rückzug der Preußen aus Champagne, den die Vorsicht auf eine so wohlthätige Weise durch die Elemente verursachte, bleibt für die Welt die glücklichste Begebenheit, die sie je erlebte. Nun bekamen die frivolen, zur Exzentrizität geneigten, nie der glücklichen Mittelstraße fähigen, brausenden Franzosen, Luft und Spielraum. Sie konnten nun die Grundsätze, die Greuel, die Folgen ihrer Revoluzion, oder besser,

die Raub- Herrsch- und Mordsucht ihres groſſen und kleinen Pöbels, ungehindert und freyer in ihren eigenen und fremden Eingeweiden wüthen lassen; sie konnten nun, wie tatarische Räuberhorden, in fremde Länder einfallen, und unserm biedern, kalten Teutschen ihre Freyheit und Gleichheit im Plündern und Zerstören alles dessen, was sonst jedem gemäßigten Krieger heilig ist, fühlen lassen. Das gutmüthige Teutschland trug so lange das Joch der Laster, Moden, Sitten, Sprache, Hofmeister und Hofmeisterinnen, (die, mehrentheils abgelebte, verdorbene Pariser Frisörs und Stadtnymfen waren) des irreligiösen Witzes, ja selbst der Krankheiten, womit uns Frankreich seit Jahrhunderten, wie mit einem Spinngewebe, übersponnen hatte. Aber nun sind ihm die Augen aufgegangen. Der kalte, gutherzige Teutsche, (seine Krieger zeigen es, so verdächtig und wankend man auch ihre Treue machen wollte) will seine nicht glänzende, aber gründliche, von Frankreich ihm noch übrig gelassene Selbständigkeit, Freyheit, Originalität, seine stille häusliche Ruhe und Glückseligkeit, seine, obgleich altförmische und bunte, doch wohlthätige Regierungsgestalt, seine Rechtsverfassung, (wenn sie auch gleich, wie bey meinem Vater, bisweilen durch lettres de cachet geschändet wird) sein Sattessen und Satttrinken, sein klingendes Geld, seine weislich modifizierte, wirkliche Freyheit und Gleichheit, nicht gegen französischen Dunst, gegen französischen Hunger, gegen

französisches Papiergeld, — Treue und Sicherheit des Eigenthums, der Ehre und des Lebens nicht gegen die Sofistereyen französischer Afterfilosofen ohne Menschenkenntniß, Erfahrung und Aufklärung, vertauschen. Vom gemeinsten Mann bis zum beliebtesten, scharfsinnigsten Schriftsteller in Teutschland, herrscht jezt Einerley Sinn für Beybehaltung der Ruhe und der alten gewohnten Einrichtung unsrer General- und Spezial-Verfassungen, die sich von selbst, nach und nach, bey zunehmender wahrer Aufklärung, und nach den Zeitbedürfnissen, zur feinern, bessern Gestalt abschleifen werden. Selbst die anfänglich so feurigen Freunde der französischen und aller Revoluzionen, unsre ärgsten Brauseköpfe, sehen jezt mit Abscheu und Misbilligung auf das unglückliche Frankreich hin, das in so wenigen Jahren, unter seinen ungezählten, sich selbst wie die Insekten unter einander aufreibenden Tyrannen, solch ein Schauplatz von Mord, Hunger, Entvölkerung und Bürgerkriegen wurde, wie noch nie die Geschichte einen zeigte. Der große Haufen selbst küsset jezt seinen gewohnten eisernen Szepter, der ihn gegen so viele schützet. Er sieht an Frankreichs Beyspiel, daß man nicht idealische Menschen zu regieren habe, die die Tugend als Tugend lieben, sondern daß Furcht und Strenge oft in die Stelle ursprünglicher Moralität treten, das Uebel zurückhalten und das Gute erwecken müssen. Unter diesem eisernen Szepter kann er sich satt essen, satt trinken, schlafen,

sen, vergnügen, frey denken und reden, sein Eigenthum sicher besitzen, ꝛc. Er gestattet, oder gewährt ihm überhaupt das kleine Maas von Glück, das ihm nur, im Drange, im Gleichgewicht so vieler tausend Verhältnisse, Pflichten, Rechte, irgend eine andere Verfassung, am wenigsten der Naturstand, und die daraus, allenfalls im entferntesten Falle, resultierende ursprüngliche Freyheit und Gleichheit, verschaffen könnte. Er sieht es ein, daß er nicht zum Regieren geschaffen und erzogen sey, sondern zum arbeiten, zu stillen häuslichen Freuden, zur stillen, glanzlosen, nicht aufblühenden Palliativglückseligkeit. *) Er sieht ein, daß der Zweck aller Regierungsformen blos ist: Glückseligkeit der Individuen! — Sieht er, daß diese unter einem zu milden Szepter, bey zu sanften oder gar keinen Gesetzen, bey zu großer Freyheit, wegen der Leidenschaften der Menschen nicht erreicht werden kann, so ehrt und folgt er auch gern der nothwendig strengen gesetzlichen Verfassung. Er sieht es täglich, daß unterm Monde nichts vollkommnes sey. Jedes Land, jede Verfassung in der Vor- und jetzigen Zeit, zeigt ihm eigen-

*) Wer hier etwa den Mund verzieht, ist noch nicht so weit gekommen, zu wissen, daß es — ausser der innern Eudämonie, die der Mensch sich allein selbst verschaffen kann, und die also nicht hieher gehört — gar keine andere Glückseligkeit unter dem Monde giebt, noch je gegeben hat, noch geben kann, als diejenige, die unser Ungenannter Palliativ-Glückseligkeit nennt.

W.

eigenthümliche Fehler. Er will lieber die bekannten und gewohnten Lasten tragen, als sich durch Abwerfung derselben unvermeidlich neue und größere zuziehen. Er wünscht und sieht eine sanfte, langsam und ruhiggehende Reformazion, nicht Revoluzion, so wie in den Verhältnissen zwischen Groß und Klein die Annäherung der verschiedenen Stände, durch echte Aufklärung sich täglich mehr entwickeln; er findet diese Reformazion nothwendig, möglich, und von jeher existierend. Er findet, daß jeder Stand sein Maaß und seine Schranken von Aufklärung und Glück habe; daß es besser sey, Einer gebiethe, wenns nur irgend nach erträglichen Grundsätzen geschiehet, als daß Tausende herrschen wollen, die weder Kenntnisse, noch gutes Herz, noch guten Willen dazu haben, die daher als efemerisches Geschmeiß in dem Augenblick ihres politischen Herrscher-Daseyns, nur alles um sich her verzehren und verdürren.

Unser wohlbeleibter Bauer, unser wohlgekleideter, bequem wohnender und wohlgenährter Bürger (wenn er nur thätig und wirthschaftlich ist) — wie weit steht er über den Sankülotten! mit welchem Ekel und Abscheu sieht er auf diese Elenden herab! Er ist nicht in dem Fall des hungerkranken, itzt nun vollends an der Auszehrung hinsiechenden franzöſischen Bauers und Bürgers. Seine Originalität, sein Fleiß, seine gemäßigte Regierung, sichern ihn dafür. Er schüttelt seinen Kopf über die lächerliche, immer, wie es der Zufall

fall giebt, unbedingte, und daher höchst unnatürliche, sogenannte natürliche Freyheit und Gleichheit. Er ist zu aufgeklärt dazu, um sich so etwas überreden zu lassen, zu aufgeklärt, im Gegensatz des Franzosen, (dem man so unwürdig und unpassend den altteutschen Nahmen Franke giebt) um nicht einzusehen, daß schon der bloße Begriff vom Staate, oder einer sich durch Eigenthum, Verhältnisse, Bedürfnisse u. s. w. dicht auf einander drängenden, geordneten Menschenmasse, nicht bey Freyheit und Gleichheit, am wenigsten solch einer wilden, wie sie Frankreich jetzt zeigt, bestehen könne. Unbedingte Freyheit und Gleichheit ist für den großen Haufen, nach seinen Begriffen, ein schlechtes, buntes Messer in den Händen eines Säuglings, wie die Erfahrung leider tausendfältig zeigt. Lesen sie nur Swinton über die theils traurigen, theils lächerlichen Resultate des Versuchs, dem großen, wilden, barbarischen Haufen in Rußland, der nun vollends dazu noch nicht reif und veredelt genug war, seine ihm nothwendige Sklaverey zu erlassen. Selbst eine gemäßigte Freyheit und Gleichheit denkt er sich nur in ein Ideen-Land, wenigstens nur in ein rohes, unkultiviertes Steppenland, wo auf tausend Quadratmeilen etwa hundert isollierte Hirtenfamilien genugsamen Raum haben, um sich nicht berühren zu dürfen. Aber auch da fällt ihm der Gedanke ein: es sind doch Männer, Weiber, Väter, Kinder, Knechte, Mägde darunter, und

die

die stehen nach Kräften, Alter, Verstande und Bedürfnissen natürlich gegen einander in ungleichen Verhältnissen. Diese begründen es schon, daß einige gebiethen, andere gehorchen müssen, wenns nicht so konfus hergehen soll, daß endlich, wie in Frankreich, Söhne ihre Aeltern schlachten dürfen, um dafür schandbare Ehren-Denkmäler zu bekommen. Einer muß alsdenn doch auch fürs Ganze sorgen; und die bessere Methode ists, wenn dies nur ein einziges Individuum nach gemäßigten, auf Zeit und Umstände sich gründenden Grundsätzen thut, als wenn viele sich zudrängende Köpfe mit viel Sinnen, ihren (wie es die Erfahrung in allen Demokratien gelehrt hat) oft so unreifen Senf dazu geben wollen. Selbst die reine, rohe Natur, zeigt ihm so viele Fälle der Ungleichheit und Einschränkung. Die Züge der Vögel und Thiere beruhen auf untergeordneten Maaßregeln; sie haben ihren monarchischen (freylich nicht despotischen) Anführer. Sein Kalender, die Betrachtung des Himmels, zeigt ihm untergeordnete, weise Verhältnisse im großen Weltall, nach dem verschiedenen Kräften und Größen. Das Kleinere findet Glück und Existenz darin, dem Größern untergeordnet zu seyn. Dem Monde würde es übel bekommen, wenn er sich in die Stelle der Sonne setzen wollte. *) Witterung, Tages-

*) Ich gestehe, daß ich diese von Sonne und Mond, Vögeln und Fischen, u. s. w. entlehnte Argumente nicht liebe.

Tageslänge, Kälte, Wärme, Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit, in ihren so unendlichen, sich abwechselnden, fürs Ganze so nothwendigen Modifikazionen, oder wenn man will, Unvollkommenheiten, zeigen ihm das schimärische des Gleichseyns. Er findet in Teutschland die Ungleichheit, die Freyheitsbeschränkung kaum merklich, da hier die Extreme nicht so auffallend sind, als im ehemahligen Frankreich, wo nur ganz Groß und ganz Klein war; da hingegen hier der Mittelstand der stärkste, und im Ganzen der wohlhabendste, aufgeklärteste Stand ist.

Findet der teutsche Bürger oder Bauer auch hart, wenn seine mit viel Sorgen und Aufwand aufgezogene wackere Jungen, Stützen des Hauswesens und Alters, auch oft in Privatsachen der Fürsten, nun hin ins Feld der Schlachten und des Hungers müssen; sieht er auch, daß seine schlanken, züchtigen Töchter sich von einem jeden Thorvisitator im Nahmen des Fürsten, unter dem Vorwande des allgemeinen Besten, schändlich bes

füh-

liebe. Wozu hätten wir ihrer auch nöthig? Braucht ein Mensch wohl mehr als was ihn der gemeine Menschenverstand in dem Hause oder der Hütte, worin er gebohren ist, lehren kann, um sich zu überzeugen, daß absolute Gleichheit und Freyheit auch in der kleinsten Familie, geschweige denn in einem kleinen oder großen Staate, Schimäre oder kindisches Spiel mit Worten ohne Sinn, ist?

fühlen lassen und ihre jungfräuliche Schamhaftigkeit der Gewalt öffentlich Preis geben müssen — so indigniert ihn das freylich wohl; er denkt sich aber doch dabey, daß nichts vollkommnes in der Welt sey, noch seyn könne; daß Paradiese nur Träume und Romane sind. Seine Hausbibel zeigt ihm, daß nie in der Welt Vollkommenheit gewesen; daß immer Mängel, Kriege, Leidenschaften, und böse zwischen guten Fürsten, gewüthet haben, und daß, wenn man den Hydern der Unvollkommenheit die Köpfe auch alle abhauen könnte, statt eines alten doch immer wieder zehn neue hervorwachsen würden. Sein ruhiges, kaltes, gemäßigtes System ist das: es bleibe lieber beym Alten, das wir gewohnt sind, und das aus mehrern Uebeln doch wohl eines der leichtesten ist. Er liebt seine Fürsten; er weiß, daß sie auch Menschen sind, und daß sie das seyn müssen, weil sie Menschen regieren sollen. Die Erfahrung zeigt ihm, daß ihre gar zu große Milde mehr schädlich als nützlich ist; er sieht unter zehn derselben, doch gewiß neun gute, wenigstens erträgliche, als böse. Er sieht auch wohl, daß diese letztern zuweilen besser werden, und erwartet mit Geduld, daß sich die von Friedrich dem Einzigen ausgegangene Fürstenaufklärung auch über den seinigen, ohne Schwerdt und Mord, verbreiten werde. Er fühlt, daß Religion, sie sey auch immer mit einigem Schwulst und Dunst verbunden, doch immer heilsam, beruhi-

ruhigend und nothwendig ist. Er weiß, daß nichts ohne Formalität, nichts ohne Gewand, oder Einkleidung seyn kann; daß dadurch oft das Wesentliche angenehmer, liebenswürdiger und eindrücklicher gemacht wird. Er bekommt seine untern Geistlichen aus seinem eigenen Stande; er verlangt in solchen keine Götter, und weiß sich allenfalls gegen ihre herrsch- und geldsüchtigen Operazionen sehr gut zu sichern. Er sieht unter seinem Adel, wie unter seiner eignen Klasse, Verdienstvolle und Verdienstlose; er verachtet die letztern, schlägt sie aber nicht todt oder beraubt sie, um ihr altes Besitzrecht unter dem Nahmen Aristokratenguth an sich zu bringen, und es wieder zu verschleudern. Er findet es nothwendig und natürlich, daß auch Reiche in einem Staate seyn müssen, ohne welche Künste, Wissenschaften und Gewerbe nicht zu denken sind. Er schaudert vor dem französischen Grundsatz der Gleichheit zurück, die nun schon) bis auf einige Tausend vom Raube reichgewordener Jakobiner, Nazionalkonventisten und Generals) das Volk zu einer Horde von gleichen Bettlern herabgesetzt, und es bereits um den vierten Theil seiner Individuen *) gebracht

*) Dieß ist doch wohl zu viel gesagt! Aber die Franzosen sind wenigstens auf gutem Wege, und brauchen nur noch zwey oder drey Jahre so fortzufahren wie zeither, so wird sichs mit der allzugroßen Menge der Verzehrer sowohl als der Hervorbringer, schon geben.

gebracht hat. Er findet in der Kirchen- und Profangeschichte die Ungleichheit und Nothwendigkeit der verschiedenen Stände, daß darin schon an sich selbst der Begriff eines Staats liege, und daß sie sich dennoch wieder erzeuge, wenn auch Gewalt oder Zufall sie auf eine kurze Zeit abgeschafft habe. Er sieht, daß aus dieser uralten, sich immer wieder herstellenden, in der Natur der Menschheit gegründeten Ungleichheit der Stände und Güter, auch eine beschränkte, nicht aber allgemeine und unbedingte Freyheit, und aus dieser wieder Glückseligkeit entsprieße. Die Masse von Freyheit und Glück, die ihm die Gesetze, das Herkommen und die übrigen Verhältnisse geben, ist ihm genügend. Diese geben ihm Ruhe und sichern sein Leben und Eigenthum; statt daß eine so lächerliche Konstituzion wie die Parisische, nur eine unbedingte, grenzenlose, ungezähmte Freyheit, nur Mörder, Räuber, Müßiggänger und Bettler, und im Ganzen nichts als Unglück und Zerrüttung hervorgebracht hat.

P. Ists möglich, daß Sie bey Ihren Schicksalen, bey Ihren Kenntnissen, bey Ihrer Erfahrung und Filosofie, so irrig denken können? Ich weiß es, Sie haben die ganze Welt gegen sich, und denken nur allein so.

J. Nein, so denke ich nicht allein. Dies sind nicht bloß meine Worte, meine Grundsätze; sondern alles was ich Ihnen eben gesagt habe, ist

bloß wörtliche Wiederzählung eines Gesprächs, das ich vor kurzem mit Vergnügen anhörte, und das ganz der allgemeinen Stimmung analog ist. Neulich nöthigte mich unangenehme Witterung auf einen halben Tag Zuflucht in eine Dorfschenke zu nehmen. Einigen Bürgern giengs nicht besser. Diese vermischten sich bald mit mehrern redlichen, frohen Dorfbewohnern, die mit gutem Appetit ihre Kanne Bier tranken. Ein Stück Zeitung, welches neue Greuel aus der alten Mördergrube Europens, Paris, erzählte, lag auf dem Tisch. Dies leitete diese ehrwürdige Gesellschaft auf das vorstehende Thema, worüber sie so richtig räsonierten, daß ich wünschen möchte, der Pariser Konvent bestünde aus lauter so gesundvernünftigen Bauern und Bürgern, als ich in dieser Dorfschenke zusammen fand. Kurz, so denkt, so spricht jetzt der bessere und größere Theil unsrer beyden Hauptstände. Mein Herr Menschenlieb! ich versichere es Ihnen nochmahls, Sie und Ihr ganzes Befreyungsheer kommen zu spät. Sie finden keinen Boden mehr, worauf Sie ihre Grundsätze verpflanzen, worauf diese bis zur Reife und Erndte gedeihen könnten. In Teutschland herrscht, so mancher Windbeuteley und Sittenlosigkeit ungeachtet, doch noch viel wahre Aufklärung und Rechtschaffenheit, mehr als sie sich vorzustellen scheinen. Die wenigen Brauseköpfe, die wenigen verschwelgten, sittenlosen Auswüchse der Gesellschaft, die in jeder Veränderung

rung die Vortheile suchen, die sie sich durch Arbeit, Fleiß, Genügsamkeit, Tugend und Gebrauch ihrer Kräfte hätten schaffen können, aber nicht Lust haben sie auf diesem Wege zu erwerben, werden auf der Waage, wie ein Aß gegen einen Zentner, in die Höhe geschnellt werden. Wenn Sie von diesen Ihre Kenntniß der Stimmung des wahren, eigentlichen Publikums hernehmen wollen, so bedaure ich Ihre Täuschung. Verlassen Sie sich ja nicht auf dergleichen Schwindelköpfe! Ihre Million von Handwerksburschen *) wird fünf Millionen wahrer Staatseingesessenen und Bürger, und über eine halbe Million braver Soldaten gegen sich haben. Der Barbarismus, der Gemeingeist dieser so rohen Volksklasse würde allenfalls eine heftige, aber nur kurze Explosion verursachen können. Das wilde, ungestüme, ungeordnete Feuer dieser noch im höchsten Grade der Unkultur und Unsittlichkeit vergrabenen, einer Reform und vernünf-

*) Und auch diese Million wird — wenn man alle, die eine Heimath und in dieser nur einiges Eigenthum oder einige Aussicht auf künftiges Unterkommen haben, abrechnet — auf eine viel kleinere Zahl herabschmelzen. Der Verfasser dieses Aufsatzes scheint mir in gar zu übertriebenen und allgemeinen Ausdrücken über diese Klasse der Handwerksbursche, aus welchen doch nach und nach alle Handwerksmeister gezogen werden, abzusprechen, und ihnen mehr Böses zuzutrauen als billig ist.

tigen Organisierung bedürftigen, bis jezt aus Verachtung zu sehr vernachläßigten Thiermenschen nicht Staatsbürger-Klasse, würde durch ihre eigne Ohnmacht, Unordnung, Wildheit, durch Brodbedürfnisse, durch wohlgeordnete, kurze Gegengewalt gar bald wieder — wie neue partikuläre Beyspiele gezeigt haben — in ihr Nichts zurückgedrückt werden. Selbst ihre geheimen Direktoren würden nicht im Stande seyn, die Unbändigkeit dieser Halbmenschen, dieser rohen Schwärmer, auf einen festen Punkt zu leiten. Sie würden rauben, morden, sengen können; aber keineswegs würde diese zerstreuete, leider noch so wenig durch gute Gesetze, Erziehung und Sitten geordnete, obgleich durch fanatischen Gemeinsinn verbundene Landstreichermasse, da sie weder Ort noch Eigenthum, noch Vaterlands- noch Bürgerliebe und Bürgerverhältnisse und Grundsätze hat, zu heilsamen, gemäßigten Staatsrevoluzionen als solides Werkzeug zu gebrauchen seyn. Man würde von der von Mitleid und Verachtung bisher in einzelnen Fällen ausgegangenen Glimpflichkeit und Nachsicht gegen sie abgehn müssen; Man würde sie todtschlagen, sie auseinander jagen, und ihren Handwerksbarbareyen, ihrem tollen Freyheits- und Gemeinsinn, ihrem Staat, den sie im Staat sich arrogieren, *) endlich ein Ende

*) Es däucht mich nicht ganz billig, dem löblichen Handwerksburschen-Stand einen Vorwurf und beynahe ein Ver-

Ende machen. Die übrigen bürgerlichen Korps, die sich, Ihrer Aeusserung nach, jezt durch die geheimen Maaßregeln und Leitungen ihres Befreyungs- oder besser Rebellions-Gesellschaft, ohne daß sie selbst Zweck und Ursach wissen sollen, noch mehr formieren lassen; so wie die Glieder der Schützengesellschaften, die sich unter einander durch geheime Statuten, Uniformen, gleich den akademischen Orden, immer mehr verbinden bewehrt und fürchterlich machen lassen sollten, — werden ihren Zwecken mehr schädlich als nützlich seyn. Dies sind Bürger, Eingesessene, Eigenthümer, die, sobald sie sehen, zu welchen, ihnen selbst verderblichen Absichten sie gemißbraucht werden sollen, gewiß nicht das Schwerdt gegen den Staat, mithin gegen sich selbst, als Theile desselben, zie-

Verbrechen daraus zu machen, daß sie auf Gerechtsamen bestehen, die theils auf uralte Handwerksverfassungen, theils auf altes Herkommen und Gewohnheit gegründet sind. Es ist nicht ihre, sondern dieser alten Gesetze und Gebräuche Schuld, wenn sie, wie die Mönchsorden, gewissermaßen nach ihren eigenen Gesetzen regierte kleine Staaten im Staat ausmachen; und wenn das Edikt von 1731 und andere in dieser Sache ergangene Kaiserliche Verordnungen in einem großen Theile Teutschlandes ohne Wirkung geblieben sind, an wem liegt es, als an denen, deren Amt es ist, die Gesetze zu vollziehen, und an dem nöthigen Einverständniß aller Reichsstände zu diesem Zweck?

ben werden. In ihnen wird im Gegentheil, weil sie dabey zu viel zu verliehren haben, die sichers ste Schutzwehr gegen alle Revoluzionen, da hiezu kein Grund wie in Frankreich ist, liegen. Sie allein werden alle die Aufstands-Bemühungen, die eine oder die andre Gesellschaft, durch ihre übrigen Werkzeuge, aus leicht einzusehenden Privatabsichten sich geben möchte, zertrümmern, und Teutschland wird das alte, im Ganzen ruhige Teutschland bleiben.

Der Propagandist, ziemlich abgekühlt durch meine kalten, festen, seinen hitzigen Grundsätzen entgegenstehenden Gründe, rief endlich: Pierre, venez ici! Mit sehr kalter, affektiert gelassener Miene, sagte er nur noch:

P. Ich ehre selbst im Irrthum an Ihnen noch den gutmüthigen braven Mann. Eine Schwalbe macht keinen Sommer. Ich will Sie nicht übereilen. Bedenken Sie Ihre Lage, meine edlen Grundsätze und Vorträge, und vielleicht — ich hoffe es, und werde es erfahren — denken Sie nach 4 Wochen, bey ruhiger Ueberlegung, gleich mit mir.

Er zog eine schwere Goldbörse hervor, und sagte:

Nehmen Sie theurer, verkannter, mir immer schätzbar bleibender Mann, diese Kleinigkeit, die Ihnen in jedem Fall von meinen unermeßlich reichen, erhabenen Obern, als einem, der ein Opfer

fer der Despotie geworden, bestimmt ist; und diese Karte (die er aus einer Brieftasche zog) wird Ihnen auf jede Zukunft eine sichere Schutzwehre, wird Ihnen alles seyn, was sie wünschen können.

J. Wollen sie mir denn auch noch den Rest der Achtung, die ich selbst bey Ihrer Verschiedenheit der Grundsätze noch für Sie habe, durch Bestechung rauben? Tugend, weises Mistrauen, Genügsamkeit und allgemeine Menschenliebe, werden mir bey meiner Zurückgezogenheit Ihr Geld und Ihre Karte, auch künftig entbehrlich machen!

Indeß ich etwas heftig noch manches gegen dieses unwürdige Anbieten sprach, und der Pr. solches unter affektierten Gähnen anhörte, kam der Bediente mit beyden Pferden an. Der Pr. sagte nur noch:

„Ehren und fürchten sie übrigens nur wenigstens das Geheimniß!" Er machte mir noch eine kurze ernste Verbeugung, und frug zulezt: „haben Sie meinen Brief bey sich? Und da ich ihn sogleich aus der Tasche zog, und ihm auf sein Verlangen zurück gab, schwang er sich aufs Pferd und verschwand bald aus meinen Augen.

Ich eilte nach Hause, und schrieb dieses, mir noch ganz in frischem Andenken ruhende, fast zwey Stunden lange Gespräch, zur Warnung für Fürsten sowohl, als leichtsinnige, dem Betrug ausgesezte Mitbürger, auf.

II.

Auszug
einer Lebensbeschreibung
Pauls Sarpi,
aus dem Servitenorden.

Am Ende des sechszehnten Jahrhunderts waren die von Gregor VII. wider die Rechte der Fürsten geschmiedete Waffen noch so scharf und schneidend, daß sie dem besten und tapfersten unter den Königen von Frankreich den Weg zum Thron versperrten, bis er sich ihnen unterwarf; daß die weise Königin Elisabeth Gefahr lief, Kraft derselben ihrer angeerbten Königreiche von den Spaniern beraubt zu werden; daß Venedig das äusserste wagen mußte, ihrer Gewalt nicht zu unterliegen. Die Stifter der protestantischen Religion hatten zwar schon die Hauptgründe von der Nichtigkeit der päbstlichen Anmaßungen der Welt vor Augen gelegt; allein der römische Hof und das Geschwader der Mönche, besonders die Jesuiten, machten dieselben so verdächtig und verhaßt, daß sie in römischkatholischen Ländern nichts wirkten. Sie vermengten die geistlichen und vorgegebenen weltlichen Rechte der Päbste dermaßen unter einander, daß, wer ihre Ansprüche auf die weltliche Monarchie bezweifelte, nicht weniger als ein offenbarer

Ketzer

Ketzer verfolgt wurde. Wer es im Schooß der katholischen Kirche wagen wollte sie öffentlich zu bestreiten, mußte mit einem dreyfachen ehernen Panzer um seine Brust bewaffnet seyn.

Der ausserordentliche Mann, der dies wagte, war Paul Sarpi, ein Servitenmönch, welcher an Muth und Patriotismus mit Luthern, an Mäßigung und Klugheit mit Erasmus und Melanchton, an Wissenschaft und Scharfsinnigkeit mit den erhabensten Geistern alter und neuer Zeiten verglichen werden kann. Man hat verschiedene Lebensbeschreibungen von ihm, aber keine ist so voll Wahrheit und Kritik, als die des Herrn Griselini, Sekretärs der Akademie der Wissenschaften zu Meiland, unter dem Titel: Memorie anecdote spettanti alla vita ed agli studi del sommo filosofo e Giureconsulto F. Paolo Sarpi, Servita, zu Lausanne im J. 1760. in 8. gedruckt, von 296 Seiten. Ich will aus diesem schätzbaren Werke einen kurzen Auszug liefern, um das Andenken eines um die Wohlfahrt der bürgerlichen Gesellschaft sowohl verdienten Mannes zu erneuern, und einen überzeugenden Beweis aufzustellen, was die Aufklärung zur Befestigung der Ruhe der Völker und der Rechte der Fürsten bewirken kann.

Paul Sarpi kam den 14. August des Jahres 1552. zu Venedig zur Welt. Er war noch ein Kind, als ihm sein Vater, ein durch Prozes-

se verdorbener Kaufmann, welcher des Handels wegen aus dem Friaul nach Venedig gezogen war, durch den Tod entrissen wurde. Seine Mutter, eine gebohrne Venezianerin aus dem alten bürgerlichen Geschlechte Morelli, war in allzukümmerlichen Umständen, als daß sie ihm eine seinen Talenten angemessene Erziehung geben konnte. Dieses Geschäft übernahm ihr Bruder Ambrosius Morelli, ein Weltgeistlicher, welcher damahls der venezianischen Jugend mit vielem Ruhm öffentlichen Unterricht ertheilte. Sein ausserordentlicher Scharfsinn, sein stiller Ernst und unermüdeter Fleiß, führten ihn mit schnellen Schritten zu den höhern Wissenschaften. Schon im dreyzehnten Jahre seines Alters widmete er sich der Filosofie und Mathematik, unter der Anleitung seines Freundes Johann Maria Capella von Kremona, aus dem Servitenorden, welcher ihn auch in der hebräischen und griechischen Sprache unterrichtete.

Die Liebe zur klösterlichen Einsamkeit, in deren Schooß er die zum Studieren erfoderliche Seelenruhe zu erlangen hoffte, bestimmte ihn in den Servitenorden zu treten, obgleich seine Mutter und sein Onkel alles mögliche thaten, ihn davon abzuhalten. Er hatte das dreyzehnte Jahr seines Alters noch nicht vollendet, als er den 24. Nov. 1565. im Servitenkloster Santa Maria zu Venedig eingekleidet wurde, und seinen Taufnah-

men

men Peter mit dem Klosternahmen Paul verwechselte. Am Tage seiner Einkleidung opponierte er in einer öffentlichen filosofischen Disputazion, welche in der Kirche seines Klosters gehalten wurde, und erregte durch seinen Scharfsinn die allgemeine Verwunderung. Nach einem Verlauf von zwey Jahren hatte er schon den Ruhm des Gelehrtesten unter der studierenden Jugend seines Ordens errungen. Daher gebührte ihm die Ehre, in den Generalkapiteln seines Ordens, welche sich in den Jahren 1567. und 1570. zu Mantua versammelten, öffentlich zu disputieren. Das letztemahl vertheidigte er 309 Sätze aus dem ganzen Umfange der Theologie und der Kanonischen Rechte, und gab einem jeden Anwesenden die Freyheit zu opponieren. Der Herzog Wilhelm Gonzaga, ein großer Gönner der Gelehrten, welcher die Disputazion mit seiner Gegenwart beehrte, ernannte ihn (einen Jüngling von achtzehn Jahren) zu seinem Theologen, und zum öffentlichen Lehrer der Theologie und der Kanonischen Rechte zu Mantua.

Die Würde, die er bey Hof bekleidete, und das öffentliche Lehramt setzten ihn in die Nothwendigkeit, sich in der Geschichte und in dem Kirchenrecht tiefer zu gründen als ihm sonst seine Hauptneigung zu abstrakten Wissenschaften erlaubt haben würde. Aus eben der Ursache legte er sich hier mehr als je auf die griechische und

hebräi-

hebräische Sprache, und erlangte in derselben eine vorzügliche Fertigkeit. Man wünschte damahls allgemein eine Geschichte der Tridentinischen Kirchenversammluug. Kamillo Oliva, welcher mit dem Kardinal Herkules Gonzaga, als päbstlichem Legaten, in der Eigenschaft eines Sekretärs der Kirchenversammlung beygewohnt hatte, fand in Paul Sarpi alle zu diesem wichtigen Werke erforderliche Gaben, und ermunterte ihn nicht nur zu demselben, sondern unterstützte ihn auch mit allen den Nachrichten und Dokumenten, die in seiner Gewalt waren. Daher legte Sarpi zu Mantua die erste Hand an diese Geschichte, als den letzten Theil einer von ihm bearbeiteten allgemeinen Geschichte der Kirchenversammlungen. Was Rapin in seinen Betrachtungen über die Wissenschaften erzählt, Sarpi habe aus Rachsucht wider den römischen Hof, der ihm mit dem Kardinalshuth nicht entgegen eilte, diese Geschichte unternommen, verliert hierdurch allen Schein der Wahrheit. Paul Sarpi war dieser unzeitigen Ansprüche damahls nicht fähig, und nie hat Ehrsucht seine Handlungen belebt. Sein Hang nach der Einsamkeit machte ihm allen äussern Prunk verhaßt, und vertrieb ihn sogar von Mantua, wo er sowohl bey Hofe als in den ersten Häusern der Stadt fast angebethet wurde. Er verließ Mantua im Jahr 1574. und kehrte in sein Kloster nach Venedig zurück, nachdem er sich einige Zeit zu Meiland bey dem Erzbischof und

Kardinal Borromeo, der sich zur Verbesserung seines Kirchsprengels schon seit einigen Jahren seiner Rathschläge bediente, aufgehalten hatte. Viele Urkunden seines Klosters zu Venedig bezeugen, daß er daselbst in den Jahren 1575, 1576, 1577. die Filosofie lehrte.

Nicht nur die studierende Jugend seines Ordens, sondern auch eine Menge weltlicher Personen besuchten seine Vorlesungen. Fern von allem peripatetischen Tand, gründete er seine Lehrsätze auf natürliche Erfahrungen. Je mehr er bisher gezwungen war das Studium der Natur auf seine Nebenstunden einzuschränken, desto größer war der Fleiß, den er jetzt darauf verwendete. Es finden sich in der Bibliothek seines Klosters zu Venedig eine Menge Aufsätze und Anmerkungen von seiner Hand, welche beweisen, welche wunderbare Fortschritte er in der Fysik und höhern Mathematik vom Jahr 1575 bis 1578 gethan hatte. Auf jedem Pfade, den er betrat, die Geheimnisse der Natur zu erforschen, machte sein scharfsichtiger Beobachtungsgeist neue Entdeckungen. Er fieng frühe an, dem innern Bau der thierischen Körper durch die Zergliederung nachzuspähen. Noch vor dem sechs und zwanzigsten Jahre seines Lebens entdeckte er in den Adern gewisse Klappchen, wodurch das Blut in die Pulsadern und von diesen in die Blutadern übergeht, und schloß hieraus auf den Umlauf des

Blu-

Blutes, welcher von andern großen Anatomikern bisher nur vermuthet worden war, und dessen Mechanismus nachher von Wilhelm Harvey mehr entwickelt wurde. Sein Freund Acquapendente machte die so wichtige Entdeckung in einem Buche de Ostiolis sanguinis, der Welt bekannt, und verschiedene andere gleichzeitige Schriftsteller bezeugen dieselbe. Auch hatte er schon vor dem Jahre 1577. wie Acquapendente in seinem Buch de Oculo et Visus organo versichert, die Erweiterung und Zusammenziehung des dritten Augenhäutchens entdeckt.

Im Jahr 1578 erhielt er den 15. May zu Padua die Doktorwürde in der Theologie, und im folgenden Jahre fiel die Wahl eines Provinzials als seines Ordens auf ihn. Seit dieser Epoche konnte er sich nur in Nebenstunden mit den höhern Wissenschaften beschäftigen. Im Generalkapitel seines Ordens, welches im J. 1579 zu Parma gehalten wurde, gab man ihm den Auftrag, die Konstituzionen seines Ordens, besonders den Theil, welcher von dem Gang der klösterlichen Strafgerichte handelt, zu verbessern; worin er eine so tiefe Kenntniß der Rechtswissenschaft bewies, daß die geübtesten Rechtsgelehrten sich darüber verwunderten. Neben den Ordensgeschäften, welche ihn als Provinzial oblagen, lehrte er nun auch die Theologie unter seinen Ordensbrüdern bis ins Jahr 1585, da er als Generalprokurator nach Rom berufen wurde.

Da

Da dieses Amt drey Jahr dauert, und die Verrichtungen desselben einen vielfältigen Umgang mit Personen von hohem Stande, und mit den geübtesten Kurialisten und Staatsmännern veranlassen: so fand hier P. S. ein bequemes und reiches Feld, sich mit den Geheimnissen der römischen Staatsklugheit bekannt zu machen, und ächten Stoff zu seiner Geschichte der Tridentinischen Kirchenversammlung einzuärndten; besonders vom Kardinal Castagna, welcher bey der Abfassung der Dekrete Präsident in derselben gewesen war, und nachher unter dem Nahmen Urban VII. auf den päbstlichen Thron erhoben wurde. Von Rom führte ihn eine Gelegenheit nach Neapel; wo er den berühmten Naturforscher Johann Baptist della Porta, mit welchem er schon zu Venedig einen vertrauten Umgang gepflogen hatte, öfters besuchte. Unter den neuerworbenen Kenntnissen, welche dieser an ihm bewunderte, war auch die von der Natur und den Eigenschaften des Magnets. In der Vorrede zu seiner natürlichen Magie bekennt er: er habe damals manches in diesem Fache von ihm gelernt; er rechne sich dieses zum Ruhme, weil er keinen Mann in der Welt kenne, der an Gelehrsamkeit und Scharfsinn ihm gleich komme. In einem von seiner Hand geschriebenen Buch, welches in der Bibliothek seines Klosters zu Venedig aufbewahrt wird, findet sich eine solche Menge Versuche und Erfahrungen von

den magnetischen Eigenschaften und Wirkungen, daß sie hinreichend sind ein vollständiges Lehrbuch daraus zu bilden. Der Herr Griselini versichert, er habe sie mit Wilhelm Gilberts fysiologischen Traktat vom Magnet, gedruckt im Jahr 1600, einem klassischen Werke seiner Art, verglichen, und in diesem nichts gefunden, was von Sarpi nicht versucht und entdeckt worden sey, selbst die Abweichungen der Magnetnadel in verschiedenen Gegenden, und nach verschiedenen Richtungen auf unserer Halbkugel nicht ausgenommen.

Im Jahr 1588. kehrte er nach Venedig zurück, mit der Hochachtung Sixtus V. bereichert, und vom Neid Einiger seiner Ordensbrüder gequält, welche glaubten, der Pabst habe ihn zu einer erhabenen Kirchenwürde bestimmt. Dieser leidige Dämon wurde noch mehr erbittert, da er sah, daß ihn nicht nur die ersten Häupter der Republik, z. B. Leonardo, Donato, Kontarini, nachmahliger Doge, Mocenigo, Trivisiano, Morosini, ihres vertrauten Umgangs, sondern auch fremde Personen von hohem Range und von berühmter Gelehrsamkeit, ihres Besuches oder Briefwechsels würdigten. Man suchte seine Orthodoxie in Verdacht zu ziehen, weil er mit den sogenannten Ketzern in Frankreich, England, Teutschland und Holland korrespondierte. Die Gewalt, welche damahls die Päbste gegen die Fürsten in Frankreich, England und Italien ausübten,

ten, zog seine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Sie schleuderten den Bannstrahl auf das Haupt großer Monarchen und entsetzten sie ihrer Königreiche. Die Republik Genua mußte vor ihren Befehlen kriechen; dem Hause Esthe entrissen sie das Herzogthum Ferrara; sie verbanden sich mit den Spaniern, welche damahls einen großen Theil von Italien besaßen, und beunruhigten die Republik Venedig durch allerley ungerechte und lästige Foderungen. Diese Umstände reizten ihn, die Gründe, worauf die Päbste ihre Anmaßungen, besonders in Kirchensachen, baueten, und die Rechte der Fürsten in ihren ersten Quellen zu untersuchen. Hierauf zielte auch zum Theil sein Briefwechsel mit auswärtigen Gelehrten.

Indeß er sich zu einem für sein Vaterland unentbehrlichen Staatsmann bildete, unterließ er nicht, den höhern Wissenschaften obzuliegen. Einer seiner Freunde hatte ihm die im Jahr 1591. gedruckten Werke des Vieta, von der Algebra speciosa zugeschickt. Diese neuerfundene Buchstabenrechnung war damahls noch so unvollkommen und dunkel, daß sie, wie Dechales sagt, *) in Vergessenheit gerathen seyn würde, wenn sie nicht einigen scharfsichtigen Köpfen, vor denen nichts dunkel ist, in die Hände gefallen wäre.

Paul

*) Mundus Mathematicus T. I. de progressu Matheseos pag. 34.

Paul Sarpi entzifferte nicht nur die algebraischen Geheimnisse, sondern verbesserte auch manchen Fehler des Erfinders, bestätigte die Lehrsätze mit stärkern Beweisgründen, löste verschiedene Aufgaben, welche von Franz Vieta nach der alten Methode entwickelt waren, mit analotischer Kürze auf, und bewies einen weit schärfern Blick in diesem Fache als der Erfinder selbst. Hiervon zeugen die vielen Anmerkungen und Verbesserungen, welche er mit eigener Hand, auf allen Seiten des erwähnten Exemplars, am Rande und zwischen den Linien beygefügt hat, und eine Menge einzelner Blätter, welche noch insgesammt in der Bibliothek seines Klosters zu Venedig aufbewahrt werden.

In diesem für sein Lieblingsstudium so glücklichen Zeitraum durchforschte er die Werke des Plato, des Aristoteles und der neuern Filosofen, und verfertigte einen seiner tiefen Einsicht angemessenen Auszug ihrer Lehren. Hierdurch wurde er veranlaßt, der filosofischen Moral tiefer nachzudenken, als er bis dahin gethan hatte, und seine Kenntnisse zur sittlichen Verbesserung seiner selbst anzuwenden. Dies beweiset ein in der osterwähnten Bibliothek noch vorhandenes Werkchen, worin er seine sittlichen Mängel angemerkt, und die Mittel dagegen, theils aus eigener Erfahrung, theils aus den Schriften der Alten, beygefügt hat. Daher rührte auch sein Buch von dem Widerspruch

zwi-

zwiſchen der menſchlichen Natur und dem Atheiſmus, und ein Traktat in Plutarchs Manier, Medicina dell' Animo betitelt, worin er die Mittel, die wahre Seelenruhe zu erhalten, vorſchrieb, welche beyde leider verlohren gegangen ſind. Dieſem Schickſal iſt jedoch ein anderes goldnes Werkchen entgangen, mit der Aufſchrift: Circa il naſcere delle opinioni, e del ceſſare che fanno in noi (wie eine Meynung in uns entſtehe und wieder aufhöre,) welches vielmehr den Titel einer Vernunftlehre verdiente. Nach dem Auszuge, welchen Marco Foſcarini im dritten Buche ſeiner Geſchichte der venezianiſchen Litteratur geliefert hat, enthält es mit geometriſcher Kürze und Bündigkeit alles vorzügliche, welches Locke von der Entſtehung der Ideen, von den ſinnlichen Empfindungen, von den Irrthümern die daher entſtehen, und wie ſie vermieden werden können, von den Vorurtheilen und Leidenſchaften, welche uns zu Irrthümern verleiten, und von dem wörtlichen Ausdruck vorgetragen hat; nur ſcheinet es nicht vollendet zu ſeyn.

Vom Jahr 1597. bis 1600. wurde Paul Sarpi durch verſchiedene unangenehme Geſchäfte von ſeinen Lieblingswiſſenſchaften abgehalten. Es waren große Streitigkeiten unter den Häuptern ſeines Ordens entſtanden, zu deren Vermittelung er eine Reiſe nach Rom unternehmen mußte. Auch wurde er in den langen und unnützen

Zwist von der Wirksamkeit der göttlichen Gnade, welcher zwischen den Dominikanern und Jesuiten obwaltete, und zu dessen Entscheidung eine eigene Kongregazion de Auxiliis zu Rom errichtet worden war, als Rathgeber und Gehülfe des Bischofs Massarini, seines Ordens, verwickelt. Hier zog er sich, als Vertheidiger der Lehre des heil. Augustins, die Feindschaft der Molinisten oder Jesuiten mehr als jemahls zu. Eine der verdrüßlichsten Folgen derselben war folgende. Im Jahr 1601. wurde das Bißthum Nona in Dalmazien, arm an Einkünften, erlediget. Sarpi bewarb sich um dasselbe, weil es eine Stelle war, die ihm alle nur erwünschliche Muße und Ruhe zum Studieren verschafte. Der Senat zu Venedig empfahl ihn dem Pabst Klemens VIII. auf das kräftigste. Es wurde ihm aber rund abgeschlagen, und zwar unter dem Vorwand seines verdächtigen Briefwechsels mit sogenannten Ketzern. Dies war indessen ein wahres Glück für sein Vaterland. Als Bischof würde er außer Stand gewesen seyn, in dem sich herannahenden großen Kampfe zwischen der Republik und dem Pabst Paul V. die gerechte Sache derselben zu vertheidigen.

Schon unter Pabst Klemens VIII. hatten sich verschiedene Streitigkeiten der Jurisdikzion wegen entsponnen, welche jedesmahl friedlich beygelegt wurden. Da aber der Kardinal Borgheſe von Siena unter dem Nahmen Paul V. den

päbstlichen Stuhl bestieg, war von Seiten des Römischen Hofes kein freundliches Auskommen mehr zu hoffen. Auf allen Seiten suchte dieser Pabst die Gerichtsbarkeit der Klerisey zu erweitern. Daher die Streitigkeiten mit dem Malteserorden, mit den Herzogen von Savoyen und Parma, mit den Republiken Genua, Lukka und Venedig. Selbst gegen die venezianischen Bothschafter, welche ihm zu seiner Erhebung Glück zu wünschen nach Rom gesandt wurden, konnte er seinen Groll nicht verbergen. Er warf ihnen vor, daß der Senat die Geistlichkeit zu den allgemeinen Abgaben nöthigte, daß er die Kaufleute der neu eroberten Stadt Ferrara mit einem Wechselverbot drückte, u. dergl. und gab allen Gegenvorstellungen der Bothschafter kein Gehör.

Aus diesem feindlichgesinnten Betragen des neuen Pabstes konnte sich die Republik nicht viel gutes versprechen. Dessen ungeachtet trug der Senat im Jahr 1605. kein Bedenken, zwey Gesetze zu erneuern, die er schon in den Jahren 1333, 1535 und 1602. hatte ergehen lassen, und den Römischen Hof an seiner empfindlichsten Seite anzugreifen. Im ersten Gesetz wurde allen Unterthanen der Republik geboten, keine liegende Güter an die Geistlichkeit auf irgend eine Weise zu veräußern; im zweyten wurde verbothen, irgendswo neue Kirchen, Kapellen, Spitäler, Klöster, Brüderschaften oder geistliche Orden, ohne aus-

drückliche Erlaubniß der weltlichen Obrigkeit zu errichten. Der Pabst verlangte schlechterdings vom Senat, nicht nur diese Gesetze sogleich zu widerrufen, sondern auch zwey geistliche Verbrecher, die im Staatsgefängniß saßen, an das geistliche Gericht auszuliefern. Es half keine Vorstellung des venezianischen Gesandten Nani. Der Pabst sandte ein Breve an den Senat, worin er denselben mit dem Kirchenbann und die ganze Republik mit dem Interdikt bedrohete, wofern nicht sogleich seine Foderung erfüllt würde. Der Senat zog Paul Sarpi zu Rathe, und äusserte, da er wahrnahm, daß er zum Vortheil der Republik gestimmt war, gegen ihn sein Verlangen, daß er das päbstliche Breve beantworten sollte. Sarpi sah wohl ein, daß er die Ruhe seines Lebens, ja sein Leben selbst aufs Spiel setze, und weigerte sich, den Auftrag anzunehmen, bis ihn der Senat in allen Fällen seines mächtigen Schuzzes versicherte. Dieses geschah durch ein Dekret vom 28. Jänner 1606. worin er zum geistlichen Rath der Republik (consultore teologo) mit einer jährlichen Besoldung von 200 Dukati, bestellt würde. In dieser Beantwortung sagte P. Sarpi dem heiligen Vater gerades Weges ins Gesicht, daß seine Foderungen die Schranken der päbstlichen Gewalt überschritten; folglich wäre die Drohung der Kirchenstrafen eitel und kraftlos. Es folgte sogleich ein zweytes Breve vom Pabst, worin die nehmlichen Drohungen wiederholt wur-

den;

den; und kurz darauf (den 17. April) schleuderte der Pabst in der Versammlung der Kardinäle den Bannstrahl wider die Republik, ohne weitere Friedensvorschläge und den dazu bestimmten außerordentlichen Bothschafter zu erwarten. Der Römische Hof hatte darauf gerechnet, alle Häupter der Geistlichkeit würden sogleich dem Interdikt gehorchen, und die Aufhebung des öffentlichen Gottesdienstes würde das Volk wider die weltliche Obrigkeit empören. Allein der Senat vernichtete die sonst gewöhnliche Kraft des vatikanischen Bannstrahls durch ein von Paul Sarpi aufgesetztes und in allen bewohnten Oertern öffentlich angeschlagenes Edikt, worin die Nullität desselben bewiesen, und wer dem Päbstlichen Brev: gehorchen würde, mit der Landesverweisung bedroht wurde. Es fand sich kein weltlicher Unterthan, der sich des Interdikts wegen von der schuldigen Treue gegen die Obrigkeit im geringsten entfernte. Sogar alle Ordensgeistlichen, welche sonst in dergleichen Fällen Himmel und Hölle in Bewegung setzten, gaben ein rühmliches Beyspiel des bürgerlichen Gehorsams; nur die Kapuziner, Franziskaner, Theatiner und ihre Aufwiegler, die Jesuiten ausgenommen, welche ihre Kirchen und Klöster verschlossen, und von den Flüchen des Volks begleitet, davon zogen. Die Jesuiten, welche ihr möglichstes thaten Aufruhr zu erregen, wurden auf immer aus dem Staate verbannt. In dem Verbannungsdekrete werden sie nicht nur

der Aufwiegelung, sondern auch des Kirchenraubes beschuldiget, weil sie bey ihrem Abzuge den besten Theil des Kirchenornats, welcher von der Wohlthätigkeit frommer Unterthanen herrührte, heimlich aus dem Staate weggeschafft hatten.

Paul Sarpi erhielt den Befehl, das Betragen der Republik durch Schriften zu rechtfertigen. Ein gewisses Werk mit dem Titel Droits des Souverains defendus contre les excomunications et les interdits des Papes, welches im J. 1721. im Haag ans Licht gekommen, wird allgemein für eine Uebersetzung der in diesem Zeitpunkt von P. Sarpi verfertigten Vertheidigungsschrift, deren Original nie im Druck erschienen ist, gehalten. Allein die vielen rednerischen Figuren, womit dieses Werk prangt, die weitschweifige Schreibart, die überhäuften Citazionen, und die, wider des Sarpi Grundsätze, von der Schenkung Alexanders III. hergeleitete Herrschaft der Republik über das Adriatische Meer, beweisen handgreiflich, daß das erwähnte Werk nichts weniger als ein Produkt des P. Sarpi ist. Ausserdem ist unter allen seinen Schriften dieser Art, wovon der Ritter Lando auf Befehl des Senats ein Verzeichniß verfertiget hat, keine vorhanden, die das Original der französischen Uebersetzung seyn könnte. Was er damahls schrieb, war eine nicht zum Druck, sondern zur Aufklärung und Beruhigung des Senats bestimmte Dedukzion, worin

er

er das Betragen des Pabſtes und der Republik gegeneinander hält, und das letztere mit unumſtößlichen Gründen rechtfertiget. Eine andere in gleicher Abſicht damahls aufgeſetzte Schrift iſt noch ungedruckt vorhanden, worin er, wider die Beſchwerden des Römiſchen Hofs, die Rechte der Fürſten, „im Nothfall auch die Geiſtlichkeit mit Abgaben zu belegen,“ dem Senat vor Augen legt, und nichts vorbringt, was er nicht aus der heiligen Schrift und der Kirchengeſchichte ſeit dem Anfang des Chriſtenthums unwiderſprechlich beweiſt. Hingegen kam von Römiſcher Seite, von einem gewiſſen Scipio Gobeluzzi eine Vertheidigungsſchrift des päbſtlichen Bannfluches öffentlich im Druck heraus, und aus einer ſpaniſchen Fabrik zu Meiland wurde eine ſchändliche Schrift im venezianiſchen Staate ausgeſtreuet, voll ruchloſer und aufrühriſcher Grundſätze, das Volk wider die weltliche Obrigkeit zu empören. Hierauf erſchien dies- und jenſeits der Alpen ein ſo ungeheurer Schwarm von Schriften für die eine oder die andere Parthey, daß nur allein die Titel derſelben einen beträchtlichen Band ausmachen würden. *)

*) Man findet dieſe Werke in drey Katalogen, deren einer unter dem Titel: Acta et ſcripta varia Controverſiae inter Paulum V. et Venetos, im Jahr 1607. zu Vicenza in 8. der andere unter dem Titel: Raccolta degli ſcritti uſciti fuora in ſtampa, e ſcritti a mano nella cauſa di Paolo V. e della Republica di Venezia in 4to

Bisher war P. Sarpi noch nicht öffentlich auf dem Kampfplatz erschienen. Er hatte nur den Stoff zu einigen gedrukten Werken geliefert, z. B. zu den zwey Abhandlungen, welche Johann Baptist Leoni, damahliger Agent des Herzogs von Urbino, unter dem Titel: Due Discorsi di *Gian-Simone Sardi* zu Venedig 1606. herausgab, *) und zu einem andern Buche Sopra l' Interdetto della Santità di Paolo V. welches nebst sechs andern Nahmen auch den seinigen trägt. Diesem Werke, welches die Nichtigkeit des päbstlichen Bannes auf das deutlichste bewies, mehr Gewicht beyzulegen, gab er in lateinischer und italiänischer Sprache ein Werkchen des berühmten Johann Gerson über die Kraft des päbstlichen Bannes heraus, worin dieser groſse Mann, welcher der Kirchenversammlung zu Konstanz mit so vielem Ruhm beywohnte, die nehmlichen Grundsätze äußerte. Mehr brauchte es nicht, den geschehenen Mißbrauch des Kirchenbannes in seiner ganzen Blöße der Welt vor Augen zu legen.

Nun trat auf Befehl des Pabstes der groſse Ketzerbekämpfer, der Kardinal Bellarmin, auf den Kampfplatz, mit Paul Sarpi eine Lanze zu bre-

erschienen, und der dritte im Anfang des dritten Bandes der Lettres et Ambassades de Philippe Canaye du Fresne, befindlich ist.

*) Sie erschienen nachher zu Venedig in lateinischer Sprache, und endlich auch mit Anmerkungen und des Sarpi Nahmen, zu Frankfurt am Mayn.

brechen. Er gab zwey Werke kurz nach einander heraus, worin er nicht nur den Traktat sopra l' interdetto muthig bestritt, sondern auch die Orthodoxie des um die Kirche so wohl verdienten Gerson verdächtig zu machen suchte. *) Paul Sarpi widerlegte ihn mit vieler Bescheidenheit und weit überlegener Stärke in einer Vertheidigungsschrift, **) welche in dem Fache von dem päbstlichen Bannfluche ein klassisches Werk ist. Die Widerlegung, welche der Kardinal herausgab, ***) diente zu nichts, als die Schwäche der päbstlichen Anmaßungen in ihrer ganzen Blöße darzustellen, und den Sieg der Wahrheit mehr zu verherrlichen. Paul Sarpi verweilte nicht, seine neuen Einwürfe mit unwiderlegbaren Gründen zu vernichten. ****) Seitdem

*) Risposta del Cardinal Bellarmino al Trattato di sette Teologhi sopra l' Interdetto, Roma per il Facciotto 1606. Risposta del Card. Bellarmino al Trattato e Resoluzione sopra la validità delle scommuniche. Roma e Firenze per Volemar Timan 1606.

**) Apologia per le Opposizioni fatte dall' Illustrissimo e Reverendissimo Sig. Card. Bellarmino ai Trattati ed alle Resoluzioni di Giov. Gersone sopra la validità delle Scomuniche. Venezia 1606.

***) Risposta alle Oppositioni di F. Paolo Servita contra la scrittura fatta dal Card. Bellarmino sopra l' Opuscolo di Gersone. Roma 1606.

****) Considerazioni sopra le Censure di Paolo V. Venezia 1606.

dem wagte es der Kardinal nicht mehr, öffentlich zu erscheinen. Er verbarg sich hinter dem Vorhang eines falschen Nahmens, und endigte das ihm aufgelegte Geschäft als ächter Jesuit mit einer verächtlichen Schmähschrift. *) Seit diesem Kampf ist der vatikanische Donnerstrahl, welcher ehedem die Thronen und Häupter mächtiger Fürsten zerschmetterte, dermaßen erkaltet, daß er kaum noch das dürre Holz ohnmächtiger und hülfloser Hütten anzündet.

Ganz Europa ertönte von den Lobeserhebungen des Paul Sarpi. Man pries ihn als einen von Gott erweckten Mann, die Welt aufzuklären. Die Speichellecker des Römischen Hofes und die Anhänger desselben verschrieen ihn als einen zweyten Kalvin, der nichts Geringeres im Sinne hätte, als Venedig in ein zweytes Genf zu verwandeln. Der Pabst verbot seine Schriften auf das strengste, und ließ überall seine Werke aufkaufen, um sie zu verbrennen. Je mehr man sie aber zu vertilgen suchte, je geheimer und werther wurden sie gehalten. Sarpi und Fulgenzius Mikanzio, sein Ordensbruder und treuer Freund, welcher eine treffliche Vertheidigungsschrift wider die Gegner

*) Avviso alli sudditi del dominio Veneto di Matteo Torti, sacerdote e Teologo di Pavia. Roma e Ferrara nella stamperia camerale 1607.

ner des Sarpi ans Licht stellte, *) die ihm einen jährlichen Gehalt von hundert Dukati von dem Senat bewirkte, wurden vor das Inquisizionsgericht nach Rom zitiert, und, da sie nicht erschienen, in den Kirchenbann gethan, obgleich Sarpi eine gesetzmäßige Entschuldigung eingeschickt hatte. Diesen Verdruß suchte ihm die Republik vermittelst eines Dekrets vom 28. September 1606, worin sie ihm öffentlich dankte und seine Besoldung verdoppelte, einigermaßen zu versüßen.

Der Römische Hof und die Republik waren so sehr wider einander erbittert, daß sie sich zu einem offenbaren Kriege rüsteten. Der Graf von Fuentes, Spanischer Statthalter zu Meiland, warb Truppen in der Lombardie, und schnitt den Venezianern den Weg ab, nach alten Verträgen ein gleiches in der Schweiz zu thun. Die Zurüstungen der Republik zu Wasser und zu Lande beschreibt Morosini im 17ten Buche seiner Geschichte. Jakob I. König von England bot ihr durch den Gesandten Wotton seinen Beystand an. Der König von Frankreich und der Herzog von Savoyen eiferten um die Ehre der Vermittelung. Sogar der spanische Hof, dessen Statthalter in Italien mit dem Pabste unter einer Decke spielten, sandte, aus Eifersucht gegen Frankreich, Franz de Kastro

*) La Conferma delle considerazioni sopra la Censura di Paolo V. Venezia 1607.

Kastro als außerordentlichen Bothschafter nach Venedig, seine Vermittelung anzubiethen. Jeder dieser Höfe machte Friedensvorschläge. Der König von Frankreich bewirkte endlich im J. 1607. den Frieden durch den Kardinal Joyeuse. Die Bedingungen waren: daß die Republik sollte, ohne den geringsten Nachtheil ihrer vertheidigten Rechte, die überall öffentlich angeschlagene Protestazion zurücknehmen, die zwey eingekerkerten Geistlichen in die Gewalt des Königs von Frankreich überliefern, die Jesuiten aber sollten von diesem Frieden ausgeschlossen werden. Dagegen sollte der Pabst die Kirchencensuren widerrufen. Dies geschah denn auch durch den Kardinal Joyeuse in der vollen Versammlung des Senats. Was Burnet in Bedells Leben erzählt: der Doge und die Senatoren hätten sich geweigert, die Lossprechung vom Kirchenbann anzunehmen; daher hätte sich der päbstliche Nunzius in den Senat eingeschlichen, und die Formel der Absoluzion über das Kissen des Doge ausgesprochen — ist eine lächerliche Fabel.

Die Klugheit und Seelengröße des Sarpi äußerte sich besonders in dieser Fehde durch die Mäßigung gegen seine Antagonisten, welche ihn in ihren Schriften und Reden nicht nur als einen Erzketzer, sondern wie einen eingefleischten Teufel schilderten. Er wich in seinen Schriften nie von der Sache selbst ab, äußerte nie einige Leidenschaft, vertheidigte sich nie wider Verleumdungen.

Er

Er machte jederzeit einen Unterschied zwischen der wahren und angemaßten Gewalt des Pabstes, und griff nie den wesentlichen Theil der Römisch-Katholischen Religion an.

Bossuet giebt ihm schuld, er sey ein verkappter Kalvinist gewesen, und habe den Senat verleiten wollen, Kalvins Lehre zu Venedig einzuführen. *) Ein gleiches erzählen Kourayer, **) Bayle ***) und andere, die aus einer und der nehmlichen unächten Quelle geschöpft haben. Gilbert Burnet hat sie insgesammt, in seiner Lebensbeschreibung des irrländischen Bischofs Bedell, englischen Gesandtschaftspredigers zu Venedig, hintergangen. Er erzählt, Bedell habe bey seinem Aufenthalte zu Venedig eine vertraute Freundschaft mit Paul Sarpi geschlossen. Dieser habe ihn die Italiänische Sprache gelehrt, er dagegen für ihn eine englische Sprachlehre geschrieben. Sarpi habe ihm anvertraut, er übergehe in der Messe die Gebete, welche an die Heiligen gerichtet sind, und im Brevier überschlage

*) Defensio Declarationis Cleri Gallicani T. I. p. 2. lib. 8. c. 12. — Historie des Variations, etc. lib. 7.

**) In des Sarpi Lebensbeschreibung, welche seiner französischen Uebersetzung der Geschichte der Tridentinischen Kirchenversammlung beygefügt ist.

***) Diction. critique, art. *Bedell.*

ſchlage er alles, was ſeinem Gewiſſen widerſpreche; er bediene ſich der Ohrenbeichte, um ſeinen Beichtigern die Mißbräuche der Römiſchen Kirche zu entſchleyern; er wünſche nichts mehr, als eine Reiſe nach England zu thun. Bedell habe die Liturgie der Engliſchen Kirche ins Italiäniſche überſetzt, welche bey den Theologen der Republik ſo viel Beyfall gefunden, daß ſie entſchloſſen geweſen wären, dieſelbe zu Venedig einzuführen, wenn der obwaltende Zwiſt ihren Wünſchen gemäß ausfiele. Burnet erzählt ferner, dieſe Theologen, und nahmentlich Paul Sarpi, hätten den Geſandtſchaftsprediger dringend erſucht, den engliſchen Geſandten Wotton zu bewegen, daß er, den Abſichten ſeines Königs gemäß, welche auf eine Religionsveränderung zu Venedig zielten, die ihm überſchickte Warnung des Königs an die Fürſten der Chriſtenheit, dem Senat ſchleunig überreichen ſollte; dieſer hätte aber ſo lange damit gezögert, bis ſich die Republik mit dem Römiſchen Hof wieder verſöhnt und die erwähnte Königliche Warnung ihr Ziel verfehlt habe.

Entweder Burnet, oder der Geſandtſchaftsprediger muß dieſe Fabel erdichtet haben. Die Warnung, welche König Jakob I. nach der ſogenannten Pulververſchwörung an die chriſtlichen Höfe ſandte, war durch die zwey Sendſchreiben des Pabſtes Paul V. an die Katholiken in England, worin er ſie ermahnt, der vom König ihnen vorgeſchrie-

geschriebenen Eidesformel sich nicht zu unterwerfen, veranlaßt worden. Das erste dieser Senoschreiben war den 1sten Oktober 1606, und das zweyte den 16ten September 1607. zu Rom ausgefertiget worden, folglich sechs Monat nach der Versöhnung der Republik mit dem päbstlichen Hofe. Wie konnte der Gesandte Wotton die Warnung seines Königs in einer Zeit überreichen, da sie noch nicht existierte? Was die Gesinnung des P. Sarpi anbelangt, welcher eine Veränderung der Religion vermittelst der Warnung des Königs von England im Schilde geführt haben soll, so erklärt er sich selbst hierüber sehr deutlich in einem Briefe vom 23. Jänner 1610. an seinen Freund Lescasserius, einen berühmten Rechtsgelehrten in Frankreich, in folgenden Worten: Vtinam Rex regia tantum tractasset, et a theologicis abstinuisset! Prudenter illum feciſſe arbitror, quia forte ita rebus suis conducebat, et cum suis subditis ita tractandum erat. Verum pro rebus nostris aliter agendum est. Coelum terrae miscere nolumus, nec humana divinis. Sacramenta et religiosa omnia suis locis manere volumus; Principibus tantum potestatem suam asserere per divinas scripturas et Patrum doctrinas licet. Diese Stelle beziehet sich auf des Königs Warnung, welche erst kurz vorher vom Gesandten Wotton dem Senat überreicht, und von diesem ungeöffnet im Staatsarchiv niedergelegt wurde. — P. Sarpi hat sich auch

nie mit dem Beichthören abgegeben; und wer ist in den Gesetzen der Republik so unerfahren, daß er nicht wisse, daß es seit dem Jahr 1542 unter der Strafe des Hochverraths allen Patriziern, Staatssekretären, und Räthen verbothen ist, mit fremden Ministern, und mit allen denen, die in ihren Diensten stehen, unter welchem Vorwand es auch sey, die geringste Gemeinschaft oder Umgang zu haben? Also ist der vorgegebene vertraute Umgang des Englischen Gesandtschaftspredigers mit P. Sarpi, besonders in einer Zeit, wo aller Augen auf ihn gerichtet waren, erdichtet.

Von dem nehmlichen Schlage sind die übrigen Mährchen, z. B. er habe eine geheime Gesellschaft von seinen Schülern im Servitenkloster gestiftet, welche das heilige Abendmahl unter beyden Gestalten an die zu Venedig sich aufhaltenden Protestanten austheilten, und andere falsche Gerüchte, welche von Courayer, Johann Diodati, Ancilon und andern in fremden Ländern verbreitet worden sind. In Italien wurden sie zu des Sarpi Verleumdung erdichtet, von auswärtigen Protestanten begierig aufgefangen, und ohne Bedenken als Wahrheiten ihm zu Ehren ausposaunt. Damals waren die Mißbräuche der päbstlichen Gewalt noch dermaßen in das Wesen der Römisch-Katholischen Religion verwebt, daß, wer ihnen den Krieg ankündigte, nothwendiger Weise bey den Katholiken unter die Ketzer gezählt, bey den Protestanten

aber

aber als Vertheidiger der Wahrheit und der Religion gepriesen werden mußte.

Nachdem der Senat zu Venedig die allgemein bekannt gemachte Protestazion wider das Interdikt zurückgenommen hatte, verlangte der Römische Hof, daß er auch alle die Schriften, welche während der Streitigkeit wider denselben im Venezianischen Staate ans Licht gekommen, zu größerer Befestigung der hergestellten Freundschaft unterdrücken möchte. Der Senat, welcher die Folgen dieser verführerischen Anmuthung nicht einsah, und dazu geneigt zu seyn schien, fragte P. Sarpi, ob es sich nicht thun ließe, diese Gefälligkeit Seiner Päbstlichen Heiligkeit zu erweisen. Vielleicht würde ihm der Römische Hof die tiefen Wunden, die er ihm geschlagen hatte, verziehen haben, wenn er dem Senat gerathen hätte, alle die Waffen, welche nicht nur damals, sondern auch für die Zukunft, die Uebermacht des Pabstes vernichteten, auf einmal zu zerbrechen und aus der Welt zu schaffen. Allein P. Sarpi widersetzte sich diesem heuchlerischen Ansinnen des Römischen Hofes mit aller Macht seiner Beredsamkeit. „Nein, sagte er; wenn ihr die Schriften, welche des Pabstes angemaßte Rechte über die Republik von Grund aus zerstören, durch euere Gewalt vernichtet, indeß daß die zu Gunsten des Pabstes ans Licht getretene Werke freyen Lauf in der Christenheit behalten: so wird dieses in gegenwärtigen und künftigen

Zeiten zum Beweis dienen, daß es euch gereue, mit solchen Waffen euere Rechte vertheidiget zu haben; ihr werdet dem Römischen Hof gewonnene Sache geben, und zu eurem und aller Fürsten größten Schaden die alten Ansprüche verewigen.“ Dem Senat einen auffallenden Beweis von den damals noch herrschenden ruchlosen Grundsätzen von der päbstlichen Gewalt zu geben, fügte er seinem schriftlichen Gutachten eine Sammlung derselben bey, die er aus den Streitschriften des Kard. Bellarmins, und andern in diesem Federkrieg erschienenen Werken, gezogen hatte. Ich will nur einen Theil derselben anführen, um zu beweisen, daß damals das Gregorianische System der allgemeinen Monarchie mehr als je, so wohl in den Schulen, als am Römischen Hofe herrschte, und wieviel die Fürsten der seitdem erfolgten Aufklärung zu verdanken haben.

„Der Pabst stellet Gott unmittelbar auf Er„den vor; seine Ausspräche sind Gottes Urtheile; „von ihm hängen die zeitlichen und ewigen Güter „der Menschen ab; an seiner oder an Gottes Ge„walt zweifeln ist einerley. Der Pabst hat nicht „nur eine geistliche, sondern auch eine weltliche „Gewalt über alle Fürsten und Länder der Erde. „Jede weltliche Gewalt kömmt von Gott vermit„telst des Pabstes, welcher sie bestätigen oder um„stürzen kann. Er hat die Gewalt, allen Fürsten „Gesetze vorzuschreiben, und die ihrigen zu ent„kräften

„kräften, weltliche Streithändel der Fürsten zu „schlichten, und im Nothfall sie mit Waffen zu „Paaren zu treiben; bey erledigtem Throne derselben die Gerichtsbarkeit in ihren Ländern eigenmächtig zu handhaben, ihnen zu befehlen, daß sie „die gegen ihn sich empörende Regenten bekriegen, „sie vor Gericht zu fordern und zu strafen, wenn „sie die Privilegien ihrer Unterthanen verletzen. „Dem Pabst kömmt das Recht zu, alle zweifelhafte Rechtsfälle zu entscheiden, und jedem Christen „gebühret es, sich ohne Widerrede seiner Entscheidung zu unterwerfen. Zu ihm können alle „Unterthanen der Fürsten ihre Zuflucht nehmen, „wenn ihre Freyheit gekränkt wird, und es steht „in seiner Macht, sie mit dem Bannstrahl vor „der Unterdrückung der Tyrannen zu schützen. „Der Pabst kann in allen Ländern ohne Erlaubniß der Fürsten predigen lassen, Klöster und „Kirchen bauen, und die Unterthanen zwingen, „ihre liegenden Güter gegen baare Bezahlung dazu „einzuräumen. — Ein Interdikt bringt es mit „sich, daß die Unterthanen sich gegen ihre weltliche Obrigkeit empören können. Die Geistlichkeit ist in keinem Falle den Gesetzen der Fürsten „unterworfen, und kann von ihnen nicht einmal „des Hochverraths wegen zur Strafe gezogen werden. Die Vergrößerung der Geistlichkeit zu hindern ist das schwerste Verbrechen; ihren Erwerbungen können keine Schranken gesetzt werden. — Ein Fürst, welcher Truppen in Sold

„nimmt, die des Pabstes Gewalt nicht anerkennen, „machet sich eines schweren Verbrechens schuldig; „eben so wenig ist es ihm erlaubt, sich mit einem „protestantischen Fürsten zu verbinden ꝛc. "

Er legte dem Senat endlich noch vor Augen, wie sehr sich der Römische Hof jederzeit habe angelegen seyn lassen, die Werke, welche den erwähnten Grundsätzen widersprechen, entweder zu verstümmeln, oder zu vertilgen. Erst vor kurzem habe man eine neue Auflage von des Ferrarius Practica papiensis veranstaltet, worin zwölf Stellen, welche den Rechten der Fürsten das Wort sprechen, weggelassen, und seit dem Jahr 1600. habe man, auf Ballarmins Anrathen, in allen neuen Brevieren und Meßbüchern in dem von Leo IV. gegen das Jahr 850. verfertigten Gebete: Deus qui collatis clavibus regni coelestis *animas* ligandi atque solvendi pontificium tradidisti, das Wort *Animas* ausgestrichen, damit es nicht scheine, als sey die päbstliche Gewalt zu binden und zu lösen nur auf geistliche Dinge eingeschränkt.

Da der Römische Hof seinen gelegten Fallstrick durch Paul Sarpi vereitelt, und außerdem noch den Kern seiner wider alle Rechte der Fürsten und Völker streitenden Grundsätze von ihm entlarvt sah, entschloß er sich, diese unerschütterte Stütze seines Vaterlandes meuchelmörderisch niederzuwerfen. Sein Freund Trajano Bokkalini, der

sich

sich zu Rom aufhielt, warnte ihn, auf seiner Hut zu seyn. Auch Kaspar Schoppius soll ihn mit der päbstlichen Rache bedroht haben, nachdem er es vergeblich versucht hatte, ihn zu bereden, daß er in päbstliche Dienste übergienge. *) Wie wenig er den Tod fürchtete, läßt sich aus einem Briefe an seinen Freund Leskasserius vom 12. May 1609. ersehen, wo er schreibt: nemo bene vivit, qui de retinenda vita anxius est nimium; tandem moriendum; quo die, loco, aut modo, parum refert. Scio cuncta fore bona, quae Deo placita. Die Antwort, welche er auf die Drohungen des Schoppius gegeben haben soll, **) und wodurch Bayle veranlaßt wird ihn unter die Stoiker zu zählen, ***) ist nicht zuverlässig.

Der 5te Oktbr. 1607. war der fatale Tag, an welchem der Vertheidiger der Wahrheit und

*) Dieses soll nach einiger Meynung die Ursache seyn, warum er zwey Tage zu Venedig eingekerkert und des Landes verwiesen wurde.

**) Er wisse wohl was Leben und Tod sey, und ob ein Mann, der beyde kennt, diesen fürchten und jenes über die Gebühr wünschen könne; sollte er aber das Unglück haben, gefangen nach Rom geführt zu werden, so würde die ganze Macht des Pabstes nicht hinreichen, zu hindern, daß er nicht vor allen andern selbst Herr über sein Leben sey.

***) Diction. critique Art. *Saint Cyran.*

der Rechte der Fürsten unter den Dolchen bestellter Mörder fallen sollte. Da er gegen Abend in Begleitung seines Layenbrüders Marino, und eines vom Alter gekrümmten Patriziers Alexander Malipiero, vom Rathhause in sein Kloster zurückkehrte, wurde er nicht weit vom Kloster von fünf Meuchelmördern, Nahmens Rudolfo Poma, Michael Viti einem Weltpriester von Bergamo, Alexander Parasio von Ankona, Giovanni von Florenz, Pasquale von Bitonto, plötzlich von allen Seiten her umringt, nachdem sie durch Losbrennung eines Schießgewehrs seine Begleiter und die vorübergehenden verscheucht hatten. Sie durchbohrten ihm die Achseln und beyde Wangen mit Dolchen, eben als wenn sie es verabredet hätten, durch die Organe der Sprache, womit er die Lüge bekämpfte, sich den Weg in die Brust zu öffnen. Paul Sarpi sank ohnmächtig zur Erde nieder. Die Mörder, welche ihn für todt hielten, flohen eiligst davon, und derjenige, welcher ihm von dem obern Theil der linken Wange bis an die rechte Kinnlade das Gesicht durchstoßen hatte, ließ den gekrümmten Dolch in der Wunde stecken. Die Dunkelheit der einfallenden Nacht begünstigte ihre Flucht in den Römischen Staat, wo sie den Preis ihrer verübten Grausamkeit zu erhalten hofften. Sie wurden aber, weil sie ihrer Ungeschicklichkeit wegen den Mord nicht vollbracht hatten, mit Verachtung abgewiesen.

Der Senat, welcher wegen wichtiger Staatsangelegenheiten in dieser unglücklichen Stunde noch versammelt war, trennte sich augenblicklich bey der Nachricht dieser Begebenheit, wie wenn das Rathhaus plötzlich durch einen Blitzstrahl in volle Flammen gesetzt wäre. Die Senatoren eileten in das Servitenkloster, ihrem verwundeten Freunde Hülfe und Tröstung zu bringen. Der Rath der Zehen versammelte sich, und schickte den Mördern Ausspäher und Häscher nach, die sich aber schon den Gränzen genähert hatten. Unterdessen wurde dem Verwundeten auf Kosten der Republik aller mögliche Beystand geleistet. Er duldete seine schmerzhaften Wunden mit der größten Gelassenheit, ohne die geringste Klage oder Bitterkeit über die Mörder und Anstifter derselben. Da sein Arzt und Freund Acquapendente über die so unschickliche als schmerzhafte Art, ihm das Gesicht zu durchbohren, seinen Unwillen äußerte, sagte P. S. scherzend: il mondo vuole che sia fatta *Stylo Romanae curiae*, sie soll dem Römischen Kanzleystyl angemessen seyn. Er wurde zur allgemeinen Freude wieder hergestellt. Acquapendente erhielt für seinen treuen Beystand den Ritterorden des heiligen Markus. Sarpi hieng den aus der gefährlichsten und schmerzhaftesten seiner Wunden herausgezogenen Dolch unter ein Krucifix in der Kirche seines Klosters, mit der Unterschrift: Dei filio liberatori. Ihn von fernern Angriffen zu verwahren, ließ der Senat ein Des-

kret ergehen, worin einem jeden, Fremden oder Unterthan, welcher fernerhin einige Nachstellung oder einen Anschlag auf das Leben dieses um den Staat so sehr verdienten Mannes entdeckte und anzeigte, eine reiche Belohnung versprochen wurde. Außerdem verdoppelte ihm der Senat aufs neue seine Besoldung, und wies ihm zur größern Sicherheit eine Wohnung nahe beym Rathhause an, wo sein Freund und Gehülfe Micantius, und wen er sonst noch zu seiner Gesellschaft und Bedienung wählen würde, bey ihm wohnen könnte. Allein er war nicht zu bewegen sein Kloster zu verlassen.

Er war kaum wieder hergestellt, als er im Jahr 1608 zu einem neuen Kampf wider die Anmaßungen des Römischen Hofs aufgefodert wurde. Die Venezianer haben von alten Zeiten her das Recht, ihren Patriarchen ohne alles Zuthun des Pabstes zu wählen und einzuführen. Pabst Klemens VIII. verlangte, daß derselbe nach geschehener Wahl sich dem päbstlichen Examen zu Rom unterwärfe. Der Senat hatte sich mit diesem Pabst dahin verglichen, daß der neu erwählte Patriarch zwar von seiner päbstlichen Heiligkeit zu Rom eingeweihet, aber nicht examinieret würde. Paul V. foderte beydes. P. Sarpi stellete dem Senat vor, wie gefährlich es wäre, von den alten Rechten abzuweichen, und wie das Patronat der Republik sich in einen bloßen Schein verwandeln würde, wenn das verlangte Examen des

Patri-

Patriarchen Statt fände. Diesesmal war Paul V. gelehriger: Es wurde nicht nur der mit Klemens VIII. geschlossene Vergleich bestätiget, sondern auch verstattet, daß der damals erwählte Patriarch Vendramino der letzte seyn sollte, der sich zu Rom einweihen ließe.

Im nehmlichen Jahr wurde ihm vom Senat die Frage vorgelegt: ob ein Geistlicher, der sich schwerer Verbrechen schuldig gemacht, vom Rath der Zehen, im Beyseyn des Vikarius des Patriarchen, oder von jenem allein geurtheilt werden müßte? P. Sarpi bewies mit unumstößlichen Gründen, daß seit den ältesten Zeiten der Kirche die Geistlichkeit in Kriminalfällen den weltlichen Gerichten unterworfen gewesen, ohne daß die Bischöfe Theil daran gehabt hätten. Er gestehet zwar, daß in der Folge der Zeiten viele Fürsten das Richteramt über die Geistlichen den Bischöfen übertragen hätten; behauptet aber, hierdurch könne nichts weniger als die Veräußerung der fürstlichen Gerichtsbarkeit bewiesen werden. Daher habe der Rath der Zehen, welcher in Kriminalfällen die oberste Gewalt der Republik vorstellt, ein vollkommenes Recht, auch ohne Beysitz des bischöflichen Vikarius, die schwerern Verbrechen der Geistlichkeit zu richten. Wenn, den einmal angenommenen päbstlichen Breven gemäß, in den untergeordneten Gerichten der Beytritt des geistlichen Oberhaupts in minder schweren Fällen verstattet

werde:

werde, so enthalte dieses nichts, was der obersten Gewalt des Staates widerspreche. — In einem andern Consulto bewies er, daß die Erlaubniß Bücher zu drucken einzig und allein von dem Fürsten abhänge.

(Die Fortsetzung künftig.)

III.

Ist es eine so gleichgültige Sache, dem großen Haufen Freyheit zu predigen?

Ein kleiner Beytrag zum Für und Wider die Freyheit.

Es ist dem aufmerksamen Menschenbeobachter eben nichts neues, wenn er die Menschen verkehrt und widersprechend handeln sieht. Er bemerkt es nur zu oft, daß sie gerade am meisten gegen solche Wahrheiten handeln, deren Wichtigkeit von jedermann eingesehen wird, oder doch eingesehen werden sollte und könnte.

Die so triviale als allgemein geglaubte Wahrheit: daß das menschliche Leben kurz, seine Dauer so sehr ungewiß, und es daher wohl der Mühe werth

sey,

ſey, daſſelbe möglichſt gut, weiſe und vergnügt zu genießen, ſo wie es nach Möglichkeit ordentlich zu gebrauchen: dieſe Wahrheit, welche von Filoſofen und Religionslehrern, von Profeſſoren und Schulmeiſtern, von Bürgern und Bauern, gepredigt, empfohlen, geglaubt wird, wie ſehr giebt nicht auch ſie einen Beweis von der Richtigkeit obiger Bemerkung? Auch ſie befeſtiget die gemeine Erfahrung: daß, je richtiger, je bekannter und einleuchtender Gemeinplätze nebſt den darinn enthaltenen Grundſätzen ſind, deſto geringer die Wirkung ſey, die ſie hervorbringen. Denn welche Träume träumt nicht der Menſch, die ihn ſo oft in ein endloſes Labyrinth von Unglück und Unzufriedenheit bringen? Wie viel Plane verfolgt er mit der größten Hitze, wodurch er um kein Haarsbreit weiter zu ſeiner Glückſeligkeit geführt wird? Wie manchen Wunſch hegt und nähret er, deſſen Erfüllung er durchaus für möglich hält, ſo unmöglich ſie auch, der Natur der Sache nach, ſeyn mag? Diejenigen Erdenſöhne, welche ſich dazu berufen fühlen, oder wenigſtens glauben, ihren Brüdern neue Plane zur Verbeſſerung ihrer ſublunariſchen Exiſtenz entwerfen zu können, und dieſe Plane alsdann mit Hitze und brennendem Eifer empfehlen zu müſſen ſich verpflichtet halten, ſollten alſo um deſto vorſichtiger handeln. Sie, die auf das Wollen und Wünſchen des großen Haufens Einfluß zu haben verlangen, ſeine Leiter und Führer zu ſeyn wünſchen, ſollten dabey immer

mit der größten Klugheit zu Werke gehen. Ihnen dürfte der weise und sorgfältige Arzt ein Muster seyn, der seine Mittel, wodurch er Besserung schaffen will, stets mit gehöriger Sorgfalt prüfet, eingedenk der sichern Erfahrung: daß mehrere Pazienten, wenn sie auch an einen und demselben Uebel kranken, doch nicht ein und dasselbe Heilmittel vertragen können. Jene Rathgeber und Sachwalter also sollten eben so wenig gleich jeden Einfall, jeden Rathschlag, für ihre hülfsbedürftigen Klienten für gleich ersprießlich halten.

Seitdem man in einem Lande Europens frey seyn und heißen will, ohne theils überhaupt zu wissen, theils mit sich selbst darüber eins zu seyn, worin die Freyheit bestehen solle, könne, und müsse, seitdem redet man auch unter uns mehr von Freyheit und frey seyn. Ja, die Freyheit gehört gegenwärtig unter diejenigen Dinge, welche man vorzüglich der untern, weniger nachdenkenden, zum eigentlichen Denken fast gar nicht angeführten, daher dazu gar nicht fähigen Klasse empfiehlt. Doch man empfiehlt sie nicht bloß, man spricht nicht nur über sie mit einem ruhigen Geiste, sondern man predigt sie oft mit Enthusiasmus, man sucht die Liebe für sie zwischen durch mit Sturm gleichsam aufzudringen. „Die Menschen sollen, ja sie müssen frey seyn!“ Das ist der Inhalt so mancher Deklamazionen, welche man seit einigen Jahren lesen mußte. „Es ist Zeit, daß das menschli-

che

che Geschlecht von den Sklavenfesseln sich loswinden und freyere Hände bekommt!" Das ist der schönklingende, zauberische Ton, den man so oft angestimmt hat. Ich glaube aber, daß es wohl nicht so gleichviel seyn könne, wie man und was man über Freyheit lehre. Ich halte es für dienlich auf die Menschen wohl Rücksicht zu nehmen, denen sie angepriesen und empfohlen wird. Je neuer und auffallender eine Sache dem gemeinen Mann ist, desto reizender ist sie für ihn, desto williger greift er nach ihr. Dieses Zugreifen geschiehet von ihm ohne Ueberlegung und Beurtheilung; er hält gleich alles für gültige Münze, und so schnell er zugreift, so übereilt geht er auch weiter, ohne darauf zu sehen, ob seine Fortschritte vernunftmäßig oder billig sind.

Ich verkenne den großen Werth der Freyheit nicht; nein, ich fühle ihren mächtigen Einfluß auf die Glückseligkeit, so wie überhaupt auf den Wohlstand der Menschen. Ich hasse Despotismus in jeder Regierungsform. Ich mag, und will es den feurigen Vertheidigern der Freyheit nicht absprechen, daß sich jedes denkende Geschöpf nach dem Glück der Freyheit sehne. Nein, das mag, darf und kann ich nicht, weil ich zu viele Hochachtung für den Menschen und seine Fähigkeiten habe. Ich so wenig wie jeder andere, der diese Hochachtung fühlt, kann daher behaupten, daß ich und der größte Theil meiner Brüder für

Sklaverey, für Despoten-Willkühr und Eigensinn gebohren seyn sollten. Auch nach meiner Ueberzeugung ist der Panegyrist des Despotismus ein Lobredner der Dummheit, ein Vertheidiger der Rohheit, ein absichtlicher Unterdrücker der edelsten Kräfte und Fähigkeiten des Menschen, der nicht wünscht, daß die Menschheit sich höher empor schwinge, sondern daß sie zurückbleibe, ja von der etwa schon errungenen Stufe der Vollkommenheit wieder herabsinke. Nach meiner Meynung wünscht ein solcher, daß Rechtschaffenheit, wahre Tugend, Edelmuth und ächte Geistesgröße von der Erde verschwinden, Niederträchtigkeit und Feigheit hingegen allgemein seyn sollen.

Aber, bedarf der Genuß eines uns zukommenden Gutes nicht oft gewisse Einschränkungen? Sind diese Einschränkungen meistentheils nicht eben so nöthig und heilsam, als das Gute und der Genuß desselben selbst? Der seiner Genesung immer näher kommende Pazient, erhält zwar von seinem Arzte die Erlaubniß, sich nach und nach der Fleischbrühen oder anderer stärkenden Nahrungsmittel zu bedienen; aber er darf nicht gleich so viel genießen als er wünscht und verlangt; er hat immer noch die Aufsicht eines klugen Wärters oder den Rath eines wohlmeynenden Freundes nöthig, der ihm Mäßigkeit empfiehlt, um nicht mehr zu genießen als ihm dient. — Das Volk, oder soll ich, um bestimmter zu reden, der große

Hause

Haufe sagen, sollte er wohl so viel Kultur haben, sollten wohl so viel gute feste Grundsätze allgemein unter ihm herrschen, daß er Freyheit im allerhöchsten und weitesten Sinne des Worts vertragen könnte, oder kränkelt er nicht noch vielmehr an den entgegengesetzten Schwachheiten? Kann man den letzten Theil dieser Frage nicht ableugnen, sondern muß man ihn, wie ich glaube, mit Ja beantworten: dann möchte man wohl jene Menschenklasse über das, was ihre Freyheit seyn sollte, auch immer mit Vorsichtigkeit belehren; dann dürfte man ihr wohl nicht immer starke Speise, sondern meistentheils Milch vorsetzen müssen; dann sollte man die Rathschläge, welche man ihr giebt, die Grundsätze, die man ihr einimpfen will, sorgsamer prüfen, damit sie nicht, wie es gemeiniglich der Fall ist, von zehn derselben neune falsch verstehe, auslege und anwende. Es fehlt dieser Klasse an richtiger Beurtheilung der Dinge; daher sind ihren Gliedern, sobald sie zu sehr in die Freyheits-Extase gesetzt werden, Regenten und Obrigkeiten überall ein Greuel; darum wollen sie alsdann von diesen so wenig wie von ihren Veranstaltungen etwas wissen, und das eben deshalb, weil sie freye Menschen sind, (was nach ihrer Meynung so viel heißet, als: thun können was sie wollen, sey es erlaubt oder unerlaubt, billig oder unbillig) kurz, weil sie Freyheit mit Ungebundenheit verwechseln, so wollen sie auch nicht zu Abgaben ver-

pflichtet seyn, sondern diese sind ihnen ein Aergerniß, mögen es direkte oder indirekte seyn, mögen sie von den Hauptbedürfnissen ihres Lebens, oder von ihrem Eigenthum, u. dergl. gegeben werden, mögen sie auf die Erhaltung des Staates mehr oder weniger nothwendigen Einfluß haben; — und weil Freyheit auch Gleichheit in sich fassen soll, weil (wie sie gehöret haben) kein Unterschied statt finden darf, sondern alle Menschen gleiche Rechte haben müssen, so ist ihnen Verdienst, persönliches Verdienst, durchaus eine Thorheit.

Wer die untern Klassen der Menschen kennt, wird, wenn ich mich nicht irre, mir gestehen müssen, daß sie, ich will lieber nicht überhaupt, sondern nur meistentheils sagen, wohl nicht anders als durch den Imperativ regiert werden können. Spricht für diese Behauptung die Erfahrung, kann diese Erfahrung tagtäglich gemacht werden, so laßt uns jene Klassen vor der Sucht zu herrschen bewahren; so gebe man ihnen die Anweisung zum Tadeln und Kritisieren der Regenten, Regierungen und Obrigkeiten doch ja mit Vorsichtigkeit und Weisheit! Sie glauben gewöhnlich das am wenigsten nöthig zu haben, was ihnen das höchste Bedürfniß ist. So trauen sie sich zu, auch der Imperative nicht zu bedürfen, sondern verlangen eine Sprache, welche von hoffen, erwarten, wünschen, und dergl. spricht. Endlich aber gehen sie soweit, daß sie etwas

weder

weder thun, wenn es von den Obern gehofft, erwartet, gewünscht, noch wenn es befohlen und mit Recht gefodert wird. Sie stellen sich das Amt eines Regenten gar nicht von der würdigsten und zugleich mühevollsten Seite vor, sondern denken sich dasselbe blos nach der schimmernden Aussenseite. Die Folge ist Neid, ein häßlicher, hämischer Neid, der sie gewöhnlich beherrscht oder doch leicht ergreift. Dieser verstimmt ihre Seele zum Verdrusse und zum Aerger über die, nach ihrer Meynung zu großen Güter ihrer Regenten. Natürlich ist dann dadurch schon ein fest gegründeter Haß bewirkt, der um so leichter Gelegenheit zum Tadel aufzufinden weiß. Jedes Individuum, stehe es in welchem Verhältnisse des Staates es wolle, glaubt, im strengsten Verstande genommen, ein Gegenstand der speziellsten Aufsicht des Regenten seyn zu können und seyn zu müssen. Es fällt ihm nicht ein, daß, billig gedacht, nur das Ganze der erste und nächste Gegenstand jener speziellen Aufsicht seyn könne. Es vergißt die unläugbare Wahrheit, daß die einzelnen Theile dieses Ganzen, jeder für sich, das Seinige zur Beförderung des allgemeinen Besten beytragen müsse. Man schreibt die Noth, welche Einzelne drückt, mit Voreiligkeit auf die Rechnung des Regenten, oder der fehlerhaften Einrichtung des Ganzen. Ueberhaupt ist der gemeine Mann in seinen Wünschen zu ausschweifend. Er hat deren eine nicht geringe Anzahl, und erwartet die Erfüllung

derſelben unbedingt, ohne zu bedenken, daß ſein Regent ſo wenig wie er allmächtig ſey.

Ich halte es ſo wenig für rathſam als vortheilhaft, wenn man einen zu großen Nimbus von Vollkommenheit um die Regenten zu verbreiten ſucht. Warum ſollte man nicht die, welche man damit zu täuſchen ſucht, lieber belehren, daß ihre Regenten ſo gut Adams Söhne ſind wie andere Menſchen, und alſo auch eben ſo nothwendig fehlen müſſen? Dieſe Vorſtellung, glaube ich, würde natürlicher Weiſe die Foderungen, welche man an die Regenten thut, mäßigen, und das Volk in ſeinen Urtheilen über ihre Handlungen toleranter und billiger machen.

Und das Fehlſchlagen ſo mancher Hoffnung, der weniger glückliche Erfolg dieſer oder jener Veranſtaltung, dürfen dieſe Dinge denn immer auf die Rechnung des Regenten geſchrieben werden? Liegt nicht in ſo vielen Fällen die Schuld bloß an ſeinen Dienern und Rathgebern, deren doch auch der weiſeſte und thätigſte Regent nicht entbehren kann? Dieſe ſind es eben, durch deren Vorſchläge und Einrichtungen ſo manche ſchwere Laſt auf die Schultern des laſttragenden Unterthans gewälzet werden. Der Wunſch wäre daher eben ſo ungerecht nicht, wenn die untern Volksklaſſen mehr dazu aufgemuntert würden, einen ſolchen, unter der Firma ſeines Herrn quälen-

den

den Dämon bey jeder Veranlassung in seiner wahren Gestalt darzustellen, und ihm die Larve wegreißen zu dürfen. Dann würde es öfter möglich seyn, manchem Unheile abzuhelfen, wofür nichts weiter geschieht, als daß man darüber spricht und klagt, und im Verborgenen dem Regenten unbillige Vorwürfe darüber macht. — Man weiß oft nicht, ob man Lachen oder Weinen soll, wenn man die gernklugen Demonstrazionen mancher Leute über Staats-Einrichtungen und Staats-Verwaltungen hört. — Gewöhnlich leuchtet daraus der große Hang hervor, auch ein Wort zur Handhabung des Regiments sagen zu dürfen. Aber eben so gewöhnlich tragen ihre Vorschläge das Gepräge des Eigennutzes, dieser Haupttriebfeder der meisten menschlichen Handlungen, und schränken sich nur immer auf das liebe Ich ein, wie und bey welchen Einrichtungen es sich am besten befinden würde. Daher fehlt es denn auch ihren Meynungen, Urtheilen und Wünschen an Festigkeit und Standhaftigkeit; daher blickt überall die Liebe zur Veränderlichkeit, der Leichtsinn, der sich immer an das Neueste und Sonderbarste hängt, hervor. So lebhaft aber auch der Beyfall ist, den sie einer neuen Einrichtung zujauchzen, von welcher sie sich in ihrem Enthusiasmus immer zu viel versprechen, so schnell läßt dieser doch wieder nach, wenn die erwarteten Vortheile nicht sogleich erfolgen, oder ihnen stark genug in die Augen springen; die Fieberhitze ver-

schwindet, kommt aber vielleicht schon morgen wieder, wenn ein neuer Vorschlag ausgeheckt ist, der aber in kurzem das nehmliche Schicksal hat wie seine Vorgänger. Und solchen Menschen, die das Gepräge der Veränderlichkeit so sichtbar an sich tragen, wollten wir ohne Maaß und Einschränkung Freyheit wünschen? Solche Menschen wollten wir nicht vorsichtig behandeln, wenn wir sie über das, was ihnen Freyheit seyn soll, zu belehren Willens sind? Müssen wir also wohl nicht erst der Welt Menschen wünschen, und, wenn wir können, solche erziehen und bilden, deren Denkart nicht so schief und selbstsüchtig ist; Menschen, welche mehr Standhaftigkeit des Karakters und des Geistes besitzen, welche im Stande sind an großen und wichtigen Sachen festzuhalten, und bey der Ausführung derselben immerfort mit gehöriger Ordnung zu beharren? Ja, solchen Menschen müssen und wollen wir Freyheit im weitesten Sinne des Wortes wünschen, und sie ihnen, wenn wir können, zu verschaffen suchen. So lange aber die Menschen noch so wenig reif dazu sind, und daher so manches, was man für jenes unaussprechlich große Gut thun will, mißlingt, so lange laßt uns desto ernstlicher darüber nachdenken, was jener Reife noch im Wege stehe und sie aufhalte. Wenn dann auch nur dies durch die in unsern Zeiten gemachten Auffoderungen zur Freyheit bewirkt worden wäre, so könnte ja dies schon ein großer Gewinn genannt werden,

der uns den noch größern Vortheilen immer näher brächte. Denn mißlungene, oder nicht auf die beste Art fortgehende Plane, dürfen ja darum den guten und thätigen Menschen nicht gleich abschrecken, ein großes und wünschenswürdiges Ziel entweder auf einem andern Wege, oder durch zweckmäßigere Mittel, mit mehr Klugheit und Vorsicht, oder unter günstigern Umständen, nur desto standhafter zu verfolgen.

S.

IV.

An den

Prinzen von Koburg,

General en chef der Kayserlichen Armeen.

Des erhabensten Ruhmes Tempel
Oeffnet sich Dir, edler Held,
Der du muthig der Sklaverey Ketten,
Deinem Vaterland drohend, zerbrichst;
Sie zurück schleuderst dem unterjochenden Volke,
Den stolzen Nacken demüthigst,

Der trotzig sein schwindelndes Haupt
Ueber alle Nazionen emporhub;
Der schlummernden Jahrhunderte Früchte,
Durch die wir dem Ziel der Veredlung
Immer näher und näher uns glaubten,
Frohlockend, wie Wilde, vernichtend;
Alles, was heilig dem Menschen war,
Ruchlos entweihend, um auf
Den Trümmern, durch Raub und durch Mord,
Ein furchtbares Reich zu errichten.

Schon drohten sie auch uns Ueberschwemmung,
Zerstörung, wie diese; nicht zum Weisen
Geselleten sie sich, wo sie kamen;
Der ihnen gleichende Pöbel nur war ihr Freund.

Zwar süßtönend sind
Freyheit und Bruderliebe: aber
Schellengeklingel ist diese Sprache
Der Franken, mit der sie die Völker bethören.

Wie du dein sklavisches Joch zerbrachst,
Der Welt dich zeigtest, als Vorbild,
Weise, gerecht und mäßig zu seyn;
Da schlug dir Liebe jedes fühlende Herz,
Ach! das jetzt mit Thränen bedauret
Den Untergang eines Reichs, den erlöschenden Ruhm,

Schon im Entstehen so glänzend; denn ach!
Schnell folgte der Barbarey schwarzeste Nacht.

Großer, edelster Theil der Nazion,
Ach! du seufzest unter den schwersten Bürden;
Viele wollten retten das sinkende Vaterland —
Umsonst — sie fielen ermordet.
Deine Teufel in Menschengestalt
Rissen die Zügel des Reichs an sich,
Alle verdrängend, in denen ein Herz
Noch schlug von Menschengefühl.

Trauriges Loos, alles Glück, allen Seegen
Vernünftiger Freyheit mit Füßen zu treten!
Ihr Edlen des Volks! still duldend, tief leidend,
Euch nennt nicht mein Lied, euch weih ich Thränen des Mitleids.

Euch straft es, elende Franken, unwürdig des Nahmens!
Niederträchtig Gesindel ist euer siebenhundert-
Köpfiger Regent, der jedes sanfte Band
Des Menschengeschlechts, Religion
Und Gesetz, mit gleichem Frevel zerreißt,
Und nicht genug, sich selbst zu entehren,
Auch andern Völkern mit dem Schwerdt
Sie aufdrang, die furchtbare Freyheit.
Wo Tausende in Kerkern schmachten,
Wo Eigenthum Raub ist des Stärkern, des Schurken;

Wo menschlich zu denken, zu handeln,
Ein ruhiger Bürger, mehr noch ein reicher zu seyn, —
Genug ist, unmenschlich geschlachtet zu werden;
Dies Wonne dem Volk ist, das sich
Im Bürgerblut badet, und ohn' Urtheil
Tausende hinführt zur Schlachtbank;
Das selbst seinen König ermordet, der sterbend
Für seine Mörder noch betet — laut zeugt es von
Seiner Güte des Herzens: aber unmenschlich schontet ihr nicht;
Sein Blut, sein Blut kann euch nur versöhnen —
Da, wo Geschrey von Morden und Plündern und Brennen
Nur die Straßen erfüllt, wo Greuel wüthet
Der verworfensten Sekte, von Teufeln geführt; —
Da, da wohnt doch wohl nicht die selige Freyheit?

Schand und Verachtung euch Franken,
Die ihr in diesem erleuchteten Jahrhundert
Mit solcher Kanibalen-Wuth hauset,
Wofür das kälteste Herz noch erbebt!
Ihr seyd kein Volk die Welt zu veredlen,
Aufklärung zu bringen; die segnet die Hütten
Des ruhigen Landmanns, und die Thronen
Der Fürsten, die Väter des Volks sind.
Verachtung fühlt für dich und Bedauren
Die lebende Welt und die Nachwelt!

Verworfen sey auch dein Modegesetz;
Den freyen Teutschen entehr' es, dir folgen!

Krieg ist's; furchtbares Wort! Auf Teutschland
Drang der ausgetretene Strom, unaufhaltbar;
Schwindelgeist focht, und schlug die Armeen,
Ihm muthvoll entgegen sich stellend.
Dies machte so stolz jene Herrscher,
Wie kein Despot noch geschwindelt.
Allen Völkern Europens kündigen Krieg sie,
Ohne Vernunft, wie schon lange sie handeln.
Unter dem Vorwand, Befreyung,
Gabt ihr den Brüderkuß ehrlichen Völkern,
Um sicherer alles was heilig, zerstöhren zu können;
Belgien träumte, ach! und erwachte gefesselt.
Da bebten auch wir vor den furchtbaren Feinden,
Die schon unsere Gränzen verheerten,
So laut Hohn sprachen den Teutschen,
Vor denen sonst sie immer flohen,
Doch es setzte die Vorsehung eurem Wüthen
Ein Ziel, wie wenig ihr sie auch glaubt;
Teutschlands Heldengeist und ächter Patriotismus erwachte;
Seine tapferen Krieger, von edlen Helden geführt,
Drangen den Siegenden
Muthig entgegen, wo sie auch standen,
Verschanzt, mit donnernden Waffen umgeben;

Sie warfen zahllose Schaaren zurück.
Die Welt sah staunend die Thaten an,
Und glaubte sie kaum; fast jeder Tag war ein Sieg.
Mit männlichen Schritten verfolgte
Der Teutsche den Feind, den er schonte,
Weil Menschenblut immer ein trauriger Anblick ihm ist,
Froh jauchzen Belgiens Völker: Heil euch,
Erretter und Freunde! ihr habt uns von den
Aergsten Fesseln, unter dem Nahmen Freyheit, erlöst!

Jubel erfüllt nun Teutschland's
Ruhige Fluren; freyer athmet wieder
Der Edle, er sieht gesichert
Seine wahre, nicht idealische Freyheit.
Aber ach! viele von denen, die sie uns erstritten,
Sanken hin in den Staub für's Vaterland,
Aechte, biedre Teutsche, von ihren Müttern,
Weibern und Brüdern trostlos beweint.
Baut Altäre den Manen der Edlen,
Ihr Brüder! Sie fielen für uns!
Doch besser ehret ihr sie, trocknend
Die Thränen der Witwen und Waisen.

Aber wer führte so schnell sie,
So weise hinan die Bahn des Sieges?
War selbst der tapferste Held?
Beseelte mit Muth seine Heere?

Nenn ehrfurchtsvoll vor allen
Borußiens Helden, Germaniens Fürsten,
Die selbst ihr Vaterland schützten,
Koburgs Namen, o Muse!
Er erfocht zuerst den teutschen Heldenruhm wieder;
Gallien zittert, wagt's nie uns wieder zu höhnen.
Herrmann vertilgte die Legionen Räuber der Freyheit,
Und in uns fließt noch das Blut unsrer Ahnen.
Des erhabensten Ruhmes Tempel
Oeffnet sich Dir, großer Held!
Jetzt wieder Dein Vaterland schützend,
Von ärgeren Feinden als damals bedroht.
Der Eroberer ist Dir, Edler, zu klein;
Aber Menschenglück fördern, Elend zu tilgen,
Das hältst Du werth, dein Blut zu opfern dem Vaterlande,
Dem Tod' unerschrocken entgegen zu gehn.
So handelt der weise, der edle Held, den die
Nachwelt noch segnet, die dem Eroberer flucht:
Geweihter des erhabensten Ruhms!
Dich wird Marmor, Geschichte, und Lied
Den kommenden Jahrhunderten nennen,
Mit ewig unwelkendem Lorbeer gekrönt.
O nimm freundlich den Dank auch an,
Den ich zu schwach Dir jetzt singe!
Aber er strömt aus der lautersten Quelle.
Verfolge jetzt noch die glänzende Laufbahn:

Gieb dem verwirreten Reiche den Frieden;
Und dann ruh auf immer Dein furchtbarer Degen.
Sanft verfließe Dein Leben Dir dann! Ach!
Kein Menschenblut mehr, sondern duftende Blumen
Der seligsten Freude finde Du auf dem Pfade,
Den noch lange die Vorsicht hier zeichne!
Dein sey das ruhigste Alter,
Belohnt durch Bewußtseyn des Glücks Deiner Brüder,
Durch Dich gesichert; und kommt einst Dein Abend,
Leise raube der Tod Dich mit bebender Hand!

e. U.

V.

An das gallische Volk.

Im Julius 1793.

Unselig Volk, wie keines noch betrogen,
Noch träumest du? — Hast noch das Fesselband,
Woran dich gängeln deine Demagogen,
Nicht abgeschnallt mit ungestümer Hand?

Noch nimmst du aus den Händen der Betrüger
Den Taumelkelch, dem jener Gift entfließt,
Der — Nektar auf der Lippe junger Tiger —
Blutdürst'ge Wuth in deine Adern gießt?

Und trunken an des Flammenabgrunds Rande
Weilt noch dein Fuß? — Noch täuscht die Despotie
Dich in der Freyheit blendendem Gewande,
Und wälzt auf dich den Fluch der Anarchie?

Noch nennest du sie jauchzend deine Väter,
Die Tallien und Chabot? dein Idol
Sind sie noch stets, die schwarzen Hochverräther
An deinem und der ganzen Menschheit Wohl?

Ha! wenn wird endlich dieser Wahnsinn enden?
Wann endlich fühlst du, lang genug getäuscht,
Daß dein Vertraun, entweiht von Frevlershänden,
Zum Wuthgeist wird, der ach! dich selbst zerfleischt? —

O welche Greuel, Werkzeug fremder Schände!
Hat diese Rotte nicht durch dich vollbracht!
Wie von des Rhones bis zu Ganges Strande
Zum Scheusal vor den Völkern dich gemacht! —

Berauscht, o Volk! von jenem süßen Gifte,
Sprachst wüthend du dem sanften Mitleid Hohn,
Und fülltest lachend ungeheure Klüfte
Mit Leichen auf im schönen Avignon.

Wie Nero sinnreich, schufst du Höllenqualen
Am Tage, da dein Schutzgeist dein vergaß;

Da wähltest du, entmenscht, wie Kanibalen,
Zum Tranke Blut, und Herzen dir zum Fraß.

Der Schwerdter Ziſchen, der gewürgten Schaaren
Gewinſel war dir ſüße Harmonie;
Du ſahſt das Spiel unmündiger Barbaren
Mit Menſchenſchädeln — ach! und prieſeſt ſie!

Noch nicht gekühlt iſt deine heiße Rache!
Entzündet von Robespierres Wuth,
Vollendeſt du den Mord der großen Sache,
Und heiſcheſt deines beſten Königs Blut.

Du feyerſt mit des Jubels Donnerſchalle
Die Stunde, da ſein Haupt vom Rumpfe fällt,
Und ahndeſt nicht beym fürchterlichen Falle
Dein tiefes Weh — die Fehde mit der Welt!

Du wähnſt, es wach' im Tempel der Geſetze
Die Sorge guter Väter für dein Heil,
Und Frevler bieten deine Ruh und Schätze,
Dein Leben ſelbſt, an deine Haſſer feil.

Ach! während unter tauſend herben Plagen
Der Mühe Schweiß dir von der Stirne rollt,
Prunkt Sylla-Danton ſtolz in goldnem Wagen,
Und ſchwelgt ſich ſatt vom Raube — deinem Gold!

So grausam spielte kaum mit deinem Blute
Dein Mörder Karl, *) als dieser mit ihm spielt,
Und schwerer hast du nie die Wüthrichsruthe
Von Ludwigs **) Hand, als Thüriots, gefühlt.

Sprich, führten nur gekrönte Ungeheuer ***)
Dich treulos auf des Krieges Schreckenpfad?
Ha! nicht auch sie — des Vaterlands Befreyer
Von dir genannt — die Mörder im Senat?

Wer hat, als sie berauscht von stolzem Wahne,
Dich mit den Starken Austriens entzweyt?
Wer mit den Herrschern auf dem Ozeane?
Den Donnerern im fluthumrauschten Streit?

Wer dich, als sie, der furchtbaren Hyäne,
Dem Hunger, Preis gegeben? — Ach! schon droht
Ihr offner Schlund, das Fletschen ihrer Zähne,
Unglücklich Volk! dir nahen Martertod.

Vergebens starrt am kühngezückten Stahle
Der schönen Scävola des Wüthrichs Blut!

Lieg

*) Der IXte.

**) Der XIVte.

***) Ich werde kaum bemerken dürfen, daß ich hier nur diejenigen unter den französischen Königen, welche die Geschichte selbst als Wüthriche darstellt, verstehe.

Ließ Marat nicht zurück im Tribunale
Den Blutdurst und der Bentabole Wuth? —

Die Grausamen! Auch deinen schönen Glauben
An deine Redlichen vergiften sie,
Um ungestört zu würgen und zu rauben
Im Wogensturme deiner Anarchie.

Vergeblich zürnt der Weise dem Empörer,
Umsonst erhebt dein großer Vergniaud
Die Donnerstimme gegen Ruhestöhrer,
Wie gegen Katilina Cicero!

Schon hat den Edeln und des Edeln Brüder
Von dir der Dämon Herrschgier weggebannt;
Und im Senat reißt wild das Laster nieder
Die Meisterwerke von der Tugend Hand!

Indeß du, dich vom Sklavenjoch zu retten,
Gleich Spartern, stürzest in die heiße Schlacht,
Verräth er dich und schmiedet neue Ketten —
Der Rottengeist, der deiner Thorheit lacht! —

Ach! windest du nicht bald den Volkstyrannen
Mit Riesenkraft den Zepter aus der Hand:
So zürnt' umsonst dein Mirabeau! So rannen
Die Ströme Bluts umsonst fürs Vaterland!

Tief wird dein Fall, zu aller Völker Schrecken,
Wie Roma's seyn, und endlos deine Schmach!
Der Freyheit, deren Trümmer dich bedecken,
Tönt dann umsonst dein lautes Heulen nach.

Gotthold Friedrich Stäudlin. *)

---

*) Verfasser einer Sammlung von größtentheils lyrischen Gedichten, wovon 1788. der erste Band, und 1791. der zweyte, auf Kosten des Verfassers gedruckt, auf Subskripzion herauskam, aber, wie es scheint, kein Buchhändler-Artikel geworden, sondern bloß in den Händen der Subskribenten geblieben ist. Dieser Umstand kann indessen dem Herrn St. eher günstig als nachtheilig seyn, wenn er ihn dazu benützt, seinen Gedichten, nach einer vielleicht noch strengern Auswahl, die letzte Feile und Politur zu geben, und sie dadurch eben so gewiß zu einem schätzbaren Geschenk für die Liebhaber der Dichtkunst zu machen, als er sich selbst einen ehrenvollen Platz unter den Dichtern des letzten Viertels unsers Jahrhunderts dadurch erwerben wird.

VI.

Vertheidigung meiner Landsleute

gegen

einen Aufsatz im Teutschen Merkur,

No. III. Stück 7. 1793.

Mit vieler Bitterkeit und mit Ausdrücken, wie sie niemand von seinem eignen Volke, von seinen Landsleuten gebrauchen sollte, hat der Verfasser dieses Aufsatzes eine Vergleichung zwischen den alten und neuern Teutschen angestellt, die ganz zum Vortheil unserer Vorfahren ausgefallen ist. Zwar ist es immer sehr rühmlich für ein Volk, seiner Vorfahren Vorzüge an das Licht zu ziehen, ihre Tugenden zu rühmen, in der Schilderung von ihnen bloß ihr Gutes anzuführen, ihre Fehler hingegen, entweder ganz mit Stillschweigen zu übergehen oder doch wenigstens, in Vergleichung mit ihren größern Vorzügen, nur als ganz geringe Fehler anzugeben. Aber warum sollen denn die Vorfahren immer bloß auf Kosten ihrer Nachkommen gelobt werden? wie jezt mehrere Teutsche thun, die sich ausschließlich damit beschäftigen, die alten Teutschen zu loben, die neuern hingegen zu tadeln und zu verdammen? Auch der Verfasser dieses Aufsatzes scheint einer von diesen zu seyn, und er schränkt dabey sein Lob der alten

Teut-

Teutschen nicht bloß auf unsre Vorfahren, wie sie uns Tazitus beschreibt, ein, sondern er will sogar den Bewohnern Teutschlands im 16ten Jahrhundert den Vorzug vor den jetzigen einräumen. Das ist doch warlich eine starke Behauptung! Denn gesetzt auch, daß die Teutschen des Tazitus in Ansehung ihrer Biederkeit, ihrer ungekünstelten Art zu leben, ihrer wenigen Bedürfnisse, und in Ansehung mehrerer andern Punkte uns vorzuziehen wären, so kann doch das nicht auf ihre Nachkommen in jenem barbarischen Jahrhundert angewandt werden. Innere Uneinigkeiten, von Fanatismus und Religionshaß erzeugt, wütheten damals fast stärker, als jetzt in Frankreich, mit allen ihren unglücklichen Folgen in Teutschland, hetzten den Sohn gegen den Vater, den Bruder gegen den Bruder auf, machten das ganze Land zur traurigsten Einöde, hinderten die Bildung des Geistes, verschlimmerten den Karakter des Volks dadurch auf alle nur mögliche Weise, und rotteten die Liebe zu Künsten und Wissenschaften so sehr aus, daß es noch immer das größte Erstaunen verdient, wie die Teutschen in so kurzer Zeit das geworden sind, was sie sind, eins der ersten, wo nicht das erste Volk in Europa.

Aber wie sehr waren nicht auch in jenen, von dem Verfasser so sehr gerühmten, Zeiten des Tazitus diese so hoch gepriesenen Sitten der alten

Teutschen ihrem Lande schädlich? Ihre ausschweifende Leidenschaft für Trunck und Spiel — unter allen Leidenschaften, die den Menschen beherrschen können, gewiß die schädlichsten — verbunden mit ihrer gänzlichen Verachtung jeder andern Beschäftigung als Krieg und Jagd, verhinderten sie am Anbau ihres Landes und an jeder Geistes-Kultur. Bloß die Stärke ihres Arms, im Grunde ein sehr armseliger Vorzug, gab ihnen das Uebergewicht über ihre Nachbaren und statt vernünftig eingerichteter Gesetze galt bey ihnen bloß das Recht des Stärkern.

So sehr der Verfasser das Lob der alten Teutschen übertreibt, so sehr und noch mehr übertreibt er auch den Tadel der jetzigen. Denn noch sind die Teutschen, im wahren Verstande des Worts, Männer, sind noch nicht bis zum unseligen Mitteldinge zwischen Mann und Weib herabgesunken, und stehen noch, wenn das Vaterland sie ruft, wie Männer in der Schlacht. Noch stehet der Teutsche als scharfsinniger Künstler und als tiefdenkender Gelehrte, mit allen andern Völkern wenigstens auf gleicher Stufe; noch ist er immer mit Recht stolz auf den Namen Teutscher; noch können nicht alle teutschen Frauen zu einer so verächtlichen Klasse von Geschöpfen gezählt werden, wie der Verfasser thut. In einigen Gegenden Teutschlands vielleicht, wo große Residenzen sind, wo sich die ausschweifen-

de

de Lebensart einiger Höfe auch auf die mittlere und niedre Volksklasse verbreitet hat, vielleicht in dem Vaterlande des Verfassers, mag seine Schilderung halb wahr seyn; aber nicht so in meinem glücklichen Vaterlande, in Westfalen. Noch schämt sich keine Mutter in ganz Westfalen des süssen Mutternamens, weiß nichts von grand, oder petits soupers, denkt nicht einmal den geringsten Gedanken der Verletzung der ehelichen Treue, und lebt bloß für ihre eigentliche Bestimmung als Hausfrau. Der Begriff von Moderoman ist jedem Weibe, jedem Mädchen Westfalens fremd, und sie liest nur solche Schriften, die ihren Geist aufklären, sie mit nützlichen Kenntnissen bereichern, und mit ihren Pflichten als Gattin und Mutter bekannt machen können. In unserm guten, vielleicht von dem größten Theile des übrigen Teutschlands verachteten Westfalen, giebt es keine Frau, die nicht Gefühl für häusliches Glück hätte, und bloß nach diesem, als ihrem größten Glücke strebte. Zu braven Teutschen, zu biedern Westfalen, wie sie selbst sind, erziehen hier die Aeltern ihre Kinder, und alte teutsche Redlichkeit hat sich bey uns noch nicht verlohren.

Gr.

VII.

VII.

An die Kunstliebhaber.

Unter den teutschen Künstlern in Rom verdient, meiner Meynung nach, vorzüglich Herr Gmelin unsern Landsleuten bekannter zu werden, um sie mit den paradiesischen Gefilden Italiens bekannter zu machen. Sowohl der Gegenstände Wahl als die Zeichnung und der Stich seiner Kupfer machen seinem Talent Ehre. Es gelang, als ich in Rom war, meiner Freundschaft, von seiner Bescheidenheit die Erlaubniß zu erhalten, nach meiner Rückkehr in Teutschland seine Werke anzumelden. Ein neulich von ihm erhaltenes Schreiben setzet mich in Stand, von dieser Erlaubniß Gebrauch zu machen, indem ich folgende Ankündigung den Freunden der Natur und Kunst mittheile. Eutin, den 11. Sept. 1793.

F. L. Graf zu Stolberg.

Ich habe dem Herrn Joh. Friedrich Frauenholz, Kunstverleger zu Nürnberg, den Verlag der von mir gezeichneten und gestochenen Blätter überlassen, und zwar so, daß das Blatt, welches bey mir 1 Skudo, bey ihm 3 Gulden Reichskur. kostet. Jedes Blatt der Kaskatellen von Tivoli kostet daher bey ihm 4 Gulden, und Salamon Geßners Monument 3 Gulden. Die Kunsthandlungen, die sich meiner gestochenen Blätter wegen an Herrn Frauenholz wenden, erhalten von ihm den gewöhnlichen Rabatt. Die Grotte des Neptuns zu Tivoli, nebst andern gestochenen Blättern, erscheinen noch vor Ende dieses Jahres. Rom, 1793.

W. F. Gmelin.

Der neue

Teutsche Merkur.

II. Stück. November 1793.

I.

Washington,

Neu-Rom in Amerika.

„Selbst die Seele eines Nero, wenn sie mit allen ihren moralischen Geschwüren und Eiterbeulen noch einmal verkörpert würde, fände in den neuesten Begebenheiten unserer Tage einen reichen Stoff zur boshaftesten Schadenfreude.“ So beginnt ein neuer englischer Deklamator seine Philippika gegen die französische Revoluzion. Leider ist diese seltsame Tirade der Sache nach nicht ganz unwahr. Brennt gleich kein Rom, so lodert doch manches kleinere Lustfeuer der Art an den Gränzen und in dem Herzen Frankreichs. Als wir vor kurzem die Nachricht in öffentlichen Blättern lasen: Altbreisach sey durch das Bombardement der Franzosen bis auf die Pfarrkirche und einige wenige Häuser ein Raub der Flammen geworden: da berechnete schon

ein geübter Korrespondent des politischen Journals, daß dies nun seit sechs Wochen der sechszehnte Ort an den Gränzen Teutschlands sey, den in diesem mit beyspielloser Erbitterung geführten Kriege feindliche Kugeln in einen Schutthaufen verwandelt hätten. Ich erinnere hier nur noch zum Ueberfluß an das traurige, für Teutschland, und ins besondere für Sachsen so empfindliche Schicksal des stolzen, durch Natur und Kunst so schön geschmückten Lyon. Es brannte dort, nach den Berichten seiner patriotischen Mordbrenner an den Nazional-Konvent, mehrere Tage; und wer weiß, ob das fürchterliche Schauspiel, das Anarchie, Raubsucht und Parteiwuth jezt in der zweiten Stadt des Reichs aufführen, nicht bald auch in der ersten gegeben wird, welche wirklich mit unglaublich schnellen Schritten einer solchen Katastrophe entgegeneilt.

Und wo ist nun der Herz- und Gefühllose unter uns, und wenn seine Brust, wie der alte Lyriker sagt, am kalten Feuer langsam aus Eisen geschmiedet wäre, der bey der Betrachtung solcher Schreckbilder und Jammerszenen gern lange verweilen möchte? Wer sucht nicht diese, jedem Menschlichgesinnten so schmerzhafte Vorstellungen, so bald als möglich, loß zu werden, und seinen Blick auf irgend einen andern Gegenstand, auf irgend ein friedliches, ruhiges Plätzchen zu heften, wo er sich, wo nicht in der Wirklichkeit, doch in einer poetischen Exkorporazion,

erhoh-

erhohlen, und wohl seyn lassen könnte? So machte es ja schon der alte Zevs in seinem Woltensitze am Ida:

„Als die Troer die Schiffe der Griechen näher bestürmten,
Ließ sie Vater Kronion in unablässigem Kampfe
Müh erdulden und Noth: er wandte die stralenden Augen
Fernhin auf das Land der rossenährenden Thräker,
Fern zu den Mysiern hin, und edeln Hippomolgen;
Aermere Völker, von Milch genährt, die gerechtesten Menschen.
Gegen Troja wandt' er nicht mehr die stralenden Augen.
Iliade, XIII, 1-7.

Und sollten wir es nicht auch so machen? Oder giebt es nicht auch noch Länder, in deren Betrachtung wir unsern trüben Blick aufheitern, und unsern Glauben an die Fortschritte der Menschheit, wenn er durch die uns nähern Auftritte wankend geworden seyn sollte, aufs neue stärken und befestigen können? Wie, wenn an die Stelle jener friedlichen Pferdemelker! und Milchesser, auf denen der Homerische Zevs seine Augen von der Anstrengung ausruhen läßt, die ihm der unverwandte Blick auf die blutgierigen Troer und Achiver gekostet hätte, bey uns die glücklichen Einwohner der Nordamerikanischen Freystaaten träten? Man hat zwar seit einiger Zeit häufig die große französische Staatsumwälzung mit jener früheren Amerikanischen verglichen, und also seinen Blick auch von diesen uns näher liegenden Szenen in

jene fernen Weltgegenden gewendet. Aber so interessant auch im Ganzen die Resultate seyn mögen, die der Kenner aus dieser Vergleichung zu ziehn weiß *); so fallen sie doch gewöhnlich in Beziehung auf das uns näher liegende Interesse so wenig tröstlich und beruhigend aus, daß wir oft wünschen möchten diese so oft verunglückte Parallele lieber gar nicht gezogen zu haben. Besser also, wir enthalten uns aller Vergleichung, freuen uns aber um so herzlicher der schönen Früchte, die dort unter unverdorbenern Menschen durch den milden Einfluß einer gesetzmäßigen Freyheit in so wenig Jahren gereift sind, und, nach der Blüthe schöner Aussichten zu urtheilen, in noch weit größerer Fülle bald reifen werden.

Dahin

*) Aber auch nur der Kenner. Man hat in dieser fast zum Ueberdruß wiederhohlten Vergleichung nur immer auf allgemeine Aehnlichkeiten gesehn, in der ja alle Insurrekzionen und gewaltsamen Staatsveränderungen einander gleich seyn müssen. Der Himmelweite Unterschied, der in der geografischen Lage beider Staaten, in der Religion, früheren Regierungsform und der mehr oder weniger entnervenden Verfeinerung der Einwohner jedem Unbefangnen sogleich in die Augen fallen muß, ist noch viel zu wenig entwickelt, oder meist ganz übersehn worden. Diese Lücke wird der Herr Hofrath Zimmermann in Braunschweig durch ein eigenes in künftiger Ostermesse erscheinendes Werk ausfüllen, worinnen die geografischen und politischen Prämissen beyder Revoluzionen aufs genaueste untereinander verglichen werden sollen

Dahin rechne ich vorzüglich den weit aussehenden, im wahren republikanischen Geist gedachten, und zum Theil auch schon ausgeführten Plan der neuen Stadt Washington, die durch die vereinte Kraft der verbundnen Nordamerikanischen Staaten bis zum Ablauf dieses Jahrhunderts vollendet, und gleichsam der Vereinigungspunkt aller Republikanischen Vollkommenheit werden soll. In der That ein ungeheurer, riesenmäßiger Plan, ganz eines Landes würdig, von dem noch neuerlich einer unserer größten Statistiker versicherte,*) es habe schon wieder seit 1790 so große Veränderungen erlitten, daß unsere bisherigen Nachrichten darüber Antiquitäten geworden wären. Da außer den sehr oberflächlichen Nachrichten in einigen englischen Blättern und den daraus entlehnten Anzeigen in unsern Zeitungen, meines Wissens noch keine vollständigere Nachricht unter uns davon bekannt geworden ist: so glaube ich, daß es manchem kosmopolitischen Leser dieser Zeitschrift nicht unangenehm seyn wird, von diesem höchstmerkwürdigen Unternehmen eine etwas weitläuftigere Beschreibung zu erhalten**), und sich durch die herzerhebende Aus-

*) Herr Professor Sprengel im ersten Theil seines Grundrisses der Staatenkunde der vornehmsten europäischen Reiche (Halle 1793) in der Vorrede.

**) Zum Theil aus dem Juliusstück des dießjährigen Universal Magazine S. 41, wo diese Nachricht aus dem Boston Chronicle abgedruckt, und mit einem sehr zierlichen

ſicht auf eine am Potomak jugendlich ſchön hervorſteigende Reſidenzſtadt republikaniſcher Bundesgenoſſen, vor den unangenehmen Gefühlen zu entſchädigen, die ihm die rauchenden Schutthaufen einſt blühender, jetzt durch den Freyheitsſchwindel ihrer Einwohner geſtürzter Städte am Zuſammenfluß der Saone und Rhone, am Ufern der Sambre und des Rheins, von Poſttag zu Poſttag zubereiten mögen.

Die neue Stadt Waſhington, denn ſo heißt ſie zum immerwährenden Andenken des Helden, den die auf ihn geprägte Ehrenmedaille ſo ſchön mit der Rechten das Schwerdt, mit der Linken den Pflugſchaar halten läßt, liegt auf einer Erdzunge, die den Zuſammenfluß des Potomak, oder richtiger Patowmack und des Eaſtern Branch bildet, in dem theils von Virginien, theils von Maryland beſonders dazu abgetretenen Diſtrikt Kolumbia, 38 Grad, 53 Minuten nördlicher Breite, und 77 Gr. 15 Min. weſtlicher Länge, wenn der erſte Mittagskreis durch Greenwich gezogen wird. Man muß ſie auf den ältern Charten, (z. B. auf der von Jefferſon in 4 Blätten von Maryland und Virginien, London 1775.) 8 Meilen über Belhaven oder Alexandria, ohngefähr dem Four Miles Creek in Virginien gegenüber aufſuchen. Sie wird, dem Riſſe nach zu urtheilen, eine ziemlich regel-

chen Kupferſtich, der den Grundriß der neuern Stadt darſtellt, begleitet iſt; zum Theil aber auch aus einer andern handſchriftlichen Nachricht aus Hamburg.

regelmäßige Rhomboide, oder ein geschobenes Quadrat bilden, und von der Spitze der Erdzunge längs den Ufern des Eastern Branch 4 (Engl.) Meilen, längs dem Ufer des Patowmack aber 6 Meilen sich erstrecken und auf einem Boden erbauet werden, der trocken, gesund und durch sanfte Abdachungen und Erhöhungen malerisch schön und abwechselnd ist. Im Bezirke der Stadt springen zwanzig nie versiegende Quellen, und in einer mäßigen Tiefe läßt sich überall das schönste Brunnenwasser aufgraben. Die zwey Ströme, welche die Stadt auf zwey Seiten einfassen, befriedigen noch überdies jedes auch noch so künstliches Wasserbedürfniß. Der Eastern Branch ist hier bey seinem Ausflusse einer der bequemsten und sichersten Ankerplätze in ganz Amerika, und so weit sich die Stadt an seine Ufer anschließt, zur Aufnahme der größten Schiffe geschickt, da er am Ausflusse selbst 35 Fuß, 4 Meilen weiter oben aber, wo die Stadt aufhört, noch immer 20 Fuß Tiefe hat. Auf der andern Seite ist der Patowmack einer der wasserreichsten und in der größten Tiefe Landeinwärts schiffbarer Ströme. Starke, mit allerley Landesproducten beladene Kähne kommen auf 180 Meilen weit bis an den großen Fall, der 14 Meilen oberhalb der neuen Stadt auf einmal den Lauf des Stromes unterbricht. Aber die zur Umschiffung des Falles gegrabenen Kanäle und Schleusen sind schon so weit fertig, daß den nächsten Sommer die Schiffarth von der See bis zu den Oefnungen aller

Ströme von Bedeutung, die sich in den Patowmack ergießen, völlig frey, und also in Verbindung mit folgenden Hauptflüssen, dem Schannandoah, dem South-Branch, dem Opecan, Cape-Capon, Pattersons-Creek, Connoochegue und Monocasy, welche der Potowmack alle nach und nach in sich aufnimmt, gesetzt seyn wird. So umfaßt allein die inländische Schiffarth des Patowmacks oberhalb Washington eine Reihe von Ufern von mehr als 200 Meilen in der reizendsten und fruchtbarsten Gegend von Amerika, wo ein unbeschreiblicher Ueberfluß von dem besten Tabak, Hanf, Indianischen Korn, Weizen und andren Europäische Getreidearten, nebst den edelsten Früchten der alten und neuen Welt schon jetzt angetroffen wird, und in der Folge bey mehrerer Bevölkeruug und Kultur sich noch ins unendliche vermehren kann. Da die Gegend zunächst um Washington herum in einem Umkreis von 60 Meilen trocken und hoch ist: so liefern die hier gelegenen, sehr beträchtlichen Waldungen einen unerschöpflichen Vorrath des festesten und brauchbarsten Bauholzes. In einer geringen Entfernung unterhalb der Stadt findet sich der rothe und weiße Portlandstein in solcher Güte und Menge, daß es nie an Bruchsteinen fehlen kann, von welchen schon jetzt die öffentlichen Gebäude in der neuen Stadt aufgeführt werden. Oberhalb der Stadt aber an beyden Seiten des Patowmacks finden sich so mächtige Steinkohlenflöze, Kalkstein- und Marmorbrüche, daß auch

hier-

hiedurch die Natur für die Bedürfnisse vieler Generazionen nach einander hinlänglich gesorgt hat. Gewiß, die Wahl dieses mit allen Gaben der Natur vor allen andern so reichlich ausgestatteten Platzes zum Mittelpunkt des mächtigsten Freystaats in der neuen Welt wird noch in folgenden Jahrhunderten bewundert, und dem Präsidenten des Kongresses, der von allen 14 Provinzen ausdrücklich bevollmächtigt wurde, den schicklichsten Ort zur Kongreßstadt auszusuchen, als eines seiner größten Verdienste angerechnet werden!

Den Plan zu dieser in ihrer Art einzigen Stadt hat nach Washingtons Angaben der in Diensten der Staaten befindliche, und durch die wichtigsten Ausmessungen streitiger Ländereyen schon bekannte Major L'Enfant entworfen, der auch die oberste Direkzion beym ganzen Bau übernommen hat. Nach diesem Plane ist die Stadt durch 4 Hauptstreßen, die von den vier Weltgegenden ihre Benennungen haben, in vier Hauptquadrate zerschnitten. Zum Mittelpunkt, auf welchem sich diese Hauptstraßen durchkreuzen sollten, ist die beträchtlichste Anhöhe der ganzen Gegend gewählt, von woaus man nicht nur die ganze Stadt und die zwey schiffbaren Ströme, sondern auch noch die umliegenden Gegenden in weiter Ferne übersehen kann. Auf der geebneten Fläche dieser Anhöhe wird der Versammlungspalast der Deputierten aller vereinigten Staaten in geschmackvoller Simplizität

emporsteigen. Berg und Palast erhalten den Nämen Kapitolium. Einer von den kleinern Flüssen, die mitten durch die Stadt geleitet sind, wird hinter dem Kapitolium in einem großen Reservoir aufgefangen, von wo aus das Wasser durch Röhren in der ganzen Stadt vertheilt, und zu den Sicherheits- und Feueranstalten gebracht werden kann. Das übriggebliebene Wasser geht aus diesem Reservoir durch den mitten in der Stadt gelegenen großen Park, bildet hier eine Menge Kaskaden und erfrischender Bäche, und ergießt sich endlich in den großen Kanal. Dieser zu so mancherley Bedürfnissen und Verschönerungen benutzte Fluß heißt die Tyber. Der eben angeführte Park macht eigentlich eine der vier Hauptstraßen, oder die West-street aus, und läuft vom Kapitolium in einer Linie bis zu dem zweyten Hauptvereinigungspunkt der ganzen Stadt, dem Palaste des Präsidenten. Auch dieser steht auf einer Anhöhe nahe an den Ufern des Patowmaks. Er hat von mehrern Seiten einen entzückenden Wasserprospekt, und auf der einen die Ansicht des einige Meilen davon sich stolz emporhebenden Kapitoliums. Hier fängt auch der große, 80 Fuß weite und 8 Fuß tiefe Kanal an, zieht sich dann längs den Alleen des Parks weiter fort, macht auf dem großen Platze vor dem Kapitolium eine angenehme Krümmung, und läuft nun in zwey Arme getheilt gerade an der Spitze der Erdzunge, wo die zwey schiffbaren Ströme sich vereinigen, wieder

aus. An eben diesem Kanal liegen auf zwey entgegengesetzten Seiten zwey Plätze von ausserordentlichem Umfang. Der eine ist für die große Börse und die dazu gehörigen Spaziergänge und Portikos bestimmt; der andere ganz am Strom gelegene zu einem befestigten Arsenal, zu Schiffswerften und Magazinen.

Die nach den Weltgegenden benannten Hauptstraßen werden in verschiedenen Richtungen durch Hauptdiagonalstraßen durchschnitten, die aber zum Theil auch vom Hauptplatze des Kapitoliums unmittelbar auslaufen; und diese führen den Nahmen von den vereinigten Provinzen, und theilen zugleich den Bezirk aa, der jede Provinz von dem Raume dieser Hauptstadt zu bebauen erhält. Hierdurch wird fürs erste die allzugroße und ermüdende Einförmigkeit vermieden, die bey lauter geradlinigten Straßen unvermeidlich wäre. Dann wird auch durch das Kreutzen dieser Straßen eine Menge ganz neuer und überraschender Gesichtspunkte auf Land und Wasser geöffnet, und, was das Vorzüglichste ist, zu einer weit grössern Zahl von freyen Plätzen der nöthige Raum erspart. Jede Provinz hat ihren eigenen, gleichfalls nach ihrem Nahmen benannten, z. B. Massachusets Square, Virginia Square u. s. w. großen Markt und Geschäftsplatz, der unter andern auch dazu bestimmt seyn soll, daß die einzeln Provinzialstaaten zum Andenken merkwürdiger Begebenheiten und großer,

ver-

verdienter Männer ihrer Provinz Ehrenbogen, Obelisken, Statüen, Inskripzionen u. s. w. daselbst errichten und diesen Platz als das Pantheon ihrer Provinz betrachten können. Auf einer Anhöhe in geradsüdlicher Richtung vom Hause des Präsidenten, und in geradwestlicher gegen das Kapitolium wird der Kongreß dem Vater der Stadt, dem großen Washington selbst eine der Würde des Ganzen angemessene Bildsäule zu Pferde errichten lassen. Man sprach anfänglich von einer Ehrensäule in Form und Größe der Trajanischen; aber den Kongreß fühlte sehr bald das Unschickliche dieses Vorschlags, und Washington selbst verbat sich diese allzuhervorragende Distinkzion. Man hat indeß die Idee zu einer solchen Säule noch nicht aufgegeben. Nur wird eine symbolische Statue darauf zu stehen kommen.

Die kleinern Seitenstraßen, deren ich auf dem Grundriß in der Breite 60, und in der Länge 58 zähle, numerieren von der Hauptstraße fort, und werden auch nach dieser Nummer benannt. Man muß aber, um dies ganz deutlich einsehen zu können, den Grundriß selbst vor Augen haben. Dies verdient indessen auch hier noch bemerkt zu werden, daß jede der großen Hauptstrassen 160 Fuß, die übrigen aber 110 Fuß breit seyn werden. In den ersten läuft in der Mitte eine 30 Fuß breite Promenade von gestampftem Kieß, die auf beyden Seiten mit einer Allee von Tulpenbäumen oder

andern

andern Amerikanischen Prachtstämmen eingefaßt sind. Die Trottoirs an den Seiten der Häuser nehmen 10 Fuß weg, und so bleiben noch 80 Fuß Steinpflaster für Kutschen und Wagen. Da in der ganzen Stadt alle Häuser in rechten Winkeln zur Strasse zu stehn kommen sollen, und dies wegen der Diagonalstraßen unmöglich gewesen seyn würde: so ist die Verfügung getroffen, daß alle spitzen Winkel der Straßen auf 40 Fuß weit abgeschnitten seyn sollen, und so wird in der ganzen Stadt kein spitzwinklichtes Haus in der Fronte zu stehn kommen. Alle Häuser müssen massiv, und die an den Hauptstraßen wenigstens 38 Fuß hoch gebaut seyn.

Als die Stadt ausgemessen und jeder der 15 Provinzen ihr Bezirk zugetheilt war, wußte es der Präsident des Kongresses durch seine Vorstellungen dahin zu bringen, daß von jedem Bezirk eine bestimmte Zahl von Baustätten (lots) zum freyen Verkauf an den Präsidenten abgetreten wurden. Die Summen von dem Verkauf derselben sollen zu öffentlichen Gebäuden, und zur Bestreitung von allerley Polizeyanstalten, die sonst die Hauseigner durch besondere Beyträge unterhalten müßten, als Wasserleitungen, Kanäle und Röhren, Straßenbeleuchtung u. s. w. angewandt werden. 15000 Baustätte sind auf diese Weise in die Hände des Präsidenten gegeben worden, und man kann schon hieraus einen Schluß auf die Zahl aller Häuser

ser und den Umfang der Stadt machen. Bis jetzt brauchte man noch nicht einmal zu diesem Verkauf zu schreiten, da die von Virginien und Maryland zu öffentlichen Gebäuden geschenkten Summen vollkommen zureichten. Doch war auf den 17ten September die erste Versteigerung solcher Bauplätze angesetzt und durch alle Nordamerikanischen Zeitungsblätter bekannt gemacht.

Im Januar dieses Jahres wurden die lezten Straßenmessungen vollendet. Die Kanäle sind größtentheils schon gegraben, und die Baumaterialien für die öffentlichen Gebäude meist herbengeschaft. Da diese von lauter behauenen Quadern aufgeführt werden, so arbeiten täglich nur allein für diesen Behuf an 800 Steinhauer. Zu vielen Privathäusern ist auch schon der Grund gelegt. Man betreibt das Werk mit unglaublichem Eifer. Mit dem J. 1800 muß dieser Kolossalische Plan ganz ausgeführt seyn, und die Stadt in ihrer Jugendschönheit vollendet da stehn. Mit diesem Jahr ist Washington also die Residenz der Amerikanischen Freystaaten, und vielleicht nach wenigen Jahrzehenden das, wofür sie der prophetische Grundriß durch seine Aufschrift erklärt, die Metropole von Amerika.

Hundert Betrachtungen, Parallelen, und Nichtparallelen müssen sich jedem, der dies alles noch einmal überdenken will, aufdrängen. Die ungeheuern Städte der Asiatischen Vorwelt wurden durch

früh-

frohnende Nationen fast eben so schnell und auf einmal gebaut wie jezt Washington. Und doch welch' eine ungeheure Kluft zwischen diesen beyden Extremen! — Das Kapitolium und die Tyber werden in einem ganz andern Sinn, als es einst von den kindisch nachäffenden Römischen Kolonieen geschah, in fremde Gegenden, in einen andern Welttheil verpflanzt. So wirkt die Roma aeterna, nach einer schönern Wiedergeburt, in einer neuen Welt fort, wenn in der alten längst kein insulirter Pontifex mehr das Kapitolium besteigt und von dem Balkon der Peterskirche keinen Transtiberinischen Pöbel mehr einseegnet. Doch, wer darf, wer mag dem Verständigen in solchen Betrachtungen vorgreifen! Daß nur nicht etwa gar jemand den sonderbaren Einfall hat, die Stelle aus seinem Horaz hier zu zitiren:

— Secunda
Ratem occupare quid moramur alite?
Nos manet Oceanus circum vagus arua: beata
Petamus arva, diuites et insulas.

Böttiger.

II.

Beschluß des Auszugs aus der Lebensbeschreibung des P. Paul Sarpi.

Schmerzlich und unheilbar waren die Streiche, die er durch diese Rathschläge und die daher erfolgten

ten Verordnungen des Senats dem Römischen Hof versetzte; aber unerträglich war ihm die im Jahr 1609 auf Befehl des Senats geschriebene Geschichte der Streitigkeiten zwischen der Republick und Paul V. in den Jahren 1605, 1606, 1607, welche noch ungedruckt in aller Händen war.*) Sie hatte ihm beynahe noch einmal die mörderischen Stiche (Styli humanae curiae) zugezogen. Diesesmal glaubte man die sichersten Maaßregeln getroffen zu haben, ihn aus der Welt zu schaffen. Man gewann selbst in seinem Kloster einige Mithelfer. Man drückte den Schlüssel seiner Zelle in Wachs ab, und ließ ihn nachmachen. Man wollte ihn des Nachts im Schlaf ermorden. Keine menschliche Hülfe konnte ihn retten. Der Himmel fügte es, daß aus verlohrnen Briefen einiger Mitverschwornen das schwarze Vorhaben noch zu guter Zeit entdeckt und vereitelt wurde. Weiter weiß man nichts von dieser Verschwörung. Die ganze Sache wurde verheimlicht, um dem Volke kein Aergerniß zu geben. Paul Sarpi wurde von dem Senat gewarnet, mit Niemanden als mit seinen vertrautesten Freunden umzugehen. Einem jeden andern war seitdem seine Zelle unzugänglich. Kein Fremder, deren viele seinetwegen nach Venedig reiseten, konnte ihn sehen oder sprechen als im Rathhause.

Ans

*) Istoria particolare delle cose passate tra il Sommo Pontefico Paolo V. e la Serenissima Republica di Venezia gli anni 1605. 1606. 1607. Mirandola (Venezia) 1624.

Wenn ihn ein Geschäft wohin rief, war er wie ein Gefangener in einer bedeckten Gondel eingeschlossen.

Deßenungeachtet fuhr er unerschüttert fort, seinem Vaterlande nützliche Dienste zu erweisen. Unter den Anmaßungen des römischen Hofes, welche bey Gelegenheit des großen Kampfs auf das Tapet kamen, war auch diese, daß es dem Pabste und den Bischöfen allein zukäme, die Kirchenpfründen zu verleihen. Obgleich damals von Seiten der Republik widersprochen wurde, so trug doch der Pabst im Jahr 1609 kein Bedenken, die erledigte Abtey Vangadizza, welche auf den Ferrarischen Grenzen liegt, und 12000 Dukati einträgt, dem Kardinal Borghese, seinem Neffen, zu verleihen, ohne den Senat darum zu begrüssen. Ein ganzes Jahr wurde um diese Abtey gestritten. Der Sache ein Ende zu machen, verstattete der Senat dem erwähnten Kardinal eine jährliche Pension von 5000 Dukati, und verlieh die übrigen Revenüen der Abtey einem andern, den er dazu ernannt hatte. Durch diesen Fall wurde P. Sarpi bewogen, den goldenen Traktat delle materie beneficiarie *), welcher mit dem Titel: de Beneficiis ecclesiasticis von Karl Caffa ins Lateinische übersetzt wurde **), zu schreiben. Niemand vor ihm hat dieses Fach mit so großer Einsicht und Gründlichkeit bearbeitet, als

es

*) Gedruckt zu Mirandola (Venedig) 1676. in 12.

**) Gedruckt zu Jena 1681 in 12. und zu Nürnberg 1688.

es in diesem klassischen Werke geschiehet. Einige Schriftsteller, durch ein verfälschtes Manuskript, welches Thevenot nach Frankreich brachte, getäuscht, schreiben es seinem Gehülfen und Freunde Micanzio zu, weil in demselben vom Pabst Urban VIII., welcher erst sechs Monat nach dem Tode des P. Sarpi den päbstlichen Stuhl bestieg, Meldung geschiehet, und noch einige andere Dinge enthalten sind, welche zu den Lebzeiten des Sarpi nicht passen. Allein das im Staatsarchiv befindliche Original beweiset, daß die anstößigen Stellen von Kopisten und Buchdruckern in den Text eingeschoben worden sind, wie auch Anzilot in seiner französischen Uebersetzung angemerkt hat.

Die Freystätte und das Inquisizionsgericht sind noch zwey Gegenstände, womit die Päbste damals in die Gewalt der Fürsten Eingriff thaten, und in einigen blinden Ländern noch wirklich thun. Wider die Freystätte schrieb Sarpi ein treffliches Werk, welches in Italiänischer Sprache sehr selten ist, und von Aurelius Frichelburg im Jahr 1622 bey Elzivier zu Leiden in einer treuen lateinischen Uebersetzung unter dem Titel: de jure asylorum, ans Licht gestellt wurde. Magnus liber wird es von Hugo Grotius genannt *). Der Verfasser beweiset aus der heiligen Schrift und der Geschichte, daß

*) De jure belli et pacis, lib. 2, cap. 21, §. 5. n. 3.

daß die Freystätte nur zur Sicherheit der verfolgten Unschuld bestimmt sind, und daß die wirklichen Verbrecher, welche ihre Zuflucht dahin nehmen, wegen der Entheiligung derselben neue Strafe verdienen. Von dem Inquisizionsgericht schrieb er einen Traktat *), welcher sich nur auf den Venezianischen Staat einschränkt, und beweiset, daß dieses Ketzergericht zu Venedig von Rom unabhängig, und der weltlichen Obrigkeit gänzlich unterworfen sey.

Indeß daß P. Sarpi diese Waffen zur Vertheidigung seines Vaterlandes schmiedete, unterließ er in seiner Einsamkeit nicht, die geschäftlosen Stunden den höhern Wissenschaften zu widmen. Da im Jahr 1610 des Galilei astronomische Entdeckungen unter seinen Kollegen zu Padua viele Gegner fanden, war er nicht nur zu Venedig sein eifriger Vertheidiger, sondern verbreitete auch den Ruhm und die Verdienste dieses großen Mannes, welcher die alte Schulfilosofie so rühmlich bekämpfte, in fremden Ländern durch seinen Briefwechsel. Es finden sich in der Bibliothek des Servitenklosters zu Venedig drey Entwürfe zu einer Selenografie von seiner Hand, worin die Flecken des Mondes, welche Hevelius 37 Jahr später auf einer Tafel entwarf, und mit den Nahmen Pontus

 euxinus,

*) *Trattato o Discorso intorno all'origine, forma, leggi ed usi dell' inquisizione nella città e dominio di Venezia.*

euxinus, Mare mediterraneum, Colchis etc. belegte, in ihren gehörigen Stellen angezeigt sind. Er setzte seine Beobachtungen über die Magnetnadel fleissig fort, und führte hierüber einen Briefwechsel mit den Naturforschern entfernter Länder. Johann Franz Sagredo, damals Venezianischer Konsul zu Aleppo, welchem Galilei die Ehre erwies, ihn als einen der Sprecher in seinem Dialog über die Weltsysteme aufzuführen, ertheilte ihm in diesem Jahre (1610) die Nachricht, daß die Abweichung der Magnetnadel zu Aleppo gegen Westen geschiehet, nicht gegen Osten wie in Italien. Auch gab er um diese Zeit einem Griechen, welcher von Venedig in seine Vaterstadt Neapoli zurückkehrte, den Auftrag, daselbst die Abweichung der Magnetnadel zu beobachten. Er war der Meynung, daß die Magnetnadel dahin abweiche, wo die Erde sich mehr erhöhet, weil sich hier mehr Eisen oder Magnet, womit die ganze Erdkugel durchmenget sey, befinden müsse. *)

Man hat Spuren, daß Santorius die ersten Ideen seines Systems von der Bewegung der flüssigen Theile im thierischen Körper, und von dem Einfluß der Luft in dieselbe von P. Sarpi erhalten habe. Sein ungenannter Lebensbeschreiber und Zeitgenoße schreibt ihm auch einen Traktat von der Bewegung des Wassers zu, welcher verlohren gegangen ist.

Im

*) In einem Briefe an Leskässerius vom 3ten Febr. 1610.

Im Jahr 1611 erneuerte der herrschsüchtige Pabst Paul V die unter Klemens VIII schon erregte und bis dahin noch nicht entschiedene Streitigkeit über die Grafschaft Teneda, deren Oberherrschaft sich der dasige Bischof anmaßte, ob sie gleich ein von der Republik diesen Bischöfen verliehenes Lehn war. Paul Sarpi erhielt vom Senat den Befehl, die Rechte der Republik ausführlich darzustellen. Dieses that er in einer Dedukzion, welche den Römischen Ansprüchen auch nicht den mindesten Schein der Wahrheit übrig ließ. Wie sehr der Römische Hof hierüber ergrimmt war, läßt sich aus dem dritten Anschlag wider des Verfassers Leben beurtheilen. Diesmal entdeckte der Venezianische Gesandte den zu Rom angezettelten Plan einer neuen Verschwörung. Der Senat warnete ihn sehr ernsthaft, mehr als je auf seiner Huth zu seyn, und vereitelte durch wachsame Vorsicht das schwarze Vorhaben.

Damahls war Alphons della Cueva, Marquis von Bedmar, spanischer Gesandter zu Venedig. Nie hatte die Republik einen so gefährlichen Feind, als er war. Er war die Seele einer Verschwörung, welche dieselbe an den Rand ihres Umsturzes brachte. Die Welt zu dem großen Schauspiel vorzubereiten, stellete er im Jahr 1612 mit dem erdichteten Druckort Mirandola ein Werkchen mit dem Titel: Squittinio della libertà Veneta ans Licht, worin er zu behaupten suchte, die

Freyheit der Venezianer sey ein von Bernardo Justiniano erfundenes Hirngespinnst, welchem die ältere Kronik des Dandolo offenbar widerspreche. Weil dieses schale Product der Neuheit wegen in aller Händen war, so hielt es P. Sarpi der Mühe werth es zu widerlegen. Der Senat aber erlaubte es nicht, seine Vertheidigungsschrift durch den Druck bekannt zu machen,*) weil es besser wäre, dergleichen Broschüren mit Verachtung zu strafen. Sie wurde von dem Holländer, Theodor Graß-Winckd in einem Buche, welches Majestas Reipublicae Venetae betitelt ist, widerlegt. Was Giannone schreibt **), dieser Holländer habe den Auftrag hierzu von dem Senat erhalten, ist eben so wenig gegründet, als was Bayle ***) erzählt, Sarpi habe sich gegen den Senat erboten, mit seiner Geschichte der Tridentinischen Kirchenversammlung Rom selbst, woher diese Pfeile kämen, anzugreifen, und dem Beyspiele des Szipio zu folgen, welcher Karthago selbst bekriegte, um Hannibal aus Italien zu vertreiben. Es wird sich bald zeigen, daß diese Geschichte erst im Jahr 1619, und ohne alle Beziehung auf die Republik ans Licht kam.

Als im Jahr 1612 die Republik Venedig mit dem Erzherzog von Oestereich den Frieden schloß, worin

*) Sie findet sich noch ungedruckt im Staatsarchiv.

**) Storia civile di Napoli lib. 35, c. 4. Tom. 4.

***) Nouvelles de la Republique des Lettres 1684. May art. 6.

worin derselbe sich verpflichtete, die bisher von ihm begünstigten Uskocken mit vereinten Waffen aus den Besitzungen der Republik zu vertreiben, wofern sie sich nicht freywillig zurück zögen, erhielt Sarpi den Auftrag, die von Minucci, Bischof von Zara, bis ins Jahr 1602 geschriebene Geschichte der Uskocken fortzusetzen. Dieses Werk und das Supplement mit der dazu gehörigen Dedukzion, welche er im Jahr 1616 herausgab, da der Erzherzog von Oestereich in dem sogenannten Kriege von Gradiska die räuberischen Uskocken aufs neue in Schutz nahm, gehören unter seine besten Schriften. Wer die Neckereyen, womit damals das Haus Oestereich, die Spanier, und der päbstliche Hof die Republik Venedig beunruhigten; wer die wider die Venezianischen Unterthanen verübten Grausamkeiten der von den erwähnten Höfen begünstigten Uskocken zu wissen verlanget, findet sie hier mit den ächten Farben der Wahrheit geschildert. Vergleichet man diese Werke mit einer Abhandlung, welche sich unter dem Titel: Dominio del mare adriatico e sue ragioni pel gius belli della serenissima Repubblica di Venezia, descritte da F. Paolo Sarpi suo Consultore, in der Sammlung seiner gedruckten Werke findet: so zeiget sich ein so auffallender Unterschied in der Schreibart, in den Grundsätzen, in der Ordnung sie vorzutragen, und in der Bündigkeit, daß man sich wundern muß, wie sie unter die gedruckten Werke des Sarpi habe aufgenommen werden können.

Kaum war durch die Vermittelung des Kardinals Richelieu der Friede mit dem Hause Oestereich zu Madrit geschlossen worden, als im Jahr 1618 die gefährlichste aller Verschwörungen wider die Republik an den Tag kam. Der oberwähnte spanische Gesandte Marquis von Bedmar, von den Neapolitanischen und Meiländischen Statthaltern Ossuna und Toledo unterstützt, hatte alles so angeordnet, daß der Sitz der Republik auf Mariä Himmelfahrt umgestürzt werden sollte. Seine Wohnung war mit Waffen angefüllt, und in allen Gegenden der Stadt waren Rotten verkleideter Soldaten zerstreut. Diese sollten in dem Augenblick, da der Doge sammt den Senatoren in dem Bucentoro zurückkehrte, sich vereinen, die Häupter des Staates und das bey diesem Fest versammelte Volk im ersten Schrecken niederzumachen, und sich des Arsenals zu bemächtigen. Wie diese Verschwörung angezettelt, wie sie von den Rädelsführern beynahe bis zur Ausführung gebracht, und wie sie fast durch ein Wunder entdeckt wurde, beschrieb P. Sarpi in einer Geschichte, welche, auf Anrathen des Verfassers selbst, nicht ans Licht gestellt wurde, um nicht wegen der Bosheit dreyer ruchloser Staatsminister eine ganze Nazion mit Schande zu bedecken. Sie wird sorgfältig im Staatsarchiv aufbewahrt. Die Republik trieb ihre Mäßigung, der päbstliche Hof aber seine Unverschämtheit aufs höchste. Sie begnügte sich das Ungeheuer, welches ihr das Mordmesser an die Kehle gesetzt hatte, von Venedig

dig abrufen zu lassen; der Pabst aber schmückte sein schändliches Haupt mit dem Kardinalshuthe. Hieraus erhellet, daß die Geschichte dieser Verschwörung, welche unter dem Titel Storia della Congiura del Marchese di Bedmar della Cueva scritta da F. Paolo Servita, erschien, nichts weniger als sein Werk ist. Sie ist eine Uebersezzung der bekannten französischen Geschichte, welche der Abbe S. Real in romantischem Styl geschrieben hat.

Die Republik, durch die Erfahrung belehrt, wie wenig sie sich auf die mit den benachbarten Fürsten geschlossenen Friedenstraktate verlassen könnte, schloß im Jahr 1619 das erste Bündniß mit ihrer jüngsten Schwester, der Republik Holland, um sich im Nothfall wechselsweise zu vertheidigen. Die Gemüther wegen der verschiedenen Religion der Holländer zu beruhigen, verlangte der Senat vorher das schriftliche Gutachten des P. Sarpi, welches so beschaffen war, daß man nicht das geringste Bedenken mehr trug, das Bündniß zu unterzeichnen.

Nun führt uns endlich die Zeitordnung zu der berühmten Geschichte der Tridentinischen Kirchenversammlung, welche vor allen andern Werken des Sarpi Nahmen verewiget hat. Er fieng dieses wichtige Werk schon in seiner blühenden Jugend an, da er sich zu Mantua aufhielt, und erst jezt, im Jahr 1619, erschien es zu London, unter dem Nah-

men Pietro Soave Polano, bey Johann Billio im Druck. Sie ist mit einem in der Sammlung des venezianischen Patriziers Zacharias Sagredo erst in unsern Zeiten entdeckten Kodex, welcher von der Hand des Servitenmönchs Marcus Fanzano, Kopisten des Sarpi, geschrieben, und vom Verfasser selbst am Rande der Blätter und zwischen den Linien mit Verbesserungen und Zusätzen versehen ist, völlig gleichlautend, den Titel des Buchs ausgenommen, welcher für den Römischen Hof beleidigend ist *) und dem Herausgeber Marcantonio de Dominis zugeschrieben wird. Dieser ehemalige Bischof von Spalatro, welcher sich zu London aufhielt, widmete die Ausgabe dieser Geschichte dem König Jakob I, welcher sie so gnädig aufnahm, daß er ihm 300 Jakobinen (1900 Thaler) schenkte. In der Zueignungsschrift an den König sagt er, er habe eine Abschrift dieses Werks mit sich aus Italien gebracht, und wisse nicht, ob der Verfasser den Druck desselben gut heissen werde; dessenungeachtet glaube er, sich um das Publikum verdient zu machen, weil es sonst unfehlbar nie ans

Tages

*) Historia del Concilio Tridentino, nella quale si scoprono gli artifizj della Corte di Roma per impedire, che nè la verità de' dogmi si palesasse, nè la riforma del papato e della chiesa si trattasse. di Pietro Soave Polano. Londra appresso Giovan Billio, reggio Stampatore 1619. in klein Fol.

Tageslicht gekommen und verloren gegangen seyn würde. Herr Griselini will nicht zugeben, daß der Herausgeber das Manuskript vom Verfasser selbst erhalten habe; gleich als wenn alles das, was er in der Zueignungsschrift sagt, um zu zeigen daß er das Manuskript ohne Mitwissen des Verfassers zum Druck befördert habe, keine verabredete Sache seyn könnte. — Das Original des Werks konnte damals nicht ohne Gefahr in einem römischkatholischen Lande, und nirgends sicherer als in England unter dem Schuz des Königs Jakob I. (des größten und wärmsten Gönners des Sarpi, der ihm sogar einen Zufluchtsort an seinem Hofe anbiethen ließ) und nirgends korrekter und besser als unter den Augen des De Dominis, im Druck erscheinen. Und sollte wohl Paul Sarpi eine Arbeit so vieler Jahre, wozu er die Materialien mit so vieler Mühe aus entfernten und nahen Quellen und größtentheils von Männern, die der Tridentinischen Kirchenversammlung beygewohnt, gesammelt hatte, bloß deswegen vollendet haben, damit sie nach seinem Tode in die Hände seiner Ordensbrüder fiele, die sie endlich als ein Opfer ihrer Ergebenheit dem Römischen Hof überliefert oder selbst verbrannt haben würden? Es ist allerdings wahrscheinlicher, daß P. Sarpi eine Abschrift seiner Geschichte durch sichere Hände an den ehemaligen Bischof von Spalatro, welchen er persönlich kannte, zum Druck nach London überschickt habe. Dieses

ser Meynung sind Boccalini *), Bayle **), Popes Blount,***) u. a. m. Der Werth dieser Geschichte ist allgemein bekannt. Der Römische Hof hat sich jederzeit angelegen seyn lassen, sie durch seine Anhänger, besonders durch die Jesuiten, in bösen Ruf zu bringen, weil es unmöglich ist, sie gründlich zu widerlegen.

Er arbeitete im Jahr 1622 an einem mühsamen Verzeichniß und Auszuge aller im geheimen Staatsarchive zu seiner Zeit niedergelegten Urkunden, als er am Sonnabend in der Charwoche daselbst von einem Katharrfieber überfallen wurde. Er achtete es nicht, und es verwandelte sich in ein abzehrendes Fieber. Die täglich zunehmende Verminderung seiner Kräfte hielt ihn nicht im geringsten von den gewöhnlichen Staatsgeschäften ab; die Lebhaftigkeit seines Geistes schien vielmehr sich zu verjüngen, besonders wenn er sich in Nebenstunden, wie gewöhnlich, mit den höhern Wissenschaften beschäftigte. Am 6. Jänner 1623 besuchte er zum letztenmal das Rathhaus, von welchem er ganz von Kräften erschöpft zurückkehrte. Doch kämpfte er noch einige Tage mit dem Uebel, das ihn verzehrte, las jeden Morgen nach Gewohnheit seine Messe in der Kirche, und speiste mit

seis

*) Bilanzia polit.

**) Nouvelles de la Repub. des Lettres Fevrier 1687.

***) Censurae celebrium Scriptorum verbo *Paulus Sarpi.*

seinen Ordensbrüdern im Refektorio, bis ihn eine starke Ohnmacht auf das Todesbette hinstreckte. Er beichtete, und empfieng das heil. Abendmahl nach katholischer Weise, ließ sich das Leiden Christi aus dem Evangelio Johannis vorlesen, und versicherte die Umstehenden, er setze seine ganze Hofnung auf das Blut des Erlösers. Einige Stunden vor seiner Auflösung erschien ein Mitglied des Senats, um einige Fragen, die sich auf eine wichtige Staatsangelegenheit bezogen, an ihn zu thun; er beantwortete alles mit so vieler Gegenwart des Geistes, als wenn ihm nichts fehlte. Als er endlich des Nachts den Tod mit schnellen Schritten sich ihm nähern sah, sprach er zu seinem Freund und Gefährten seines mühseligen Lebens, Micanzio, er solle sich zur Ruh begeben, er wolle ein gleiches thun, und zu Gott zurückkehren, woher er gekommen sey. Dieser entfernte sich nur einige Augenblicke, um seine Hinscheidung durch die Gegenwart aller seiner Ordensbrüder feyerlicher zu machen. Da er zurückkam, fand er ihn sprachlos. Unter dem Gebete der Mönche erhub er seine Stimme und sprach die berühmte Worte: Esto perpetua! sie (die Republik) soll ewig dauern! So starb P. Sarpi den 14. Jänner 1623 im 71 Jahre seines Alters; so war noch der lezte Hauch seines Lebens der Wohlfahrt seines Vaterlandes geweihet.

Der Senat gab sogleich allen europäischen Fürsten Nachricht von seinem Tode, und beehrte ihn

auf

auf öffentliche Kosten mit einem prächtigen Leichenbegängnisse. Er beschloß, daß sein Bildniß in einer marmornen Büste, von Jakob Campagna, des Sansovino Schüler, bearbeitet, in einer Nische der Servitenkirche aufgestellt werden sollte. Weil aber das Bild des Sarpi in einer Kirche dem römischen Hof und seinen Anbetern ein vielleicht noch schmerzlicherer Dorn im Auge gewesen seyn würde, als es seine Schriften sind, so unterblieb es *).

P. Sarpi war von mittelmäßiger Statur, und sehr hager. Sein Kopf zeichnete sich durch eine breite und schön gewölbte Stirn, und durch eine übermäßige Größe aus. Seine Augen waren groß, schwarz und sehr lebhaft, seine Nase kurz und dick, seine Gesichtsfarbe weiß, mit Roth untermischt, sein Bart dünne. Am rechten Backen trug er die Narbe des mörderischen Dolchs vom Jahr 1607.

Oft war er den heftigsten Kopfschmerzen, anhaltenden Fiebern, und fast immer schmerzhaften Hämorrhoidal-Beschwerden unterworfen, welche ihm den Vorfall des Mastdarms, und in seinem hohen Alter die Harnverstopfung zuzogen. Diese Uebel bekämpfte er mit einer strengen Diät. Baums

und

*) Courayer in der Vorrede seiner ins Französische übersezten Geschichte der Tridentinischen Kirchenversammlung sagt, dieses Monument sey ihm wirklich errichtet worden.

und Gartenfrüchte, geröstetes Brod und Wasser waren seine gewöhnliche Kost.

Bey dieser Pythagorischen Lebensart setzte er sich über seine Gebrechlichkeiten und die schmerzhaften Folgen derselben dermaßen hinweg, daß er sich selten oder nie in den Verrichtungen seines Berufs und in seinem Studieren dadurch stöhren ließ. Die Menge seiner Schriften würde Erstaunen erregen, wenn sie auch einen gesunden und stark gebildeten Mann zum Verfasser hätten. Nur allein die im geheimen Staatsarchiv befindlichen, und meistens ungedruckten Schriften, welche er zum Dienst der Republik verfertigt hat, belaufen sich über sieben hundert. In der Bibliothek des Serviten Klosters zu Venedig finden sich viele Bände ungedruckter Schriften von seiner Hand, welche von der höhern Mathematik, Astronomie, und allen Theilen der Filosofie, besonders von Gegenständen der Naturlehre handeln. Wenn man nun noch seine gedruckten Werke *), deren Manuskripte nicht mehr vorhanden sind, und seine verlohrenen Schriften, worunter sich eine Geschichte der allgemeinen Kirchenversammlungen, ein Auszug der Lehren der alten Filosofen, ein Traktat von der Bewegung des Wassers ꝛc. ꝛc. befinden, und seinen ausgebreiteten Briefs

*) Seine bekannten Werke sind sowohl einzeln in verschiedenen Orten, als in einer Sammlung von 6 Bänden in 12. zu Venedig (Genf) im Jahr 1687 bey Robert Mejetti gedruckt.

Briefwechsel *) hinzu rechnet, so erhält man einen auffallenden Beweis, was ein starker Geist mit einem schwachen Körper vermag, wenn Wißbegierde und Liebe zur Wahrheit jenen zur Arbeit anspornen, und diesem eine regelmäßige Lebensart zu Hülfe kömmt.

Mit seiner großen Gelehrsamkeit vereinte sich eine seltene Bescheidenheit. Gegen jedermann war er freundlich und liebreich, gegen seine Freunde treu, aufrichtig und dienstfertig. Hohe Ehrenstellen und Reichthum hatten keinen Reiz für ihn. Seine reichliche Besoldung überließ er ganz dem Kloster, welches ihn wie seine andern Ordensbrüder ernährte und kleidete, und nach seinem Tode hinterließ er nichts, als seine Kutte, einige Hemden, viele Papiere und Bücher. Ob ihn gleich sein öffentliches Amt von den klösterlichen Verrichtungen dispensierte, so unterließ er doch keine derselben, trotz der Unpäßlichkeiten, denen er oft unterworfen war. Keine persönliche Beleidigung konnte ihn zur Rache bewegen, ob er gleich Mittel dazu in Händen hatte. Daß die wider ihn Verschworenen nicht

*) Von seinen Briefen sind nur noch 21 an Jakob Gillot, 57 an Jacob Leskasserius, und 9 an Filipp Mornäus, insgesammt in lateinischer Sprache, ungedruckt vorhanden. Die Italiänische Sammlung seiner Briefe an Groslot, welche im Jahr 1637 zu Verona (Genf) in 12 gedruckt, und voll französischer Redensarten sind, scheinen verfälscht oder wohl gar untergeschoben zu seyn.

nicht aufs äußerste verfolgt wurden, und zum Theil auch unbekannt blieben, war sein eigenes Werk. Seine wissenschaftlichen Entdeckungen und Beobachtungen theilte er seinen Freunden mit, ohne die geringste Aeußerung einiger Begierde für den Erfinder angesehen zu werden. Ohne seine übergebliebenen Papiere, ohne das Zeugniß seiner Bekannten, würden wir nicht wissen, daß er der größte Filosof und Mathematiker seines Zeitalters war. Newtons Ruhm würde ihm nicht entgangen seyn, wenn er nicht von der Bahn, die ihm die Natur angewiesen hatte, durch die Erfüllung der bürgerlichen Pflicht, die Rechte seines Vaterlandes zu vertheidigen, abgeleitet worden wäre. Die Krone der Unsterblichkeit, welche er auf dieser Bahn errungen hat, ist desto glänzender, je gefährlicher und mächtiger der Feind war, den er dermaßen besiegte, daß er seitdem das Haupt nicht mehr erheben kann. J.

III.

Etwas über den Nekrolog.

Aus einem Briefe des Herausgebers desselben an einen Freund in Weimar.

— — Allerdings haben Sie mir, hochgeschätzter Freund, durch die Nachricht, daß die Fortsetzung des Nekrologs den Beyfall der achtungswerthen

und berufenen Richter in Ihrer Stadt nicht ganz verfehlt hat, ein macte! zugerufen, das meinen Muth in Verfolgung meines Wegs um vieles erhöht. Da ich ohne Affektazion fest überzeugt bin, daß die gute Aufnahme dieses Versuchs mehr dem zum Grunde liegenden, unverkennbar wahren und nützlichen Gedanken zugeschrieben werden muß, als dem wenigen, was wirklich schon geleistet ist, und als der Form und Einkleidung, die, bey darauf gewendeter längerer Zeit und bey Mitwirkung mehrerer Freunde des Unternehmens, nothwendig viel vollendeter seyn müßte: so darf ich wohl nicht fürchten, daß Sie mich einer Eitelkeit verdächtig halten werden, wenn ich, gegen die Gesetze der guten Lebensart, noch einiges mit Ihnen von meinen Angelegenheiten plaudere, und Ihnen meine Gedanken und Einfälle darüber vorlege.

Sie werden bemerkt haben, daß in der Fortsetzung kein Ausländer mehr vorkömmt, da ich doch in den ersten Band Franklin und Howard aufgenommen hatte, die offenbar meinem Gottesacker zur Ehre gereichen, und deren Denksteine denjenigen, der diese Stätte besucht, zu mancher lehrreichen Betrachtung auffodern. Es hat in dem darauf folgenden Jahre nicht an berühmten Ausländern gefehlt, durch die ich den Nekrolog, eben so wie durch jene, mit einigen höchst interessanten und merkwürdigen Männern hätte bereichern können; auch war weder Mangel an Hülfsmitteln dazu, noch an Aufmerk

merksamkeit auf diese Nahmen, Schuld daran, daß es nicht wirklich geschehen ist. Allein ich fand, daß bey dem hinlänglichen Vorrathe teutscher hieher gehöriger Nahmen es möglich seyn würde, die Unternehmung dem zu nähern, wozu ich sie machen zu können gleich vom Anfang wünschte, wiewohl ich diesen Wunsch nur für zu gewagt hielt; nehmlich zu einem ganz eigentlich teutschen Nazional-Institute, das dazu beytrüge, diese große und achtungswerthe Nazion, die (wie Wieland im historischen Kalender so einleuchtend gezeigt hat) durch politische Bande nur schwach, am mehrsten aber durch ihre Sprache und Litteratur verbunden ist, durch gegenseitige Schätzung verdienstvoller und merkwürdiger Männer ihrer verschiedenen Kreise und Reichsländer, enger und nützlicher zu vereinigen. Der verdienstvolle Oesterreicher und Preuße, der Sachse und der Reichsstädter, der Katholik und Protestant finden hier ihren Platz, und die Bekanntschaft, die wir da mit dem Individuum eingehen, und die Achtung, die wir ihm zollen, trägt sich gelegentlich und unvermerkt auch auf das Reichsland über, aus dem er stammte. Wir freuen uns, daß er ein Teutscher war, und nähren so unsern teutschen Patriotismus. — Jede Nazion könnte und sollte jährlich einen solchen Nekrolog aufstellen, und in keiner Nazion würde er seine gute Wirkung verfehlen; aber in keiner kann er, von dieser Seite betrachtet, nothwendiger seyn, als in Teutschland.

Voll von dem Gedanken, daß dies biografische Institut unserer Nazion angehöre, und ihr auf mancherley Weise ersprießlich werden könne, habe ich mich seither oft mit Planen beschäftigt, wie ich ihm, in Verbindung mit einigen Freunden, immer mehr historische Würde und zugleich eine solche Festigkeit geben könnte, daß weder Krankheit noch Tod des jetzigen Herausgebers und Verlegers eine Stokkung in der regelmäßigen Erscheinung der Fortsetzung machen könne; besonders auch in der Absicht, damit das biografische Archiv, das natürlich bey dem Herausgeber entsteht, und aus welchem, nach Moral und Klugheit, nicht immer sogleich in den nächsten Jahren nach dem Tode eines Mannes alles, was an Notizen über ihn vorhanden ist, dem Publikum vorgelegt werden darf, nicht etwa an unüberlegende, rasche, oder gar übelgesinnte Besitzer übergehen, sondern das Brauchbare daraus einst zu gehöriger Zeit und mit der gehörigen Rücksicht genutzt werden möge. Ihnen vorzulegen, was mir zur Realisierung dieser Dinge für Möglichkeiten vorschweben, sey einer künftigen Unterhaltung aufgespart.

Die größte Schwierigkeit des Unternehmens besteht jetzt, meiner Erfahrung nach, darin, die Personen aufzufinden, an die sich der Herausgeber eines solchen teutschen Plutarchs, um Nachrichten über die Männer, die er aufstellen will, zu wenden hat. Ich hätte sehr Unrecht, mich hierbey

bey über Unwillfährigkeit zu beklagen; ich habe im Gegentheil, so wie mehrere mir bekannte Herausgeber von Journalen, die ganz Teutschland angehn, die aufmunterndsten Beweise in den Händen, daß die Theilnahme an solchen Unternehmungen, und die Bereitwilligkeit, sie durch eigne Verwendung und Beyträge zu unterstützen, nichts weniger als erloschen ist. Indeß hat es seither bey den Verstorbenen, über die wegen ihrer litterärischen oder bürgerlichen Wichtigkeit nicht schon ein oder mehrere gedruckte Beyträge erschienen waren, und über die also erst handschriftliche Materialien zusammengebracht werden mußten, doch mehrentheils von einem glücklichen Ohngefähr abgehangen, ob ich mich mit meiner Anfrage gerade an den Mann gewendet hatte, der hierauf befriedigend zu antworten wußte. Nur selten hat mir ein vertrauter Bekannter eines Verstorbenen unabgefoderte Beyträge mitgetheilt; vielleicht, weil dies Unternehmen bis jetzt seine Aufmerksamkeit noch nicht auf sich gezogen hatte; vielleicht, weil er nicht daran dachte, daß sein Freund hier einen Platz erhalten würde; vielleicht, weil er glaubte, der Herausgeber müsse wohl schon anderwärts Notizen bekommen haben, da er sich nicht an ihn wende; vielleicht auch, weil er nur einen kleinen Theil von dem Leben des Verstorbenen kannte, nur einzelne Züge von ihm zu liefern wußte. Gleichwohl kann der Nekrolog, wenn dies nicht geschieht, niemahls das Eine, was in seinem Plane liegt, mit einer gewissen Auswahl und Vorzüglichkeit leisten,

nehmlich auch solche Männer aufzustellen, die sich durch stille, lokale, aber musterhafte und preiswürdige Thätigkeit ausgezeichnet haben; theils auch nicht eine hohe Zuverläßigkeit in Angabe der Geschichtsdaten und in Karakterisierung der aufgestellten Verstorbenen erreichen, diese Zuverläßigkeit, die allein ihm seine wahre Würde giebt, und auf die sein erstes Bestreben gerichtet seyn muß. Es ist so leicht, die Foderung dem Biografen zu machen, daß er nicht bey allgemeinen Schilderungen, allgemeinem und trivialem Lob oder Tadel stehen bleiben solle; aber wie kann er dies vermeiden, wenn ihm bloß die allgemeine Stimme über einen Mann, die das Resultat vieler einzelnen Erfahrungen ist, zu Ohren kömmt, und wenn man ihm nicht auch einige dieser vorzüglichsten einzelnen Erfahrungen, auf die sie gebaut ist, mittheilt?

Wenn also ein teutscher Nekrolog das werden soll, was er seiner Natur nach werden kann, so muß sein Herausgeber hoffen dürfen, daß hie und da unaufgefodert der Bekannte eines Verstorbenen einen Beytrag zur Geschichte oder Karakterisierung desselben einsende, sey es auch nur eine kurze Anzeige, wie er, dieser Einzelne, den Mann befunden hat. Eine Handlung, ein Zug, ein Ausspruch, ein Brief des Verstorbenen, der dem Freunde bekannt oder in seinen Händen ist, vermehrt die Wahrheit und Treue, mit welcher der Verstorbene seinem Biografen erscheinen muß, um von diesem

wieder

wieder so dem Publikum geschildert zu werden. Ist der Mann berühmt und von einer vielseitigen Thätigkeit gewesen: so kann nur aus einer solchen Sammlung mehrerer Stimmen für und wider ein unpartheyisches, der Wahrheit gemäßes Urtheil hervorgehen. Ist er hingegen ein dem grössern Publikum unbekannt gebliebener Mann, aber werth, daß das Andenken seiner Vorzüge und Eigenschaften nicht mit ihm begraben werde: so kann ebenfalls nur auf diese Art der biografische Sammler ihn kennen lernen, um den Nachrichten über ihn, nach Maaßgabe der Reichhaltigkeit des Stoffs und der Umstände, einen Platz entweder unter den größern Biografien, oder unter den kürzern Nachrichten anzuweisen. Ich kann sicher voraussetzen, daß viele Leser es dem Nekrolog zum Vorwurf machen, daß er manchen sehr merkwürdigen Todten aus den Jahren, die er umfaßt, übergangen, und manchen im Vergleich unwichtigern aufgestellt; ferner, daß er oft zu allgemein gelobt und getadelt habe. Diese Mängel, die ich gar wohl anerkenne, zu vermeiden, würde viel leichter werden, wenn der erwähnte Wunsch in Erfüllung gienge: obgleich die auch zu Berichtigungen bestimmten Nachträge hier für meine gute Absicht sprechen können, wenn man sich ihrer nur bedienen wird; eben so wie das Mittheilen einer Biografie vor dem Druck an mehrere Bekannte des Verstorbenen, welches ich in möglichen Fällen bis jetzt noch niemahls unterlassen habe.

Sie werden mir einwenden, daß, ungeachtet aller Auffoderungen, mancher schätzbare und gewissenhafte Mann doch Bedenken trägt, mir von einem Verstorbenen einen merkwürdigen, aber etwas kritischen Zug zu melden, Briefe desselben mitzutheilen u. s. w., weil solche Nachrichten so oft und so leicht gemißbraucht, vielleicht von dem Biografen anders gestellt werden, als es der Einsender, der Wahrheit gemäß, wünscht; oder auch, weil die Hinterbliebenen dadurch gekränkt werden, ohne daß Andere einen merklichen Vortheil aus der bekanntgemachten Sache schöpfen könnten. — Ich weiß, wie wahr es ist, daß viele Personen so denken. Es giebt auch, meiner Ueberzeugung nach, keine Antwort hierauf, als die Gegenfrage: ob man durch die bis jetzt erschienenen Bände dieser Schrift zur Besorgniß einer frivoler Mittheilung kritischer Nachrichten und Züge veranlaßt sey? — und als die Versicherung, daß ich eine lebhafte Ueberzeugung von dem nothwendigen Ernst und der Würde einer solchen National-Biografie habe; daß ich keinen tadelerregenden Zug eines Verstorbenen mittheile, wenn es nicht wahrscheinlich ist, daß Andern dadurch Gerechtigkeit wiederfährt, oder daß Menschen daraus eine nützliche Lehre nehmen können; (vernünftiger Tadel muß durchaus auf Besserung des Getadelten oder unserer Mitmenschen abzwecken, sonst wird er zur Schmähung und Verläumdung) — und daß ich selbst in dem letztern Falle die Ruhe eines Hinterlassenen, der mir die

Er-

Erlaubniß zur Erzählung mancher geheimern Sonderbarkeiten seines verstorbenen Verwandten nicht selbst gegeben hat, viel zu sehr achte, um sie, in Hoffnung auf einen blos wahrscheinlichen Nutzen für Andere, zu kränken. Ich bitte, sich hierbey wieder an das zu erinnern, was ich oben über die Vorsichtigkeit gesagt habe, mit der ich das natürlich entstehende biografische Archiv immer behandelt zu sehen wünsche. — Wer indeß das freye Urtheil der Menschen über seine treu dargestellte und bewiesene Handlungsart allzu sehr fürchtet, und bloß deswegen die öffentliche Erzählung derselben beleidigend und grausam findet, verräth noch keinen lautern Tugendsinn. Lebe so, wie du vor dem Ausspruche deines Gewissens, und, welches damit einerley ist, vor dem Richter der Geister bestehen zu können glaubst, — und du wirst das Urtheil der unbestochenen Mit- und Nachwelt über deine Handlungen nicht zu fürchten haben. Hätte die vergrößerte Aufmerksamkeit der Menschen auf ihre gegenseitigen Handlungen und das Bekanntmachen der letztern weiter keine Folgen, als daß die Furcht vor dieser Publizität, in Ermangelung edlerer Triebfedern, manchen aufmerksamer auf seine Handlungsweise machte, so wüßte ich nicht, was der Menschenfreund dagegen sagen wollte!

Es bleibt also dabey, daß der Wunsch nach unabgeforderten Beyträgen sehr natürlich in dem Herausgeber des Nekrologs entstehen muß, und daß, bey vorausgesetzter Zufriedenheit mit der Art,

wie er seither die mitgetheilten Nachrichten verarbeitet hat, auch Hoffnung zur Erhaltung solcher Beyträge nicht zu gewagt ist. Um nun einen Schritt näher zur Ausführung zu thun, müßte es ja wohl zweckmäßig seyn, künftighin am Ende jedes Jahres die Nahmen der in demselben Verstorbenen, die ich mir als Nekrologsfähig angemerkt habe, in dem Intell. Blatt der A. L. Z. bekannt zu machen. Die Nahmen derer, über die ich schon einige Nachricht in Händen hätte, könnten mit einem Sternchen vor den übrigen ausgezeichnet werden; hingegen würde ein Fragezeichen nach einem Nahmen andeuten, daß ich erst Entscheidung der nähern Bekannten des Verstorbenen wünschte, ob derselbe auch Stoff genug zu einer nützlichen Erwähnung gäbe; und so könnten noch mancherley kleine Anfragen hier zugleich angebracht werden. Diese Anzeige nun würde das teutsche Publikum in den Stand setzen zu beurtheilen, ob nicht mancher wichtige Mann übergangen und also noch beyzufügen sey; würde Manchen aufmuntern, einen Beytrag zu liefern, oder doch auf die Quellen hin zu weisen, aus denen hier am lautersten zu schöpfen wäre; und so würde der Herausgeber sein Unternehmen um vieles dem, was es werden kann und soll, näher zu bringen im Stande seyn. — Ich erwarte, hochgeschätzter Freund, Ihr Urtheil über diesen Vorschlag, und dann sehen Sie ihn vielleicht schon beym bevorstehenden Ende des jetzigen Jahres ausgeführt.

Die

Die öffentlich und privatim mir bekannt gewordenen Kritiken über den Nekrolog, habe ich alle mit Dank angenommen, und suche sie, so viel möglich, zu nutzen. Dabey gerathe ich nun freylich zuweilen in einige Verlegenheit, indem oft die eine genau das lobt, was die andere tadelt — eine Erscheinung, die bey einem Gedanken, der so vielfacher Modifikazionen fähig ist, als der dem Nekrolog zum Grund liegende, weiter nicht auffallend seyn kann.

Ich schäme mich der Geschwätzigkeit, zu der mich meine eignen Siebensachen verleitet haben:

λαλιστερον μ' ἐθηκας,
ω βιβλιον, κορωνης.

Mit ausgezeichneter Achtung ꝛc.

F. S.

IV.

Die französische Revoluzion, was sie war, und was sie geworden ist.

Eine Threnodie

von

D. Jenisch,
Prediger in Berlin.

Ludum fortunae gravesque
principum amicitias, et arma
nondum expiatis uncta cruoribus. Horaz.

Ist sie's, ist sie's, o Muse! jene Harfe,
die du mir jüngst besaitetest, daß ich
der Menschheit edelstes Beginnen sang? Die Harfe,
die zum erhabenen Jubel mich
begeisterte? *) Woher, woher der Sohn
des Schmerzes, dieser bange Trauerton?

Woher

*) Als die französische Revoluzion noch die Abstellung von hundert- und tausendjährigen Mißbräuchen und Tyrannien der Menschheit jeder Art, und die Beglückung eines der schönsten Reiche der Erde zum Zweck hatte; als jeder, dem Menschenwohl am Herzen lag, noch für ihren glücklichen Ausgang Wünsche that: da schrieb der

Ver-

Woher die blut'gen Tropfen, diese Thränen,
die jede Saite netzen? Weh!
mir bebt das Herz: ich hör', ich seh'
nur Jammer, Mord und Orkusszenen.

O Gallien! Bist du das Land des Glückes,
des Edelmuths, das jüngst Europa laut
als ihre schönste Tochter pries, und werth des Blickes
der Gottheit, wenn sie niederschaut?
Bist du das Land, das hochgefeir'te Land!
Ha! welches, welches schwarzen Dämons Hand
hat dich gewandelt? hat zum Leichenanger
dich umgeschaffen? hat der Nacht
der Hölle Plutons ganze Macht
entwandt, und schreckt die Menschheit banger?

Einst warst du herrlich! Jede schönste Blüthe
des schönsten Völkerglücks entkeimete
den hehren Lilien *); Allvaters hohe Güte
(so schien's den Menschen) pflegete

mit

Verfasser als Ausdruck solcher Gefühle und Gesinnungen zwey Oden, eine auf den Anfang der Revoluzion, und einen Hymnus auf die erste große Bundesfeyer.

*) Die Lilien, das bekannte Wapen der französischen Könige.

mit milder Sorg den selbstgepflanzten Baum:
sein Gipfel streifete den Wolkensaum;
ein Wunder-Vorbild seiner weiten Erde, *)
damit sie, ieder Treiberhand
entrückt, nun bald ein fruchtbar Land,
ein großer Gärten Gottes werde.

Einst warst du herrlich! Denn vertilgt auf immer
schien jeder Fluch, der auf der Menschheit liegt,
aus allen deinen Grenzen; ja zermalmt auf immer
das Joch, das ihren Nacken biegt.
Das Volk (nicht mehr den staubgetretnen Knecht)
beherrscht der Fürst, den Fürsten selbst das Recht.
Zertrümmert ist der diamantne Sessel
des Despotismus, schuttvermengt
sein Felsen-Raubschloß, **) weggesprengt
jedwedes Drucks schmachvolle Fessel.

Wie Sonnenglanz am weiten Aether strahlet
auf ganz Europa hin dein neues Glück,
O sel'ge Gallia! denn „Friede! Friede!" schallet
die Welt von Pol zu Pol zurück.

Ein

*) Ein Ideal von Regierungsverfassung.

**) Die bekannte Bastille.

Ein ganzes groſses Volk entſchwört dem Krieg,
zu ſtolz, Eroberer, für deinen Sieg; *)
ſein Lorbeer ſoll von keinem Blute triefen;
Aſträa **) hört's, und jauchzt dem Schwur,
und kehrt zurück auf Tellus Flur;
denn Mars liegt in des Orkus Tiefen.

Zu ſüſser Traum! Der Puls des Träumers hüpfet
kaum einmal ſchneller auf; und ſchon, ach! ſchon
iſt ihm das Luftgebild des ſchönſten Wahns entſchlüpfet.
Denn er erwacht, und ſieht (o Hohn
der Menſchenfreuden!) ſieht nur Schreckgeſtalt
und Jammer um ſich her; ihm gieſst ſich, kalt
wie Tod, ein Grau durch die erwachten Sinnen.
So ſüſs ſein Traum, ſo fürchterlich
iſt ſein Erwachen! Ha! was glich
den Schatten, die in Todesſchreck zerinnen!

Nein!

*) Durch die erſte Konſtituzion entſagte Frankreich auf immer jedem Eroberungskrieg, wodurch allerdings einer der wichtigſten Vorſchritte zur allgemeinen und fortdauernden Ruhe von ganz Europa geſchehen ſeyn würde.

**) Aſträa, die durch Krieg und Frevel von der Erde verſcheuchet worden.

Nein! nein! die Menschheit soll noch länger bluten
von jeder Wunde, die sie selber sich
gegraben, *) und des Schicksals hehre Ruthen
zergeißeln lang noch schauerlich
die Gram-bestimmten Erdensöhne: lang'
ist euch noch, Völker! um Erlösung bang.
Weh! weh! nicht mehr ist Gallien! Versunken
sein Ruhm, verblüht sein Völkerglück
auf ewig — kehrt nicht mehr zurück:
verglommen jeder Hofnungsfunken!

Altar der Freyheit! was bist du geworden?
Ein Würgaltar, umströmt von Menschenblut!
Sie weiht durch Eide Priester sich zum Morde;
von Leichenthaue trieft ihr Huth;
Panier des Aufruhrs und der Volkswuth schwingt
sie in der Rechten, Parzenlieder singt
sie statt der Hymnen; ihre Freudenschreie
sind Zeter! Mit Erynnenlust
taucht sie, ja taucht in Bruderbrust
die Bruderhand zur Bundesweihe.

Die

*) Der herrlichste und kühnste Versuch, sich von einem großen Theil des selbstverschuldeten Elendes der Menschheit zu entlasten, war, obgleich etwas zu rasch, durch die erste Konstituzion Frankreichs gemacht worden.

Die Volkskraft, die sie furchtbar aufgereget,
ist nur Arm ihrer gränzenlosen Wuth;
Gemeingeist, den am Würg-Altar sie lehret,
verschwört sich nur zu Raub und Blut.
Dem Brudersinn, der ihrer Diener Herz
verknüpft, ist jedes heilge Band ein Scherz:
er achtet nicht des Sohnes heilge Thränen
für seinen Vater, achtet nicht
der Unschuld Recht, der Tugend Pflicht;
taub, stumm zu jedes Jammers Stöhnen!

Noch dampft, von Kirchenräuberischen Händen
zertrümmert, Gottes Tempel wolkenhoch *).
Sein ew'ges Wort hört er die Frevler schänden **),
und wie ihr Mund ihn selbst verlog,
verlog ***), da, wo sie — o verkehrt Geschlecht!
Den Völkern lehren wollten Pflicht und Recht — ****)
Ha!

*) Die gänzliche Vernichtung aller positiven Religion in Frankreich.

**) Die frechen Spöttereyen über Gott und Religion aus dem Munde so mancher Konventsredner, besonders eine Vertheidigungsrede des Atheismus — wer kennt dies nicht alles aus dem Moniteur?

***) Verlügen, einen verlügen, heißt in Preußen so viel als verläumderisch belügen, — hier befaßt's zugleich den Begriff vom Wegläugnen der Existenz Gottes.

****) Im Nazional-Konvent.

Ha! Frevler, hah! er sieht, er hört im Himmel,
den ihr mit frechem Witze höhnt,
den ihr, „er sey nicht," träumend wähnt;
Er kömmt! schon rasselt sein Getümmel! *)

Die Trümmer dort, das Beil, das Blut, o Muse!
was ist's? Was deutet's? Sag', mir bebt das Herz,
mir starrt das Blut, wie bey dem Anblick, der Meduse.
Die Trümmer — ha — ich seh's, o Schmerz!
es ist ein Thron — ist Frankreichs stolzer Thron.
Das Blut ... Ah! Lilien, Szepter, Purpur, Kron,
besprützet Königsblut; und die Solonen
des neugeschaffnen Frankenstaats
im hehren Sitz des Völker-Raths
verströmten's mit dem Beil. **) Sie thronen

Auf Themis Altar nun. Sie hießen sterben,
im Auge seines Volkes sterben, ihn,
den edlen Ludwig; seines Reiches Erben
sind sie: denn darum würgt man ihn.
O Sonne! Sonne! sieh! es blinkt, es blinkt
das Mörderbeil herab; es trieft; es sinkt
das Königshaupt vom Blutgerüste nieder.

Fleuch,

*) Iupiter tremendo ruens tumultu. Horat.

**) Ludwigs XVI durch ein Konventsdekret beschlossene öffentliche Ermordung — von wem ist sie nicht verabscheut worden?

Fleuch, fleuch! verhüll das Blutgericht,
und leuchte diesem Tage nicht,
strahl dieser Stadt nie helle wieder!

Schau nicht herab von Deinem bessern Throne,
Theresia! *) vom Himmelskranz umlaubt!
Roth von des Eidams Blut säh'st Du die Krone,
gestürzt von Deiner Tochter Haupt.
Um den erschlagnen hohen Gatten weint
sie mit dem Königssohn im Kerker; weint,
daß ihre Mörder ihr den Tod nicht geben.
Der junge Liljen-Sprößling **) bebt
von Sturm zu Sturme hin, er bebt
dem Schwerdt, das hochgezückt schon schwebet.

Alekto rast; die blauen Nattern zischen
ihr um das Haupt, und wilder nur erflammt
die Fackel, trieft der Dolch. Wer kann, wer wird entwischen?
Du, Unschuld, nicht! gestraft, verdammt
bist du, eh dich ein Richter-Ohr gehört;

*) Maria Theresia, die Mutter der jetzigen Königin von Frankreich.

**) Wer weiß es nicht, wie oft der junge Dauphin der Ermordung nahe gewesen, und wie „das hochgezückt-schwebende Schwerdt," welches diesen lezten Liljensproß vertilgen soll, Thatsache ist?

eh selbst der falsche Zeug sein Zeugniß schwört. *)

Lutezions Pallast-umbaute Straßen
durchströmt ein neuer Seine-Fluß
von Menschenblut: des Wandrers Fuß
flieht, wie vor Mördern, in den Gassen.

Wo bist du hingeflohn, du Gottesfriede,
zu dem einst schwur die hehre Nazion? **)
Europens alle Fürsten sind es endlich müde,
zu sehn der Menschheit Frevelhohn.
Schon zeucht mit Lanzen, Wagen, Roß und Mann
Mars wider Frankreichs Bösewichter an.
Dir, Teutschland, reichten sie den Taumelbecher;
Empörung, Aufruhr, Raub und Wuth
schäumt er, gefüllt mit Menschenblut,
und wer schon taumelt, trinkt sich frecher. ***)

Ur-

*) So stark dieser Zug ist, so gewiß ist es Thatsache, daß bey vielen Beurtheilungen des Revoluzionstribunals die gedungenen falschen Zeugen nicht einmal angehört worden.

**) Jenes Gesez der ersten Konstituzion, keinen Eroberungskrieg zu führen. Gottesfriede, paix de Dieu, Ausdruck aus den mittlern Zeiten der Geschichte.

***) Die Epoche des allgemeinen Freyheitsschwindels in Europa, und besonders in Teutschland, war besonders furchtbar zur Zeit der glücklichen Eroberungen Dumouriers.

Urplötzlich strömen über Teutschlands Gaueu
die Raser-Horden: unter ihrem Fuß
erknirschen Schaaren edler Krieger, thauen
von Blut die Ebnen, wallt der Fluß.
Wer ihn nicht schwört, den Höllen-Brutuseid,
der ist ihr Feind! den treffe Tod und Leid!
Sie führet einer jener Hochverräther
Der Menschheit *), die im Volkssenat,
wo Pöbelwuth nur Stimme hat,
Drakonisch **) herrschen, Landesväter!

Barnave, Rochefoucault, Bailly, Lamette,
Ha! dachtet ihr des großen Kampfes Sieg
euch also? ***) Sehet! seht! an eurer Stätte
sitzt Marat! Raub uud Dolch und Mord
ist seines Zerbermundes jedes Wort

*) Dumourier, der zwar nicht eigentlich Konventsdeputierter, aber doch Kriegsminister, und, als solcher, eine Zeitlang Gesetzgeber des Konvents gewesen war.

**) Sie geben Gesetze, grausam und blutdürstig wie die des Drako.

***) Diesen Gang der Revoluzion, wer hätte ihn geahndet!

Mit Dolchen blinkt der Pöbel vor den Schranken
ihm Beyfall, und geht vom Altar
der Themis weg, ihm, dem Barbar,
durch der Erwürgten Zahl zu danken. *)

So herrschen Marats! — unter ihren Füßen
Gesetz und Recht und heilge Menschenpflicht;
Das Haupt hoch über Königsthronen! Tod beschließen
Sie jedem Fürsten. „Dinget," spricht
ein Redner, „dinget Mörder, von der Erd'
sie wegzutilgen!" Szepter ist das Schwerd; **)
So herrschen sie! O Frankreich! Frankreich! würgten
die Würger dir denn jeden Mann,
daß keiner nun dich retten kann,
daß alle zagen, alle fürchten?

Ein Weib, ein Weib nur wagt's, ***) (sey stolz, Geschlechte
der Schwachheit!) wagt es, was kein Mann
in Frankreich wagt: sie hebt die tapfre Brutusrechte,
und tödtet Marat. Ha! es rann

das

*) Die Maratische Epoche, ohne Zweifel die schrecklichste der Revoluzionsgeschichte.

**) Bekanntermaßen ward im Konvent von einem der Deputierten darauf angetragen, ein Heer von Königsmördern zu unterhalten.

***) Scharlotte Korday. — Bis jetzt hat die Geschichte des Tages gegen die Reinheit des erhabenen Patriotismus

dieser

das Blut von dem Tyrannen, strömt' herab
an einer Mädchenhand. Der Heldin Grab
ist zwar der Anger; doch in bessern Zeiten
steht sie in Marmor aufgestellt:
bewundernd zweifelt selbst der Held
sich hölzern Ruhm einst zu erstreiten.

Erhabnes Mädchen! mehr als Brutusthaten
hast du gethan; denn keine Rache brennt
in deinem Busen. Nur dem Vaterland zu rathen
wähnst du; nur diese Flamme kennt
dein mehr als Mädchen-Busen. Ha! warum?
ist sie verschwendt, die Heldenkraft? Warum?
Marat ist todt! der Maratismus lebet,
und rast und ruft zu Mord, und krönt
den blut'gen Mörder, und versöhnt
ihn, den ein Obelisk erhebet. **)

O Land! wo Marats Obelisken haben,
und Helden auf dem Anger faulen, Land!
bald wirst du dich im eignen Schutt begraben:
ja Schutt wird seyn, wo Frankreich stand!
und Blut wird fliessen, wo der Strom einst floß;
dann birgt die Mörder ihres Mordlands Schooß.

dieser lakonischen Weiberseele nichts auch nur zweifelhaftes auffinden können.

*) Marat zu Ehren errichtete der Konvent einen Obelisk.

Ha! wüthe fort, und laß die Danton's toben. *)
Küſtinens haareutblößtes Haupt **),
von Bürgerkronen rings umlaubt,
fällt unter'm Beil, und trieft, erhoben ***).

Und Frankreichs Bürger mordet Frankreichs Bürger
nur raſender; den ſelbſtgeſchliffnen Stahl
taucht in des Landesſohnes Blut der Würger,
und häufet Greuel ohne Zahl.
Stadt kämpft mit Stadt, und in der weiten Stadt
mit Straße Straße: ****) Meineid, Hochverrath
ſind Loſung ihres Kampfs. Wie im Gewiſſen
des Frevlers Sünd' mit Sünde kämpft,
und Laſter nur durch Laſter dämpft:
ſo Frankreich — in ſich ſelbſt zerriſſen.

Wohin,

*) Danton, wie bekannt, einer der raſendſten Demagogen der Küſtiniſchen Epoche.

**) Cüſtine's Kopf hatte ſo wenig Haare, daß der Scharfrichter denſelben beym Ohr anfaßte.

***) Zielt auf die Gewohnheit in Frankreich, daß der Scharfrichter den abgeſchlagenen Kopf in die Höhe hebt, und den Umſtehenden vorzeigt.

****) Bürgerkrieg. In welcher wichtigen Stadt Frankreichs ſind nicht wenigſtens zwey Partheyen?

Wohin, wohin wird noch die Eumenide
die Wuthentflammten reiſſen? Ha! und wann
wirſt du, o Frankreichs hehrer Todesengel, müde,
den Würgedolch zu ſchleifen? Wann?
In Thränen ſchwimmt ein Theil von Frankreichs Welt;
in Blut der andre. Das gepflügte Feld
verheert der Krieg: das ungepflügte träget
nur Tresp' und Haidekraut und Dorn.
Das Land umdonnert rings der Zorn
des Himmels, der die Völker ſchläget.

Wie nach durchbrochnem Damm des Stromes Fluthen
auf uferloſem Wege, Trümmer nur
verbreitend, toben auf der von des Schickſals Ruthen
ringsher geſtäupten weiten Flur:
Wer ſpricht zur tauben Woge: bis hieher!
Wer wälzet ſie zurück vom Sturz in's Meer?
Fern tönt des Stromes Brauſen, fern der Trümmer
geworfne Brocken: und Ruin
bedeckt das Land: die Menſchen fliehn.
Strom ſchwillt durch Strom, und raſtet nimmer:

So ſchlagen nun des Kriegs, des Jammers Wellen
aus Galliens unſel'gem Reich daher,
unaufgehalten über ganz Europa, ſchwellen
mit jedem Tag, und rauſchen, ſchwer

von Trümmern, bis zur Themse, bis zur Spree,
bis hin zur Donau, hin zum Lokrosee. *)
Mit Zittern sehn die Völker Blut und Thränen
in jeder Welle, schauern auf,
und starren des Verderbers Lauf
mit stummen Schrecken nach, und stöhnen.

Seit zwanzig Monden schläget Heer mit Heere,
und Mavers blutig-grauser Wechselwurf
giebt bald dem einen, bald dem andern Heere
nun Sieg, nun Tod. Gleich dem Geschlurf
des Wogenstrudels, welcher Schiff und Mast
jetzt mit allmächt'gem Rucke faßt,
jezt wieder ausspeit, wie ihn auf und nieder
der Orkan sprützt **). Kraft gegen Kraft
gestemmet, ringen unerschlafft
die Helden: keiner kämpft sich müder.

Der du vom Thron an ewig festem Zügel
die Welten und die Sonnen hältst; der du
die Stürme fesselst, und dem Ozean den Riegel
vorstemmst, daß seine Woge ruh;

All-

*) Der Lokrosee liegt an der entferntesten Gränze von Neapel.

**) In welchem Kriege sind mehr Schlachten, und mit so gegenseitiger Tapferkeit geliefert worden, als in diesem unseligen Kriege gegen Frankreich!

Allherrscher! wann wirfst du den Vaterblick
auf unsern Jammer, rufest ihn zurück,
den Frieden, der die bange Welt verlassen?
Die Seufzer trennen schauerlich
die Wolken: „Schone!" flehn sie dich,
„laß Menschen nicht die Menschen hassen!"

V.

Kordus und Lessing.

Lessings Epigrammen „haben mehrentheils eig'ne „Erfindung, oder eine wirklich dichterische, d. h. „auf einer glücklichen Fikzion beruhende Wendung. „Einige wenige sind aus Marzial, und etwa ein „Dutzend aus der griechischen Anthologie nachgeahmt oder übersetzt." So urtheilt Herr Fördens in seiner Theorie und Geschichte des Sinngedichts den Kritikern nach.

Lessings vielfache und große Verdienste sind anerkannt. Fremden Schmuckes bedarf der Unsterbliche nicht. Warum sollt' ich also Bedenken tragen, jene Behauptung zu widerlegen, und aus mehrern ältern Epigrammatikern darzuthun, daß Lessing, obgleich Witz sein eigenthümliches Talent war,

war, doch im Fache des Sinngedichts großentheils nur Ueberſetzer iſt. *) Ob er ſeine Quellen gefliſſentlich verſchwieg **), oder etwa ſie bloß darum nicht nannte, weil er jedem Leſer ſeine Beleſenheit zutraute, mag ein Andrer entſcheiden. Genug, ich beweiſe. — Voran eine Skizze vom Leben Kordus, welchen Leſſing hauptſächlich benutzte, und deſſen Andenken unter uns wieder lebendig zu werden verdient.

Euricius Cordus ward im Jahre 1486 zu Simtshauſen in Heſſen gebohren. ***) Sein eigentlicher Nahme iſt Heinrich Urban, den er aber nach damahliger Manier veränderte. Aus Heinrich, oder Rickes, Ritz, wie ſeine Landsleute dieſen Taufnahmen

*) Vielleicht durchaus. Wer nur alle ältern und neuern Epigrammatiker aller Nazionen geleſen hätte! — Ich zeichnete bloß auf, was ich aus meiner Lektüre vorfand. Auch Götz, Hensler, und manche noch lebende Dichter, die Sinngedichte ſchrieben, ſind in gewiſſen Sinn Plagiare.

**) Er ſpricht allein von Nachahmungen aus Marzial, und der griechiſchen Anthologie.

***) Im Amte Wetter unweit der Stadt Frankenberg.

Appellat veteris *Simeſuſii* nomine pagi
Proxima qui circum rura colonus arat.
— Labentes hic eſt *Beſtava* propter aquas.

(Beſtava, die Wettſchaft, ein Bach. Kordus nennt ſich daher zuweilen *Beſtavus*, welches Pantaleon irrig mit *Batavus* für ſynonym hielt.

men abkürzten, ſchuf er Ricius, bis Konrad Muth ihm ſo voranſetzte; *) und weil er unter dreyzehn Kindern, acht Brüdern und fünf Schweſtern, das jüngſte war, mußte ſein Geſchlechtsnahme dem lateiniſchen Cordus (der Späte) weichen. **) Sein Vater war kein Adelicher, ***) wie das Basler Lexikon will, ſondern ein begüterter Ackersmann, †) und verſetzte ihn früh aus der Schule zu Wetter in die zu Frankenberg, wo ſein Freundſchaftsbund mit Eobanus Heſſus, dem Dichter, begann.

Im Jahre 1516 erhielt er auf der Univerſität Erfurt die Magiſterwürde, las 1517 zu Leipzig über ſeine zehen Hirtengedichte und ſeine Epigrammen, ††) kehrte bald nach Erfurt zurück, und gewann durch ſeine poetiſchen und oratoriſchen Kollegien Zulauf und Ehre. Mit abnehmender Blüthe der

*) — Legerat ut *Rici* verſus, *Euricius* eſto,
Rufus ait; ſtudii eſt ſyllaba prima tui. C.

**) — Conveniens igitur *Cordi* cognomen habebo.
Dii faciant *Cordus* poſt mea fata voces.

***) — *humiles*, fateor, ſed inanes labe parentes.

†) — Plura prehendentem quam *centum jugera* fundum
Foecundos *genitor* ſolus aravit agros.

††) — *Cordus* ipſe
Interpres ſuus hoc parat ſub anno,
Emiſſos Epigrammatum libellos
Non torpente docere lectione.

der Erfurter Akademie (sein väterliches Erbtheil war ohnehin zugesetzt, *) und die Spende der Musen karg) **) entschloß er sich zur Arzneiwissenschaft ***). Er reiste dann mit Georg Sturzius, seinem Wohlthäter, einem Erfurter Arzte, in Luthers Gesellschaft nach Worms, und durfte seinen Mäzen nach Italien begleiten †). Beide wohnten den medizinischen Vorlesungen des Leoniceni, Kalkagnini und Manardi zu Ferrara bey, erhielten 1522 den Doktorhuth daselbst, und kamen im folgenden Jahre nach

*) Forsan ubi, quae, quantaque sit pars nostra rogatis,
Nusquam nulla, nec has alea lusit opes,
Nec pleni calices, nec turpia lusta tulerunt,
Sed *doctae studium deliciumque scholae.*

**) Postquam nulla sacris sunt emolumenta poetis,
Et sterilem sequitur Musica turba scholam;
Vos mihi consulti dubiis in rebus amici,
Causidicum, Iona! *vis*, Otho! me medicum.

***) Me medicum simul et vatem miraris eundem.
Utrumque antistes munus Apollo dedit.

†) Exoptata diu tandem te *Mantua* cerno,
Inclyta divini patria Virgilii.
Tu, *Veneta*, auscultas *Urbanum* gnavus in urbe.
Quam proba tu fueris, *Florentia!* nescio; verum
Florentinari turpe malumque sonat. (veraltet: florenzerey)
Italicam nolo — — discere linguam,
Nam vereor mōres ne trahat illa suos &c.

nach Erfurt zurück. Er folgte bald seinem eigenen Rathe: (L. I. Epigr. 24.)

„Fort, ihr Aeskulape! — Laßt euch lehren;
„Erfurts Bürger können euch entbehren;
„Denn ihr Straußenmagen dauert aus.
„Sie vermögen Hof und Haus,
„Feld und Garten aufzuzehren.“

und nahm den Ruf eines Stadtarztes nach Braunschweig an.

— Mea non parvo res fuit aucta lucro,

sagt er vom ersten Jahr, aber er bereute bald seinen Schritt. Doch Kordus rede selbst:

Infestum medico non hic mirabere vulgus;
Diligit assiduam, quam vetat ille, gulam.
Hac *procul* este, *boni medici*, vos hortor ab urbe,
Et vel apud saevos quaerite lucra Getas.

* * *

Ubi *mea contemta* sic *professio*,
Ut ipsa grata crapula et potatio.

* * *

Alter Democritus stultos hic rideo mores,
Quod madidis potius tu lacrymere genis.

Er spricht von einem rudi impioque et bruto populo, asperisque saxis, und ihrer Verfolgung, sobald seine Anhänglichkeit an Luthers Lehre kund worden sey *). Er fragt seine bigotten Freunde, die ihn aus ihrem Klubbe verwiesen:

*) — — nebuio malesidus Iudas
Despuor; infesti foemina virque mihi.

Si

Ac

Si tam famoſum reputatur *apoſtata* nomen,
In veſtro cur tot ſunt, mihi ferte, choro?

Nach drey Jahren *) verſuchte der Bettler **) ſein Glück zu Emden. Die ſchwelgeriſche Lebensart der Einwohner misfiel ihm, und er zog mit Freuden nach Marpurg, als ihn der Landgraf Filipp der Großmüthige 1527 zum Lehrer der Arzneikunde daſelbſt ernannte. Aber Feinde dieſes Wahrheitsfreundes, und vielleicht auch Neider, wie ſeine Defenſio contra Thiloninum in 55 Sinngedichten zu beweiſen ſcheint ***), trieben ihn nach ſieben verdrußvollen Jahren wieder von Marpurg weg. Sein Unwille war ſo heftig, daß er den Abſchied an ſeine Wohnung mit dem Wunſche ſchloß:

Sin

Ac omni refugit me plebs cane pejus et angue,
Et media tutam vix ſinit urbe viam.

*) Non inter Geticos magis Tomitas
Infelix miſerabilisque Naſo,
Quam tres hic ego dego nunc per annos.

**) Quippe aureorum allectus hic ſpe montium,
Praeter meram mendicitatem habeo nihil.

***) So lautet auch der Anfang des XII. Buchs ſeiner Epigrammen:

Totus hic adverſos exercitus exit in hoſtes,
Pro Domini pugnans nomine turba ſui.

und der Schluß: vade, ſed objectam te tutans aegida profer,
ne noceant hoſtes, invida turba, mei.

Sin alicui ex noſtris donaberis hoſtibus, opto, ut,
Te infido crepitans conterat igne Deus!

Er kam 1534 als ordentlicher Arzt und Lehrer des Gymnaſiums nach Bremen. Nun verſtummten ſeine Klagen. Er war geehrt, geliebt, zufrieden *); genoß aber, was ihm gleichſam ahndete **), dieſer glücklichen Lage nicht lange; denn er ſtarb ſchon 1538 am 24. Dezember.

Zwey Jahre vor ſeinem Magiſterium ließ er ſich mit einer Kunigunde Rallin von Leipzig trauen. Sie gebahr ihm drey Töchter und fünf Söhne. Sein älteſter, Valerius, ſtand unter den ſtärkſten Botaniſten ſeiner Zeit obenan.

Kordus war einer der erſten Aerzte, die gegen Aberglauben ***), Winkelärzte und Wunderſalben arbeiteten, und den Kräften der Natur vernünftiger nachſpürten. Auch ſchrieb er ein „Regiment, wie man ſich vor der neuen Plage, der Engliſche Schweiß genannt, bewahren ſolle“ ****), und ein

*) — placido cepit me pia *Brema* ſinu.
Quae non vile ſupra mihi pacta ſalaria donum,
Gratuitaeque dedit commoda tecta domus, &c.
— Hoſtis ut hac doleat ſorte crepetque meus.

**) Si moriar, dixi, chari me flete ſodales.
— e patria diſceſſi languidus urbe.

***) Wir haben von ihm eine eigene Schrift über den Misbrauch der Uroſkopie.

****) Lat. Libellus de ſudore anglico, calculo et peſte.

ein Gespräch über die Kräuter, und verfifizierte Nikanders Theriaka und Alexifarmaka.

Weit merkwürdiger ist Kordus als Dichter. Sein Witz ist fruchtbar, reich an neuen Wendungen, ungesucht und treffend. Er schonte keiner Thorheit, züchtigte das Laster, und riß vermummten Bösewichtern die Larve herunter. Seine Geissel trift vor allen den Pabst *), die Heiligen, die Mönche **), und Wunderthäter ***), Reliquienkrämer, Schuhlpedanten, üppige Filosofen, neidische Tadler, Gleißner, Sofisten, Sterndeuter, Quacksalber, Reimer, Spieler, und betrügende Gewerbtreiber †). Gegen seine Feinde und Heuchelfreunde ist

*) Z. B. L. II. Epigr. XVI. — „Non summum agnoscis perfide pontificem?" ruft Julius II. an der Pforte des Himmels.

Tum Petrus, *huc*, dixit, tibi non succedere fas est;
Quod quis vendiderit, non putet esse suum.

Er legte seinem Hunde den Namen Pabst bey, und sagt:

De papa catello.

Hic melior papa est, Latium quam qui tenet urbem;
Nam sequitur dominum, quem fugit ille suum.

**) Besonders die Franziskaner.

***) Z. E. Apollonia, Benno ꝛc.

†) Z. B. L. V. De Ursulo *pistore*. Wenn ich nicht irre, so hat's Johannes Grob in seiner dichterischen Versuchgabe übersetzt:

Ihr Bürger dieser Stadt! kommt her, und nehmt in Acht,
Was euer kleines Brod für große Häuser macht.

iſt er unerbittlich ſtreng *). Er frohlockt nicht ſelten über ſeine Siege:

„Ich war mein Schutz, mein Rächer.
„Schweigt, wenn ich ſchonen ſoll:
„Wo nicht — hier iſt mein Köcher,
„Noch ſchärfrer Pfeile voll.“

und ob er gleich wußte, was ihm allgemeinen Haß zuzog **): ſo fällt ſein Ton dennoch häufig in's übertriebene, niedrigkomiſche, beleidigende, derbe, vorzüglich in ſeinen Ausfällen gegen die Papiſten ***); aber ihn entſchuldigen der Geiſt ſeiner Zeit, und die damals herrſchende Intoleranz. Sonſt war er

comis et humanus, facilique affabilis ore,

bieder, †) offenherzig, ††) ſanft, geduldig und

*) — meam fruſtra reſtinguere coeperis iram,
Bellua dum rabiem non ſinit iſta ſuam.
Vis ſua ne jaculans magis hiſtrix ſpicula mittat?
Sectantes prohibe pone latrare canes.

**) Blandiri neſcis, ac verum corde tacere,
Et mirare tuos displicuiſſe libros.

***) Z. E. Si ſatus hic Chriſtus, pullulat inde Satan. etc.

†) Eſt mihi caſta domus, quam ſimplex ornat honeſtas,
Cataque ſincera cum probitate fides.
— *Quod mihi ſi nolis credere, quaere bonos.*

††) Me chari fore ſincerum docuere parentes
Quem genius quoque nunc admonet eſſe meus.
Si qui adulatur, blanditur et aſſentatur,
Dicitur *Urbanus*, non quco nec cupio.

bescheiden *). Manches Buch seiner Epigrammen entstand

plorantes inter pueros extremaque dura.

Seine Dürftigkeit konnt' ihn nicht niederdrücken. Er tröstete sein Weib sogar in Versen, und scherzte zuweilen mit ihr über seinen Geldmangel **). Sein Herz war zur Freundschaft gemacht, und sein Witz in geselligen Zirkeln unerschöpflich. Enthusiastisch war seine Bewunderung und Verehrung weiser und redlicher Männer. Von Luther, Eobanus Hessus, Sturz, Erasmus, Melanchthon, Schalbus, Oekolampadius, u. s. w. ist er der feurigste Lobredner. Kurz, er hielt, was er schrieb:

— Simplicitas integritasque placet.
Dignum laude virum non nostra Thalia lacessit,
Sed quae prava bonis lingua nocere parat.

Seine vorzüglichsten poetischen Arbeiten sind Bucolicorum Eclogae X. und Epigrammatum Libri XIII, und seine kleinern Schriften zählt Strieder in seiner Hessischen Gelehrten- und Schriftstellergeschichte vollständig auf.

Nun zu

Les-

*) Daß er von errungenen Lorbeern spricht, und seine Produkte an die späteste Nachwelt addressiert, ist poetisch erlaubt.

**) Z. E. Ex dira Satanae mea facta est pelle crumena;
Quandoquidem nullam continet illa crucem.

Lessings Uebersetzungen oder Nachbildungen griechischer, lateinischer und französischer Epigrammen.

I. Aus der griechischen Anthologie.

Cent.	Cap.	No.	
L. I.	II.	21.	53. *) S. Themis über ihr Bild im Hause eines Richters. p. 58 **)
—	IV.	39.	6. — Auf den Tod des Mead. p. 50.
—	V.	66.	50. — Auf einen Geitzigen. p. 18.
—	VI.	74.	19. — Der Arme. p. 360.
L. II.	VII.	1.	37. — Auf einen unnützen Bedienten. p. 58.
—	—	3.	42. — An den Paul p. 79.
—	—	9.	74. — An Galathee. p. 53.
—	VIII.	11.	2. — Doppelter Nutzen einer Frau. p. 358.
—	—	12.	4. — Auf eine Schlacht von Hugtenburg. p 30
—	—	13.	15. — Auf eine lange Nase. p. 19.
—	—	15.	38. — An Einen, p. 53.
—	—	19.	48. — Auf den Maler Klecks. p. 64.

II. Aus Marzial.

L. I. Epigr. 10. S. Auf den Marull. p. 5.
— — 21. — Schuster Franz, p. 40.

*) Nach Rivinus Ausgabe. Leipzig, 1661.

**) Nach L. poetischen Schriften, Reutlingen, 1788. weil dieser Nachdruck alle Sinngedichte Lessings enthält.

L, I. Epigr. 29. S. Die Verläumdung, p. 363.
— — 33. — Trux an Sabin. p. 24.
— — 84. — An Dorilis. p. 33.
Lib. II. — 1. Vergl. mit L. VIII. E. 20. — Die Sinngedichte über sich selbst p. 75
— — 5. — Entschuldigung wegen unterlassenen Besuchs, p. 37.
— — 21. — An Herrn von Dampf. p. 46.
— — 38. — Nutzen eines fernen Garten p. 358.
L. III. — 8. — Auf den Sextus. p. 51.
— — 9. — Auf den Kautz. p. 44.
— — 79. — Auf den Rufinus. p. 32.
— — 83. — An Grillen. p. 21.
— — 84. — Nachahmung. p. 45.
L. IV. — 49. — Die Sinngedichte an den Leser. p. 3.
L. V. — 54. — Auf das Heldengedicht Hermann. p. 41.
— — 74. vergl. mit L. VH. E. 2. — Gespräch ꝛc. p. 43.
— — 82. — Hänschen Schlau. p. 32.
L. VII. — 8. — Auf den Veit. p. 65.
— — 10. — Auf den Gargil. p. 17.
— — 97. — Auf den Kodyll. p. 27.
L. VIII. — 20. — Auf den Cytharist. p. 64.
— — 69. — An den Nax. p. 63.
— — 74. — Auf den Klistill. p. 62.
L. IX. — 83. — Auf den Marius. p. 69.
L. X. — 8. — Auf die Magdalis. p. 55.
— — 43. — Pompils Landgut. p. 9.
— — 54. — Auf den Fabull. p. 63.
L. XI. — 36. — An den Herrn V. p. 60.
— — 65. — Auf den Rufus. p. 12.

III. Aus lateiniſchen Dichtern des ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderts.

1) Nicolai *Borbonii* Vandoperani. (Bourbon, geb. zu Vandeuve unweit Langres.)

Ah! *foetet nimis!* Huic foveae Manonis avari
Corpus ineſt, et *mens*. Flecte viator iter.

Leſſing, p. 15. Auf Lukrins Grab.

Welch tödtender Geſtank, hier wo Lukrin begraben,
Der unbarmherz'ge Filz! — Ich glaube gar, ſie haben
Des Wuchrers Seele mit begraben.

2) Iacobi *Paſchaſii*, Lotharingi. (Pasquier.)

Omnia pauperibus moriens dedit Harpalus, haeres
Vt ſe non fictas exprimat in lacrymas.

Leſſing, p. 67. Vergl. Mart. L. VI. E. 63. Auf den Avar.

Avar ſtirbt, und vermacht dem Hoſpital das Seine,
Damit ſein Erbe nicht verſtellte Thränen weine.

3) Georgii *Benedicti*, Harlemenſis.

Semper in ore tibi eſt virtus, tamen exulat illa
Pectore. Scin' cauſam? Semper in ore tibi eſt.

Leſſing ſchließt ſein Epigramm auf einen bekannten Dichter, p. 11.

Wenn er die Götter all auf fert'ger Zunge trägt,
Was wundert euch, daß er im Herzen keinen hegt?

4) Petri *Aegidii*, Antwerpiani. (Peter Gille, Syndikus zu Antwerpen.)

Solus emit nuper Cosmus camposque domosque,
Omnibus et cessit mox miser inde foris.
Quaeris tam subitae fuerit quae causa ruinae?
Singula quod largo foenore Cosmus emit.

Lessing, p. 27. Auf den Kodyll. Vergl. Mart. L. VII. E. 97.

Der kindische Kodyll wird keiner Steigrung satt,
Läßt keinen Krämer laufen,
Kauft alles, was er sieht, um alles, was er hat,
Bald wieder zu verkaufen.

5) Angeli *Politiani*. (Angelo Poliziano.)

Ite alio, fures, non hic occasio lucri,
Nam fida est custos addita pauperies.

Lessing, p. 53. Auf die Hütte des Irus.

Vorbey, verweguer Dieb! denn unter diesem Dache,
In jedem Winkel hier hält Armuth treue Wache.

6) Andreae *Dactii*. (Dazzi, ein Florentiner, gest. 1548.)

Oderunt omnes, dixi, te, Rancide! — at ille,
Si potes, invenias, quos ego, dixit, amem.

Lessing, p. 31. Auf den Myson.

Ich warf dem Myson vor, daß ihn so viele hassen;
Je nun! wen lieb' ich denn? sprach Myson ganz gelassen.

7) Caelii *Calcagnini*. (von Ferrara.)

Lyſippi ſonipes, longos porrectus in aures,
Se parat, ut curſu conficiat ſtadium,
Atque tuos tantum nutus, qui fraena miniſtras,
Exſpectat. Calcar ſubde! volabit iter.

Leſſing, p. 56. Das Pferd Friedrich Wilhelms auf der Brücke zu Berlin.

Ihr bleibet vor Verwundrung ſteh'n,
Und zweifelt doch an meinem Leben?
Laßt meinen Reiter mir die Ferſe geben:
So ſollt ihr ſehn!

8) Nicolai *Gradii*, Bruxellenſis.

Ne tibi diſpliceas fuſco Theleſina capillo;
Si non flava coma eſt, eſt tibi flava cutis.

Leſſing, p. 50. An die Fuska.

Sey nicht mit deinem rothen Haar
So äuſſerſt, Fuska! unzufrieden.
Ward dir nicht ſchönes braunes Haar,
So ward dir braune Haut beſchieden.

2. *In Sertorium.*

Conjugis haud optat mortem Sertorius, optat
Hoc tantum, aeternos vivat ut illa dies.

Leſſing, p. 60. Sertor.

Sagt nicht, daß ſeiner Frau, dem Inventar der Zeit,
Sertor den Tod gewünſcht. Was ſonſt? Die Ewigkeit.

3. *In Battum.*

Unica, Battus ait, toto eſt bona foemina in orbe,
Quam cupiant omnes, nullus habere queat.
Fallitur. Una modo eſt toto mala foemina mundo,
Aſt hanc quisque ſuae vir putat eſſe domi.

Leſſing, p. 23. Das böſe Weib.

Ein einzig böſes Weib lebt höchſtens in der Welt:
Nur ſchlimm, daß jeder ſein's für dieſes einz'ge hält.

4) *In Turannium Criſpum.*

Criſpus adhuc tota Turannius urbe Quirini
Creditus in ſolos incaluiſſe mares,
Diluit infandum ſic dedecus omne: probavit
Germanam pridem ſe f. . . . ſuam.

Leſſing, p. 39. Turan.

Die Knabenliebe log dem redlichen Turan
Der ungerechte Pöbel an:
Die Lügen zu beſtrafen,
Was konnt' er anders thun, als bey der Schweſter ſchlafen?

9) Bernhardi *Bauhuſii.* (ein Jeſuit von Antwerpen. † 1619.)

1) *In mendacem.*

Non fallit; nil veri iſto ſperamus ab ore:
Fallit, cum veri vel duo verba refert.

Leſſing, An einen Lügner.

Du magſt ſo oft, ſo fein, als dir nur möglich, lügen:
Mich ſollſt du dennoch nicht betrügen:

Ein

Ein einzigmal nur haſt du mich betrogen;
Das kam daher, du hatteſt nicht gelogen.

2. *In mendicum.*

Vah, pudeat! ſum pauper, ais; mentire, ſuper-
ſunt
En bini cenſus, dextra, ſiniſtra tibi.

Leſſing, p. 32. Der reiche Freyer.

Ein Bettler gieng auf Freyersfüſſen,
Und ſprach zu einer Magd, die er nach Wunſche fand:
Nimm mich! Sie fragt: worauf? „Auf dieſe dürre
Hand:
„Die ſoll uns wohl ernähren müſſen!"
Die Magd beſann ſich kurz, und gab ihm ihre Hand.

10) Jani Douſae a Noortwyck, Batavi. (Van der Does, der ältere. †. 1604.)

Doctior es, juſſos, fateor, me emittere talos.
Quid rides? tanto nequior es, Labeo.

Leſſing, p. 72. Auf V. ſchließt alſo:

— Warum die Liſt
Dem Juden nicht gelungen iſt?
So fällt die Antwort ungefähr:
Herr V... war ein größrer Schelm als er.

11) Michaëlis *Tarchaniſtae* Marulli. (Tarcagnota, von griechiſchen Aeltern gebohren. Die Italiäner nannten ihn Marullo.)

Scribis, agis, recitas ſemper nova, Poſthume! quidni?
Poſthume! crede mihi, quidquid agis, novus es.
Leſſing, p. 47. Auf den Weſt.

Nur Neues liebeſt du? nur Neues willſt du machen?
Du biſt, mein guter Weſt! ſehr neu in allen Sachen.

12) Caroli Deſiderii *Royeri*. (Royer von Nommey, Herr von Barville und Kirchbergen ꝛc. *)

Non Gynaeceo malus aër regnat in iſto;
Mortua nam dudum non ibi virgo fuit.
Leſſing, p. 10. Auf das Jungfernſtift zu ....

Denkt, wie geſund die Luft, wie rein
Sie um dies Jungfernſtift muß ſeyn!
Seit Menſchen ſich beſinnen,
Starb keine Jungfer drinnen.

13) *Eu-*

*) Er ſagt: — *Lotharo* — *Gallo* — *Teutoque*, Zoile, ſum.
Gallia dat leges, verum *Germanica* terra eſt;
Poſſedit *Lotharus* Dux, Lotharusque petit.
und wird Eccleſ. Bipont. poſt reſtitutam religionem catholicam rector primus in einer Vorrede zu ſeinen Epigrammen genannt. Dieſe ſind in ſacra, moralia, politica, encomiaſtica, joco-ſeria und Epitafien abgetheilt, und enthalten manchen ſehr glücklichen Einfall.

13) *Euricii Cordi.*

1) *In Barbaram.*

Non tam turpe poteſt dici tibi, Barbara, nomen,
Ut tua mutatus purpuret ora color.
Nulla verecundum faciunt peccata pudorem.
Phuh! pudeat ſaltem, te puduiſſe nihil.

Leſſing, p. 7. Auf Luzinden.

Sie hat viel Welt, die muntere Luzinde;
Durch nichts wird ſie mehr roth gemacht.
Zweydeutigkeit und Schmutz, und Schand' und Sünde,
Sprecht, was ihr wollt: Sie winkt euch zu und lacht.
Erröthe wenigſtens, Luzinde,
Daß nichts dich mehr erröthen macht.

2) *De Vigeſia.*

Jam ſcio mentitur Vigeſia. Qui potes illud
Scire abſens? video. Qui? quoniam loquitur.

Leſſing, p. 75. Auf den Ley.

Der gute Mann, den Ley beyſeite dort gezogen!
Was Ley ihm ſagt, das iſt erlogen.
Wie weiß ich das? — Ich hör' ihn freilich nicht;
Allein ich ſeh doch, daß er ſpricht.

3) *Ad Linum et Arrium.*

Tu, Line, vis monachi, tu vis Cacodaemonis, Arri!
Inventum, cita quae machina ſaxa jacit.

Ni

Nil ita diverſi verum puto dicitis ambo;
Impius eſt idem cum Satana monachus.

Leſſing, p. 52. Kunz und Hinz.

Kunz. Hinz, weißt du, wer das Pulver hat erfunden?
Der leid'ge böſe Geiſt.

Hinz. Wer hat dir, Kunz, das aufgebunden?
Ein Pfaffe war's, der Berthold heißt.

Kunz. Sey's drum! ſo ward mir doch nichts aufgebunden;
Denn ſieh: Pfaff oder böſer Geiſt
Iſt Maus wie Mutter, wie man's heißt.

4) *De Franciſcanis.*

Vix erumpenti flagrans ſtetit igne lupanar;
Et medium nondum nox faciebat iter.
Altus ubi aegra hominum ſopiret corpora ſomnus
Primam lignipedum turba ferebat opem.
Nulla haec ſedulitas, nulla haec vigilantia, verum
Hic pernoctantes exiliere viri.

Leſſing, p. 26. Auf einen Brand zu . . .

Ein Hurenhaus gerieth um Mitternacht in Brand;
Schnell ſprang zum Löſchen oder Retten
Ein Dutzend Mönche von den Betten.
Wo waren die? Sie waren — bey der Hand.
Ein Hurenhaus gerieth in Brand.

5) *In*

5) *In Hectorem, qui nobilitatem emit.*

Raptor es et potor, ſuperum contemtor et aequi,
Uſuraque tuas congeris, Hector, opes.
Scortaris, dirum maledicis, et omnia juras
Per ſacra, praefractus terribilisque tumes.
Gallica praeterea te vexat pſora; quid ergo eſt
Quod non nobilibus connumerere viris?

Leſſing, p. 20. Auf Stipſen.

Stips iſt, trotz einem Edelmann,
Ein Dummkopf und ein braver Degen;
Borgt, wie ein frecher Edelmann,
Zahlt, wie ein Edelmann mit Schlägen,
Verpraſſet ſein und Anderer Vermögen,
Wie ein gebohrner Edelmann;
Und doch — wer kann dergleichen Thorheit faſſen? —
Will Stips ſich noch erſt adeln laſſen.

6) *De quodam Franciſcano.*

Exuit accitas contemplaturque puellas
Hic quidam cingens ilia fune pater.
Contemplativae, quam fert ſe ducere, vitae
Magnus, ut hoc fiat, ſuſpicor, urget amor.

Leſſing, p. 21. Auf den Sanktulus.

— Die kleine trübe Neige Leben
Iſt er in ſeinem Gott gemeint
Der geiſtlichen Beſchauung zu ergeben:

Zwar

Zwar sagt man, daß ein trauter Knecht
Des Abends durch die Hinterthüre
Manch hübsches Mädchen zu ihm führe.
Doch, böse Welt! wie ungerecht!
Ihm so was übel auszulegen!
Auch das geschieht bloß der Beschauung wegen.

7) *De medico monacho.*

Medicum frequentes foeminae monachum petunt.
Nil suspicare! Aegros domi viros habent.

Lessing, p. 15. Auf die Frau Trix.

Frau Trix besucht sehr oft den jungen Doktor Klette;
Argwohnet nichts! ihr Mann liegt wirklich krank im Bette.

8) *Ad Reinhardum Carbonem.*

Quì laudata aliis placeat mihi Frisia, quaeris.
Non adeo male, si bos vel anas fuerim.

Lessing, p. 53. Charlotte.

Die jüngst ließ ihren guten Mann begraben,
Charlotte wünscht, statt seiner mich zu haben.
Gewiß, Charlott' ist klug.
Wir haben uns vordem schon oft gesehen;
Drum glaub' ich wohl, die Sache möchte gehen,
Wär ich nur dumm genug.

9) *De Amantia.*

Nullis uxor Apri terretur Amantia spectris,
In speculo, didicit, ferret ut illa suo.

Les

Leſſing, p. 57. Auf die feige Mumma.

Wie kommts, daß Mumma vor Geſpenſtern flieht,
Sie, die doch täglich eins im Spiegel ſieht?

10) *In Thilonium.*

Tres ais et plures te poſſe orare per horas;
Credimus, ingenii eſt vis memoranda tui:
Quae queat illius reminiſci aetatis et anni,
Quo tua adhuc mater nullius uxor erat.

Leſſing, p. 11. ſchließt ſein Epigramm auf Mnemon.

— Die Zeit iſt ihm noch unvergeſſen,
Als ſeine Mutter Dotilis
Noch nicht nach ſeinem Vater hieß.

IV. Aus franzöſiſchen Dichtern.

Si l'on vous croit, bouche de roſe!
Liſandre parle bien, nul ne peut l'egaler.
Il devrait bien ſavoir parler:
Il ne fait jamais autre choſe. *Gombaud.*

Leſſing, p. 31. Auf den Habladov.

Habladors Mund, Utin, iſt dir ein Mund zum Küſſen?
Wie Er ſpricht, ſpricht dir niemand nicht? —
Wie ſollte ſo ein Mann auch nicht zu ſprechen wiſſen?
Er thut ja nichts, als daß er ſpricht.

Un gros ſerpent mordit Aurèle.
Que croyés vous qu'il arriva?
Qu' Aurèle en mourut? — Bagatelle!
Ce fut le ſerpent, qui creva. *La Martinière.*

Leſſing, p. 43. Auf den Fell.

Als Fell, der Geiferer, auf dumpfes Heu ſich ſtreckte,
Stach ihn ein Skorpion. Was meint ihr, daß geſchah?
Fell ſtarb am Stich? — Ey ja doch, ja!
Der Skorpion verreckte.

— Ne trouver pour s'ébattre le ſoir
Qu'une matrone honnête, prudé et ſage,
En vérité, ce n'eſt maîtreſſe avoir;
C'eſt prendre femme, et vivre en ſon menage.
Rouſſeau.

Leſſing, p. 42. Das Mädchen.

— Du, Freund, magſt deine Zeit
Nur immerhin bey ſchöner Sittſamkeit,
Nicht ohne ſeraſin'ſche Thränen,
Bey Tugend und Verſtand vergähnen.
Solch einen Engel,
Ohn' alle Mängel,
Zum Mädchen haben —
Heißt eingeſegnet ſeyn, und Weib und Hausſtand haben.

Je l'avoue, il eſt vrai, vos charmes
M'ont couté des torrens de larmes;
Mais, Philis, vous le ſavés bien,
Les larmes ne me coutent rien. *Menage.*

Leſſing, P. 62. Auf Muffeln.

Freund Muffel ſchwört bey Gott und Ehre,
Ich koſt ihn ſchon ſo manche Zähre —

Nun,

Nun, frommer Mann, wenn das auch wäre?
Was kostet dich denn eine Zähre?

— l'on voit, que ton courage,
Affligé d'un rude combat,
Est tantôt pour le mariage,
Et tantôt pour le célibat.
Mais sais-tu ce que tu dois faire,
Pour mêttre ton ésprit en paix? —
Résous toi d'imiter ton père:
Tu ne te mariras jamais. *Malleville.*

Lessing, p. 49. An den Trill.

Bald willst du, Trill, und bald willst du dich nicht beweiben;
Bald dünkt dichs gut, bald nicht, ein Hagestolz zu bleiben.
Ich soll dir rathen? Wohl! thu', was dein Vater that:
Bleib frey! Heurathe nicht! Da hast du meinen Rath.

Auch die Epigrammen an den Doktor Sp. p. 10. auf eine Liebhaberin des Trauerspiels, p. 30. auf eine Bildsäule Amors, p. 34, 35. auf Lorchen, p. 55. an zwei liebenswürdige Schwestern, p. 61. sind französischen Epigrammen nachgebildet.

V. Aus Apofthegmen der Alten.

Das schlimmste Thier, p. 54. nach Bias.
An einen schlechten Mahler, p. 34.
Auf den einäugigen Spieler Pfiff, p. 69.

VI. Nach Anekdoten.

Welt und Volk, p. 38.
Die blaue Hand, p. 40.
Ihr Wille und sein Wille, p. 68.

Zum Schlusse wag' ich's, einige von mir versuchte Nachahmungen älterer Epigrammen anzuhängen.

Auffschluß.

Nach Kordus.

Statt die Reliquien St. Bennos auszugraben,
Entdeckte man die Beinchen eines Knaben.
„Seht! rief ein Abt von selt'nen Gaben:
„Seht! Keiner kommt in's Himmelreich,
„Er werde denn zuvor den Kindern gleich!

An Burro.

Nach Kordus.

Dein Augensälbchen wirkt — auf Ehre! —
So gut, daß keines besser wäre.

An Kamilla.

Nach Grudius.

Du wünschest mir ein Weib, klug, sittsam, jugendlich;
Kamilla, du verwünschest dich.

An Polls Gläubiger.

Nach dem Französischen.

Nicht mahnen, Gläubiger! — Ihr wünschet sein Verderben.
Um neue Schulden laßt ihn werben;
Denn wird er schuldenquitt, so muß er Hungers sterben.

Till.

Nach Kordus.

Was er thut, beginnt, und will,
Nichts gelingt dem jungen Till.
Greise! wollt ihr noch nicht sterben?
Gut! — Erklärt ihn nur zum Erben.

Ueber Atz.

Nach Royer.

Ach! der gute dumme Mann
Hat fürwahr vergessen,
Daß er mich nur beissen kann,
Aber ich ihn fressen.

Harpagon über Filibert.

Nach dem Französischen.

Ein braver Mann — der Filibert!
Sprach Harpagon — so liebenswerth!
Nie hat er was von mir begehrt.

Artemidors Leben.

An Bojar.

Nach Kordus.

Du rühmest deinen Wein, Bojar!
Dem keiner selbst in Fürstenkellern gleiche;
Doch er berauscht — wie sonderbar! —
Nur kinderlose Reiche.

Vertheidigung.

Nach dem Französischen.

Mein Buch ist, wie Zoilus sagt,
Aus älteren Dichtern genommen.
O Nachwelt! dir sey es geklagt!
Denn wären sie nach mir gekommen:
So hätt' ich's vor ihnen gesagt.

An Servin.

Nach Royer.

Du kannst zu Hause mehr befehlen,
Als in erobertem Gebiet
Die strengste der Tyrannenseelen.
Denn zwanzigmal kannst du befehlen,
Und — nichts geschieht.

An Amanden.

Nach dem Französischen.

Zärtlich sonder Eifersucht, Amande!
War dein Gustav um die Freierszeit.

Ach!

Ach! er iſt ſeit Hymens Roſenbande
Eiferſüchtig ohne Zärtlichkeit.

Sanktulus und ich.

Nach Swift.

S. Der überall von mir, ja, mit mir täglich ſpricht,
Mein Schuldner, Rath Lupin, bezahlt mich dennoch nicht.
Wie unverſchämt!
Ich — — — — Gewiß! doch, Frömmling! gieb mir zu:
Lupin behandelt dich, wie deinen Schöpfer du.

Haug.

VI.

Beſchluß

der Bemerkungen über einige Gemählde in der Gallerie zu Dreßden.

Ueber die Gemählde von Alexander Thiele.

Ehe ich die Landſchaften dieſer Gallerie verlaſſe, will ich noch der angenehmen Gegenden der Elbe

gedenken, welche Alexander Thiele mit so guter Wahl aussuchte, und so interessant und originell darstellte.

Die Thielischen Prospekte enthalten gewöhnlich eine Menge Gegenstände, welche bey aller scheinbaren Verwickelung, die man bey dem ersten Anblicke an ihnen zu finden glaubt, dennoch in ihrer Lage, in der Anordnung und Vertheilung der Gruppen sowohl, als in der Wahl des Hauptgegenstandes, in der Beleuchtung und Haltung des Lichts und Schattens, nicht nur sehr natürlich sind, sondern auch den Regeln der Kunst entsprechen. Gewisse Erscheinungen der Natur, die Wirkung des Sonnenlichts, das Dunstige und Nebelige in den Fernungen, die in Dämmerung gehüllten Vorgründe, den Wiederschein im Wasser, hat er ganz vortreflich ausgedrückt. Und die Streiflichter, welche die Sonne am Horizont auf beblümte Wiesen hinstreuet, das Funkelnde der Sonne auf den Gipfeln der Bäume, worunter die bläuligen Schatten sich verbergen, der Nebel, der die Gehölze umzieht, oder sich in kühle Thäler herabsenket, das Düstere und Melankolische hoher Wälder — wie schön! Er mahlte jede Gegend aus dem vortheilhaftesten Standpunkte, in einer ihrem Karakter angemessenen Tageszeit, mit dem Ausdrucke, der zu ihrem Inhalte stimmt. Fröhlich und reizend erscheinen hier offene Szenen, wo fruchtbare Ebenen, mit abwechselnden Baumreihen und buschigten

ten Anhöhen begrenzt, durch eine Kette von Bergen sich in weite Fernen verlieren, wo hie und da ein munteres Dorf, oder eine lebhafte Stadt sich zeigt; dort aber steht einsam und prächtig aus nächtlichen, grauen Schatten im hohen Glanze der Morgensonne ein altes Schloß hervor, umringt von nahen Gebirgen und Felsenmassen.

Von dieser lezten Art findet sich auch ein sehr schönes Gemählde in dem Fürstl. Kabinet zu Rudolstadt, welches die romantische Gegend von Schwarzburg vorstellt, wo in einen engen, grünen Thale, mitten unter hohen Waldungen, und von der rauschenden Schwarze umschlungen, das Stammhaus Schwarzburg auf einer pyramidalischen Felsenmasse empor steht. (*)

Thiele mahlte mit sehr viel Geschwindigkeit; seine Zeichnung ist daher etwas flüchtig und unbestimmt, und seine Farben sind in den Fernungen zu sehr verschmolzen, in den Vorgründen aber zu roh und einfärbig. Man bemerket hier nicht die verschiedenen Erden und Steine, mit Gras und Kräutern bewachsen, womit die Vorgründe in den Gemählden von Wouwermann und Berghem gezieret sind. Seine Felsen sind zu braun, roth und gelb, ohne gebrochene Farben gemahlt, und die Wiesen-

*) Ich habe von diesem Gemählde ein Kupfer heraus gegeben.

gründe zu grün, ohne den dazwischen hervorsehenden Erdboden, welchen der Mahler zur Abwechselung anbringen muß, wenn es auch nicht immer so in der Natur zu finden ist. In Gemählden, welche von der Morgen- oder Abendsonne beleuchtet sind, ist der Farbenton zu grell und einfärbig roth; in andern, wozu er das blaue Tageslicht genommen hat, sind die Gegenstände zu bunt und nicht harmonisch genug. Die Formen in der Zeichnung hat er nicht im Detail ausgearbeitet. Dieses macht, daß das Auge sich bey der Betrachtung seiner Gemählde nicht an einem Gegenstand allein hält, sondern sich vielmehr an dem reichbesetzten Ganzen belustiget.

Der Amor,

ein Pastellgemählde von Anton Rafael Mengs.

Der muntere Knabe beschäftiget sich mit dem Pfeile, den er auf einem Steine schärfen will. Wie er mit den großen braunen Augen in die Höhe blikket, und den Mund öffnet, als ob er sprechen wollte! wie sein goldenes lockiges Haar auf der Stirn und am Nacken herunter wallet! Sein zartes Fleisch, die rothen Wangen und Lippen, die bunten Flügel an den Achseln, und die niedliche Bewegung seiner kleinen Hände — wie lieblich, wie gefällig ist alles!

Das Schönste an diesem Gemählde ist das Kolorit, so warm und kräftig, als Tizians Pinsel selbst es mahlte, und um so mehr zu bewundern, je weniger man es in dieser trocknen Art von Mahlerey vermuthen sollte. Es hat einen gelblichen Ton, in welchem alle Tinten des Fleisches in Licht und Schatten zusammen schmelzen. Der Schatten ist nicht dunkel oder kalt; man bemerkt ihn kaum, und dennoch thut er seine gute Wirkung. Die braunen Augen und der Zinnoberröthliche Mund dienen dazu, daß die Harmonie des Tons nicht gestöhret wird, welches durch blaue Augen und rosenfarbene Lippen geschehen wäre.

Aber auch die übrigen Farben sind vortheilhaft gewählt und angelegt. Der Grund ist feurigbraun, der Pfeil goldgelb; unter dem linken, aufgelegten Arm sieht etwas rothes Gewand hervor, worauf der Knabe den grünlichen Schleifstein hält. Die Flügel sind weiß, mit hochrothen und dunkelblauen Federn gefleckt, welche Farben mit dem Haupttone übereinstimmen. Unter diesen ist die blaue Farbe die merkwürdigste, indem sie so angebracht ist, daß sie in dem Gemählde Abwechselung hervorbringt, und doch nichts buntes verursachet, sondern sich durch ihre Dunkelheit mit dem Hintergrunde verbindet. Denke man sich hierzu eine geschmackvolle und korrekte Zeichnung, die richtige Lage des Ganzen und der Theile, die täuschende Erhebung in große Formen durch Perspektiv und

Hell-

Helldunkel, den ſimplen Umriß, die gute Ausführung jedes kleinen Theilß in den Flächen, in den Vertiefungen und Erhöhungen, und man wird die Vortrefflichkeit dieſes Bildes außer Zweifel ſetzen.

E. K.

VII.

Etwas über das Buch Thot.

An den H. d. T. M.

den 20. Oktob. 1793.

P. P.

Seit einigen Tagen habe ich angefangen das Buch Thot zu ſtudieren. Der unbekannte Mann, welcher uns damit beſchenkt hat, giebt es für das Orakelbuch der weiſen alten Aegyptier, (von deren Weisheit ich mir eben keinen ſehr hohen Begriff zu machen pflege) und für das Werk des dreimal-großen Hermes aus.

Ich fürchte indeß, daß ich die Aufſchlüſſe, welche dieſes göttliche Buch über alle Geheimniſſe des Lebens ertheilt, ſchwerlich werde benutzen können. Einestheils fehlt es mir (proh dolor!) an dem nöthigen Glauben und Vertrauen, welches der

Fra

Fragende zu dem Orakel mitbringen muß, wie der Erklärer des Buches Thot ausdrücklich es verlangt. Ich möchte lieber, durch die Erfahrung belehrt, mit Glauben und Vertrauen vom Orakel weggehen, als mit diesem Apparat zu ihm kommen. Anderntheils ist mir der Prozeß, welchen der Erklärer vorschreibt, um vermittelst desselben zur Kenntniß der Vergangenheit und Zukunft, so wie der abwesenden Dinge, zu gelangen, ein wenig zu verwickelt, und ich habe die erfoderliche Geduld nicht, mit dem Erklärer zu kalkulieren. Ich brauche die Arithmetik bloß für die Falle des gemeinen Lebens, aber nicht zur Erforschung verborgener Dinge, z. B. dessen, was ehemals geschehen ist, oder mir noch künftig bevorstehet. Allem Anschein nach werde ich mit dem Layen Horaz, trotz der Bekanntmachung des Buches Thot, noch immer fortfahren müssen zu denken:

Prudens *futuri temporis exitum*
Caliginosa *nocte* premit Deus.

obgleich der Ausleger des Buches Thot p. 62. sagt: „daß niemand vor den hundert „und tausend Zufällen, die ihm beständig drohen, „einen Zufluchtsort hat, wenn er nicht im Besitz „dieser Kunst des Vorherwissens sey; daß niemand ohne sie sicher schlafen noch sicher wachen „könne." — — —

Ich erinnere mich einmal eine Predigt gehört zu haben, worin es als eine besondere Weisheit

Gottes

Gottes gerühmt wurde, das der Mensch in Ansehung seiner künftigen Begegnisse und Schicksale so unwissend ist. Andere glauben in dieser Einrichtung keine besondere Absicht zu entdecken, am wenigsten aber, daß gerade unser Bestes diese Absicht sey. Sie erklären sich unsere Unwissenheit in Betreff der zukünftigen Dinge aus der gegebenen Natur des Menschen, d. h. aus den engen Schranken seiner Vorstellungs- und Erkenntnißkraft, welche vom Zusammenhange der Dinge, der unsere Schicksale bestimmt, nur den allerkleinsten Theil übersiehet. Unser Verfasser aber hält es für das größte Unglück, die Zukunft nicht zu kennen, und die Kunst sie zu enthüllen, ist ihm die erste und edelste auf Erden.

So wenig auf der einen Seite geläugnet werden kann, daß es — bey der Voraussezzung eines Fatums, oder unvermeidlichen Verhängnisses, welches in der Nothwendigkeit und Unausbleiblichkeit der Erfolge bestehet — manchem Menschen nützlich ist, nicht vorher zu wissen, was ihm über lang oder kurz begegnen wird, weil z. B. die gewisse Erwartung eines künftigen Unglücks ihm schon lange vorher allen Lebensgenuß verbittern, und sein Gemüth mit Kummer und Schwermuth erfüllen würde: so kann auf der andern Seite doch auch nicht in Abrede gestellt werden, daß, wenn die Zufälligkeit und Vermeidlichkeit gewisser Ereignisse angenommen wird, die Kenntniß der

Zukunft

Zukunft den Sterblichen, welche von so vielen Gefahren umringt und so vielen Uebeln ausgesetzt sind, wichtige Vortheile gewähren würde. Wer es vorhersehen könnte, daß an dem Tage, zu der Stunde, von dem Dache des Hauses, ein schwerer Stein herabfallen werde, würde der sich nicht hüthen zu der gegebenen Zeit an diesem Hause vorbeyzugehen? Würde jemand eine beträchtliche Summe in eine Lotterie einlegen, wenn er mit Gewißheit vorhersehen könnte, daß er nichts gewinnen, und noch dazu den Einsatz verlieren wird?

Da nichts in der Welt für uns ein stärkeres Interesse hat, uns näher angeht, als unser eigenes Schicksal: so ist die immer rege Begierde die Zukunft zu kennen dem Menschen sehr natürlich, und sehr zu verzeihen. Nur ist es Thorheit, dieser Begierde zu sehr nachzuhängen, und sie durch Mittel befriedigen zu wollen, deren Untauglichkeit entweder die Vernunft uns zeigt, oder deren Brauchbarkeit wenigstens nicht durch sichere und zweydeutige Erfahrungen ausser Zweifel gesetzt wird. Anstatt die Geschichte (oder den Roman) von der Entstehung, Entwicklung, Zerstörung und Wiedergeburt der Welten von Ewigkeit zu Ewigkeit zu verfolgen, und mit Hülfe gewisser Wörter, Zahlen, Figuren, u. d. alle Geheimnisse der Schöpfung zu entziffern, wollen wir lieber mit Voltair's Kandide in den Garten gehen und Kohl pflanzen.

Es ist wahr; der Ausleger des Buches Thot beruft sich p. 53. auf „hundert Beyspiele aus der Erfahrung," welche die Realität seiner Kunst beweisen sollen. Aber sind diese Beyspiele aus der Erfahrung uns, die wir dadurch zum Glauben an die angeblichen ägyptischen Orakel bekehrt werden sollen, sichtbar und handgreiflich? Hat man sie je der strengen Prüfung einsichtvoller und unbefangener Filosofen unterworfen? Berufen sich nicht jene fromme Schwärmerinnen, die Bourignons, Maria von Agreda, u. a. so wie die Swedenborge, und ihresgleichen auf ihre Erfahrung? Und ist der Fieberkranke während des Paroxismus *), und der Tollhäusler von der Realität seiner Erfahrungen, d. h. seiner Visionen, weniger gewiß? — Wer kann dem Träumer beweisen, er habe den Traum nicht gehabt? Oder kann man sich bey der unendlichen Menge der möglichen Kombinazionen der Dinge und Umstände wohl so sehr wundern, wenn einem solchen Traume, der in hundert Fällen unerfüllt bleibt, und dann als ohne Bedeutung angesehen wird, bisweilen ein gewisser Erfolg zu entsprechen scheint? Kann doch unter hundert Blinden, die nach der Scheibe schießen, wohl einmal Einer ins Schwarze treffen? Findet nicht auch eine blinde Henne durch Scharren bisweilen ein Korn im Miste?

Erlau-

*) Könnte nicht etwa das Leben gewisser Menschen in gewisser Rücksicht ein beständiger Paroxismus seyn? — —

Erlauben Sie mir, Ihnen hier eine Stelle aus Lessings theologischem Nachlaß, p. 229. anzuführen, welche beherzigt zu werden verdient: „Ja, „auch sodann, wenn die Vorhersagung in Erfüllung gehet, ist es noch sehr ungewiß, ob diese „Vorhersagung eine ächte Profezeiung gewesen. „Denn was der Schwärmer ohne Ueberlegung „vorhersagte, kann das Ungefähr ohne Absicht „erfüllen. Folglich gehört zu einer ächten Profezeiung nicht bloß, daß sie erfüllt, sondern, „daß sie in dem nämlichen Sinne und aus den „nämlichen Gründen erfüllt werde, in welchem „und aus welchen sie gestellt worden. Wer aber „kann von diesem Sinne und von diesen Gründen, bey der schwankenden und räthselhaften „Sprache versichert seyn, deren sich die Profeten „zu bedienen pflegen?" —

Noch bemerke ich schließlich, daß der Ausleger der Orakel des Buches Thot nach seiner Versicherung weder göttlicher Eingebungen, noch des Beschwörens der Dämonen bedarf, um Vergangenheit, Zukunft und abwesende Dinge zu enthüllen. Der ehrwürdige Vater Del Rio, dem wir die magischen Disquisizionen zu danken haben, und die ehrwürdigen Mitglieder der heil. Inquisizion würden ihn also wegen einer etwanigen Verbindung mit dem Satan und seiner Legion nicht in Anspruch nehmen können. Seine Orakel gründen sich auf tiefere Kenntniß der Natur und des Menschen. Schon

der Graf von Gabalis ſagt: le Cabaliſte n'agit que par les principes de la Nature, et ſi quelquefois on trouve dans nos livres des *paroles étranges*, des *caractères*, et des *ſuffumigations*, ce n'eſt que pour cacher aux ignorans les principes phyſiques.

Uebrigens wird laut p. 17. (unten) und p. 65. der Auslegung über das Buch Thot erfodert: daß der Fragende, auſſer dem Glauben und Vertrauen zu dem Orakel Ertheiler, auch noch ein gutes Salarium für denſelben mitbringe. „Ich ſage „aber auch, heißt es p. 65. daß das Zutrauen, „welches man zu dem Enthüller der Zukunft hat, „nicht gröſſer ſeyn darf, als das Honorar, welches man ihm gegeben hat.“ — Aus dem letzten: hat — ſcheint die Nothwendigkeit der Pränumeration zu folgen, ſo wie aus den vorhergehenden Worten dieſes: daß das Orakel um ſo viel weniger zuverläßig iſt, je weniger Geld der Orakler dafür empfängt. An den Federn erkennt man den Vogel. Ich meines Ortes halte es für das Beſte, dem Rathe eines der gröſten Wundermänner und Geiſterſeher unſerer Zeit, des berühmten Swedenborgs, *) zu folgen, welcher, ob er gleich die hermetiſche Filoſofie für wahr hielt, doch niemand rathen wollte ſich mit ihr abzugeben.

Nach-

*) Man ſehe: Les Merveilles du Ciel et de l'Enfer, et des terres planétaires et aſtrales, T. 1. p. 78.

Nachschrift.

In der That ist es doch nicht zu billigen, wenn man die Reste der alten Weisheit in Aegypten, Chaldäa und Hetrurien, und zwar in der Absicht mühsam aufsucht, um dieselbe zu unserm Gebrauche unter diesen abendländischen Himmel zu verpflanzen, und uns eigen zu machen. Jene Länder waren — wenn man Thessalien dazu rechnet, wie wir schon aus dem goldnen Esel des Apulejus von Madaura wissen — der Hauptsitz und die hohe Schule aller Arten des Aberglaubens. Aus den ägyptischen Pyramiden war es, woher Kagliostro die Schätze seiner Weisheit gehohlt zu haben vorgab. Man bewundre an den alten Anwohnern des Nils die Größe und Festigkeit ihrer Gebäude, ihre Kenntniß der Geometrie und des Himmels, (zu einer Zeit, da die meisten übrigen Völker noch ganz unwissend und unpoliziert waren) ihre Polizey, und die Güte ihrer politischen Einrichtungen. Aber man verschone uns mit ihrer Filosofie und mit unverständlichen Orakeln, welche man von dorther bekommen zu haben, trotz des unläugbaren Unterganges aller ächten ägyptischen Urkunden uud Denkmäler, und der Unlesbarkeit der auf Obelisken, u. s. w. noch übrig gebliebenen Hieroglyfen, ohne Beweis behauptet!

Ich getraue mir übrigens nicht zu bestimmen, ob und auf welche Art etwa das Buch Thot in der Bibel stecken mag, so wie viele solches von

dem theuren Buch Chevila, welches zum Theil denen durch den Erfolg widerlegten Ziehenschen Weissagungen zum Grunde lag, geglaubt haben.

v. K.

VIII.

Kleine Gedichte.

Die Schiffende.

Dort schifft Amanda: seht! die Wellen schmiegen
Sich liebetrunkener um ihren Kahn;
Die Weste gaukeln froh um sie und wiegen
Sie sanft auf ihrer Bahn.

In losen Ringeln kunstlos hingeflogen
Umirrt ihr Haar die leicht umflorte Brust;
Als fühlten ihrer Schönheit Preis die Wogen,
So taumeln sie voll Lust.

Es duftet in wollüstigsüßer Regung
Rundum der frische Segen der Natur:
Es glänzt vom See in zitternder Bewegung
Die mahlerische Flur.

Ein

Ein neuer Himmel lacht vom Wasserspiegel
Herauf, vom grünen Ufer dort begrenzt,
Wo mit der Schönheit königlichem Siegel
Ihr hohes Bildniß glänzt.

Ihr Lächeln gießt der Liebe milden Frieden
Rings durch den See, rings durch die Fluren hin,
Und selbst der Neid der blassen Nereiden
Ehrt sie als Königin.

Jetzt landet sie dort unter Erlenbüschen,
Und ach! die Fluth verwischt schon ihre Spur:
Die Wellen seh ich trüber sich vermischen,
Und trüber wird die Flur.

Conz.

Liebesgefühl im Frühling.

Oft sah ich dich in deiner Herrlichkeit,
O Lenz, in meinen väterlichen Thalen,
Von Blüthenschnee die Locken überschneyt,
Das Haupt umwebt von jungen Sonnenstrahlen:
Du kamst, und alle Freuden kamen mit,
Und Blumen sproßten unter deinem Tritt.

Es schüttelten die Geister der Natur
Mit reger Kraft ihr üppiges Gefieder,
Und würzigsüßer Hauch entquoll der Flur;
Den Kehlen kamen ihre Stimmen wieder;
Durch jede Brust, durch jede Nerve goß
Gesundheit sich, die in den Lüften floß.

Da wurden meiner Harfe Saiten wach,
Da sucht' ich Opferlieder dir zu bringen,
O Lenz! Begeistrung der Natur, dir nach
Hob sich mein Herz auf jugendlichen Schwingen:
Berauscht von ihren süßen Melodie'n,
Fühlt ich in meiner ihre Seele glüh'n.

Doch nie, o Frühling, sah ich dich so schön,
Als da mir Mira deinen Reiz erhöhte;
Nie fühlt' ich linder deine Säusel wehn,
Als da ihr Athem in den Säuseln wehte,
Als ihrer holden Flötenstimme Klang
Mit Liebe mir an alle Pulse drang.

Der kennt das Leben nicht, wer dich, Natur,
Und deine zarte Seele nicht verstehet,
Wem nie der Morgenhain, die Abendflur
Entzücken in den warmen Busen wehet:
Er sey verdammt zu Gold und niedern Tand,
Zu feiler Ehr' und feilem Ordensband.

Der hat noch ganz nicht die Natur erkannt,
Nie ganz noch ihren hohen Reiz empfunden,
Wer, nie von reiner Liebe Geist entbrannt,
Sein Selbst in andern überrascht gefunden.
Durch Liebe wird uns erst das Auge hell,
Und offen liegt uns ihrer Wunder Quell. *)

Conz.

*) Ich möchte hier den Besitzern des ersten Theils meiner Gedichte und den Freunden meiner Muse überhaupt die Nachricht geben, daß der Abdruck des zweyten Bändchens ehestens angefangen werden soll. Verschiedne Umstände haben denselben bisher verzögert. Ich werde mir nun um so mehr Mühe geben, auch diese Sammlung des Beyfalls, den die erstere da und dort von Kennern und Liebhabern der Kunst erfahren hat, würdig zu machen, und die Winke des vernünftigen Tadels, der mir immer sehr achtungswerth ist, dahin nützen, diesem Bändchen den mir möglichsten Grad von Vollendung zu ertheilen.

Unter diese vernünftigen Tadler kann ich nun freylich meinen Rezensenten im neusten Hefte der allgemeinen deutschen Bibliothek nicht zählen, der die menschenfreundliche Güte für mich hatte, mich wie den hirn- und geschmacklosesten Sudler zu behandeln. Unter was immer für unreinen Eingebungen er sein Anathema gegen mich niedergeschnäht haben mag, so kann ich einem solchen Menschen, der in diesem Tone, mit dieser dreisten Animosität, mit dieser Seichtigkeit gegen mich aburtheilen konnte, nichts anders antworten, als daß ich

IX.

Anzeigen.

1.

Der Herausgeber des T. Merkur an das Publikum über eine neue Ausgabe seiner sämmtlichen Werke.

Auch ohne Rücksicht auf die häufigen Auffoderungen, welche seit mehreren Jahren von meinen Freunden aus allen Gegenden Teutschlands an mich ergangen sind, würde ich es für eine Pflicht, deren ich mich gegen meine Na-

ich ihn — selbst unter meiner Verachtung finde. Leute, wie er, die das Ansehen der Kritik, zu deren Anwalden sie sich mit einem so plumpen Stolze aufdringen, so mißbrauchen — können schimpfen, aber nimmer beschimpfen. Nicht gereizte Eitelkeit, sondern die von der Vernunft uns gebotene Selbstschätzung nöthigt mir dieses Bekenntniß ab.

Noch muß ich melden, daß zu dem neuen Bändchen meiner Gedichte, das unter zwei Titeln: Neue Gedichte, und zweyte Sammlung herauskommen wird, bis Ostern 1794. Subskripzion offen steht. Die Besitzer des erstern sind nicht genöthigt, das zweyte zu nehmen, wenn sie es binnen dieser Zeit bey mir abstellen. Briefe müssen frey an mich eingeschickt werden. Der Subskripzionspreis ist, wie beym erstern 14 Ggr. oder 1 fl. Stuttgart, im August 1793.

Conz.

Nazion noch zu erledigen schuldig bin, gehalten haben, meine sämmtliche Poetische und Prosaische Werke und Schriften nach einer letzten, mit möglichster Strenge gegen mich selbst vorgenommenen Auswahl, Verbesserung und Ausfeilung, in einer allgemeinen gleichförmigen Ausgabe von der letzten Hand, so vollendet als es in meinem Vermögen steht, meinen Zeitgenossen und der Nachwelt zu übergeben; da es doch wahrscheinlich ist, daß sie, wie kurz oder lang auch ihre Dauer seyn mag, mich wenigstens eine Zeit lang überleben werden. Diese Arbeit beschäftigt mich schon seit einigen Jahren, und ich widme ihr noch itzt die heitersten Tage und Stunden meines Lebens mit desto größerem Vergnügen, da ich mir innigst bewußt bin, daß es reine Liebe der Musenkunst und des wahren Schönen und Guten überhaupt ist, was mich dabey leitet, und mich keine Zeit noch Mühe bedauren läßt, die ich anwenden muß, um selbst den kleinsten Flecken, den ich an einem bereits vollendet scheinenden Werke noch gewahr werde, wegzubringen. Es ist ein süßer Gedanke, zumal in den letzten Herbsttagen des Lebens, auch nach seinem Tode noch unter den Menschen, die man geliebt hat, fortzuleben, ihnen noch werth und nützlich zu seyn, und von den Besten unter ihnen noch geliebt zu werden! Wofern auch die Hoffnung, daß die Zukunft diesen Gedanken realisieren werde, nur Täuschung wäre: welche Aufopferung, welche Nachtwachen könnten zuviel seyn, um sich noch in seinem Leben eine so süße Täuschung zu ver-

schaffen? Niemand kann es stärker fühlen und einsehen als ich selbst, daß meiner angestrengtesten Bemühungen ungeachtet, auch die besten Produkte meines Geistes noch immer weit unter meiner eigenen Idee, geschweige dann unter dem Ideal des Schönen und Guten in ihrer Art bleiben, und auch bey dem festesten Vorsatz, ohne Schonung und mit der strengsten Schärfe bey Verbesserung meiner Schriften zu verfahren, noch immer manche Fehler entweder meiner Aufmerksamkeit entgehen, oder mein Unvermögen, ihnen abzuhelfen, bezeugen werden. Aber dieser Gedanke wird meine Aufmerksamkeit schärfen und meinen Fleiß verdoppeln; und so werde ich, was auch der Erfolg seyn mag, die Welt dereinst desto ruhiger verlassen können, wenn ich mir bewußt seyn werde, alles was in meinen dermaligen Kräften stand, gethan zu haben, um ihr meinen geistigen Nachlaß, so wohl beschaffen und in so guter Ordnung, als mir möglich war, zu hinterlassen.

Weimar, den 24. Okt. 1793.

C. M. Wieland.

2.

Ankündigung des Archivs für die neue Kirchengeschichte.

Aus der Hoffmannischen Buchhandlung in Weimar erschien seit mehr als funfzig Jahren unter mehrmals ver-

veränderten Titeln, eine periodische Schrift, welche die Aufbewahrung und Erläuterung von Urkunden, Akten und Nachrichten über Merkwürdigkeiten der neuesten Kirchengeschichte zum Zweck hatte. Zuerst vom Jahr 1736 an, war die Aufschrift: *Acta hist. ecclesiastica*; darauf vom J. 1758 an: *Nova Acta* hist. *eccl.* oder Sammlung ꝛc. ferner vom J. 1774. *Acta hist. eccl. nostri temp.* oder ꝛc. und zulezt vom J. 1789 an: Akten, Urkunden und Nachrichten u. s. w. Verschiedene berühmte Gelehrte folgten auf einander in Besorgung dieses Werks, und machten sich (unter den leztern vornehmlich Herr Generalsuperintendent Schneider in Eisenach) um die Ausarbeitung und Fortpflanzung, um die Bewährung und Berichtigung vieler nüzlicher und angenehmer Erkenntnisse, aus diesem wichtigen und interessanten Fache der Geschichtskunde, ausnehmend verdient.

Auf Zureden der Verlagshandlung bin ich jezt entschlossen den Versuch zu machen, nicht blos dies beliebte Journal unter dem Titel: Archiv für die neueste Kirchengeschichte, also fortzusetzen, daß die Leser und Besitzer des nun geschlossenen ältern, ein in Betracht seines Zwecks, Inhalts und Formats stellvertretendes und anschliessendes Werk erhalten, sondern auch diesem Werke durch eignen Fleiß, und durch den Beystand deutscher und auswärtiger Gelehrten, die sich zu dieser Absicht mit mir vereinigen werden, die Empfehlungen und Vorzüge eines neuen, den Bedürfnissen, der Denkart, und dem Geschmack unsers Zeitalters angemessenen Kirchenhistorischen Jahrbuchs zu verschaffen. An reichem und mannichfaltigem Stoffe kann es bey der Zusammenkunft so vieler das Religionswesen überhaupt, und den Religionszustand einzelner Reiche und Staaten insbesondere angehender Erscheinungen unserer Tage gewiß nicht fehlen. Den unabsehlichen Erfolgen und Entwikkelungen

kelungen jener furchtbar großen, Religion, Sitten und Wiſſenſchaften eben ſowohl als bürgerliche und politiſche Verfaſſung, wie es wenigſtens ſcheint, gewaltſam zerſtörenden, unvergleichbar denkwürdigen Epoche machen den Umkehrung der Dinge in Frankreich, ſieht jede, nur nicht ganz träge Seele mit geſpannter Aufmerkſamkeit entgegen. Die von Zeit zu Zeit wieder bemerkbar und laut gewordenen Bemerkungen der Unzufriedenheit unter den Diſſentern in England, und die den Katholiſchen in Irland neuerlich eingeräumten Privilegien, erwecken gleichfalls Erwartungen noch mancher wichtiger Folgen. Das, obwohl mit ungleicher Kraft in allen der katholiſchen Kirche zugethanen Ländern, hier erſt beginnende, dort unglaublich raſch, muthig und glücklich fortfahrende Streben zu höherm Licht und größerer Freyheit — der dabey immer noch unausbleibliche Widerſtand von Seiten der Gewalt der Finſterniß, des Aberglaubens, der Mönchereyen und geiſtlichen Tyranney — der ohne Zweifel noch lange dauernde Kampf zwiſchen den beyden Hauptpartheyen, in welche die Proteſtanten jetzt, nur noch nicht äuſſerlich, getheilt ſind, Naturgläubigen und Wundergläubigen, und der in ſo großen Verſchiedenheiten der Lehrart enthaltene Anſchein wirklicher Trennungen unter ihnen — das nur auf einige Zeit ins Vergeſſen geſtellte Misvernehmen der Katholiſchen Kirche in Deutſchland mit dem römiſchen Stuhle — die unſteten Religionsverhältniſſe der verſchiedenen Kirchenpartheyen in Ungarn — die unfehlbar bevorſtehenden kirchlichen Veränderungen in Polen und Südpreußen — die fortwährenden Wirkungen des Königlich Preuſſiſchen Religionsedikts — die Spaltung unter den Lutheriſchen in Holland — die aufs neue ſehr vernehmlichen Klagen und Beſchwerden der Pfälziſchen Proteſtanten — dazu noch viele andere in dies Gebiet menſchlicher Angelegenheiten eingreifende Ereigniſſe, bald in dieſer, bald in jener Weltgegend — obrigkeitliche

Ver-

Verfügungen in Religions- Kirchenpolizey- Erziehungssachen — angefangene, vollendete, wirksame, unwirksame, Verbesserungen, Verschlimmerungen des innern oder äußern Zustandes der Gottesverehrung, und der darauf gerichteten gesellschaftlichen Anstalten — Erweiterungen oder Einschränkungen der Denkfreyheit, der Toleranz — wohlthätige oder schädliche Einflüsse der sogenannten Geistlichkeit auf Verstand, Sitten, Industrie, Wohlfahrt des Volks — sind lauter Dinge, über welche nicht bloß der Theolog, und der Kirchengeschichtsforscher, sondern überhaupt jeder nicht gleichgültige Beobachter moralischer Phänomene in seiner Mitwelt, nähere Auskunft und mehr Aufklärung zu erhalten wünschen wird, als Zeitungen und andere fliegende Blätter gewähren.

Vielleicht halten es, außer vielen bereits von mir namentlich um ihre Theilnehmung erbetenen Gelehrten, noch mehrere der Mühe werth, den zur Auswahl und Bearbeitung erforderlichen mannichfaltigen Vorrath von Materialien mit ihren Beyträgen zu vermehren. Diesen verpflichte und erbiete ich mich, für jede ihrer Bemühungen auf die Art und in der Maaße, die ihnen angenehm ist, und die sie selbst vorschreiben mögen, thätig dankbar zu seyn. Was zu dieser Absicht an die Hoffmannische Buchhandlung in Weimar unter meiner Addresse abgegeben oder geschickt wird, werde ich vornehmlich zur Leipziger Oster- und Michaelis-Meßzeit auf dem sichersten und leichtesten Wege erhalten.

Helmstädt, den 20sten Oktober 1793.

D. Heinr. Phil. Conr. Henke.

Von diesem Archive für die neueste Kirchengeschichte erscheint künftig, und zwar von bevorstehendem Neuenjahr an, vierteljährig ein Stück von acht bis zwölf Bogen auf weißem Druckpapier, sauber gedruckt und in farbiges Papier geheftet. Vier solcher Stücke machen einen Band, und jedes derselben wird 8 bis 12 gr. kosten. Weimar, den 28sten Okt. 1793.

Hoffmannische Buchhandlung.

3.

Pantheon der Deutschen.

Unter diesem Titel glaube ich sowohl dem guten Geschmack als dem Patriotismus durch einen Entwurf zu huldigen, der nach meinem Urtheil sehr einladend im Ganzen und ungemein reich im Detail ist. Der Plan beschäftigt sich ausschließlich mit hervorstechenden Zügen der deutschen Geschichte, so wie mit den großen Männern deutscher Nazion aller Art und jedes Zeitalters und selbst mit einzelnen interessanten deutschen Privathandlungen, die durch zwölf Kupfer, außer dem Titelkupfer, Titelvignette nebst Portraits (sämmtlich von Berger und Bolt in Berlin, Kohl in Wien, Lips und Müller in Weimar, Schule in Leipzig, und von Schubert in Meissen gezeichnet) in jedem Bändchen, und durch skizzirte, mahlerische und zweckmäßige Aufsätze, auf schönes Papier elegant gedruckt und höchst sauber in rothen Saffian, englischen, Franz- und Pergamentband, in Seide und gemahlt gebunden, auf eine angenehme Weise wieder in Erinnerung gebracht werden sollen. Es scheint mir eine solche ehrenvolle Aufzeichnung

und

und das gefeyerte Andenken der Männer, die die Zierde und der Stolz unsers Vaterlandes sind, des Geistes einer so hochkultivirten Nation und ihres Ruhms völlig werth, und auf diese Weise am ausführbarsten zu seyn. Hierbey giebt es jedoch einige Rücksichten, die ich in einzelnen Punkten aus einander setzen will:

1) Daß solche Züge hauptsächlich gewählt werden, ie große Begebenheiten schildern, die den Karakter verschiedener Zeitalter ins Licht stellen, unsere Nazionaltugenden beweisen, oder wichtige Veränderungen in Sitten, Religion und Kultur, oder in der Staatsverfassung aufklären.

2) Daß unter den großen Männern hauptsächlich auf solche Rücksicht genommen werde, die Namen haben, und entweder wegen wichtiger Verdienste um das Vaterland oder durch große Thaten, oder auch durch große Bewegungen, die sie verursacht haben (durch Geistesrevoluzionen u. s. w.) berühmt sind.

3) Daß auch interessante Szenen aus ihrer Lebensgeschichte, wenn sie welche liefert, zu Kupfern gewählt werden können.

4) Daß unbekannte große Männer, die durch die Undankbarkeit ihrer Zeitgenossen vielleicht im Dunkeln geblieben sind, nur unter der strengen Bedingung aufgenommen werden, wenn ihre Verdienste ungemein oder ihr Einfluß auf den Nazionalgeist, sehr groß gewesen sind.

5) Daß einzelne Privathandlungen bloß durch auffallendes Interesse, durch die Größe einer außerordentlichen That, oder durch die Darstellung einer Nazionaltugend

tugend (z. B. der Treue, der Tapferkeit, der Häuslichkeit) oder durch eine sehr genaue Beziehung auf irgend eine große Begebenheit, der Aufnahme würdig geachtet werden können.

6) Daß auch ausgezeichnete Karaktere und Handlungen deutscher Frauen unter die obigen Gegenstände gehören.

Die Anordnung wird im Allgemeinen nach der Regel eingerichtet werden, daß ohne weitere strenge chronologische Folge, wo möglich, in jedem Bändchen die ältere und die neuere Geschichte, und überhaupt die Gegenstände mit einander abwechseln. Jedoch wird dabey immer zur Beförderung des Interesse auf schickliche Gruppen und ungesuchte Parallelen zu sehen seyn.

Karl Gottlieb Hofmann,
Buchhändler in Chemnitz.

Der neue

Teutſche Merkur.

12. Stück. Dezember 1793.

I.

Prüfung der Alleinherrſchaft nach moraliſchen Prinzipien.

Wir haben in Boeties Rede das jugendliche Gefühl der Freyheit, und in dem Ausſpruch der Geſchichte die durch Erfahrung behutſam gewordene Klugheit gehört: nun bleibt uns noch übrig den Ausſpruch der Moral zu erforſchen. In erſter Rückſicht wurde die Frage beantwortet: welche Regierung gefällt uns, wenn wir noch keiner gewohnt ſind? — in zweyter: welche iſt uns nützlich? und in dritter ſoll die Frage: welche gebührt uns? beantwortet werden. Die Antwort auf die erſte Frage war: keine, wo wir beſchränkt ſind; auf die zweyte: die Alleinherrſchaft; und auf die dritte ſoll die Antwort nun erforſcht werden.

Obgleich (wie wir in der vorhergehenden Betrachtung gesehen haben) der Mensch zu seiner Selbsterhaltung gezwungen ist, auf die ungebundene Freyheit zu resignieren, und eine Regierung entstehen zu lassen: so muß ihn doch zugleich ein höherer Grund dazu verbinden, wenn er als moralisches Wesen sich einer Regierung unterwerfen soll.

Der Mensch, als moralisches Wesen, kann nie als bloß leidend angesehen werden, und niemand kann ein Recht haben einen Ausspruch zu machen, was man mit ihm thun soll, sondern allein, was er thun soll. Die erste Frage, die hier entsteht, ist: „darf der Mensch nicht im Naturzustand bleiben? ist dieser Zustand nicht seiner moralischen Natur am würdigsten?"

Um dies auszumachen, müssen wir den juridischen Naturzustand des Menschen näher betrachten. Ich füge hier das Beywort juridisch hinzu, um sogleich zu zeigen, daß es nicht darauf angesehen ist zu erforschen, was der Mensch bloß von der Natur, ohne sein Zuthun, erhält, sondern nur darauf, in welchem Zustand er sich befindet, wenn er ausser der Natur von nichts abhängig ist.

§. 1. Vom Naturzustande.

Naturzustand in rechtlicher Rücksicht ist derjenige Zustand des Menschen, in welchem er Richter in seinen eigenen Angelegenheiten ist.

Diese Erklärung hat keine von allen den Schwierigkeiten, die in den übrigen gefunden werden. Die Verwechselung des ursprünglichen Zustandes des Menschen, der dem bürgerlichen vorher gieng, mit dem juridischen Naturzustande, der ihm entgegen gesetzt ist, verwirrte gemeiniglich die Begriffe der Schriftsteller über das Naturrecht. Man glaubte theils, man müsse dem Menschen seine moralische Natur, wenigstens alle Kultur derselben, nehmen, um seinen Naturzustand aufzufinden; theils glaubte man schon genug gethan zu haben, wenn man ihm nur alle positiven politischen Gesetze nahm. Allein das erste giebt den Stand der Natur, in so fern er dem Stande der Kultur, nicht in so fern er dem bürgerlichen entgegen ist: und das zweyte zeigt nur, daß der Naturzustand nicht der bürgerliche ist, wodurch aber kein positives Merkmahl des Naturzustandes angegeben wird.

Aus dieser Unbestimmtheit entsprang die Unbestimmtheit der Erklärungeu des Naturrechts. Die am ersten sich anbietende Erklärung war diese: Naturrecht ist dasjenige Recht, welches

dem Menſchen im Naturzuſtande zukommt. Mit dieſer Erklärung iſt aber wenig geleiſtet, wenn der Naturzuſtand nicht genau beſtimmt iſt, ob ſie gleich die einzige dem Wort Naturrecht angemeſſene iſt. Wollte man auf das Wort keine Rückſicht nehmen, ſo wäre es beſſer ſolches zu verbannen. Sobald aber der Naturzuſtand beſtimmt erklärt iſt, ſo iſt dies nicht nöthig; denn alsdann iſt Naturrecht dasjenige Recht, welches dem Menſchen zukommt, in ſo fern er ſein eigner Richter iſt. Man ſieht leicht, daß von dem Naturrecht alle Rechte ausgeſchloſſen ſind, die nur durch einen eingegangenen Vertrag entſtehen können: indem ich durch jeden Vertrag gleichſam aus dem Naturzuſtand herausgehe, auf das Selbſturtheil in einer gewiſſen Sache Verzicht thue, und mich dadurch — wenn auch nicht einem abſprechenden Richter, (Iudex) doch einem beurtheilenden (Arbiter) unterwerfen muß. Das Naturrecht ſchließt mit dem Halten der Verträge. Die aus Verträgen entſpringende Rechte können wohl darin unterſucht, aber nicht feſtgeſetzt werden: weil, in ſo fern ſie mich angehen, das Halten derſelben das einzige Recht iſt, welches ich fodern kann, ohne jedoch über die Auslegung, die Möglichkeit der Erfüllung und Verbindlichkeit dazu, in einem gegebenen Falle, abſprechen zu können; indem hierüber der Andere eben ſowohl Richter iſt als ich, in ſo fern aber die Verträge von Andern errich-

tet

tet sind, selbige gar nicht vor meine Entscheidung gehören. Ferner gehört auch nur das Allgemeine vom Recht in das Naturrecht: weil der Richter im Naturzustand (in welcher Qualität jeder Mensch in demselben zu betrachten ist) keiner Gesetze, um darnach zu richten — denn er ist niemand verantwortlich — sondern nur einer Leitung im unmittelbaren Selbsturtheil über jeden Fall, bedarf. Das eigentliche Naturrecht kann daher nur einen Kanon des Rechts liefern. Das Naturrecht enthält gar nichts konstitutives, sondern nur regulatives, und es findet in demselben kein Ausspruch darüber statt, was für Recht gilt, sondern nur darüber, was für Recht kann gehalten werden. Weiter unten wird sich zeigen, auf welche Art sich aber eben deswegen der Begriff des Naturrechts noch erweitern läßt, weil es als regulativ entscheidend für jeden möglichen Fall, gedacht werden kann.

In unsern Kompendien wird gemeiniglich dem Naturrecht ein so weiter Umfang gegeben, daß viele, weil sie sahen, daß gar keine Rücksicht mehr auf einen Naturzustand dabey statt habe, es lieber Vernunftrecht als Naturrecht haben nennen wollen. Diese Benennung ist aber unschicklich: denn Vernunft an sich bestimmt keine Rechte, sondern nur Pflichten. Ein Recht setzt immer eine Foderung eines Triebes voraus, die dadurch recht ist, daß sie nicht als pflicht-

widrig erkannt wird. Die Vernunft hat kein eigenes Recht, und kann auch keine Rechte hervorbringen, weil sie nie Ansprüche auf etwas ausser ihr macht: sondern alles, was die Vernunft nach moralischen Prinzipien verstattet, ist recht. Diese Betrachtung ist wichtig; denn wenn etwas als durch Vernunft geboten angesehen wird, (und dies wären die Rechte, wenn sie als zur Vernunft gehörig erkannt würden) so muß es geschehen und darf nicht unterlassen werden; die Rechte müßten daher gefodert werden. Sind die Rechte aber von der Vernunft nur gestättet: so kann man sich derselbigen verzeihen. Wollte man sagen: Vernunftrecht hieße hier nur soviel, daß sie der Vernunft nicht entgegen wären: so würde dadurch keine besondere Art von Rechten bezeichnet, indem dies von allen möglichen Rechten gelten muß. Der Schein, daß wirklich manche Rechte nicht vergeben werden dürfen, kommt daher, daß sie in anderer Beziehung zugleich Pflicht sind. Jedes Recht, dessen Foderung die Bedingung ist, ohne welche ich meinen Pflichten kein Genüge leisten könnte, muß von mir behauptet werden, und wird mir gleichsam zur Pflicht, z. B. das Recht der Selbsterhaltung in verschiedenen Fällen. Weiter unten bey der Erklärung der Menschenrechte werde ich dies etwas ausführlicher zeigen. Ich kann meine bloßen Rechte behaupten oder nachlassen, wie ich will, wenn mich keine andern Rücksich-

ten binden, die in der bürgerlichen Gesellschaft oft in ausdrücklichen Gesetzen bestehen können. Im Naturzustand, wo ich mein eigener Richter bin, fällt aber das Letztere ganz weg, und ich kann alle meine Rechte aufgeben. Hierin liegt der Grund, daß ich auch mein Selbstrichteramt, in so fern es als Recht betrachtet wird, aufgeben, d. i. aus dem Naturzustande heraus treten kann.

§. 2.

Der Naturzustand ist ein Zustand der Ungerechtigkeit, und es ist daher Pflicht, aus ihm heraus zu gehen, wenn es einen mehr moralischen giebt.

Wenn ich den Naturzustand hier einen Zustand der Ungerechtigkeit nenne, so will ich damit nicht sagen, daß es in demselben unmöglich wäre gerecht zu seyn, sondern, daß es unmöglich ist in demselben Gerechtigkeit zu erhalten. Ich kann zwar recht handeln, aber ich bin der Mittel beraubt, andere dahin zu bringen, daß sie es als recht erkennen, und wieder gegen mich recht handeln. Subjektiv kann es in demselben zwar gerechte Menschen geben, aber objektiv giebt es keine Gerechtigkeit. Wir wollen dies näher betrachten.

Im Naturzustand ist jeder sein eigener Richter. Keiner kann daher verlangen, daß der andere seinen Ausspruch gültig finde; und da eben

so wenig ein dritter sich der Entscheidung anmaßen darf: so bleibt, bey getheilten Meinungen über Recht und Unrecht, kein anderes Mittel der Ausgleichung übrig als die Gewalt. Der Naturzustand ist daher ein Zustand des Krieges. Es ist nicht nothwendig Krieg Aller gegen Alle, aber der Zustand des Krieges bleibt immer. Wenn jeder nach dem Rechtskanon mit Billigkeit entschiede, und in Kollisionsfällen zum Nachgeben bereit wäre: so könnte der Ausbruch des wirklichen Krieges vermieden werden. Vor dem Richterstuhl der Moralität wäre aber diese Vermeidung des Krieges doch nur ein kleines Verdienst, wofern es möglich wäre, den Zustand des Krieges selbst aufzuheben; weil dann noch immer eine Tücke des Herzens zu vermuthen wäre, die diesen Zustand nicht aufgehoben wissen wollte, weil man vielleicht doch noch von der Gewalt, anstatt des Rechts, Gebrauch zu machen gedächte. Es entsteht daher die Aufgabe für den Menschen, in den Zustand des Friedens zu treten. Dieser Zustand ist dem des Krieges entgegen gesetzt, und fodert, daß eine allgemeingültige Entscheidung jedem Fall schon vorhergehe, um keine Wahl der Rechtsmeinung übrig zu lassen. Es wäre der Zustand unter Gesetzen.

In dem Naturzustande müssen ferner die Kräfte der Menschen für einander ungenützt bleiben, oder sie müssen Verträge zur wechselseitigen Unterstützung

stützung mit einander eingehen. Das erste ist nun der Moral zuwider, die uns befiehlt, unsere Kräfte nach ihren Vorschriften zu gebrauchen; wodurch einzig und allein das Moralgesetz Kausalität erhält, und dadurch erst den Namen eines Gesetzes verdient, da es ausserdem eine leere hypothetische Vorschrift wäre; das zweyte aber kann (wie wir oben schon gesehen haben) nicht wohl geschehen, ohne aus dem Naturzustand heraus zu treten, indem die wechselseitige Verbindlichkeit eines Vertrages nur durch einen dritten entschieden werden kann. Die Entscheidung durch einen dritten ist aber auch in jedem Fall, wo die Rechtsmeinungen getheilt sind, nothwendig: weil das Urtheil jederzeit uneigennützig seyn soll, und also Partheyen, welche Ansprüche gegen einander haben, einander nie richten können. Daraus entsteht eine Verbindlichkeit, seine Angelegenheiten dem Ausspruch eines dritten zu unterwerfen, der nicht Parthey ist; das ist, in einen Zustand zu treten, wo die Parthey niemahls Richter ist. Da nun aber im Naturzustande ein dritter kein Recht hat entscheidend abzusprechen, und, wenn er gleich die hiezu nöthige Einsicht hat, und in der Qualität eines einsichtsvollen Mannes zum Schiedsrichter begehrt wird, dennoch von jeder Parthey als gültiger Richter (Iudex competens) verworfen werden kann, so bald sein Ausspruch mißfällt: so entstünde aus dieser Art der Entscheidung nur ein Zustand der Anarchie, d. i. ein Zu-

stand, wo zwar über das, was recht seyn soll, entschieden wird, aber die Entscheidung nicht geltend gemacht werden kann — ein moralisch schlimmerer Zustand als der gänzliche Naturzustand, wenn die rechtmäßige Entscheidung nicht zugleich zur unwiderruflichen Entscheidung gemacht würde. Hieraus folgt die Verbindlichkeit, wo möglich, in den Zustand einer gesetzlichen Gewalt zu treten, um die allgemeingültige Entscheidung zur allgemeinzwingenden zu machen.

Endlich ist es uns zwar erlaubt, und in manchen Fällen sogar Pflicht, unsere Foderungen, auch wenn sie rechtmäßig sind, zu Gunsten anderer einzuschränken: allein, wenn diese Einschränkung nur aus Eigennutz oder aus einer andern Leidenschaft geschieht, so verliert sie nicht allein allen moralischen Werth, sondern kann sogar, wenn die Einschränkung boshafte Absichten hat, oder ohne alle freye Ueberlegung durch eine feige Leidenschaft bewirkt wird, unmoralisch werden. Dies verpflichtet uns, wo möglich, uns in einen Zustand zu versetzen, wo bloße Gewalt nie das Urtheil über Recht bey uns unkräftig mache. Diese Verpflichtung folgt auch noch unmittelbar aus dem Moralgesetz, welches, indem es uns verbietet, andere Menschen als bloße Mittel zu brauchen, auch zugleich verbietet, uns selbst auf diese Art brauchen zu lassen. Ob nun aber gleich unsere Kräfte nicht allezeit hinlänglich sind, dieses

letztere,

letztere, was die äussern Handlungen betrift, zu verhindern: so bleibt uns doch die Verbindlichkeit, es so weit zu hindern als möglich ist: und wenn es daher einen Zustand giebt, in welchem dies mehr möglich ist als in dem Naturzustande: so sind wir verbunden uns in diesen Zustand zu versetzen. Dies würde aber in dem Zustande geschehen, wo Alle wechselseitig einander ihre Rechte garantierten. Dieser Zustand ist der bürgerliche, und wir sind daher verbunden in den bürgerlichen Zustand zu treten, so bald es möglich ist.

Diese Aufgaben (in so fern sie als noch im Naturzustande hypothetisch auflösbar angenommen werden) leiten auf einen weitern Begriff des Naturrechts; und Naturrecht in weiter Bedeutung kann daher das Urtheil über Recht heissen, welches im Naturzustand gefällt wird. Der Rechtsfall kann aus dem bürgerlichen Rechte seyn: aber die Entscheidung soll nichts voraussetzen, als was der Mensch im Naturstande vernünftig finden muß. Naturrecht ist, in dieser Bedeutung, nicht, was im Naturzustande recht ist, sondern was im Naturzustand, ohne andere Bedingungen als die in den Verhältnissen der Sache liegen, als recht erkannt wird. Dieser Begriff des Naturrechts läßt sich mit dem bisherigen sehr gut vereinigen, und nach ihm besteht das Naturrecht aus drey Theilen: aus dem eigentlichen

Natur-

Naturrecht oder dem Kanon des Rechts, aus der Theorie der hypothetischen Rechte, und aus der Kritik der Staatsverfassungen. Der letzte muß Kritik heissen, weil die Gesetze nur durch Gewalt aufrecht erhalten werden können, diese Gewalt aber zu bilden schon Gewalt voraussetzt, (wie sich in der historischen Betrachtung zeigte,) und daher nicht als durch Filosofie entstanden, sondern nur als vor derselben verantwortlich, angesehen werden kann.

In so fern hierüber bloß geurtheilt wird, was recht, vernünftig und vortheilhaft ist, und die Verfassungen ohne die Mängel, die aus der menschlichen Natur entspringen, gedacht werden, hat die Frage über die Bildung einer Verfassung und den Eintritt in dieselbe keine Schwierigkeit. Aber in so fern entschieden werden soll, wie es moralisch möglich ist, daß der Mensch aus dem Naturzustande heraustrete und sich in einen unvollkommnen bürgerlichen begebe, wo er so gut unrecht leiden kann als im Naturzustande, ohne seine Freyheit, und mit ihr seine Moralität zu verlieren (indem die Moral, die ihn von einer Seite antreibt, wo möglich, den Naturzustand zu verlassen, ihm von der andern, als einem moralischen Wesen, befiehlt, nie auf das Selbsturtheil über Recht und Unrecht Verzicht zu thun, und also gleichsam immer im Naturzustande zu bleiben) zeigt sich ein Widerstreit der Foderun-

ger,

gen, welcher theoretisch wohl unaufgelöst bleiben könnte, weil die Sache bereits faktisch entschieden ist, wenn nicht die Auflösung desselben von der Moralität, welche sich an keiner faktischen Entscheidung genügen läßt, aufgegeben, und dadurch die Lösung nothwendig gemacht würde. Ehe wir aber diesen Widerstreit zu heben suchen, wollen wir die Schwierigkeiten in ihrer ganzen Stärke darstellen.

§. 3.

Es ist unmöglich in eine bürgerliche Verfassung durch einen Vertrag zu treten, und moralischer Weise kann der Uebertritt in eine schon vorhandene nicht erzwungen werden.

Wenn die bürgerliche Gesellschaft durch die bloße Verabredung entstehen könnte, so würde die Sache keine Schwierigkeit haben. Allein, wer könnte den andern hindern wieder zurück zu treten? Wer dürfte es sich anmaßen, den andern zu zwingen, die Rechte eines dritten zu schützen? So lange also keine Einrichtung getroffen ist, die den Rücktritt in den Naturzustand verhindert, das ist, so lange keine Verfassung gebildet ist: so lange würde der Naturzustand als noch immer fortdauernd, oder vielmehr bis zur Anarchie verschlimmert, anzusehen seyn.

Eine

Eine Verabredung müßte in einen unwiederruflichen Vertrag übergehen, wenn eine Verfassung daraus entstehen sollte. Dieser Vertrag setzte voraus 1) Einen als Gesetzgeber anzuerkennen; 2) Einem die Macht, und alle hinlängliche Mittel zu übergeben, um die Gesetze geltend zu machen; 3) alle Rechte wechselseitig anzuerkennen, d. i. alles einem richterlichen Ausspruch zu unterwerfen, und sich nie eine Selbstentscheidung vorzubehalten.

Dieser Vertrag aber könnte moralischer Weise nur geschlossen werden: 1) mit einer objektiven Vernunft, (damit die Gesetze allgemeingültig würden) mit einer bloß durch diese Vernunft geleiteten unwiderstehlichen Macht, und mit einem ohne alles eigene Interesse durch diese Vernunft entscheidenden Richter; denn wenn der Richter selbst ein Interesse hätte, so befände er sich, in Rücksicht auf seine Angelegenheiten, im Stande der Natur, während die andern in einer Verfassung wären, welches widersprechend ist, da er dennoch zur Verfassuug gehören soll. Da also das zu diesen Vertrag taugliche Subjekt nicht zu finden ist, so kann auch der Vertrag nie statt finden. Nachsicht gegen das Subjekt, mit welchem der Vertrag geschlossen werden soll, findet schlechterdings nicht statt, weil ich sonst mein Urtheil über Recht und Unrecht der Unwissenheit oder Eigennützigkeit eines andern aufopfern müßte.

Daß

Daß die bürgerliche Verfassung moralischer Weise nicht durch Zwang entstehen kann, ist an sich klar: weil niemand das Recht hat die andern zu zwingen, daß sie ihn für den alleinigen Richter erkennen. Aus den, daß zufälliger Weise bürgerliche Gesellschaften entstanden sind, folgt auch keine Verbindlichkeit darin zu bleiben; denn der Mensch, als freyes moralisches Wesen, kann niemahls durch unwiderstehlichen Zwang in der Gesellschaft zurückbehalten, sondern muß als freywillig hineingetreten, oder darin verbleibend, angesehen werden. Von jedem Menschen, als moralischem Wesen, kann man sagen: er ist aus dem Naturzustande in den gesellschaftlichen getreten. Die Untersuchung der Frage: „wie bürgerliche Gesellschaft entstehen kann?" ist daher in moralischer Rücksicht noch eben so wichtig, als wenn noch kein Beyspiel einer solchen Gesellschaft vorhanden wäre.

In der historischen Betrachtung haben wir zwar gezeigt, wie die Obergewalt, die bey zunehmender Kultur und Bestimmung des Eigenthums die Form der bürgerlichen Gesellschaft erhält, ohne Vertrag von selbst entstanden ist: allein, diese Entstehung, die sich auf die Trägheit und Eigennützigkeit der Menschen, und auf die Bewunderung dessen, der beydes zu überwinden schien, gründete, kann als keine gültige Entstehungsart vor dem Richterstuhl der Moral angesehen werden: weil

weil es nicht geschah, um den Foderungen der Moral Genüge zu leisten: sondern theils um die eigennützigen Triebe zu befriedigen, theils weil man den Muth nicht hatte sich zu widersetzen. Wir haben auch gesehen, welche harte und für die Menschen drückende Rechte die sich selbst bildende Obergewalt dadurch erlangt hat, daß alle Vortheile des gesellschaftlichen Zustandes und des Eigenthums, als allein durch sie erhalten, angesehen werden mußten.

Da also die bürgerliche Gesellschaft weder durch einen Vertrag noch durch Gewalt entstehen, auch ihr wirkliches Entstandenseyn dem moralischen Menschen kein Rechtfertigungsgrund seyn kann, in sie zu treten, und überdies der Ausspruch des moralischen Gesetzes, „handle nach eigener Ueberzeugung," deutlich und bestimmt, hingegen die Errichtung einer bürgerlichen Gesellschaft bloß eine aus den Schwierigkeiten — diesem Gesetze bey Wesen, deren Vernunft durch Sinnlichkeit beschränkt ist, die größtmöglichste Wirksamkeit zu verschaffen — entspringende Aufgabe ist: so scheint es vermessen, den Naturzustand zu verlassen, sich nicht mit eigener Gerechtigkeit zu begnügen, und, damit von andern die Gerechtigkeit erzwungen werden könne, sich der Gefahr auszusetzen, von der Würde eines sich selbst richtenden moralischen Wesens zu einem durch fremde Willkühr geleiteten gelehrigen Thier herabzusinken, und von dem mit Freyheit und

Thätig-

Thätigkeit vergesellschafteten Zustand des Krieges, der unserer Würde nichts benimmt, in den Zustand einer von dem Hirten nach Belieben behandelten Schafheerde zu verfallen.

Wenn man dann diese drohende Gefahr durch alle Jahrtausende, deren Geschichte aufgezeichnet ist, wirklich realisieret sieht; wenn uns sogar selbst die Aussicht auf die Zukunft, nach dem Schein der Gegenwart, nichts besseres verspricht; wenn wir den Krieg noch mit weit schrecklicheren Folgen, als er im Naturzustande jemahls haben konnte, vor unsern Augen sehen; wenn wir überall mehr Unterdrückung als gesetzliche Gewalt finden, und wenn sogar unser Gewissen durch despotischen Zwang zu ersticken gesucht wird: so ist es gewiß sehr verzeihlich, wenn der Uebergang in den gesellschaftlichen Zustand nicht bloß als eine unglückselige Verirrung, sondern so gar als eine Versündigung angesehen wird. Nur möge der Leser nicht vergessen, daß hier vom gesellschaftlichen Zustand der sämmtlichen Menschen des Erdbodens die Rede ist, und daß ein kleiner Kreis, der diese Uebel nicht empfindet, die Wahrheit der Schilderung des Ganzen nicht abzuläugnen vermag.

Der Haupteinwurf gegen alle diese Anklagen des bisherigen gesellschaftlichen Zustandes des Menschen ist: daß sich (wie die Erfahrung zeigt,) der Mensch im Naturzustande nie ausgebildet hätte, und daher alle seine Anlagen zur vernünftigen Kultur unent-

wickelt geblieben wären. Diese Behauptung ist durch die allgemeine Menschenkunde so evident, daß sie noch von Niemand geläugnet worden ist. Wer den Naturzustand als den besten für das Menschengeschlecht anpries, fand sich daher genöthiget, auch die Kultur als etwas dem Menschen schädliches und seiner Bestimmung zuwiderlaufendes anzusehen. Diesem ist aber noch beizufügen, daß selbst die Frage: wie man aus dem Naturzustand herausgehen könne? — nachdem es entschieden ist, daß man soll, wofern es moralisch, d. i., ohne noch größern Verlust der Moralität möglich ist — und die Untersuchung dieser Möglichkeit, eine Kultur voraussetzt, die nur im gesellschaftlichen Zustand entstehen konnte; und daß also der Mensch alle Vortheile dieses Zustandes genossen haben muß, ehe er die Vortheile des Naturzustandes erkennen, und sie mit den bürgerlichen abwägen kann, und der bürgerliche Zustand deswegen schon Ansprüche auf ihn haben kann, die vielleicht triftig genug sind, um ihn, wenn er sich wieder in den Naturzustand begeben wollte, zu reklamieren.

Der Mensch, im Naturzustande betrachtet, findet daher keine moralische Möglichkeit in den bürgerlichen zu treten, ob ihm gleich die Moralität selbst diese Aufgabe macht; und der Mensch im bürgerlichen Zustande hat eine Verbindlichkeit in diesem Stande zu bleiben, wenn ihn gleich die Moralität, in so fern dieser Zustand der Aufgabe

der

der Moralität im Naturzustande kein Genüge leistet, (weil er die Foderungen derselben, als Aufhebung des Zustandes des Krieges, Fällung uneigennütziger Urtheile, u. s. w. in der Erfahrung nicht befriedigt hat, und ihm daher seine moralische Freyheit zu rauben scheint,) antreibt, wieder nach seiner natürlichen Freyheit zu streben.

Der Schritt vorwärts aus dem Zustande der Natur, und der Schritt rückwärts aus dem bürgerlichen Zustande, haben also für den Menschen gleiche Schwierigkeit, und das Beharren in dem einen oder dem andern scheint eben so sehr seiner Natur, als freyes moralisches, aber doch von sinnlichen Bedingungen abhängiges Wesen, zuwider. Wir wollen nun sehen, ob es möglich ist einen Leitfaden zu entdecken, der uns aus diesem Labyrinthe führe.

§. 4.

Der Mensch ist im Naturzustand einer vorauszusetzenden objektiven Vernunft verantwortlich.

Wenn gleich der Mensch im Naturzustande sein eigener Richter ist, so ist er doch verbunden nach dem Moralgesetz zu richten, und muß bereit seyn seine Handlungen vor demselben zu rechtfertigen. Alle seine Aussprüche müssen Allgemeingültigkeit haben können, und in so fern er

richtig entscheidet, so haben andere eine Verbindlichkeit diese Entscheidung anzuerkennen; zwar nicht um seinetwillen, aber um ihrer eigenen Moralität willen. Was durch Vernunft entschieden ist, ist allgemeingültig, die Vernunft mag wohnen wo sie will. Der Mensch im Stand der Natur ist daher, wenn er moralisch handelt, nicht als Richter seiner eigenen Sache, sondern als Richter über diese Sache, ohne alle Beziehung, zu betrachten. Die Schwierigkeit liegt daher nicht darin, daß er im Stande der Natur nicht gerecht richten kann, sondern daß er von andern nicht als gerecht erkannt wird. Dieses wechselseitige aber nicht unbillige Mißtrauen des Menschen, macht den Naturzustand zu einem Zustand des Krieges, und hindert die Anerkennung eines gültigen Richters. Wenn auch der Ausspruch eines Menschen für gerecht gehalten wird, so folgt noch nicht daraus, daß er allein aus Gerechtigkeit entsprungen sey, welches doch nothwendig ist, wenn der Mensch als gerechter und gültiger Richter anerkannt werden soll. Die Gerechtigkeit ist daher allein von objektiver Vernunft zu erwarten, und durch diese allein könnte der Naturzustand ohne Verlust der moralischen Freyheit in einen bürgerlichen übergehen.

Diese objektive Vernunft wird nun in der Idee Gottes, als heiligen Gesetzgebers, angetroffen, und der völlig moralische Uebergang aus dem Naturzustand in einen bürgerlichen, wäre der

Ueber-

Uebergang in eine Theokratie. Unter einer solchen Gesetzgebung wäre der moralische Wille völlig frey, das Selbsturtheil über Recht und Unrecht nicht benommen, sondern nur einer Revision unterworfen, welcher die Moralität und die theoretische Vernunft allezeit ihren Beyfall geben müßte. Alle Schwierigkeiten scheinen gelöst, und der Naturzustand wäre in einen ethischen bürgerlichen Zustand umgeschaffen, der nichts anders als der Naturzustand vollkommen moralisch handelnder Wesen wäre. Aber genau betrachtet, bleibt hier noch eine größere Schwierigkeit übrig, als bey jeder andern Art des Ausgangs aus dem Naturzustande; nehmlich, daß nur der moralische Mensch in diesen ethisch-bürgerlichen Staat treten könnte, der unmoralische aber davon ausgeschlossen wäre; weil der Richter nicht bloß die That, sondern auch die Maxime derselben beurtheilen würde, und also jeder noch nicht moralische Mensch ausgeschlossen wäre, zugleich aber auch dadurch seine Besserung unmöglich gemacht würde, weil er immer in der Gemeinschaft schlimmer Menschen bliebe. Setzen wir hinzu, daß der Hang zum Bösen in der menschlichen Natur radikal ist: so würden alle Menschen nie tüchtig seyn Bürger dieses Staats zu werden.

Es bleibt also von dieser Idee nichts übrig, als sich würdig zu machen, ein Bürger eines solchen ethischen Staates zu werden. Dies geschieht

nur dadurch, daß wir uns über alle unsere Handlungen und Urtheile als vor einer objektiven Vernunft verantwortlich betrachten.

§. 5.

Die bürgerliche Gesellschaft ist das einzige Mittel sich diese Verantwortlichkeit immer anschaulich vorzuhalten, und sich zu Bürgern einer Theokratie zu bilden.

Die Schwierigkeiten, die uns bisher im Wege standen, die moralische Möglichkeit des Uebertrittes in bürgerliche Gesellschaft einzusehen, bestanden darin: daß der Mensch, als moralisches Wesen, immer Selbstrichter bleiben muß, wie er es im Naturzustand ist; daß er aber als sinnlich bedingtes Subjekt darüber nothwendig mit andern in Kollision geräth, die sich seinen Ausspruch nicht gefallen lassen müssen, und daß er beständig der Gefahr ausgesetzt ist Unrecht zu thun und Unrecht zu leiden; daß ihm daher die Aufgabe gemacht ist, in einen Zustand zu treten, wo dies nicht geschehen kann, der ihm aber, da die erfoderlichen Bedingungen dieses Zustandes nicht zu erfüllen sind, mit dem Verlust seiner Freyheit, und also auch seiner Moralität droht. Wir haben nun die Bedingungen dieses Zustandes in einer Theokratie angetroffen: aber wie wir bey der ersten Untersuchung diesen Zustand, aus Mangel der Bedingungen, nicht für den Menschen tauglich fanden: so haben wir in dieser Betrachtung den Menschen

nicht

nicht für diesen vollkommnen Zustand tauglich gefunden. Wir haben aber entdeckt, auf welche Art sich der Mensch für denselben bilden kann.

Dies giebt uns nun eine neue Betrachtung an die Hand, nämlich bloß zu untersuchen: ob der sich nun vorfindende bürgerliche Zustand das hinzu geschickte Mittel sey? Wir finden nun, zwischen folgenden Sätzen: „Der Mensch darf nicht im Naturzustande bleiben, denn er mißbraucht seine Freyheit, und leidet wiederum von diesem Mißbrauch bey andern — und der Mensch kann nicht in bürgerliche Gesellschaft treten, denn er muß sich seiner Freyheit gegen solche begeben, welche die ihrige mißbrauchen können" — liegt der Satz in der Mitte: „Der Mensch kann in bürgerliche Gesellschaft treten, um seine Freyheit gebrauchen zu lernen." — Er verzeiht sich seiner Freyheit nicht, sondern entsagt nur dem vorläufigen Gebrauch, bis er hinlänglich dazu gebildet ist. Der Mensch soll im bürgerlichen Zustande lernen im Naturzustande gerecht zu seyn, der dann in eine allgemeine weltbürgerliche Gemeinschaft, wo ein jeder die Rechte der andern schützt, übergehen würde. Der Mensch muß in der bürgerlichen Gesellschaft als in einer Schule, nicht für die Vollendung der Einzelnen, sondern für die Vollendung der Gattung betrachtet werden. Von glücklicher oder unglücklicher seyn, ist daher hier die Frage nicht, sondern vom besser oder schlimmer werden.

Auf das Selbsturtheil über Recht und Unrecht kann er nie Verzicht thun; aber er bescheidet sich in der Gesellschaft nicht unfehlbar darin zu seyn, und Auflehnung gegen fremde Urtheile in ein bloßes Nichtbeystimmen zu verwandeln. Der bürgerliche Zustand ist nicht der Zustand der Vollendung des Menschengeschlechts, sondern der Zustand der Annäherung zur Vollendung. Die bürgerliche Verfassung soll dem Menschen Gelegenheit zur Ausbildung seiner Anlagen geben, und die brutale Freyheit in eine gesetzliche verwandeln; er soll weise werden. Weise kann er aber nur in bürgerlicher Gesellschaft werden; denn da der Mensch alle seine Anlagen von selbst entwickeln muß, und dazu ein sehr kurzes Leben hat: so würde er weder für sich, noch in der Gattung diese Bestimmung erreichen können, wenn nicht die Entwickelung seiner Vorfahren auf ihn Einfluß hätte, um sich in fortschreitenden Generazionen immer schneller zu entwickeln. Dies könnte aber nicht geschehen, wenn er nicht mit den ältern Menschen in Gemeinschaft wäre, und wenn er nicht schon so viele Einrichtungen, die ihn im Gebrauch seiner Freyheit leiten, ohne daß er durch Schaden erst weise zu werden nöthig hat, vor sich fände, als nöthig sind, ihm in einem Zeitraum von ohngefähr zwanzig Jahren mit der praktischen Weisheit (wenn er anders Lust und Willen und Talente dazu hat) an welcher seine Vorfahren Jahrtausende gesammelt haben, bekannt zu machen.

Dies

Dies kann also nur in einer Vereinigung des Menschen, und diese nur durch wechselseitige Anerkennung und Bewahrung ihrer Rechte, d. i., in bürgerlicher Gesellschaft geschehen.

In der vorhergehenden Betrachtung haben wir schon gezeigt, daß die Verfassungen von selbst entstehen; nun haben wir gezeigt, daß der Mensch befugt ist in eine bürgerliche Gesellschaft zu treten, in so fern sie die Absicht befördert alle Kräfte und Anlagen des Menschen zu entwickeln. Es ist also nur noch nöthig die Kennzeichen einer bürgerlichen Gesellschaft anzugeben, welche der Absicht angemessen ist, die Menschen zu Bürgern einer Theokratie bilden zu lassen. Die Leitung dieses zu erforschen, ist die Angabe der Eigenschaften eines gerechten Urtheils; denn die bürgerliche Verfassung soll dem Menschen beständig ein Symbol der Gerechtigkeit seyn.

Damit ein Urtheil gerecht sey, muß es allgemeingültig, uneigennützig und wechselseitig verbindend seyn, und wirklich vollzogen werden. Hierin liegt der Grund zur Kritik aller bürgerlichen Verfassungen. Wie wir nehmlich schon in der historischen Untersuchung gesehen haben, entstehet eine Obergewalt immer von selbst, die sich dann zur bürgerlichen Verfassung ausbilden kann; und deswegen findet immer nur eine Kritik der Verfassung Statt. Wenn aber auch dies nicht wäre, so wird man sogleich finden, daß sich keine Verfas-

sung aus diesen und auch aus keinen andern Gründen ableiten läßt, sondern daß sie nur erdacht und dann nach diesen Gründen geprüft werden kann. Aber vorher könnte noch gefragt werden, ob es für die bürgerliche Gesellschaft denn so wichtig sey, welche Art von Verfassung sie habe?

§. 6.

Die bürgerliche Gesellschaft kann moralischer Weise nur durch Eine Art von Verfassung bestehen und ihre Zwecke erreichen.

Bürgerliche Gesellschaft ist eine Gesellschaft, die einander ihre Rechte wechselseitig garantiert. Diese Garantie ist, wenn sie aus moralischen Gründen geschieht, zugleich die höchste Stufe der moralischen Ausbildung des Menschengeschlechts. Die bürgerliche Gesellschaft kann daher faktisch nie als etwas von dem Menschen ganz freywillig errichtetes angesehen werden: weil der Mensch in keiner Zeit seine Vollendung gänzlich erreicht, und immer vorausgesetzt werden muß, daß er ausser der Einsicht seiner moralischen Verbindlichkeit, noch der Furcht und Hoffnung bedarf, um in der bürgerlichen Gesellschaft erhalten zu werden. Diese Leidenschaften würden ihm aber moralischer Weise eben so gefährlich werden können als Freyheit und Eigennutz im Naturzustande, wenn nicht die

bürger-

bürgerliche Gesellschaft zugleich ein Mittel wäre, diese Leidenschaften der Moralität weniger gefährlich zu machen. Daß eine Verfassung seyn muß, haben wir oben schon gesehen; daß die Verfassung, wie sie seyn sollte, materialiter, weil sich die dazu nöthigen Subjekte nicht finden, unmöglich ist, erzeugte die vorhin angedeuteten Schwierigkeiten in bürgerliche Gesellschaft zu treten; und nun, da sich die Schwierigkeit dadurch gelöst hat, daß es zur Erfüllung der Foderung der Moralität hinlänglich sey, daß die Verfassung bloß formaliter so sey, wie sie seyn soll: so ist klar, daß der ganze moralische Zweck der bürgerlichen Gesellschaft nur durch die formale Güte ihrer Verfassung erreicht werden kann. In moralischer Rücksicht kömmt es daher nicht darauf an, wie viel Gutes durch eine Regierung geschehe, sondern einzig und allein, wie dieses Gute geschehe, damit es dem Bürger ein Vorbild seyn könne, auf welche Art er bey sich selbst über Recht nnd Unrecht zu entscheiden habe. Die Frage über die beste Verfassung ist daher, in moralischer Rücksicht, am allerwichtigsten: weil in dieser Rücksicht der Zufall die Verfassungen nicht verbessern kann, wie es in bloß politischer Rücksicht öfters dadurch geschehen kann, daß eine schlechte Verfassung durch treffliche Menschen administriert wird.

§. 7.

§. 7.

Es lassen sich so viele Arten der Verfassungen denken, als Vertheilungen der zur Erfüllung eines gültigen Urtheils über Recht und Unrecht nöthigen Vollmachten möglich sind.

Ein gerechtes Urtheil muß allgemeingültig seyn; denn es muß nicht auf Einen Fall allein, sondern auf Alle ähnliche Fälle gültig seyn, und als solches anerkannt werden. Dies ist aber nur möglich, wenn es sich auf ein Gesetz gründet, und setzt also eine gesetzgebende Gewalt voraus. Es muß ferner uneigennützig seyn. Der Richter muß nicht zugleich Parthey seyn; und er muß das Gesetz schon vorfinden, damit nicht das Gesetz als durch die beliebige Entscheidung entstanden erscheine, sondern die Entscheidung nach dem Gesetz geschehe. Es setzt daher eine richterliche Gewalt voraus. Es muß ferner wechselseitig seyn, d. i. jeden verbinden zu dessen Ausführung beyzutragen; es muß jeden angehen, jedem als das Seinige am Herzen liegen. Dies setzt voraus, daß eine organisierende Gewalt da sey, die das Interesse aller Bürger mit einander verknüpft, um zum Zweck der Gesellschaft, der Garantie des Rechts, gemeinschaftlich zu wirken. Es muß endlich vollzogen werden, und erfodert also eine vollziehende Gewalt, die es wirklich ausführen läßt.

Diese

Diese vier Gewalten können nun in Einem Subjekt vereinigt, oder verschiedentlich vertheilt seyn. Alle können entweder durch Einen, durch mehrere, oder durch die Majorität von allen, ausgeübt werden; jede kann monarchisch, aristokratisch, oder demokratisch verwaltet werden.

Nach dieser möglichen Abänderung läßt sich nun die Zahl aller Arten der Verfassungen angeben. Sind alle vier vereinigt, so können sie auf dreyerley Art ausgeübt werden. Sind drey beysammen und immer eine allein, so wird man finden, wenn man die möglichen Kombinazionen durchgeht, daß 32 Arten heraus kommen. Sind je zwey und zwey beysammen, so findet man 24 Arten. Sind zwey verbunden und immer zwey getheilt, so findet man 20, sind sie einzeln, so findet man 47. In allen giebt es also 226 verschiedene Regierungsformen, ohne die unendlichen Kombinazionen, die durch Reservate der einen Gewalt innerhalb der Grenzen einer andern entstehen.

Wenn man diese Menge der möglichen Verfassungen betrachtet, so wird man sich nicht wundern, wenn sich so viele Verfassungen nicht unter die gewöhnlichen Rahmen wollen bringen lassen. Die richterliche, die gesetzgebende und die vollziehende Gewalt wurden schon längst in der Theorie abgesondert; aber die wählende oder organisierende, welche schicklich Wahlrecht genannt werden kann, wurde immer, als nothwendig mit einer der übri-

gen

gen verbunden betrachtet. Sie kann aber völlig getrennt seyn, und einzelne Beyspiele finden sich davon in den Feudal-Verfassungen, wo sich wirklich ein anderer die Wahl eines Vorgesetzten vorbehalten hat, während daß dann von diesem oder wieder einem andern, oft alle übrigen Gewalten ausgeübt werden. Jede dieser vier Gewalten kann daher abgesondert verwaltet werden, wie die Beyspiele davon auch in der Geschichte aufzufinden sind, und ihre Vertheilung macht den wesentlichsten Unterschied der Regierungsformen aus.

Die Frage: welche Regierungsform die beste sey? ist von der Frage; ob es besser sey, daß einer, oder mehrere, oder das Volk durch die Majorität herrsche? wohl zu unterscheiden; denn ehe man über die letzte entscheiden kann, muß diese vorher gehen: „welche Vertheilung der Gewalten die beste sey?"

§. 8.

Die moralische Form der Verfassungen liegt einzig in der Vertheilung der Gewalten, und nicht in der Menge der Personen, die diese Gewalten ausüben.

Die moralische Form eines Urtheils führt auf vier Gewalten, ohne zu bestimmen, ob sie von Einem oder von Vielen ausgeübt werden sollen. Es ist also zu untersuchen, ob diese Gewalten alle

zusam-

zusammen, oder deren zwey oder drey in Einem Subjekt vereinigt seyn können, ohne der Anschaulichkeit der Form eines gültigen und wirksamen Urtheils über Recht und Unrecht Abbruch zu thun. Wir haben zwar oben schon gezeigt, daß der rein moralische Gesichtspunkt der Verfassungen keine andere Prüfungsart verstattet; aber da vielleicht vielen Lesern die Sache zu subtil und als bloß künstlich erdacht, aber in der Wirklichkeit aller Anwendung unfähig vorkommen möchte: so wird es nicht überflüssig seyn, hier die Sache noch weiter auszuführen, und den Nutzen dieser Subtilität für die Moral und Politik zu zeigen.

Ich berufe mich hier auf die vorhergehende Untersuchung *), wo ich die Alleinherrschaft bloß in Rücksicht ihrer äussern Vortheile und ihrer nothwendigen Entstehungsart, wenn die Menschen in der Kultur Fortschritte machen sollten, betrachtete. Dieser Gesichtspunkt muß nie aus den Augen verloren werden, sobald die Moralität ihn zu fassen erlaubt. Dies haben wir nun in dieser Abhandlung bereits gezeigt, und sind nun dabey, die Ansprüche der Moralität auf den Gegenstand unserer Untersuchung anzuwenden. Wie wichtig es sey, bey allem, was die Menschen unternehmen, die Moralität zu befragen, auch wenn es nicht

*) Im 7. Stück des T. M. von diesem Jahre.

nicht genau mit ihr verbunden zu seyn scheint, zeigt sich vorzüglich wieder in diesem Falle. Zuerst scheint es, als ob man bey der Frage nach der besten Regierungsform oder Verfassung, nur darauf zu sehen hätte, welche dem Menschen am nützlichsten wäre; bald aber trägt die Moral auch ihre Foderung vor, und will nicht nur, daß die gerechteste gewählt werde, sondern sieht die Verfügung, daß die Menschen durch Zwang zu scheinbar guten Handlungen getrieben werden, sogar als eine Schmälerung ihres Einflusses an, indem sie das Gute ohne Furcht und Hoffnung ausgeübt wissen will. Wäre nun dieser Einwurf gegen jede Verfassung gültig, und hätte die Moral nie etwas von ihnen zu erwarten, als daß sie eine Schule der Heucheley wären: so wären Moral und Politik gänzlich getrennt, und der moralische Mensch müßte den politischen ausziehen und in die Wüste gehen. Daß dieses keine unzeitige Furcht sey, hat sich schon in der Erfahrung gezeigt, indem ja wirklich die Meinung, daß sich die bürgerliche Verfassung und die reine moralische Gesinnung (was die Christen die Nachfolge Jesu nennen) nicht mit einander vertrügen, einmal schon herrschend wurde, und den Anachoretismus erzeugte, vom welchem das Klosterleben noch eine gemilderte Nachahmung ist. Da die Moral aber immer den ersten Anspruch an den Menschen hat: so müßte auch, sobald es ausgemacht wäre, daß es eine durch höhere Macht angeord-

nete

nete moralische Verfassung (eine sichtbare Kirche) gäbe, die sich mit der politischen nicht vertrüge, die politische dieser völlig untergeordnet werden; indem die politische Verfassung nur als eine Zucht angesehen werden müßte, in welcher die unmoralischen Menschen (die Weltmenschen) gehalten würden, um den moralisch vereinigten Menschen (Kindern Gottes) nicht zu schaden. Die Hierarchie muß nothwendig entstehen, so bald die Parthey der Anachoreten die herrschende wird. Wird die bloß politische die herrschende, so entsteht eine Epoche des Unglaubens, die für die Menschheit noch gefährlicher ist, aber nie lange dauern kann. Auch dies bestätigt die Geschichte. Ferner lehrt uns die Erfahrung und die Kenntniß der ganzen menschlichen Natur, so weit wir darin gekommen sind, daß die Vollendung des Individuums nicht als Naturzweck des Menschen angenommen werden kann, sondern daß einzig die einstmahlige Vollendung der Gattung denkbar ist. Es entsteht also selbst aus der Moral, die uns die Erreichung des höchsten Guts gebietet, die Aufgabe, auch zu dieser Vollendung beyzutragen; und da dies nur durch Errichtung der bürgerlichen Gesellschaft möglich ist: so macht uns die Moral auch den positiven Auftrag (nicht bloß den negativen) aus dem Naturzustande in bürgerliche Gesellschaft zu treten. Aber, als Auftrag von ihr, muß er auch nach ihren Vorschriften ausgeführt werden. Es entstehet von der einen Seite die Gefahr einer sehr

schädlichen Trennung unter den Menschen; und von der andern wird der Moral nicht Genüge geleistet, wenn die bürgerliche Verfassung nicht auf ihre Vorschriften gebauet wird.

Die Vorschriften der Moral können sich aber hier auf nichts weiter erstrecken, als auf die Form; weil dies das Einzige bleibende einer Verfassung ist, während die Subjekte, welche die Verfassung wirklich ausmachen, beständig wechseln. Diese From liegt in der Anschaulichkeit eines gültigen wirksamen Urtheils, und diese wird durch die Vertheilung der Gewalten erhalten; folglich ist dies das Einzige, was die Moral hier thun kann. Für die Güte der Verwaltung, in so fern das Gute nicht bloß als Erscheinung durch entgegengesetztes Interesse, sondern aus moralischen Triebfedern entstehen soll, bürgen mehrere Personen eben so wenig als Eine, und die Frage: ob es gut sey, daß Einer Person, oder mehreren, oder der Majorität, diese oder jene Gewalt zu übergeben sey, ist daher politisch und nicht mehr moralisch.

§. 9.

Die vier Gewalten müssen getrennt seyn.

Sind die vier Gewalten vereinigt, so ist das Gesetz durch den Richter gegeben, mithin erscheint es als der Wille des Richters; der Rich-

ter

ter ist durch sich selbst ernannt, er ist also nicht rechtmäßig anerkannt, und ist Parthey; er vollzieht seinen Ausspruch selbst, und dieser Ausspruch erscheint dadurch als sein bloßer Wille; der Gehorsam ist daher kein Gehorsam gegen eine gesetzliche Gewalt, sondern gegen eine willkührliche. Es wäre möglich, daß der Urtheilsspruch zwar gerecht wäre, aber man kann nie gewiß werden, daß der Richter gerecht ist. Diese Art von Verfassung ist den Menschen auch nur dadurch erträglich, daß sie in einem rohen Zeitalter sich das Ansehen geben kann, daß sie durch göttliche Autorität geschützt sey. Der Mensch unterwirft sich ihr um einer höhern moralischen Macht willen. Die erste ursprüngliche Verfassung ist zwar nothwendig von dieser Art; aber (wie wir in der historischen Betrachtung gezeigt haben) sie erhält sich auch nur durch einen Schein von Göttlichkeit. Moralischer Weise ist es nun gleich, ob diese Gewalten in der Hand eines Einzigen, mehrerer, oder der Majorität vereinigt sind. Diese Regierungsart heißt despotisch, und es giebt daher despotische Monarchie, Aristokratie und Demokratie. In so fern diese Verfassung als wider Willen der Untergebenen durch bloße Gewalt behauptet, angesehen wird, heißt sie tyrannisch. Die absolute Demokratie, wo Alles durch die Majorität entschieden wird, ist daher sowohl eine tyrannische Verfassung, weil sie ursprünglich durch bloße Gewalt über die Minorität entstehen muß, als auch eine despotische,

weil keine Vertheilung der Gewalten darin Statt findet.

Wenn drey Gewalten vereinigt sind, so ist klar, daß die Verfassung noch keine vollkommene moralische Form hat. Doch ist der Despotismus aufgehoben, so bald die gesetzgebende und vollziehende Gewalt getrennt sind. Denn die Gesetze erscheinen dann, als durch Vernunft gegeben, ohne andere Hoffnung als durch ihre Gerechtigkeit Eingang zu finden. Der oder die Inhaber der vollziehenden Gewalt müssen solche aber freywillig übernommen haben, und nicht als im bloßen Dienste der Gesetzgebenden, noch weniger aber muß diese als im Dienste der Vollziehenden erscheinen. Aus gleichem Grunde muß das Wahlrecht und die richterliche Gewalt gleichfalls von der Gesetzgebenden getrennt seyn; sonst würde die vollziehende durch die richterliche und wählende von ihr abhängen.

Diese Verfassung heißt eine suveräne, die vollziehende Gewalt mag monarchisch, aristokratisch oder demokratisch verwaltet werden. In erster Rücksicht ist sie die absolute Monarchie, die (wie man sieht) mit den moralischen Bedingnissen einer Verfassung nicht, wie der Despotismus, schlechterdings unverträglich ist, sondern (wie wir unten sehen werden) aus politischen Gründen öfters einer andern vorgezogen werden darf. Die despotische Monarchie geht endlich in diese über, in so fern die Entscheidungen des Vorfahrers gewissen

wissermaßen eine gesetzliche Kraft für den Nachfolger bekommen, und die Obergewalt sich selbst nicht widersprechen kann, ohne ihr Ansehen zu verlieren. Die Möglichkeit aber, daß eine Monarchie lange despotisch bleiben könne, beruht auf einer solchen Dummheit der Menschen, daß sie die Urtheile fast gar nicht vergleichen, und auf einem göttlichen Ansehen derselben, wodurch ihre Ansprüche der menschlichen Beurtheilung entzogen werden. Bey zunehmender Aufklärung sieht sich die despotische Monarchie allezeit genöthigt, sich in eine suveräne zu verwandeln, oder sie wird durch eine Revoluzion aufgehoben; welche von selbst erfolgt, als eine zur Naturabsicht der Ausbildung der Menschengattung gehörige Begebenheit, die eben so von selbst und ohne Vertrag entstehet, als sich die Obergewalt von selbst bildet. Alles was nicht durch einen moralischen Entschluß, sondern nach Naturgesetzen entstanden ist, sie mögen nun Gesetze der Bewegung oder der Leidenschaften seyn, hebt sich durch diese Gesetze wieder auf, so bald es zum Naturzweck nicht mehr nothwendig ist. Die bisherige, und, was die zu ihr gehörigen Dokumente betrift, als geschlossen anzusehende Geschichte, bietet uns auch bloß Revoluzionen dar, deren heilsamer Endzweck zur Vervollkommung des Menschengeschlechts und Herbeyführung einer weltbürgerlichen Gesellschaft, sich wohl auffinden, aber deren moralische Rechtmäßigkeit sich nicht beurtheilen läßt, weil diese

einzig aus der Maxime der handelnden Personen, und nicht aus dem heilsamen oder mißlichen Erfolg erkannt werden müßte. Alles was geschehen ist, muß nach Naturgesetzen, und alles was geschehen soll, nach Freyheitsgesetzen betrachtet werden.

Alles, was wir hier von der Verbindung der Gewalten zu dreyen und einer abgesonderten gesagt haben, gilt auch von der Verbindung derselben zu zweyen. So bald die gesetzgebende und vollziehende verbunden sind, entsteht Despotismus, die übrigen beyden mögen getrennt oder verbunden seyn. Wir haben auch schon gesagt, daß das Wahlrecht und die richterliche Gewalt von der Gesetzgebenden unterschieden seyn müssen, weil ihr sonst die vollziehende nicht beygeordnet, sondern unterworfen, also keine freye Gewalt wäre. Die gesetzgebende Gewalt muß daher von jeder getrennt seyn. Sie kann zwar die richterliche und vollziehende anordnen; aber sie darf keinen weitern Einfluß auf sie haben. Das Wahlrecht nämlich setzt, als Gewalt betrachtet, die Verantwortlichkeit der durch sie gewählten Subjekte voraus: Diese Verantwortlichkeit darf aber nicht von der Gesetzgebenden als für ihr Forum gehörig gefodert werden, indem sie dadurch Richter in ihrer eigenen Sache würde; sie würde Verantwortung über die Ausübung der Gesetze, als ihrer Befehle, fodern; da die Verantwortung doch nur wegen der Befolgung der Gesetze an sich, geschehen soll.

Diese

Diese Verbindungen sind daher nothwendig auszulassen, und es sind nur die Verbindungen zwischen der vollziehenden und den übrigen zu prüfen. Die richterliche Gewalt und das Wahlrecht können auch nicht vereinigt seyn, weil der Richter allgemein anerkannt, d. i. nicht durch sich selbst aufgedrungen seyn muß. In diesem liegt auch der Grund, warum eine suveräne Regierung noch keine rein moralische Form hat, weil der Richter in ihr durch sich selbst Richter ist. Dies kann wohl geduldet werden, so lange kein Grund vorhanden ist, mit der Verwaltung seines Amtes unzufrieden zu seyn: aber so bald diese Unzufriedenheit Statt findet, so steht er unter keinem Schutz und ist einer Revoluzion Preis gegeben. Jede suveräne Verfassung trägt daher den Keim einer Revoluzion so gut in sich wie die despotische: nur mit den Unterschied, daß eine Revoluzion (die man nicht mit einer Konspirazion verwechseln muß) bey der despotischen nothwendig den Umsturz der Verfassung hervorbringt, bey einer suveränen aber oft nur die Veränderung des regierenden Subjekts zum Zweck haben kann.

Es bleiben uns nur noch die Verbindung zwischen der vollziehenden und richterlichen Gewalt, und zwischen der vollziehenden und dem Wahlrecht übrig. Das Wahlrecht kann mit keiner andern Gewalt vereinigt seyn, ohne daß diese Gewalt dadurch als usurpiert erscheint. Die richterliche Ge-

walt kann mit der vollziehenden nicht vereinigt seyn, ohne daß dem Urtheil die freywillige Anerkennung fehlt; und ein Richter, der seinen Ausspruch durch eigene Autorität vollziehen kann, ist ein Despot; denn es ist nicht auszumachen, ob sein Urtheil um des Vortheils aus der Vollziehung willen gefällt wurde, oder die Vollziehung um der Gerechtigkeit des Urtheils willen geschah.

In einer Verfassung die als eine von freyen, moralischen Wesen zu wählende anzusehen ist, müssen daher alle vier Gewalten getheilt seyn. Eine solche Verfassung ist keiner Revoluzion mehr unterworfen, und kann jederzeit durch eine Reformazion verbessert werden, wenn die Subjekte, welche die Gewalten haben, selbige schlecht verwalten. Da das Wahlrecht, oder die organisierende Gewalt von den andern getrennt ist: so kann jede Gewalt provisorisch ersetzt werden, wenn die, die sie in Händen hatten, sollen zur Verantwortung gezogen werden.

Nun sollte die Frage beantwortet werden; ob die Gewalten überhaupt, oder welche unter ihnen Einen, mehreren, oder der Majorität anvertraut werden soll? aber diese Frage ist durch die Moralität allein nicht zu entscheiden, sondern muß aus politischen Gründen entschieden werden.

§. 10.

§. 10.

Die Politik suchet die Menschen unter der Voraussetzung in gesellschaftlicher Einigkeit zu erhalten, daß jeder die Maxime befolgt: „suche dir Alles eigen zu machen.“

Politik überhaupt ist die Wissenschaft der Glückseligkeit in bürgerlicher Gesellschaft; subjektiv lehrt sie selbige erwerben, und objektiv lehrt sie die Mittel im Allgemeinen, wodurch der Erwerb möglich und gesichert ist. Der Beytrag, den ein Mensch durch andere zu seiner Glückseligkeit erhalten kann, ist der Schutz seines Eigenthums. Die Freuden des Genusses sich zu schaffen und ein Eigenthum zu erwerben, hängt von ihm ab; die Vermehrung seines Eigenthums durch Geschenke, und die Freuden des Umgangs können ihm nicht ohne Unterschied von jedem verschafft werden. Was also allgemeine Verfügung seyn soll, kann nie diesen Endzweck haben. Es kann aber von Niemand Schutz begehrt werden, ohne daß man selbigen wieder leistet, und der Schutz muß daher wechselseitig seyn: denn ich werde von dem einen in meinem Eigenthum geschützt, daß ich das Seinige gegen einen andern vertheidige. Die Moral verbindet uns zu uneigennützigen Handlungen; aber die Politik soll dafür sorgen, daß der Eigennutz nicht die Gesellschaft zerstöre. Die eigennützige Sinnesart des Menschen ist ein allgemein bekanntes Faktum, und die Politik muß sich daher einzig auf dieses Fak-

tum gründen. Sie muß voraus ſetzen, daß jeder Menſch alles an ſich zu reiſſen ſuche, um dafür zu ſorgen, daß er nicht mehr bekomme als ihm gebührt.

Eben dieſer Grundſatz iſt aber auch bey Errichtung einer bürgerlichen Verfaſſung (einer Konſtituzion) zu beobachten: es muß angenommen werden, daß die Gewalt gemißbraucht werde, um die Anordnung treffen zu können, daß ſie ſich durch dieſen Mißbrauch ſelbſt ſchaden müßte. So bald die Moral die Form beſtimmt hat, ſo bald ausgemacht iſt, wie Recht und Unrecht entſchieden werden ſoll: ſo muß die Politik die Mittel ausſinnen, daß in dieſer Form, bey Vorausſetzung eigennützger Richter, am beſten entſchieden wird; ſie muß ſuchen den eigenen Vortheil der Beſitzer der Gewalten in das Intereſſe der äuſſern Gerechtigkeit (die innere des Herzens geht ſie nichts an) zu ziehen, und ſie durch drohende Gefahren von der Ungerechtigkeit abzuſchrecken. Dies geſchieht, indem ſie jeden als ein Thier behandelt, das ſicher ſeine Freyheit mißbraucht, das aber zugleich dieſen Mißbrauch von andern ſeines gleichen fürchtet und ihn zu hindern ſucht. Die Furcht vor dem Mißbrauch der Freyheit von andern macht den Menſchen gegen eine geſetzliche Gewalt gehorſam; und die Furcht, daß der Menſch den Mißbrauch der Gewalt rächen werde, ſobald er nur kann, macht die geſetzliche Gewalt gerecht.

§. 11.

§. 11.

Die Politik muß die Form einer Konstituzion aus der Moral, die Organisazion derselben aus der Menschenkenntniß nehmen.

Dies ist aus dem bisher gesagten so klar, daß es unnöthig ist, es ausführlicher zu erweisen.

§. 12.

Die Politik kann die Freyheit eines jeden Menschen zum Wohl des Ganzen so weit beschränken als es die Menschen-Rechte erlauben.

Wir haben oben gesehen, daß die moralische Aufgabe, eine bürgerliche Verfassung zu errichten, bloß durch die Form derselben gelöset wird, und daß die Verfassungen zu Erreichung des Naturzwecks, der Ausbildung des Menschen in der Gattung, nothwendig sind. Da es nun erlaubt ist zu den Naturzwecken mitzuwirken; so muß es der Politik erlaubt seyn, das Ganze, das Wohl der Gattung, gleichfalls dem Wohl des Individuums vorzuziehen, so weit es moralischer Weise erlaubt ist. Die Freyheit eines jeden kann daher auch so weit beschränkt werden, als nöthig ist, daß er, seiner Lage nach, der gesetzlichen Freyheit anderer nicht gefährlich werden kann. Die Moral macht aber dann Einsprüche in die Verfügungen der Politik,

wenn

wenn durch diese Verfügungen einige Menschen berechtigt würden, pflichtwidrig, und andre gehindert würden, pflichtmäßig zu handeln. Dies geschieht, wenn die Menschenrechte gekränkt werden. Unter Menschenrechten sind diejenigen zu verstehen, durch deren Beleidigung die Menschheit bey einem Menschen als unterdrückt erscheint. Ich sage, erscheint: denn da die Menschheit in der Selbstthätigkeit des Willens nach moralischen Maximen besteht: so müßte durch die Verletzung der Menschenrechte die Selbstthätigkeit angegriffen werden, wenn die Menschheit wirklich unterdrückt werden sollte. Da dies aber durch keine äussere Macht geschehen kann, wenn der Mensch nicht von selbst nachgiebt, welches ihm die Pflichten gegen sich selbst verbieten, obgleich die äussere Wirkung der Menschheit kann aufgehoben werden: so können die Menschen-Rechte nicht in dem bestehen, wessen Vernichtung die Menschheit wirklich aufhebt, sondern in dem, durch dessen Aufhebung die Aeusserungen der Menschheit in ihrer Erscheinung gehindert werden. Dies geschieht nun, wenn in den Handlungen eines Menschen kein Selbsturtheil über Recht und Unrecht sichtbar werden kann, wenn er zum bloßen Werkzeug eines andern, was die äussern Handlungen betrifft, gemacht wird. Und dies geschieht vorzüglich, wenn die Freyheit seines Gewissens, in so fern sie sich in äussern Handlungen zeigt, beschränkt wird; wenn die Ausbildung seines Geistes gehemmt wird; wenn seine körper-

liche

liche Freyheit durch bloße Willkühr beschränkt wird, und wenn er von dem Genuß der Rechte, die andern ertheilt werden, ohne Grund ausgeschlossen wird, als z. B. vom Recht sich ein Eigenthum zu erwerben. Kurz, die Menschenrechte werden beleidigt, so bald jemand der Willkühr eines andern aufgeopfert wird. Die Politik darf daher in ihren Foderungen nie weiter gehen als es der aufgeklärte Mann nothwendig finden muß. Sie kann alle erworbenen Rechte des Menschen dem Wohl des Ganzen aufopfern, aber sie darf keines seiner Menschenrechte antasten. Die Probe, ob ein Recht durch die bürgerliche Verfassung kann aufgeopfert, ob jemand in seiner Freyheit von ihr darf beschränkt werden, ist also: ob es durch sie erworben worden ist? oder ob es dem Menschen vor sich schon gebührt? und ob diese Einschränkung dem Ganzen nützlich ist, ohne der moralischen Kultur des Einzelnen zu schaden? In so fern die Menschenrechte die Bedingungen enthalten, meine Pflichten zu erfüllen, ist die Vertheidigung derselben selbst Pflicht; z. B. wenn die Denkfreyheit so weit beschränkt würde, daß ich lügen müßte. Wo aber die Erfüllung meiner Pflichten dennoch möglich bleibt, kann ich mich derselben begeben, wenn ein höherer Grund mich dazu verbindet; aber abgedrungen kann mir moralischer Weise die Verzicht derselben nie werden. Den Menschen, der seine Menschenrechte leichtsinnig vergiebt, nennt man eine feile Seele. Die Politik darf sich daher auch

auch zu nichts solcher feilen Seelen bedienen, wenn sie nicht wider die Moral handeln will; denn wenn sie gleich von keinen moralischen Grundsätzen ausgehet, so darf sie ihnen doch nicht widersprechen.

§. 13.

Die politische Güte der Verfassung bestehet darinnen, daß kein Theil der Gewalten seine Gewalt mißbrauchen kann, ohne sich selbst zu schaden.

Die Politik geht von der Voraussetzung aus, daß jeder die Maxime hat: suche dir alles eigen zu machen; sie muß daher die Mittel, um Friede und Einigkeit zu erhalten, aus dieser Maxime selbst schöpfen. Sie muß also vor allen eine wechselseitige Verantwortlichkeit der Gewalten einführen, und ihren Vortheil einander entgegensetzen. Die Gesetzgebende muß keine andere Früchte von ihren Gesetzen zu erwarten haben, als jeder andere Bürger, und die, so sie verwalten, müssen selbst vor der Richterlichen verantwortlich seyn. Die Richterliche muß von der Vollziehenden bewacht werden, die ihre Ausspräche nur dann ausführt, wenn sie der von der Gesetzgebenden bestimmten Form gemäß sind, und die, wenn die Urtheilssprüche ihrem Gewissen zuwider sind, oder sie zum blinden Werkzeug erniedrigten, an die wählende Gewalt appellieren kann, die dann aber den Ausspruch selbst neuen Richtern überlassen muß. Die vollzie-

hende

hende muß in ihrem Ansehen sinken, sobald sie die gesetzgebende und die richterliche nicht auf ihre Seite hat, derer Vortheil es wiederum ist, daß die vollziehende kein unbedingtes Ansehen erlange. Die vollziehende Gewalt darf daher nie bey der Majorität seyn, weil sich dann keine der übrigen gegen sie im Gleichgewicht erhalten könnte. Eben so wenig kann aber auch eine andere Gewalt ausser dem Wahlrecht durch die Majorität ausgeübt werden, weil dann die vollziehende das Gleichgewicht nicht halten könnte. Das Wahlrecht aber, als eine vorübergehende Funkzion, kann durch die Majorität geschehen; und in so fern jede Gewalt durch die Majorität muß anerkannt seyn, wenn sie wirksam seyn soll, muß es (in dieser Rücksicht) als immer durch die Majorität ausgeübt angesehen werden. Es muß alles so in einander verkettet seyn, daß jede Gewalt in kurzer Zeit sinkt, wenn die andere ihr Ansehen verliehrt, die übrigen aber sogleich unterdrückt werden können, wenn sie Eine zu viel Ansehen gewinnen lassen; damit die Klugheit die eine vor der Unterdrückung abhält, und die Furcht unterdrückt zu werden die andere bey Zeiten zum Widerstand auffodert. Die Ausführung dieser Anordnung der Gewalten ist eine Sache, die die Erfahrung vieler Jahrhunderte erst vollenden kann; aber die Aufmerksamkeit auf diese belehrenden Erfahrungen darf nie versäumet werden. Diese Erfahrung muß auch lehren, unter wie viele und unter wie wenige Personen jede Gewalt zu vertheilen sey. Die

bishe-

bisherige Erfahrung scheint fast dafür zu entscheiden, daß die vollziehende Gewalt in der Hand eines Einzigen seyn soll. Diese Verfassung heißt dann eine konstituzionsmäßige Alleinherrschaft. Das Wahlrecht kann nie bey dem Monarchen stehen, wenn er es konstituzionsmäßig ist; aber die Wahl selbst kann auf verschiedene Art bestimmt werden, und die Monarchie kann erblich seyn, ohne daß die wählende Gewalt darunter leide, so bald diese Erbfolge als eine konstituzionsmäßige Wahl angesehen wird. Der einzige Grundsatz, der aus der moralischen Form der Verfassungen fließt, ist dieser: die vollziehende Gewalt darf nie ausgehen. Ein gewöhnliches Wahlreich, wo der Monarch erst nach dem Tode des andern gewählt wird, ist daher eine sehr schlechte Form, wenn nicht dafür gesorgt ist, daß die vollziehende Gewalt unstrittig während der Wahl von bestimmten Personen ausgeführt wird; weil sonst eine Anarchie eintritt. Diese interimistische vollziehende Gewalt muß aber auch das nöthige Ansehen haben, die Wahl gültig zu machen, damit zwischen verschiedenen Kompetenten kein Bürgerkrieg entstehe.

So bald dieses in Acht genommen wird, so ist die konstituzionsmäßige Alleinherrschaft so gerecht als jede andere Verfassung. In der Folge verstehen wir unter dem Monarchen diejenige Person, die die vollziehende Gewalt konstituzionsmäßig besitzt.

§. 14.

§. 14.

Die Alleinherrschaft ist dann politisch vollkommen, wenn der Monarch kein Interesse hat, den Unterthan, und der Unterthan keines den Monarchen näher einzuschränken. Dies wird durch eine geschickte Vertheilung der Gewalten möglich.

In der politischen Anordnung hat man alles als Unterthan zu betrachten, das ist, als Leute, die nur der Gewalt gehorchen; aber diese Anordnung darf doch dem moralischen Menschen nichts an seiner Würde benehmen; er muß als Bürger unter ihr leben können, d. i., als ein moralisches Wesen das die Rechte anderer wie seine eigenen schützt, und das die hiezu nöthige Gewalt sich durch den Eintritt in bürgerliche Gesellschaft verschaft, hat. Aus dem Naturzustand tritt der Mensch in den bürgerlichen, und aus der Anarchie in den eines Unterthans.

In Rücksicht auf die Gesetze giebt es daher in der bürgerlichen Verfassung nichts als Bürger; in Rücksicht auf die vollziehende Gewalt aber ist jeder Bürger Unterthan, weil er die als Bürger freywillig anerkannten Gesetze nun unter der Macht dieser von ihm zu dem Schutz der Gesetze anerkannten Gewalt befolgen muß. Er ist genöthigt, der vollziehenden Gewalt unterthänig zu seyn, so

bald er dem Gesetze nicht mehr gehorcht. — Diese Unterthänigkeit, die dem Selbstinteresse von einer Seite lästig ist, muß ihm von der andern willkommen seyn, in so fern er Schutz gegen die Angriffe anderer darinnen findet. So lange also der Monarch bloß schützend ist, ohne selbst seine Gewalt nach Willkühr zu seinem Nutzen zu gebrauchen, so ist er jedem willkommen. Dies kann aber auf zweyerley Art geschehen, so wohl durch freye Güte des Menschen, als durch Zwang der Konstituzion. Nur das Letzte ist politisch vollkommen. Eben so darf aber auch nicht die allzu große Freyheit der Unterthanen der vollziehenden Gewalt in ihrem rechtmäßigen Ansehen gefährlich werden, und sie an Erhaltung der bürgerlichen Ordnung hindern; und dies darf gleichfalls nicht von der Güte der Unterthanen erwarlet sondern muß durch den Zwang der Konstituzion bewirkt werden. Diese Aufgabe kann aber nur durch eine, der Form nach, moralisch richtige, und der wirklichen Ausführung nach, politisch kluge Vertheilung der Gewalten geschehen. Die Grundsätze, worauf es besonders ankommt, lassen sich leicht aus dem bisher gesagten ableiten, und sind folgende: 1) Der Monarch muß als solcher freywillig anerkannt seyn. Jede Thronbesteigung fängt daher auch mit der Huldigung an. 2) Er muß nicht wegen der Gesetze, die er antrift, oder in Gemeinschaft aller Bürger anerkennt, verantwortlich seyn; er muß frey von allem Schein seyn, die gesetzge-

setzgebende Gewalt in sein Interesse gezogen zu haben. 3) Er muß bey keinem Urtheilsspruch interessirt erscheinen; er muß nie Einfluß auf den Richter zu haben scheinen. 4) Er muß die Vollziehung des Urtheils nie unterlassen, so bald er es als gerecht erkennt; aber er muß auch diese Anerkennung vorher gehen lassen: er muß nicht als Werkzeug der richterlichen Gewalt handeln, sondern aus freyer Beystimmung. Die Vollziehung darf ihm von dem Richter nicht geboten seyn, sondern er muß sie aus innerer Ueberzeugung ausüben, und die hiezu nöthige Unabhängigkeit haben. 5) Er muß so wenig als möglich mit den Rechten einer Privatperson in Kollision kommen. In seinem Ansehen, in seinen Einkünften muß nichts unbestimmtes, von seiner persönlichen Thätigkeit abhängiges seyn. Dies macht eine gewisse Etikette und eine Bestimmung der zu seiner unverantwortlichen Disposizion ihm überlassenen Einkünfte nothwendig. Jeder Urtheilsspruch zwischen ihm und einer Privatperson ist seinem Ansehen nachtheilig: denn ist er wider ihn, so scheint er eine ungerechte Prätension gemacht zu haben: ist er für ihn, so scheint er den Richter durch sein Ansehen gewonnen zu haben. Dieser letzte Umstand ist für einen Monarchen ausserordentlich wichtig: denn so bald als er mit einem seiner Bürger rechtet, so bald steht sein Ansehen in Gefahr; rechtet er mit seiner Nazion, so ist sein Ansehen fast schon verloren, und kaum würde der größte Mann im Stande seyn, dem un-

glücklichen Schicksal des französischen Monarchen zu entgehen.

§. 15.

Die Moral und Politik sind einander nicht entgegen, sondern die Politik bewirkt die äussere Darstellung dessen, was die Moral als aus innerer Gesinnung entsprungen fodert.

Da die Politik eine solche Anordnung des wechselseitigen Interesse trift, daß keiner dem andern schaden kann, ohne sich selbst zu schaden: so bewirkt sie dadurch ein Gleichgewicht der Gewalten, das sie aus moralischen Grundsätzen selbst beobachten sollten, und begünstigt dadurch, zwar nicht die Moral, die allein in der Denkungsart Statt findet, aber die Gemäßheit der Handlungen mit dieser Denkungsart, der oft bey aller Güte die Leidenschaften Hindernisse in den Weg legen, und die die Schwäche des menschlichen Herzens oft unwirksam macht. Die Politik bessert daher wenigstens den empirischen Karakter in der Erscheinung, wenn sie gleich nichts zur Besserung des intelligibeln beytragen kann. Da die bürgerliche Verfassung die Bedingung der Kultur des Menschen ist, und Festigkeit und friedliche Dauer der Verfassung von der Güte der politischen Anordnung abhängt: so trägt auch dadurch die Politik zur Moralität bey, daß sie die Geistesaufklärung befördert, dadurch

durch den Menschen erweckt über seine Pflichten zu denken, und ihn dadurch geschickt macht, bey gutem Willen weniger irrig zu handeln. Während die Staatsverfassungen den großen Naturzweck der Kultur der Gattung befördern, befördern sie auch die Kultur des Individuums, weil sie ihm die Erfahrungen seiner Vorgänger zur Belehrung aufbewahren. Wenn daher die bürgerliche Gesellschaft auch noch nicht den Menschen glücklicher gemacht hätte als er im Naturzustand wäre, so wäre dies seine eigene Schuld: denn sie gab ihm doch die Mittel, durch seine begangenen Fehltritte, die ihm die Geschichte aufbewahrt, (welche nur in bürgerlicher Gesellschaft möglich ist,) fürs künftige klüger zu werden, welches Unterrichts er im Naturzustande entbehren müßte. Er siehet auch, daß er nun sich nicht aufreiben, wenigstens dem Schein der Moralität gemäß handeln muß, und wird dadurch auf die Glückseligkeit aufmerksam gemacht, die er sich auch hier dadurch schon bereiten würde, wenn er wirklich moralisch handelte.

Die politischen Gewalten, die ihm als eigennütziges Wesen zwingen, sind ihm als moralische Symbole der Sinnesart, die er in sich gründen soll. Die Moral, die ihm seine Freyheit zur Pflicht macht, findet in der Politik, die ihr ihren Grundsatz für die Form verdankt, die Anschauung der Lehren, wie er seine Freyheit brauchen soll.

Moraliſcher Weiſe kann der Menſch zwar nicht auf das Selbſtrichteramt Verzicht thun — er muß ſelbſt Geſetzgeber, ſelbſt Richter, ſelbſt Vollzieher ſeyn; aber ſie erlaubt ihm in aſketiſcher Rückſicht, ſich dieſes Geſchäft zu verſinnlichen, und ſich durch die Vorſtellung eines Repräſentanten dieſer Gewalten die Ausführung zu erleichtern. In moraliſcher Rückſicht kann daher keine Gewalt auf einen andern übertragen, ſondern nur von einem andern repräſentiert werden.

Dies iſt noch ein moraliſcher Grund mehr, warum weder die geſetzgebende noch die richtende, noch die vollziehende Gewalt bey der Majorität ſeyn ſoll, weil die Uebermacht durch Gewalt ſo entſchieden wäre, daß für die moraliſche Huldigung kein Verdienſt mehr übrig bliebe. Es wird dadurch der Staat in zwey Theile getheilt, in Suveräns und Unterthanen, weil der eine Theil will, und der andere muß. Der wahre Bürger findet keine Stelle, weil keine Gewalt da iſt, die er moraliſcher Weiſe achten kann; es hängt vom Zufall ab, ob er durch ſein Votum Herr oder Knecht iſt. Bey einer weiſen Vertheilung der Gewalten kann aber der Menſch Bürger ſeyn. Der Unterthan gehorcht dann der vollziehenden Gewalt, der Bürger dem Geſetz; der Unterthan beugt ſich vor der Macht des Monarchen, der Bürger ehrt die Macht der Geſetze in ihm; und indem jener von ihm im Zaum gehalten wird, ſo erhält dieſer Sicherheit

und

und Schutz. Ueber den Unterthan wird von dem Richter gerichtet, während das Recht für den Bürger bloß entscheidend ist. Aller Widerspruch, der den Eintritt in bürgerliche Gesellschaft erschwerte, kam nur daher, daß es schien, der Mensch müßte aus dem Naturzustande in den Stand eines Unterthans treten; aber da wir nun gezeigt haben, daß dies nur dann geschieht, wenn er vorher aus dem Naturzustand in den Zustand der Anarchie getreten ist, in dem sich sein Herz gegen den Ausspruch der Moral verhärtete, und daß er als moralisches Wesen Bürger wird, wo die gesetzlichen Gewalten nur Symbole seiner eigenen Moralität sind: so freuet er sich eines Zustandes, der die Ausbildung seiner Humanität befördert, und nur die Vergehungen seines Eigennutzes bestraft. Alle Schwierigkeiten verschwinden nun, und der Mensch, der im Naturzustande nur für sich Gutes stiften konnte, ist im politischen geschickt für seine Nebenbürger, ja so gar für die Nachkommen auf ewige Zeit, Gutes zu bewirken. Er muß freylich immer an seiner Moralität arbeiten, wenn er seiner Bestimmung gemäß leben will, und darf sich nicht begnügen, wenn er durch die Legalität seiner Handlungen nur der politischen Strafe entgehet; aber auch zu diesem Behuf findet er in der bürgerlichen Gesellschaft eine andere Verbindung die sie erzeugt, und die nur durch die Geisteskultur, die sie hervorbringt, gedeyhen kann — er findet Religion.

§. 16.

In der politischen Gesellschaft ist noch eine Verbindung der Menschen nothwendig, die zum Zweck hat, ihre Ausbildung für den Naturzustand zu befördern, das heißt: ihnen eine solche Sinnesart beyzubringen, daß sie, um in Frieden bey einander zu leben, des äussern Zwangs entbehren können. Dies geschieht durch öffentliche Religion, oder eine allgemeine Kirche.

Die Voraussetzung, unter welcher die Politik die Menschen behandelt, würde die Menschen sehr beleidigen und wieder sie aufbringen, wenn sie nicht den Beyfall des moralischen Menschen dadurch hätte, daß sie ihn, ohne seinen moralischen Entschliessungen entgegen zu seyn, vor den unmoralischen anderer schützet. Aber selbst bey diesem Anspruch auf Beyfall würde die Politik doch noch der Moral sehr nachtheilig seyn, weil sie nur Legalität der Handlungen fodert und belohnt, wenn sie nicht noch andere Beweggründe, nicht bloß die äussere Handlung so einzurichten daß man ungestraft bleibe, sondern auch die Sinnesart selbst zu bessern, an die Hand gäbe und begünstigte. Diese Betrachtung wird dadurch noch wichtiger, daß ich kein Recht habe von jemand Moralität zu erwarten, bey dem ich sie nicht voraussetzte, welches

in

in der Politik geschieht. Ich dürfte daher keinem Menschen trauen, und kein Richter könnte jemahls sicher seyn die Wahrheit zu hören, wenn nicht neben der politischen Gewalt eine, zwar den Grundsätzen nach entgegen gesetzte, aber, dem Zweck nach die Wahrheit zu erhalten, einstimmige moralische Gewalt Statt fände, unter welcher die Menschen als moralische Wesen betrachtet, und in dieser Qualität behandelt würden. Diese moralische Gewalt muß der bloßen Moral noch einige Beweggründe hinzufügen, die ihr eine größere Kraft geben, den ihr entgegen stehenden Eigennutz zu überwinden, ohne jedoch den Einfluß der reinen Moral durch äussere Beweggründe unlauter zu machen, sondern die nur dadurch wirken, daß sie die Stimme des Gewissens lebhaft erwecken. Diese moralische Gewalt kann daher in nichts anders bestehen, als in der Verantwortlichkeit vor einem allwissenden Richter. Der Glaube an einen solchen Richter ist daher politisch unentbehrlich, weil jedermann sonst beständig in Gefahr wäre belogen zu werden, sobald die Lüge nicht anders als durch Zeugen entdeckt werden könnte. Neben dem politisch-bürgerlichen ist daher noch ein ethisch-bürgerlicher Staat nothwendig, in welchem die Menschen unter zwangsfreyen Tugendgesetzen, aber doch unter Voraussetzung einer Verantwortlichkeit leben. Dieser Staat ist gleichsam ein Abglanz der obenbeschriebenen Theokratie, und dient dazu, die Menschen von Seiten der Kultur der Moral, wie der politi-

sche Zustand von Seiten der Kultur des Verstandes, zu Bürgern einer Theokratie zu bilden. Dieser Staat nimmt aber als moralisch nur auf das Individuum Rücksicht; in ihm darf keiner dem Wohl des Ganzen nachgesetzt werden, weil er einen moralischen und nicht einen Naturzweck zu befördern hat. In diesem Staat ist die gesetzgebende Gewalt die Moral, als der Wille eines heiligen Gesetzgebers; die richtende das Gewissen, als Verantwortlichkeit vor einem allwissenden Richter; die wählende der gute Wille, als freye Huldigung des Moralgesetzes; und die vollziehende die Achtung, die das moralische Gesetz, als heiliger Wille eines allmächtigen und allgütigen Wesens, von uns fodert. Diese Gewalten können in moralischer Reinheit nicht repräsentiert werden: denn sie sollen nicht, wie in politischer Rücksicht, dadurch sich mit der Moral vereinigen, daß sie Symbole dessen sind, was der Mensch bey jedem Urtheilsspruch in Acht zu nehmen hat; sondern sie sollen die Gerechtigkeit selbst im Menschen hervorbringen. Es findet hier nur Verwerfung oder Aufnahme zum Bürger dieses Ethischen Staates, aber keine Bestrafung Statt. Es giebt in ihm keine Unterthanen, sondern bloß Bürger. Diese Gewalten können daher gar nicht repräsentiert werden, iondern die äussere Form eines ethischen Staates kann nur darin bestehen, daß die Menschen Anstalten treffen, sich wichtige, moralische Wahrheiten immer lebhaft gegenwärtig zu erhalten. Dies geschieht, wenn sie sich zu wechsel-

seitiger

seitiger Belehrung und Stärkung in Tugendprinzipien vereinigen, d. i. eine Kirche ausmachen. Da dies nun nicht mit dem politischen Staat im Widerspruch steht: so können die ethischen Bürger zugleich politische Staatsbürger seyn. Der politische Staat hat daher nur für Belehrung über die mit Religion verbundene Moral zu sorgen, um in dieser Sache alles zu thun, was er thun kann. Der Geschichte nach ist die Religion mit den Staatsverfassungen gleich alt, und wahrscheinlich ist sie älter, weil sie sich ursprünglich aus der Furcht vor unbekannten Kräften entwickelt. Wir haben schon an einigen Stellen gezeigt, daß sie mitwirkte, die ersten rohen Verfassungen erträglich zu machen: und nun haben wir bewiesen, daß ihrer auch die beste nicht entbehren kann. Die Prüfung der Religionen gehört nicht zu unserm Zweck, eben so wenig die Einrichtung einer Kirche. Wir fügen hier nur bey, daß, da die Kirche durch Menschen verwaltet werden muß, die nicht besser als andere sind, die Politik sich immer die Oberherrschaft über die Diener der Kirche vorbehalten, und diese sich allen bürgerlichen Anordnungen unterwerfen müssen: die Kirche hingegen in allem was Lehrer und Ein- und Austritt betrifft, von der politischen Gewalt ganz unabhängig seyn muß, weil sie eine freye Befolgung der Moralgesetze hervorzubringen strebt. Zu dem Endzweck der Kirche aber, die Menschen als in einer Theokratie lebend (welches nicht anders möglich ist als wenn im Na-

tur-

turzustande jeder gerecht wäre) zu behandeln, ist es nothwendig, daß es nur Eine Kirche giebt, in welche sich alle Menschen endlich vereinigen, weil die Tugendprinzipien allgemein sind, und kein getheiltes Interesse bey Menschen, die nach ihnen leben, Statt finden kann. Die Erfahrung widerspricht zwar bisher dieser Foderung; und da das Wesen einer Kirche allen Zwang, um die Einigkeit dadurch zu erhalten, verbietet: so scheint die Hoffnung nie erfüllt werden zu können, eine solche Vereinigung zu erleben. Die Wahrheit, daß die Vernunft nie uneins mit sich bleiben könne, hilft aber dieser Hoffnung auf, und zeigt in dem Satz: jeder Kirchenglaube hat zu seinem Ausleger den reinen moralischen Glauben — die Möglichkeit einer Vereinigung ohne Zwang. Da wir schon die Gefahren gezeigt haben, denen jede Staatsverfassung durch die Kirche ausgesetzt ist, wenn sie als zwey verschiedene weltliche Gewalten angesehen werden: so ist es klar, wie wichtig es sey, daß sie ohne Streit neben einander bestehen. Dies kann aber nur dann geschehen, wenn sich der Staat keinen andern Einfluß in das Kirchenregiment erlaubt, als wenn die Diener derselben bürgerliche Verbrechen begehen, und keinen in die Lehren der Kirche, als wenn sie sich von obiger Maxime entfernen; die Kirche hingegen von allem Antheil an der Staatsverfassung ausgeschlossen ist: denn sie hat einzig für die Belehrung und Verbesserung der Individuen zu sorgen.

Wenn

Wenn Kirche und Staat diese Verhältnisse beobachten, so kann die Kultur schnelle Fortschritte machen, die vollziehende Gewalt sich gutwilligen Gehorsam versprechen, und wenn sie in der Hand eines Einzigen ist, dieser sich Liebe von seinen Mitbürgern, und Unterwerfung von seinen Unterthanen verschaffen, weil er sich als Bürger des Ethischen Staats ihnen gleichstellt um geliebt werden zu können, ohne seine Achtung als vollziehende Gewalt im Politischen zu verliehren.

§. 17.

Der Monarch ist kein Unterdrücker; der moralische Mensch lebt völlig frey unter ihm, und die Kultur des Menschengeschlechts wird durch ihn befördert.

Es wird keiner Erinnerung bedürfen, daß hier vom Monarchen als abstrackter Person gesprochen wird. In der Wirklichkeit kann er freylich versuchen die Aufklärung zu hindern, die Menschen zu unterdrücken, und den wahrhaften, geraden Mann zu verfolgen: aber bey welcher Anordnung der vollziehenden Gewalt können diese Versuche nicht gemacht werden? So sehr die Konstituzion aber bey diesen das Gelingen hindern kann, so sehr kann sie es auch bey dem Monarchen. Dies also beyseite gesetzt, was bey jeder Staatsverfassung geschehen kann, daß die Administrazion unter die Hände schlechter Leute fällt, so haben wir

gezeigt:

gezeigt: daß bey der konstituzionsmäßigen Alleinherrschaft die moralische Form der Verfassung beobachtet wird; daß den politischen Foderungen Genüge geschehen kann; daß die Religion ihren ganzen wohlthätigen Einfluß behält, und also die Kultur des Menschengeschlechts ungehinderte Fortschritte machen kann; und die Folge daraus ist: daß die Monarchie eine allen Foderungen der Vernunft Genüge leistende Verfassung ist. Ob politisch betrachtet keine vollkommenere möglich sey, wo die Fehler der vollziehenden Gewalt weniger Einfluß haben und schneller verbessert werden können, mag die Erfahrung künftighin lehren. Die Filosofie kann darüber nicht entscheiden; wenn sie gezeigt hat, daß etwas der Bestimmung des Menschen würdig ist, so hat sie ihr Geschäft vollendet.

Wir haben in dieser Betrachtung weiter ausgeholt, als es die Aufschrift zu erfodern schien; aber die Unpartheylichkeit, die bey einer filosofischen Untersuchung das Hauptgesetz ist, muß es entschuldigen. Es war nöthig, die Bedingungen der Moral, unter welchen eine Verfassung von ihr gebilligt wird, ohne Rücksicht auf eine bestimmte Aufgabe zu erforschen, um ihren Ausspruch nicht durch Rücksichten zu verdrehen. Meine Absicht war nicht, die Alleinherrschaft zu vertheidigen, sondern sie filosofisch zu untersuchen. Zu diesem Behuf hielt ich es für nothwendig, zuerst den Hang zur Ungebundenheit, der jedem kraftvollen jugendlichen Herzen

eig.n

eigen ist, sprechen zu lassen. Da ich nicht mehr in dieser freyen, noch von keinem Schicksal getrübter Lage bin, so wählte ich Boeties Rede dazu. Hiemauf wollte ich untersuchen, ob denn diese Ungebundenheit die Menschen so glücklich mache, als sich eine jugendliche, mit großmüthigen Vorsätzen, diese Ungebundenheit wohl zu gebrauchen, angefüllte Fantasie vorspiegelt. Dies ließ ich von der Geschichte und empirischen Menschenkenntniß beantworten. Ich begnügte mich hier, nur die vorzüglichsten und von den Freyheitspredigern am häufigsten angeführten Beyspiele zu betrachten; und dies war schon hinlänglich, um zu zeigen, daß sich der Mensch sehr verrechnet, wenn er sich Glückseligkeit aus der Ungebundenheit verspricht; sondern daß alle Fortschritte des Menschen und der Anfang eines ruhigen Lebensgenusses unter der Alleinherrschaft geschah. Es zeigte sich auch, wie starke Fesseln sich der Mensch dadurch auferlegte, daß er seine Ungebundenheit nur durch die Nothwendigkeit ablegte, und welche Verbindlichkeit er gegen den Herrscher habe, der ihm ursprünglich bey einem Eigenthum schützte. Nun war auch zu untersuchen, was dem Menschen, in so fern er ein moralisches Wesen ist, obliege; und dies ist in der letzten Abtheilung geschehen.

Mein einziger Wunsch ist nun, daß die Prüfung meiner Resultate mit derselben Unpartheylichkeit, wodurch ich zu ihnen gelangte, geschehen möchte. So sehr es dem Menschen Pflicht ist, so zu leben, daß

die

die Wahrheit nicht um seinetwillen verfolgt werde: so sehr ist es ihm Pflicht, daß er sich nicht scheue, um der Wahrheit willen verfolgt zu werden. Moralische Freyheit ist ein unveräusserliches Eigenthum des Menschen, das er mit seinem Leben vertheidigen muß, wenn man es ihm entreissen will; aber diese Freyheit erlangt er nur durch Aufklärung des Geistes und Besserung seines Herzens, welche beyde nur im bürgerlichen geselligen Zustande möglich sind. Er lerne seine Menschenrechte kennen, um über sie zu wachen und sie in andern zu ehren; aber ehe er diese Kenntniß hat, hüte er sich über Verletzung der Menschenrechte zu klagen. Ehe er andere Menschen befreyen will, prüfe er sich, ob er selbst moralisch frey sey, oder ob er noch selbst von Eigennutz und Stolz beherrscht werde. Der Jüngling, in dessen Busen der großmüthige Gedanke entsteht — ich wünschte die Menschheit von ihren Fesseln zu befreyen — prüfe, ob er es in der That lieber sähe, wenn sie schon befreyt wäre. Findet er, daß ihm sein inneres Bewußtseyn ganz leise sagt, — nein! ich möchte den Ruhm haben dies zu thun" — so kann er überzeugt seyn, daß er selbst noch an der Tyranney Gefallen findet, und daß es nur seinem Stolz schmeichelte ein Tyrann zu seyn, der es unmöglich machte, daß es einer mehr nach ihm würde. Wenn wir als redliche Bürger unser und anderer Menschen wahres Wohl befördern wollen, so müssen wir vor allem uns selbst zu guten Menschen zu bilden suchen, unsere

moraliſche Freyheit in Ueberwindung der Lockungen der Lüſte und Begierden in unſeren Handlungen zeigen, und dann erſt andern Menſchen den Genuß ihrer Rechte zu verſchaffen ſuchen, wenn wir überzeugt ſind, ſie können aus unſerm Beyſpiel den Gebrauch lernen, den ſie davon machen ollen. Nur mit dieſer Ueberzeugung ſind wir ſicher nie etwas ſchlimmer zu machen als es war, die Menſchheit, die wir in uns gebildet haben, auch in andern zu bilden, und in allen unſern Unternehmungen mit der Unerſchrockenheit zu handeln, die der Lehrer des Evangelium von uns fodert: „fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib wohl, aber die Seele nicht tödten können.“

D. E.

II.

Der alte Thomas Parr.

Man hat in ältern und neuern Zeiten mit literariſcher Mikrologie weitläuftige Verzeichniſſe von ſolchen Perſonen gemacht, die ein ungewöhnlich langes und bis ans Ende kraftvolles Alter erreicht haben*). Das lange Leben iſt dadurch ein eignes, gewiß

*) Man fand ſchon ſehr früh, daß ſich dieſe Materie zu einer erbaulichen Glückwünſchungsſchrift beym Geburts-

gewiß sehr unschuldiges und von jedem Verdachte ehrgeiziger Absichten weit entferntes Mittel geworden, seinem Namen eine gewisse Art von Unsterblichkeit zu verschaffen. Wie viele, die bey ihren Lebzeiten nie außer dem Bezirk ihres kleinen Kirchsprengels genannt, oder höchstens nur zur demüthigstolzen Cäremonie des Fußwaschens in die Hauptstadt verschrieben wurden, erhielten auf diesem Wege nach ihrem Tode eine ganz unvermuthete Zeitungscelebrität. Nur blieb man gewöhnlich in solchen Fällen bey der bloßen, trocknen und unfruchtbaren Nomenklatur stehen, und an genaue, dem Fysiologen und forschenden Arzt so willkommene Nachrichten über die frühere Erziehung und besondere Lebensweise solcher lange lebenden Personen war nicht zu denken. Nur selten traf es durch eine glückliche Vereinigung der Umstände, daß sie von sachkundigen Beobachtern über ihre Lebensumstände ausgefragt, und als lehrreiche

Belege

tage, oder Jubelfeste eines Gönners vortrefflich qualifizierte. Schon Lucian gratulierte seinem erlauchtesten Patron, Quintilius, zum Geburtstage in der noch vorhandenen Schrift, die Makrobii, die der mit dem Geiste seines Schriftstellers so vertraute teutsche Uebersetzer mit Recht für eine ächte Lucianische Geburt hält. S. Lucians sämmtliche Werke von Wieland, Th. 5. S. 353. In neuern Zeiten hat man durch ähnliche Veranlassungen fast über alle einzelne Kunstverwandten eine eigne Schrift, als: de medicis *longaevis*, de concionatoribus aulicis *longaevis* u. s. w.

Belege zur Kunst, lange zu leben, gebraucht werden konnten. *) Aber um so mehr verdienen nun auch diejenigen Fälle, von welchen genauere Nachrichten bekannt worden sind, aufbewahrt, und auch dann noch in gutem Andenken erhalten zu werden, wenn Jahrbücher und Sterbelisten längst von ihnen zu sprechen aufgehört haben. Der berühmteste unter allen neuern Makrobiern — denn warum sollte man sich nicht des Griechischen Kunstworts bedienen, da uns unsere unbehülflichere Sprache eine ähnliche Zusammensetzung verbietet? — ist ohne Zweifel der Engländer Thomas Parr, der den 5ten November 1635 in seinem 152sten Jahre zu London an einer Indigestion verschied, die er der königlichen Küche zu verdanken hatte. Der gemeine Mann in England spricht noch jetzt mit einer Art von Nazionalstolz von diesem seltenen Produkt seiner glücklichen Insel; und so wie man sich vordem in Griechenland das Alter eines Nestors, und in Spanien die Jahre des Tartessischen Königs Arganthonius anwünschte, so

 galten

*) Siehe Bako in der Schrift: *historia vitae et mortis* c. 507. ff. in Opp. edit. Frf. Ueberhaupt findet man hier eine solche Fülle von Beobachtungen und daraus abgeleiteten, höchstfruchtbaren Resultaten, daß alles, was seitdem über die Kunst lange zu leben gesagt worden ist, kaum für etwas mehr als Bestätigung des dort angeführten gelten kann. Sie verdient daher vor vielen andern eine neue Ausgabe und Bearbeitung.

galten lange Zeit in England bey Geburtstagswünschen the years of old Parr für die höchste, den menschlichen Wünschen erreichbare Lebenssumme. Ja die Nazion hielt es sogar für billig, ihm neben den neun Königen und Königinnen, die der patriarchalische Altvater alle überlebt hatte, seine Ruhestätte anzuweisen. Er wurde in der Westmünsterabtey begraben, und erhielt so einen Platz neben dem Ausgezeichneten der Nazion. *)

Es sind mir von diesem Wundergreise durch einen Zufall einige Nachrichten in die Hände gekommen, die wohl auch jetzt noch verdienen, durch einen Auszug unter uns aufs neue in Umlauf gebracht zu werden. Sie können zu gleicher Zeit dem, was allgemein von ihm bekannt, und schon längst in unsere Taschenkalender und Lesebücher übergegangen ist, zur Ergänzung dienen.

Thomas Parr, ein Sohn des John Parr, war ein ehrlicher Bauersmann zu Winnington, im Kirchspiele Alderbery, in der Grafschaft Salop, und im Jahr 1489 geboren. Die Geschichte seines Lebens und seiner Lebensweise ist die einförmigste von der Welt.

Im J. 1543, als er 60 Jahr alt war, gieng der Termin seines Pachtes zum erstenmal zu Ende, und er erneu-

*) Parr hat daher auch in Fullers Worthies eine Stelle erhalten. Vergl. *Entick's* new history and survey of London, Westminster, Southwark ect. T. III. p. 64.

erneuerte ihn auf 20 Jahr mit seinem Pachtherrn, Herrn Lewis Porter. Im J. 1563 heurathete er zum erstenmal in seinem 80ten Jahr Johannen, John Taylors Tochter, eine ledige Person, und zeugte mit ihr einen Sohn und eine Tochter, die aber beide sehr jung wieder starben. Zweymal, in den Jahren 1564 und 1585 erneuerte er noch seinen zwanzigjährigen Pachtterminn mit dem Sohn und Enkel seines Pachtherrn, und blieb, vom letzten Termin an, ohne weitere Erneuerung noch 50 Jahre bis zu seinem Tode in ungestörtem Besitz seines Pachtguts. Gegen das Ende seines Lebens wünschte er den Termin zu Gunsten seiner zweyten Frau noch einmal auf eine bestimmte Zeit erneuern zu können; und da ihm sein damaliger Pachtherr dies Gesuch aus dem Grunde abschlug, weil er nun endlich doch ganz blind und schwach geworden sey, und nicht lange mehr leben könne, bediente er sich folgender List. Als er einst im Stuhl neben dem Kamin saß, und ihm seine Frau sagte, sie sähe durchs Fenster den Sohn des Pachtherrn, den jungen Eduard Porter, kommen: so befahl er ihr geschwind eine Stecknadel neben seiner rechten Fußzähe auf den Boden zu legen. Der junge, damals doch auch schon 40 Jahr alte Herr Porter trat indessen in die Stube. Nachdem man sich gegenseitig bewillkommt und die Hände gegeben hatte, sagte der alte Mann: Frau, ist dies nicht eine Stecknadel hier neben meinem Fuß? Ey freylich, antwortete jene, und hob die Nadel zu

nicht geringem Erſtaunen des Herrn Porters auf, der nun mit der Ueberzeugung davon gieng, der alte Mann ſey wirklich noch nicht ſo blind und ſchwach, als man von ihm ausgebreitet habe. Der merkwürdigſte Umſtand in ſeinem Leben bleibt indeß gewiß ſein rüſtiges Benehmen gegen das andere Geſchlecht. Er mußte im J. 1588, als er 105 Jahre alt war, in der Kirche zu Alderbery öffentliche Kirchenbuße thun, weil er ſich mit Katharine Milton außer der Ehe eingelaſſen, und mit ihr ein Kind gezeugt hatte. Seine Frau überlebte dieſe ſträfliche Untreue nur wenige Jahre. Parr blieb 10 Jahre ein Wittwer, fand ſich aber endlich doch zu ſchwach, den Verſuchungen ſeines Fleiſches und Blutes länger zu widerſtehen, und heurathete daher in ſeinem 122ten Jahre eine junge, muntre Wittwe, Antonia Adda, Tochter John Kloyds, aus Gilſells in Montgomeryſhire, mit der er noch 30 Jahre eine ſehr zufriedene und vergnügte Ehe führte. Es hat Ungläubige und Zweifler gegeben, die die Kirchenbuße des 105jährigen Ehebrechers für eine bloße Verläumdung gegen den ehrlichen Parr erklären wollten; allein die hiſtoriſche Kritik hat die Wahrheit dieſes Faktums auſſer allem Zweifel geſetzt. Fr. Peck in ſeinem Leben Kromwells *) bes

*) Wir haben zwey verſchiedene Schriften über Kromwells Leben von dieſem Fr. Peck, einem Schwärmer und Puritaner aus der Kromwelliſchen Periode, der ſich damals auch durch einen Kern des Chriſtenthums (Kernel of

bestätigt es gleichfalls durch folgende Anekdote. Als Parr zum erstenmal vor den König Karl I. gebracht wurde, fragte ihn der König: Parr, du hast länger gelebt als andere Menschen. Was hast du mehr gethan als andere? Dieser antwortete sogleich, ohne sich zu bedenken: Als ich hundert Jahr alt war, that ich Kirchenbuße.

Die vollständigste und in ihrer Art unterhaltendste Nachricht von unserm Parr giebt ein eignes auf ihn verfertigtes Gedicht, welches einen Zeitgenossen desselben, den damals so berüchtigten Wasserdichter, Thomas Taylor *) zum Verfasser

of Christianity. Lond. 1646.) bekannt gemacht hat. Die erstere enthält drey Panegyrikos auf Krowwell unter dem Titel: Memoirs of the Life and actions of Ol. Cromwell. Lond. 1740. in 4. Die zweyte, von der hier die Rede ist, führt den Titel: Life of Olivir Cromwell, Lord Protector. Lond. 1741. in 8. An dieser letztern befinden sich hinten Desiderata curiosa, wo p. 51. auch die hier angeführte Anekdote erzählt wird.

*) Dieser Thomas Taylor, der bey den Engländern unter dem Namen The Water-poet ohngefähr in eben dem Ansehn steht, wie bey uns aus einer etwas frühern Periode der Schuster Hans Sachse mit seinen Schwänken, hat seinen Namen keinesweges vom Wassertrinken, (wie sehr er das Horazische aquae potoribus omnia dura proposuit Deus beherzigt habe, beweist unter andern ein eigenes Gedicht, worin er die berühmtesten Wirthshäuser

hat, und mit der Aufſchrift: *The life of old Thomas Par, who lived 152 years, in verſe*, zu London gleich nach dem Tode des alten Parrs im Jahr 1635 in Quart herausgekommen iſt. Wir wollen hier nur die Stelle auszeichnen, wo der Dichter die einfache, ungekünſtelte Lebensart ſeines Helden in einer Manier beſchreibt, die für die damaligen Zeiten nicht ohne alles dichteriſche Verdienſt gewesen zu ſeyn ſcheint: *)

„Gute,

häuſer in den 10 zunächſt um London herum gelegenen Grafſchaften der Reihe nach beſungen hat: a Catalogue of memorable taverns within 10 ſhires of England. Lond. 1636. 8.) auch nicht von ſeiner mäßigten Poeſie, ſondern von ſeinem Gewerbe, da er eigentlich ein Waterman, oder Schiffer auf der Themſe geweſen iſt. Er ſchrieb über 80 Gedichte und Pamflets, wovon die meiſten und wichtigſten im Catalogo librorum impreſſorum bibliothecae Bodleianae T. II. p. 196. verzeichnet ſtehn. Sie ſind für die damalige Zeitgeſchichte auſſerordentlich wichtig, und daher auch von dem gelehrten Herausgeber des Butleriſchen Hudibras, Zach. Grey, in den Anmerkungen häufig gebraucht worden.

*) Wir wollen der Seltenheit des Originals wegen die Verſe ſelbſt hier unterſetzen:

Good wholeſome labour was his exerciſe,
Down with the lamb, and with the lark would riſe;
In mire and toiling ſweat he ſpent the day,
And to his team he whiſtled time away.

The

„Gute geſunde Arbeit war ſeine Bewegung. Mit „den Lämmern gieng er zu Bette, mit der Lerche „ſtand er auf. In ſchmutziger Arbeit und ſaurem

 „Schweiß

The cock his night-clock, and till day was done,
His watch and chief ſun-dial was the Sun.
He was of old Pythagoras's opinion
That green cheeſe was moſt wholeſome for an onion;
Coarſe meslin bread, and for his daily ſwig
Milk, butter-milk and water, whey and whig;
Sometimes metheglin, and by fortune happy,
He ſometimes ſipp'd a cup of ale moſt nappy,
Cyder or perry, when he did repair
T'a Whitſon ale, wake, wedding or a fair,
Or when in Chriſtmas-time he was a gueſt
At his good landlords houſe amongſt the reſt.
Elſe he had little leiſure — time to waſte
Or at the ale-houſe huff-cap ale to taſte;
Nor did he ever hunt a tavern fox,
Ne'er knew a coach tabacco or the p — x.
His phyſic was good butter, which the ſoil
Of Salop yields, more ſweet than Candy-oil;
And garlick he eſteem'd above the rate
Of Venice treacle and mithridate.
He entertain'd no gout, no ache he felt,
The air was good and temperate, where he dwelt;
While maviſſes and ſweet-tongued nigthingales
Did chant him roundelays and madrigals.
Thus living within bounds of Nature's laws
Of his long laſting life may be ſome cauſe —
From head to heel, his body had all over
A quick ſet, thick ſet, natural hairy cover.

„Schweiß vollendete er sein Tagewerk; neben der „Deichsel pfiff er sich die lange Weile weg. Der „Hahn war seine Uhr des Nachts, die Sonne „selbst am Tage seine Stundenzeiger. Er hielts mit „den Lehren des alten Pythagoras, daß alter Käse „mit einer Zwiebel die gesundeste Nahrung sey. „Strenges Brod aus gemengtem Korn, Milch, „Buttermilch, Wasser, Molken und Nachbier wa„ren seine tägliche Kost. Nur wenn das Glück „ihm wohl wollte, schlürfte er zuweilen Meth, „oder ein Gläschen Doppelbier, oder Aepfel- und „Birnenmost dann ein, wenn er zu einem Pfingst„bier, oder heiligen Abend zu einer Hochzeit, oder „auf einen Jahrmarkt gieng, oder zu Weihnachten mit „den übrigen Gästen von seinem gütigen Pachts„herrn bewirthet wurde. Sonst hatte er wenig „Zeit, im Wirthshause hochgischtendes Bier zu „trinken. Nie spielte er in der Schenke. Kut„schen, Tabak und Galanteriekrankheiten kannte „er nicht. Seine Arzeney war frische Butter, wie „sie der vaterländische Boden giebt, süsser als „levantisches Oel. Knoblauch galt ihm mehr als „venezianischer Theriak und der beste Mithridat. „Er beherbergte das Zipperlein nie bey sich; nichts „that ihm weh; die Luft, die ihn umgab, war „gut und mild; Zippen und süßklagende Nachti„gallen sangen ihm ihre Rondos und Madrigale. „So mag wohl seine den Gesetzen der Natur „treu bleibende Lebensart eine Ursache seines lan„gen Lebens gewesen seyn." Besonders merk-

würdig

würdig ist auch noch in der Schilderung seiner Person die Stelle: „vom Kopf zu den Füßen „mit Haaren, wie mit einem rauchen Fell, bes„kleidet.“

Der Dichter ermangelt hierauf nicht seinen Helden nach seiner treuherzigen Manier auch als einen stout champion in matrimonial hugs and justlings abzubilden, wobey er jedoch die oben berührte ärgerliche Kirchenparade in geziemendes Stillschweigen zu verhüllen weiß, und er erzählt hierauf weitläuftig die Art, wie der alte Parr nach London an Hof gebracht worden sey. Thomas, Graf von Arundel und Surry, entdeckte bey einer Reise durch Shropshire diese lebendige Antiquität, und wünschte sie zur Kurzweil des Hofes und der Hauptstadt nach London bringen zu können. Er ließ den Alten in ganz kleinen Stazionen in einer Sänfte mit zwey Pferden bespannt fortschaffen. Eine Tochter von ihm, Luzia, mußte zur einer Seite und ein Bedienter zur andern Seite der Sänfte reiten. Ueberall, wo der Zug durchgieng, entstand ein erstaunlicher Zusammenlauf von neugierigen Gaffern. Nirgends aber war das Gedränge und der Lärm größer, als in Kovcntry, welches damals in England fast eben die Reputazion hatte *), die Abdera

*) Noch bis auf den heutigen Tag erzählt man eine Menge Abderitenstreiche von den ehrlichen Bürgern in Koventry.

Der

Abdera im Alterthum, und mancher kleine Ort auch in unserm Vaterlande behauptet. In London wurde er ein Hausgenosse des Grafen von Arundel, der ihm alle mögliche Bequemlichkeiten verschaffte, aber ihn auch bald aus einem Uebermaaß von Gnade zu Tode fütterte.

Auf Befehl des Königs mußte sein Leibarzt, der berühmte Wilhelm Harvey, den alten Parr nach seinem Tode öffnen. Aus dem genauen lateinischen Sektionsbericht, der sich noch in einigen Sammlungen erhalten hat *), erhellet deutlich, daß

Der Mayor of the Garrat, eine der witzigsten Farzen von Foote, gründet sich auf einige dieser Tradizionen. Eine der weniger bekannten, aber von glaubwürdigen Schriftstellern berichteten ist folgende: Die Königin Elisabeth kam auf einer ihrer Staatsvisiten (Processes) die sie aus guter Politik im ganzen Reiche herum bey den Großen zu machen pflegte, auch durch Koventry. Die Deputierten des Orts drückten ihr Entzücken darüber in gebundner Rede aus, wie folgt: We men of Coventry, are very glad to see, Your royal Majesty. Good God, how fair ye be! Die Königin soll sogleich hierauf geantwortet haben: Our royal Majesty, is very glad to see Ye men of Coventry. Good God, what fools ye be!

*) Man sehe eine sehr brauchbare Kompilazion über diesen Gegenstand, die den Titel führt: Long Livers. Lond. 1722. in 8. und einem gewissen Robert Sambers zugeschrieben

daß alle edlern Theile vollkommen, frisch und gesund waren, und daß er gewiß noch einige Jahre zu leben gehabt hätte, wenn er nicht durch Veränderung des Klimas, und Abweichung von seiner frugalen Lebensordnung seiner Natur noch zuletzt Gewalt angethan hätte. Er hatte, heißt es hier unter andern, eine breite Brust, nicht fungöse, sondern an den Ribben angewachsene Lungen. Sein Herz war groß, dicke, hatte starke Fibern, und war mit Fett bedeckt. Das Blut im Herzen war schwärzlich und flüssig. Die Knorpel an dem Sternum waren eben so wenig verknöchert als an andren Theilen, sondern biegsam und weich. Seine Eingeweide waren stark und ohne alle Erschlaffung, besonders der Magen. Man bemerkte auch an ihm, daß er oft aß, bey Tag und bey Nacht, aber nicht viel auf einmal und immer nur einfache Nahrungsmittel, besonders alten Käse, Milch, schwarzes Brod, Halbbier und Molken. Ja, er aß noch um Mitternacht wenig Stunden vor seinem Tode. Seine Nieren waren mit Fett bedeckt, und im Ganzen sehr gesund: nur an der untern Oberfläche befanden sich einige wässerigte Abszesse, wovon der eine beynahe den Umfang eines Hühnereyes hatte, und mit einer gelblichten Masse angefüllt war. Uebrigens zeigte sich weder in

schrieben wird. Hier findet man S. 77. ff. mehreres über den alten Parr beysammen, und auch den hier angeführten Sekzionsbericht.

in der Blase, noch in den Nieren der geringste Ansatz zum Grieß oder Stein. Seine Milz war sehr klein und kaum so dick, als eine Niere. Sein Gehirn war unversehrt und hatte die gehörige Weichheit; und ob er gleich gegen das Ende seines Lebens den Gebrauch des Gesichts und auch viel von der Stärke seines Gedächtnisses verlohren hatte: so blieben doch sein Gehör und seine übrigen Sinneswerkzeuge bis zu seinem letzten Othemzuge ganz ungeschwächt, und er konnte bis in sein 130stes Jahr die schwersten Feldarbeiten, selbst das Dreschen des Korns, mit großer Leichtigkeit und ohne alle Ueberspannung seiner Kräfte verrichten *)."

Rubens

*) Eine Stelle dieses Berichts, die sich nicht gut übersetzen läßt, will ich lieber in der Sprache des Originals hersetzen: Genitalibus erat integris, neque retracto pene, neque extenuato, neque scroto distento ramice aquoso, vt in decrepitis solet, testiculis etiam integris et magnis; adeo vt non absimile vero fuerit quod de eo vulgo praedicatur, eum nimirum post annum aetatis centesimum, incontinentiae conuictum poenas publice dedisse: quia neque vxor eius, quam anno aetatis suae centesimo et vigesimo duxerat viduam, ex percunctatione dissideri posset, eum cum ipsa rem habuisse, iuxta atque alii mariti solent, et vsque ad duodecim annos retroactos, solitum cum ea frequentasse congressum. Was nach dieser Aussage hier der Englische Nestor that, that auch der Griechische beym Homer Odyssee 3, 403. und die

Rubens hielt den ehrwürdigen Greis für einen schicklichen Gegenstand seiner Kunst, und malte ihn, als er 140 Jahr alt war. Das Originalgemälde befindet sich jetzt in der Sammlung eines Herrn Price zu Foxley ohnweit Hereford. Die Karnazion darauf ist so lebhaft und zart, als bey einer jungen Frau. Es sind einige Kupferstiche darnach verfertigt worden. Ganz neuerlich hat ihn Conde' für das European Magazine gestochen.

Einige Nutzanwendungen von diesem in seiner Art einzigen Beyspiele eines Makrobiers kann jeder Leser, auch ohne weitern Fingerzeig auf sich selbst, leicht machen. Aber auch nur einem Eingeweihten in den Mysterien der Hippokratischen Kunst gebührt es, aus den hier vorliegenden Datis alle die Folgerungen zu ziehn, die sich daraus wirklich ableiten lassen. Und von wem könnte man dies mit mehrerem Rechte erwarten, als von dem durch schriftliche und mündliche Belehrungen um sein Zeitalter so sehr verdienten Arzt, der im verflossenen Sommer auf einer der zahlreichsten und berühms

die spätern Griechen hatten daher sehr Unrecht, dies dem alten Sänger als einen groben Verstoß gegen die Wahrscheinlichkeit anzurechnen. Die bekannte Anwendung des Virgilianischen: animas in vulnere ponunt, auf Greise, die junge Weiber heirathen, findet auch seine Ausnahmen.

rühmtesten Universitäten öffentliche, von mehr als 200 Studirenden mit ausdauernder Lehrbegierde besuchte Vorlesungen über die Kunst, lange zu leben, gehalten, und dadurch nicht bloß bey seinen jüngern Kunstverwandten, sondern noch in einem viel weitern Kreise eine reiche Aussaat der fruchtbarsten Ideen für fysische und moralische Gesundheitsregeln ausgestreut hat? Möchte es ihm nur bald gefallen, die Resultate dieser Vorlesungen auch dem größern Publikum, das seiner mündlichen Belehrungen entbehren muß, durch den Druck mitzutheilen!

Böttiger

III.

Edelhold

über

seine häusliche Glückseligkeit.

(Vom Verfasser des Pächter Martin.)

Meine Kinder jubeln mir, so oft ich nach einer kleinen Abwesenheit in mein glückliches Haus zurückkehre, entgegen. Es ist Verdienst meiner Scharlotte. Ihr freundliches: der Vater kommt!

gieng

gieng auf meine Kinder über. Die Herren der Erde mögen einen glänzendern Einzug in ihre Städte halten, aber gewiß keinen freudigern als ich in mein Haus, wo Weib und Kinder mich empfangen.

Ihre Befehle an ihr Gesinde klingen wie Bitten, ihre Verweise wie guter Rath; aber ihre Befehle werden desto pünktlicher befolgt; ihr sanftes: das habt ihr nicht gut gemacht, denn — wirkt mehr als die derbste Straf- und Schimpfpredigt mancher Korporalsfrau. — Ein Schimpfwort habe ich noch nie von ihr gehört; was man freylich auch nie aus einem weiblichen Munde hören sollte. Bey'm Manne läßt sichs im Nothfalle mit seiner Hitze entschuldigen — mehr auch nicht als entschuldigen: aber ein hitziges, zorniges Weib! — Siehe Jesus Syrach Kap. 25. V. 23 bis 26.

Sanftmuth ist der hervorstechendste Zug im Karakter meines Weibes, wie er das bey jedem Weibe seyn sollte. Nur dreymal *) erinnere ich mich

*) Nur dreymal! — Was die strengen Ehemänner nicht überlesen mögen. Freylich wehe dem Manne, dem ein Weib ohne Sanftmuth — die Hölle schon auf Erden heißt; aber riß nicht auch mancher durch Mißhandlungen seinem Weibe gewaltthätig die köstliche Perle aus dem Kranze ihrer Tugenden? Man muß auch, wie Edelhold ein sanftes Weib zu verdienen, und ihre Tugend wie er zu würdigen wissen.

mich über kleine Fehler des guten Weibes mit aller Jugendhitze aufgebraust zu haben: aber wie schnell entwaffnete sie durch eine Thräne, die sie verbarg, durch ihren flehenden Blick, durch ihr Bestreben das Versehene zwiefach gut zu machen, meinen Zorn! Einmal sündigte ich doppelt: daß ich aufbrauste, und daß ich um ein Nichts aufbrauste. Ich erkannte mein Unrecht, und sie erstickte meine Abbitte mit ihren Küssen. Sanftmuth ist die köstlichste Perle im Kranze weiblicher Tugend! Wohl mir! ich habe ein liebes, freundliches sanftes Weib!

Diese Sanftmuth verläßt sie auch in Krankheiten und Leiden nicht. Ich möchte sagen: sie leidet schön. Freund, ich weiß diesen Vorzug um so mehr zu schätzen, jemehr ich ihn bey einer sonst guten Schwester vermißte. Ich liebte sie brüderlich: aber sie hörte auf liebenswürdig zu seyn — wenn ihr der Kopf weh that. Niemand konnte ihr dann was zu Danke machen; das kleinste Versehen reizte sie zum Zorn; kalt stieß sie jede freundschaftliche Hand von sich, und für ihre Krankenwärterinnen mußte ich Geduld kaufen, sonst hätte es keine bey ihr ausgehalten. Ich habe nie nöthig gehabt eine Wärterin meiner Scharlotte durch Versprechungen und Geschenke zu ermuntern; selbst rohe Geschöpfe fühlten sich durch die Güte und den freundlichen Dank der lieben sanften Dulderin belohnt.

Ich

Ich kenne Weiber, die, im Grunde so gesund und vielleicht gesünder, wie meine Scharlotte, dennoch immer kränkeln und klagen, und dadurch sich und ihrem Manne das Leben verbittern. Die Räthin S * * kommandiert augenblicklich eine Krankheit her, so oft es ihrem Manne einfällt ihr etwas abzuschlagen, oder sonst etwas zu thun, was dem armen preßhaften Weibe mißfällt. — Meine Scharlotte weiß kleinere Schmerzen ohne Klagen zu besiegen, so wie größere mit Geduld zu ertragen.

Und dennoch ist sie das theilnehmendste Weib bey fremden Leiden, und die zärtlichste Trösterin und Pflegerin ihrer Lieben in Krankheiten.

Zwar muß ich gestehen, daß eben diese Zärtlichkeit sie zuweilen zu unzeitiger Nachsicht und Schonung gegen ihre Kinder verleitet: aber sie kämpft auch redlich, diese Fehler zu vermeiden. Zum Glück bedarf es der Strenge bey ihren Kindern nur selten. Dem Säugling flößte sie schon ihre Sanftmuth ein, lächelte sie schon ihre Freundlichkeit ins Herz.

Ich rechne es meiner Scharlotte sehr zum Verdienste an, daß sie im ganzen Hause auf Reinlichkeit und Ordnung hält — ohne ängstliche Uebertreibung. Es giebt Häuser, in welchen nichts seinen angewiesenen Ort hat, wo man täglich mit Mühe und Zeitverlust das Verlegte oder Verworfene herbey suchen muß. Ich würde bey

so liederlicher Wirthschaft meines Lebens nicht froh werden; aber gewiß auch eben so wenig da, wo die Ordnungsliebe bis zur Aengstlichkeit übertrieben wird — wo der Mann nach der Uhr wohnt, oder wo die Frau ein finstres Gesicht macht, wenn der Mann etwas zur Linken stellte was zur Rechten stehen sollte. Und eben so verhält sichs mit der Reinlichkeit. Sie ist eine gar schöne Tugend, und ein Weib ohne sie könnte übrigens noch so schön und noch so gut seyn; ihrer Schönheit würde dennoch aller Reiz fehlen, und ihre Güte selbst wäre zwar immer ein kostbarer Edelstein, aber — an dem der Rost naget.

Ein noch so vortrefliches Gericht in einer schmutzigen Schüssel aufgetragen erregt Ekel. Unreinlichkeit trieb manchen Mann aus seinem Hause, und er wurde in täglichen Gesellschaften ein liederlicher und Verschwender. Aber gewiß hat auch manches Weib durch übertriebene Reinlichkeit erst des Mannes Freunde, und dann ihn selbst zum Hause hinaus gekehrt. Meine Freunde dürfen sich nicht scheuen im schmutzigsten Regenwetter in meine reinen Zimmer zu treten, und es wird keine Miene verzogen, wenn sie ein Glas Bier oder Wein verschütten.

Bey einem meiner Kollegen habe ich den größten Schmutz und die übertriebenste Reinlichkeit neben einander gefunden. Er bewohnt mit Weib und Kindern das schlechteste Zimmer im ganzen

Hause,

Hause, und das durch die äusserste Vernachläſſigung mehr einem Stalle als einer menschlichen Wohnung ähnlich geworden ist. Dafür haben sie ein sauberes Besuchzimmer, einen prächtigen Speisesaal und noch für die Frau Gemahlin eine schöne Putzstube. Sie bekommen selten Besuch; nur einmal im Jahre werden Gäste im Speisesaale bewirthet. Noch seltener hat die Frau Amtmännin Gelegenheit eine gute Freundin in ihre Putzstube zu führen: und dennoch wohnen sie dreyhundert fünf und funfzig Tage im Jahre so armselig wie der geringste Bauer in ihrem Dorfe, um zehn Tage mit ihren nicht bewohnten Zimmern gegen Freunde und Gäste zu prunken. Das nenne ich doch für andere leben! Und so wie ihre Zimmer, so haben sie auch ihr gutes Hausgeräthe nicht für sich, sondern für andere. Die Frau Amtmännin hat das schönste Tafelservize im gröſten Ueberflusse; aber der Herr Gemahl muß aus irrdenen Schüsseln speisen und auf schmutzigem Tischzeuge. — Nein; das heißt die Gastfreundschaft ein wenig zu weit getrieben. Willkommen ist uns der Gast, der freundschaftlich mit uns genieſsen will; meine Lotte giebt gern was das Haus vermag: aber sie vernachlässigt um des Gastes willen ihren Mann nicht; sie weiß, daß ihr Mann eben so gern in einem reinlichen Zimmer wohnt, und aus saubern Gefäßen ißt und trinkt, als irgend einer ihrer Gäste.

Und Reinlichkeit im Anzuge ohne Putzsucht! — Freund, könnte ich einen Ehestands-

Katechismus für junge Weiber schreiben, und so schreiben, daß er gelesen würde: dies sollte unter den zehn Geboten nicht das letzte seyn. Die Uebertretung dieses Gebots hat viel unglückliche Ehen gemacht, obgleich die Unglücklichen oft selbst nicht wissen, wie sie um ihre Liebe und häusliche Glückseligkeit gekommen sind. Die meisten halten sich an die nächsten Ursachen, die aber schon Folgen von einem Fehler waren, den sie für eine unbedeutende Kleinigkeit hielten.

Mir ist in dieser Rücksicht das Geständniß eines meiner Freunde äusserst interessant gewesen, der gegenwärtig mit seiner Gattin ein sehr unzufriedenes, unglückliches Leben führt. Ich war Zeuge ihrer ersten Liebe. Mehr liebte ich meine Scharlotte nicht, mehr ward ich von ihr nicht geliebt, als mein Freund sein trautes Mädchen, als sein Mädchen ihn liebte. Beyde waren sich einander werth. Mein Freund hatte Kopf und Herz auf dem rechten Flecke, und in guter Eintracht; sein Mädchen war schön und tugendhaft, und nicht ohne Geistesbildung. Er hatte, wie er sein Julchen heirathete, ein Amt, dem er mit Ehren vorstand, und so viel Einkommen, um eine Familie anständig versorgen zu können.

Wer hätte nicht die glücklichste Ehe vermuthen sollen? Und sie ward es nicht.

Julchen hatte bey vieler Güte den kleinen Fehler der Nachläſſigkeit und Unſauberkeit im Anzuge; und der brachte ſie um die Liebe ihres Mannes, um ihr häusliches Glück, und um manche Tugend. Kann man ihn noch für klein halten?

Das erſte Jahr ihrer Ehe gieng noch ſo ziemlich froh hin. Der junge Ehemann bemerkte den Fehler ſeiner jungen Frau, aber — als junger Ehemann. Ihre Vorzüge waren ihm weit überwiegend, und mit der Kleinigkeit, dachte er, würde ſichs ſchon geben. Es gab ſich nicht. Julchen wurde zum erſtenmahle Mutter, und nun wurde übel ärger. Ihr Mann machte ihr ſanfte Vorſtellungen; ſie verſprach was ſie nicht hielt. Ein zweyter Eheſegen folgte etwas ſchnell auf den erſten; jetzt glaubte Julchen für ihren kleinen Fehler, wenn es ja ein Fehler wäre, hinlängliche Entſchuldigung zu haben. Wer kann, ſagte ſie, bey zwey kleinen Kindern immer geputzt gehen?

„Aber liebes Weib, das fodere ich ja gar nicht; nur Reinlichkeit!“

„Ey nu, ſo abſcheulich ſchmutzig gehe ich ja doch auch nicht!“

Der Mann ärgerte ſich; die Frau ſchmollte.

„Du liebſt mich nicht mehr; ſonſt würdeſt du mir eine ſo gerechte Bitte nicht abſchlagen; und es kann dir an meiner Liebe nichts gelegen ſeyn, ſonſt

würdeſt du dich nicht ſo ſehr vernachläſſigen. Du putzeſt dich, wenn du in Geſellſchaft gehen willſt, für andere; für deinen Mann iſt dir alles gut genug!" So machte er ihr täglich Vorwürfe, und ich glaube nicht mit Unrecht.

„Du liebſt mich nicht mehr; ſonſt würdeſt du aus ſolchen Bagatellen nicht ſo viel Aufhebens machen!" entgegnete ſeine Frau. Er warf ihr Unbiegſamkeit, Eigenſinn, Trotz vor; ſie ihm Deſpotismus. Ihre gemeinſchaftlichen Spatziergänge unterblieben; es vergieng ihm die Luſt Stundenlang zu warten, bis ſich ſeine Frau angekleidet hatte, oder es behagte ihr nicht, ſich eines kleinen Spatziergangs wegen anzukleiden. Gewöhnlich eilte er jetzt vom Mittagstiſche aus ihrem Zimmer, wo er ſonſt ſo gern noch ein Stündchen verweilt hatte. Es traf ſich einigemal, daß ihre Freunde ſie mit einem Beſuche überraſchten, und Madame war noch im reitzenden Negligee. Das trieb dem Herrn Gemahl das Blut ins Geſicht, und alle Achtung gegen ſie gieng verlohren. Seine Vorwürfe wurden nun bittrer, und ihre Stirn härter *). Allmählig entſtand — wie das gewöhnlich der Fall iſt — aus einer zunehmenden

*) Ob aber der Herr Gemahl nicht ſelbſt zum Theil an dieſer Verhärtung ſchuld war? Tadelte er nicht vielleicht zu oft, und machte eben dadurch ſeinen Tadel fruchtlos? Tadelte er nicht vielleicht zu bitter?

menden Vernachlässigung des Aeussern auch Vernachlässigung des Innern; der Sinn für das Schöne und Schickliche wurde immer stumpfer; sie erlaubte sich in Gegenwart ihres Gesindes, ihrer Kinder, und selbst ihres Mannes eine Sünde gegen Schamhaftigkeit und weibliche Delikatesse nach der andern: und ihr Mann verachtet sie jetzt von ganzem Herzen, und sucht auffer dem Hause für sein häusliches Ungemach Schadloshaltung.

Meine Scharlotte ist vom frühesten Morgen an bis zum spätesten Abend sauber und nett gekleidet. Zu jeder Tagesstunde mag sie mit seinem Besuche überraschen wer will: so wie sie jetzt und täglich gekleidet ist, in ihrem schmucklosen aber reinen leinenen Anzuge, wird sie ihrem Gaste entgegen kommen und ihn bewirthen.

„Aber wie steht's dann mit der Hauswirthschaft? mit der Küche? ꝛc.“

Zu dienen, Madame, recht sehr gut. In der Küche hängt immer eine reine Schürze, steht immer ein Gefäß mit Wasser — durch diese simpeln Mittel weiß meine Frau Arbeitsamkeit und Reinlichkeit mit einander zu verbinden.

Sie versteht sich gar herrlich auf's Festmachen; und, was das Beste ist, ohne Aufwand von Zeit, Mühe und Gelde.

Der Vater wird gebeten, den Kaffee, den er sonst in seiner Studierstube trinkt, einmal mit Frau

und Kindern gemeinschaftlich zu trinken; wird mit Jubelgeschrey in den Garten geleitet, der Kaffee wird in der Laube aufgetragen — zum Frühlingsfeste!

Unvermuthet findet er im Speisezimmer ein Paar ohne sein Wissen eingeladene Freunde — ein Fest!

Im festlichen Anzuge kommen seine drey ältesten Kinder als Deputierte ihres jüngsten Bruders, ihn solenniter zur Feyer seines Geburtstages einzuladen. Das Mahl ist so einfach wie gewöhnlich, aber das Zimmer mit einigen Lichtern illuminiert — ein Fest!

Wieder das Zimmer erleuchtet. „Und wem gilt das?" Dem Gedächtniß aller guten Menschen. Jedes meiner Kinder erzählt, was es von guten Menschen gehört oder gelesen hat. Der Vater muß dann jedem ein Glas Wein mit Wasser mischen, und allen guten Menschen zu Ehren, von denen heute etwas erzählt wird, mit Mutter und Kindern die Gläser anstoßen, und jeden unter oder über dem Monde hoch leben lassen. — Ein Fest das seines Gleichen sucht! —

Neulich mußte ich, wegen ausserordentlicher Arbeit vierzehn Tage anhaltend in meiner Studierstube zubringen. Kaum Viertelstunden konnte ich täglich von meiner Arbeit abbringen; aber wie beeiferte sich mein gutes Weib mit ihren Kindern mir diese Viertelstunden angenehm zu machen, mich zu zerstreuen und zu erheitern!

Die

Die Arbeit war nun vollbracht; Mittags war ich fertig; und festlich schön war mein Nachmittag im kleinen Kreise meiner Lieben, noch schöner mein Abend. „Heute sollten wir von Rechtswegen einmal in des Vaters Zimmer speisen. Dort wird er sich der vollbrachten Arbeit freuen, und wir freuen uns mit ihm.“

Der Vorschlag fand Beyfall, und siehe, mein Arbeitszimmer war in einen kleinen Tempel der Freude umgewandelt; ringsherum war es mit Immergrün bekränzt, und über dem Schreibepult hieng ein Lorbeerkranz mit der Inschrift:

Dem guten Gatten
und guten Vater
dankbar gewunden
von seinem Weibe
und seinen Kindern,
für welche er so thätig arbeitet.

Gott erhalte ihn uns gesund!!

Welcher Lohn für erfüllte Pflicht, welche Aufmunterung zum Fleiße, zur Arbeitsamkeit für die Zukunft! Wie süß arbeitet sich's nicht für Weib und Kinder!

Für

Für Liebende im Maymonat der entblühenden Liebe hat alles, was des Geliebten Hand oder Fuß berührte, unaussprechlichen Werth. Der süße Zauber schwindet in der Ehe; und was kann ich der geben, die, so bald sie mein Weib ist, auf alles, was ich besitze und erwerbe, gleiche Ansprüche, gleiche Rechte hat? Ich selbst habe mich ihr, sie hat sich mir ganz hingegeben, da ich ihr Mann, sie mein Weib wurde. Aber es läßt sich doch das entgegengesetzte Extrem vermeiden: alles kalt zu thun, weil man muß, und gerade nicht mehr als man muß, und alles für Schuldigkeit anzunehmen. Kleine, an sich unbedeutende Gaben können Werth erhalten durch die Art und Weise, wie man giebt; und ist es kein Verdienst, wenn meine Gattin thut warum ich sie bat, so ist es doch Verdienst, wenn sie meine Wünsche errieth, wenn sie den kaum errathenen Wunsch, wo möglich, erfüllte, wenn sie mir einen Alltag zum Festtage macht, und meine gleiche Aufmerksamkeit für sie mit so freundlichem Dank belohnt. In eigener hoher Person habe ich noch im vorigen Frühling die ersten Veilchen für meine Lotte gepflückt; und meine Lotte hätte mir für den kostbarsten Schmuck nicht herzlicher danken können, als sie mir für meinen Veilchenstrauß dankte. Man habe nur den guten Willen dem Gatten Freude zu machen, und ein Herz, das sich glücklich fühlt, wenn es glücklich machen kann: so giebt sich das übrige von selbst!

IV.

IV.

Briefe vermischten Inhalts.

5.

An Herrn H. B**.

Sie haben wohl auch davon gehört, daß man eine metrische Uebersetzung des Aristofanes von mir zu erwarten habe, und vermuthlich werden Sie — dem weder meine Ruhe, noch meine, nicht ohne Mühe, per varios casus et discrimina rerum errungene gloriola gleichgültig ist — über die Verwegenheit einer solchen Unternehmung in meinen Jahren erschrocken seyn. Aber beruhigen Sie sich, mein L. B**. So arg ist es nicht als man Ihnen gesagt hat. Ich habe meine Kräfte nun endlich lange genug versucht, um so ziemlich genau berechnen zu können, quid valeant humeri, quid ferre recusent; und dies allein wäre schon mehr als hinreichend, mich von einer so halsbrechenden Arbeit, als in meinen Augen eine metrische Uebersetzung des unübersetzlichsten aller griechischen Schriftsteller wäre, abzuschrecken. In der That käme mir ein solches Vorhaben (von mir unternommen, merken Sie wohl! denn ich kenne mehr als einen, dem ichs zutraue, daß er dieses Abenteuer nur zu wagen brauchte, um es glücklich zu bestehen) ich käme

mir

mir, sage ich, wenn ich mich auch nur gegen mich selbst zu einem solchen Wagestück anheischig machen wollte, nicht viel weiser vor, als der aristofanische Trygäos, da er sich einfallen ließ, auf einem Roßkäfer in den Himmel zu reiten. — Sagen Sie nicht, ich hätte mich ja schon an Horaz und Lucian versucht, und der gute Erfolg dieser in ihrer Art gewiß nicht leichten Unternehmungen dürfte mir wohl Muth machen, auch mit einem jenen beyden in gewissem Sinne so ähnlichen Schriftsteller fertig werden zu können. Der Unterschied ist sowohl an sich selbst, als in Rücksicht auf mich, unermeßlich. Es ist freylich unter den alten, zumal griechischen Schriftstellern von der ersten Klasse keiner, der nicht seine eigene, oft sehr große Schwierigkeiten hätte; aber mit dem Aristofanes ist doch, von dieser Seite, keiner zu vergleichen. Wie viele und vielerley Kenntnisse, welche Stärke in der Sprache, welche Belesenheit in den übrigen Schriftstellern dieser Nazion, welche Bekanntschaft mit ihrer Geschichte, mit ihrer politischen Verfassung und mit ihrem Privatleben, mit ihren Künsten, Sitten, Gebräuchen, Alterthümern u. s. w., und mit allen diesen und andern Vorkenntnissen, welch ein besonderes, unverdrossenes und langwieriges Studium der Komödien des Aristofanes selbst gehört dazu, um sie nur erst völlig zu verstehen und so geläufig und con gusto, wie etwa die Komödien des Moliere, Congreve oder Goldoni, lesen zu können. Aber

wer

wer dies auch kann, o wie weit ist er noch davon entfernt, sie in die teutsche oder irgend eine andere heutige Sprache, wie reich und ausgebildet sie auch seyn mag, übertragen zu können! Gesetzt aber er könnte auch dies, und könnte es auf eine Art, wodurch er (was gewiß eine sehr schwere Aufgabe ist) die Filologen von Profession befriedigte: wie viel fehlte da noch, um eine Uebersetzung gegeben zu haben, die, ohne dem Aristofanes etwas zu nehmen, wodurch er in den Augen seiner Freunde verlöhre, oder etwas zu leihen, wobey er nach ihrem Urtheil nichts gewönne, so beschaffen wäre, daß sie auch von dem größern Theil des gebildeten, aber nicht gelehrten Publikums ohne Anstoß und mit Vergnügen gelesen werden könnte! Dies möchte immer eine sehr schwere, aber doch mögliche Arbeit seyn, wenn die Rede von Werken eines Menander wäre: aber die Komödien, oder, (um ihnen ihren rechten Nahmen zu geben) die Possenspiele — freylich Possenspiele eines Mannes von Genie, der in seiner Art so einzig war als Schakespear in der seinigen — so voller Witz und Laune, als keine andere Produkte des Witzes und der Laune, aber doch Possenspiele — Karikaturen, wie sie nur eine Meisterhand, zeichnen konnte, die in jedem Zug den Künstler sehen lassen, dem die wahren Lineamente der menschlichen Natur bekannt waren — aber doch Karikaturen — kurz die Komödien eines Aristofanes, so in unsre Sprache zu übertragen,

tragen, daß man es zugleich dem Publikum, den Kennern, und sich selbst zu Danke gemacht hätte! — Denn das letzte wenigstens ist — so unmöglich, daß ich für meinen Theil keinen bündigern Beweis, daß Jemand zum Uebersetzer dieses von allen Musen und Grazien begünstigten Attischen Scurra ganz verdorben sey, verlangen würde, als diesen, wenn er, auch nachdem er mit unverdrossenstem Fleisse alle Kräfte seines Geistes und die Hälfte seines Lebens an ihm verschwendet hätte, mit seiner eignen Arbeit zufrieden seyn könnte. — Um sich auch nur in einen Theil der Schwierigkeiten, mit welchen ein Uebersetzer des Aristofanes alle Augenblicke zu kämpfen hat, zu versetzen, brauchen Sie, mein Freund, sich nur zu erinnern, wie so sehr verschieden das Zeitalter, in welchem, und das Volk, für welches er seine Komödien dichtete, von der Zeit und von dem Volke war, in welchem und für welches ich Armer ihn — Ihrer Erwartung zufolge — übersetzen soll. — Erinnern Sie sich, wie Himmelweit das, was man damahls Komödien naunte, als:

Eupolis atque Cratinus Aristophanesque, poetae,
Atque alii, quorum Comoedia prisca virorum est,

für die Belustigung des Atheniſchen suveränen Pöbels an den Dionysien, arbeiteten, von unsern heutigen Lustspielen, besonders unsern beliebten Familienstücken, verschieden war. Erinnern Sie

sich,

Sich, wie sehr das Lächerliche sowohl als die Art, wie man es belacht, wie sehr die Begriffe von dem, was in jeder Art von Ergießung einer fröhlichen, schalkhaften, muthwilligen satyrischen Laune anständig oder unanständig ist, und die Grenzen, welche man hierin nicht um eine Linie überschreiten darf, von dem Grade der Kultur, der Sitten, den herrschenden Begriffen und Maximen, und selbst von der politischen, religiösen und ökonomischen Verfassung eines Volks abhängig sind, und was für einen Unterschied 2400 Jahre in allem diesem machen. Erinnern Sie Sich des Karakters des Athenischen Volks, des lebhaftesten, leichtsinnigsten, frivolsten, inkonsequentesten, des zugleich klügsten und albernsten, liebenswürdigsten und unartigsten aller Völker, die jemahls gewesen sind; auch vergessen Sie nicht, daß dieses Volk, in der Epoche des Peloponnesischen Krieges, worin Aristofanes schrieb, nicht nur suverän, sondern durch die Umstände der Zeit ungewöhnlich überspannt, und dabey in einem hohen Grade sittlich verdorben war. Nehmen Sie noch dazu, daß die Komödienschreiber mehr für die rohern Volksklassen, für die Bewohner des Piräos, Handwerker, Seeleute und Matrosen, als für den aristokratischen, d. i. (selbst nach der Bedeutung dieses Wortes bey den Athenern) für den gebildeten und edlern Theil ihrer kleinen Nazion arbeiteten, und sich eben darum Einfälle, Einkleidungen und Wendungen, Ausdrücke und Darstellungen nicht nur erlauben durften, sondern

erlauben mußten, die ſelbſt dem undelikateſten Theil unſers leſenden Publikums nicht präſentiert werden dürften. Erinnern Sie Sich endlich (da Sie den Ariſtofanes in ſeiner eigenen Sprache kennen) wie voll alle ſeine Stücke, nicht nur von ſolchen ſatyriſchen Zügen uud Scherzen, deren Einkleidung entweder unſerm ſittlichen Gefühl oder unſern Begriffen vom Anſtändigen zuwider ſind, ſondern auch (was eine der größten Martern des Ueberſetzers ausmacht) wie voll ſie auf allen Seiten von Anſpielungen auf damahlige Lokal- und Zeitumſtände, von kleinen Karakterzügen und Anekdoten, die jedermann bekannt und verſtändlich waren, von Parodien und Anſpielungen aus Tragödien, die einem jeden in friſchem Andenken lagen, kurz, von einer Menge kleiner Artigkeiten, Facezien, witziger oder ſchalkhafter Züge und feiner Pinſelſtriche ſind, welche, wo nicht immer für alle, doch für unſre meiſten Leſer verlohren gehen. — Nehmen Sie dies alles zuſammen, und Sie werden mir ſchwerlich unrecht geben können, wenn ich behaupte, daß der Gedanke, den Ariſtofanes zu überſetzen, ein Einfall ſey, der einem Menſchen, den ſeine Ruhe lieb iſt, nur von einem ſehr über ihn erzürnten Dämon müßte eingehaucht worden ſeyn.

Und wie kommen Sie denn dazu, höre ich Sie ſagen, daß ein ſchon überall verbreitetes Gerüchte Ihnen ein Unternehmen, gegen welches Sie ſo ſehr eingenommen ſind, andichtet? Um Ihnen dies begreiflich zu machen, M. Fr. brauche

ich

ich Ihnen nur zu sagen, daß es mit diesem Gerüchte wie mit allen andern beschaffen ist: es ist zwar nicht ganz wahr, aber etwas Wahres hat doch die Gelegenheit dazu geben. Ich habe von Jugend auf eine natürliche Anmuthung zu schweren litterarischen Abenteuern gehabt; und so ist mich denn auch vorlängst der Einfall angewandelt, einige Stücke des Aristofanes zu übersetzen, und zwar (um mir die Arbeit noch schwerer zu machen) in Versarten zu übersetzen, die den seinigen so nahe kämen, als es die Natur unsrer Sprache und die Grenzen meiner versifikatorischen Kunstfertigkeit nur immer erlauben würden. Weil ich aber immer etwas angelegneres zu thun hatte, und (die Wahrheit zu sagen) auch weil mein guter Dämon mich immer theils durch Vorhaltung aller der vorbesagten Schwierigkeiten, theils durch mancherley andere Vorstellungen von einem so gefährlichen Vorhaben abschreckte: so blieb dieser Einfall immer unausgeführt, und es wurde endlich gar nicht mehr daran gedacht. Indessen fügte sichs doch im letztabgewichnen Winter, daß ich, nachdem ich mit der ziemlich ermüdenden Arbeit, den neuen Amadis in zehnzeilige Stanzen umzugießen, zu Stande gekommen war, mich einige Wochen lang (nebenher mochte auch der Einfluß der damahligen Witterung auf das sehr zerbrechliche Futteral meiner Seele mit Antheil daran haben) zu allen Beschäftigungen des Geistes so verdrossen und untüchtig fühlte, daß mir dieser Zustand zuletzt unerträglich wurde.

Ich nahm Anfangs meine Zuflucht zu meinem Aeſkulap, bey welchem ich in ähnlichen Fällen öfters ſchleunige Hülfe gefunden hatte; da ſich aber das Uebel diesmahl durch keine Alexifarmaka beſchwören laſſen wollte: ſo brachte mich die Verzweiflung endlich auf den Einfall, die Sache anders anzugreifen, und zu verſuchen, was daraus werden würde, wenn ich mir ſelbſt eine Arbeit, wozu eine auſſerordentliche Anſtrengung aller Seelenkräfte, erfodert würde, auflegte, die aber zugleich ſo beſchaffen wäre, daß keine eigene Erfindungskraft dazu nöthig wäre, und daß ich, ohne den Faden zu verlieren, immer abbrechen könnte wenn ich wollte. Hier fiel mir nun auf einmahl Ariſtofanes wieder ein; und die Hoffnung, durch ihn von der ungewohnten Schlafſucht meines Geiſtes geheilt zu werden, wirkte auf der Stelle ſo lebhaft auf mich, daß ich ſogleich Anſtalt traf, den Verſuch mit den Acharnern deſſelben zu machen. Ob mir dieſer Verſuch gelungen oder mißlungen ſey, müſſen andere entſcheiden: aber meinen mediciniſchen Endzweck erreichte ich, bevor noch der vierte Theil des Stücks fertig war, ſo gut, daß ich wieder mit Munterkeit und Leichtigkeit arbeiten konnte. Ich verwandte nun alle Zeit, die mir andere nöthigere Beſchäftigungen übrig ließen, an die Fortſetzung und Vollendung der Acharner; und was meine Luſt zur Sache nicht wenig vermehrte, war die Bemerkung, daß die ſeit einigen Jahren vor unſern Augen in Frankreich geſpielte

spielte große Tragi-komische Sankulotten-Farce auf dieses Stück, und noch mehr auf die Ritter (oder, wie der Titel noch richtiger heissen könnte, Demagogen) und den Frieden eben dieses Dichters, ein ganz neues Licht warf, vielen Stellen gleichsam zum Schlüssel diente, vielen Gemählden und Karakterzügen eine Wahrheit und fraicheur gab, als ob sie erst gestern von dem Pariser Volk und den Demagogen, von denen ganz Frankreich sich so erbärmlich mystificieren und mißhandeln läßt, abkopiert worden wären. Mir däuchte, daß diese Stücke dadurch ein ganz neues und eigenes Interesse für den gegenwärtigen Moment erhielten, ein Interesse, das sie nur vor sechs Jahren noch nicht gehabt hätten, und das den Aristofanes, wenn eine gute Uebersetzung von ihm in diesem Zeitpunkt erscheinen könnte, zu einem der allgemeinsten und angenehmsten Lesebücher machen würde. Natürlicher Weise mußte diese Betrachtung ein neuer Sporn seyn, mich zu Ueberwindung der Schwierigkeiten, welche meinen Muth nicht selten niederschlugen, anzufrischen — Kurz, in einigen Monaten, wurde mein Versuch einer metrischen Uebersetzung der Acharner fertig; und nun ließ ich mich durch den Beyfall, womit er von einigen meiner Freunde, deren Lob auch den Bescheidensten stolz machen könnte, aufgenommen wurde, um so eher verleiten, auch mit den Rittern, einer fast unbegreiflich kühnen Personal-Satyre auf den damahls alles vermögenden Demagogen Kleon, und

auf das ſuveräne Volk von Athen ſelbſt) ein gleiches zu verſuchen, da gerade dieſes Stück mit den treffendſten Anſpielungen auf die ſogenannte franzöſiſche Republik angefüllt iſt, und überhaupt vor den Acharnern in vielen Stücken den Vorzug behaupten kann. Das franzöſiſche Sprüchwort: l'appetit vient en mangeant, findet ſeine Anwendung auch bey Geiſtesgeſchäften dieſer Art. Auſſer dem Vergnügen, große Schwierigkeiten mit einem Fleiſſe, der einen glücklichen Erfolg zu verdienen ſcheint, überwunden zu haben, macht uns auch der Umſtand, daß die Fertigkeit mit der Uebung zunimmt, und die bereits errungenen Vortheile uns für künftige Bürge ſind, immer mehr Muth und Begierde zum fortfahren. Wiewohl es vielleicht bloße Täuſchung iſt, wenn wir uns die Schwierigkeiten einer ſchon halb vollbrachten Arbeit immer kleiner vorſtellen, je weiter wir vorwärts kommen: ſo hilft uns doch dieſe Täuſchung ſelbſt unvermerkt durch; und am Ende iſt doch Etwas gethan, wenigſtens die Bahn einem andern gebrochen, dem es nun deſto leichter möglich ſeyn wird, das Ziel zu erreichen, zu welchem wir ſelbſt nicht gelangen konnten.

Dies, lieber V * *, iſt die Geſchichte meines literariſchen Abenteuers mit dem Ariſtofanes. Sie ſehen daraus, wie ich zu dem verwegnen Unternehmen gekommen bin, die Acharner und die Ritter des unüberſetzlichen Ariſtofanes teutſch reden zu

lehren

lehren. Komme ich mit den letztern zu Stande, so ist es vielleicht möglich, daß ich mich auch noch an die Irene wage. Aber dies ist auch alles, was ich Ihnen vor der Hand versprechen kann; und an eine Uebersetzung aller eilf übrigen Stücke, die der heilige Chrysostomus von den Werken seines Lieblings aus den Klauen der Mönche des vierten Jahrhunderts gerettet haben soll, ist, auf keinen Fall, zu gedenken. Auch dann, wenn ich bey völliger Muße noch zwanzig Jahre Leben vor mir hätte, würde ich mich, aus noch wichtigern Ursachen als die ich Ihnen bereits angeführt habe, zu einer solchen Arbeit nicht entschließen können. Nun aber, da ich es für Pflicht halte, den besten Theil meines noch übrigen Lebens, so weit es noch reichen mag, der ohnlängst angekündigten neuen Ausgabe meiner sämmtlichen Werke und Schriften zu widmen, bleibt mir, in einem Alter, welches auch bey dem besten Willen meinem Fleiß immer engere Grenzen setzt, weder Zeit noch Vermögen genug übrig, um weit aussehende Dinge zu unternehmen; und ich würde mir so gar ein Bedenken gemacht haben, auch nur die Stunden, die ich bisher auf den Aristofanes verwendet habe, jener pflichtmäßigern Beschäftigung zu entziehen, wenn es nicht aus mehr als Einer Rücksicht nothwendig wäre, den Geist nicht immer auf einerley Art von Arbeit gespannt zu erhalten, sondern mit den Gegenständen, an welchen wir unsre Seelenkräfte üben und unsre Lebens-

geister aufzehren, abzuwechseln; weil die Erfahrung lehrt, daß schon die bloße Veränderung der Gegenstände unsrer Geistesarbeiten, und der Art und Weise, wie wir uns beschäftigen, eine Art von Erhohlung und Ruhe ist.

Bey allem dem, lieber Freund, gestehe ich Ihnen sub rosa, daß ich, wofern wir lange genug leben, et si deus nobis haec otia fecerit, es nicht verreden möchte, daß die Reihe endlich auch noch an die Vögel und die Frösche, oder an die Wolken kommen könnte. Ich sehe nicht gern gar zu weit in die Zeit hinaus, die noch nicht ist und vielleicht nie seyn wird, und es ist genug, daß jeder Tag sein pensum und seine eigene Plage habe. W.

V.

Einige Fabeln.

1.

Die Sänger des Waldes.

Unter der Regierung Furchtbars des neun und neunzigsten begann im Thierreiche das filosofisch-ökonomische Zeitalter. Alles rechnete jezt — „wie man seine Bedürfnisse einschränken, seine Begierden mäßigen, mit wenigem zufrieden leben könne?“ — Nein; das nicht! sondern wie man mehr Mittel erhalten könne, die unmäßigsten Begierden zu befriedigen. Der Maaßstab, nach welchem man jezt das Gute bestimmte, war das Nüzliche, und nüzlich war was bereicherte.

stab,

Besonders machte die lukrative Filosofie am Hofe schnelle Fortschritte. Kein Wunder; denn Sultan Furchtbar hatte die besten Köpfe zu Rathgebern, welche nicht ermangelten, ihm pflichtmäßigst einen weisen Rath nach dem andern zu geben, dessen Befolgung, wo nicht immer ihrem Herrn, doch zuverlässig ihnen selbst Nutzen brachte. Niemand verlor aber bey dieser Filosofie mehr als die Sänger des Waldes. Man bewies ihnen: daß sie unnütze Bürger des Staats wären, brachte sie um die Gunst des Fürsten und um die Achtung ihrer Mitbürger, und kränkte sie durch Spott und Demüthigung aller Art so lange, bis sie endlich das Singen unterließen und sich auf etwas Nützlicheres legten.

Aber mit ihrem Gesange verstummte auch die Freude, und alle Thiere wurden rohern Sinnes. Böse Laune und Mißmuth erzeugte bey den minder Mächtigen heimtückische Bosheit, bey den Mächtigern blutgierige Grausamkeit. In kurzem sank die filosofische Thierwelt in die tiefste Barbarey zurück.

2.

Der Fuchs und die Nachtigall.

Es ist wahr, sprach ein Fuchs zur Nachtigall, ihr seyd geistvolle Sänger; nur Schade, daß es euch ganz an Weltkenntniß und Lebensklugheit fehlt. Erst gestern sah ich eine deines Geschlechts recht plump in eine Falle gehen, die ihr der Mensch gestellt hatte. Wer einen Fuchs fangen will, der muß es listiger angreifen.

Natürlich, antwortete die Nachtigall, ihr versteht euch selbst zu gut auf das Fallenstellen. Würden die Nachtigallen erst auch betrügen lernen, so würden sie wahrscheinlich nicht mehr so leicht betrogen werden.

Aber freylich würden sie dann auch aufhören Nachtigallen zu seyn, deren süßester Beruf es ist: andern Freude ins Herz zu singen.

3.

Fylax und sein Vater.

Ey, sagt doch, sprach Fylax, ein ehrlicher Haushund, zu seinem Vater, wie unser Monarch zu dem Beynahmen des Gütigen, des Thierfreundes gekommen ist? Ich bin Augenzeuge gewesen, daß er einen Hirsch, der ihm eben in den Weg kam, auf das grausamste zerfleischt hat. Das war doch, bey meiner Treue! nicht gütig und thierfreundlich.

Er hat das, antwortete der Vater, dem Andenken an seine hohen Vorfahren in der Regierung zu verdanken. Man erkennt es mit Dank, daß er weniger mordet als jene.

4.

Murner und das Windspiel.

Während der Vorlesung, die Murner dem Windspiele Haltan hielt, um ihm zu beweisen, daß es unverzeihlich sey, unschuldige Hasen zu morden, ließ sich ein armes Mäuschen blicken, und husch! hatte es Murner zwischen den Zähnen.

Ey, ey, sprach das Windspiel, Herr Kabinetsprediger, wie reimt sich das zu Ihrer Lehre?

Ja, antwortete Murner, das ist auch nur eine elende Maus!

Der Amtmann B. Es ist unverzeihlich, wie der Fürst von N** mit seinen Unterthanen umgeht ꝛc.

Herr von A. Sie haben Recht! — Aber, Herr Amtmann, Ihre Bauern klagen, denke ich, auch nicht mit Unrecht über Ihre Strenge.

Der

Der Amtmann. Ja, das sind Bauern; gegen diese muß man strenge seyn.

Herr von A. Aber doch auch Menschen, wie Sie und ich?

Ein Dritter. Schön gesagt, Herr von A.! Doch — Freymüthigkeit mit Freymüthigkeit belohnt! — Wie konnten Sie gestern ihren Bedienten um eines so kleinen Versehens willen so — gerade heraus gesagt — mißhandeln?

Herr von A. Ja — der Schlingel von Bedienten!

Ihr kleinen Tyrannen, werdet selbst erst menschlicher, ehe ihr die großen tadeln wollt!

5.

Das verleumdete Roß.

Am Hofe des Löwen war ein edles Roß, das dem Könige lange treu gedienet hatte. Und der König schätzte und liebte seinen treuen Diener, wie er es verdiente. Das verdroß das kleinere Hofgesindel, und der Fuchs übernahm es, dem Löwen seinen treuen Diener verdächtig zu machen. Aber edel und weise antwortete der König der Thiere: es ist ein sicherer Beweis von der Güte meines Rosses, daß es dich Elenden zum Feinde hat!

VI.

Ankündigung.

Wielands sämmtliche Werke

Leipzig,

bey Georg Joachim Göschen.

Eine vollständige, gleichförmige und schöne Ausgabe der Wielandischen sämmtlichen Schriften ist gewiß der allge-

allgemeine Wunsch des Zeitalters, dem dieser Schriftsteller zu Theil wurde, und ich muß — wenn die Zeitgenossen, wie die Nachwelt, nicht bedauern sollen, daß eine solche Ausgabe meiner Sorgfalt anvertrauet ist — alle meine Kräfte anwenden, die Pflichten zu erfüllen, welche mir in Rücksicht der Schönheit und Korrektheit des Drucks obliegen. Die in allen Städten Deutschlands niedergelegten Proben zeigen, wie ich hoffe, von meinem guten Willen, bey dem rühmlichen Streben nach typografischer Vollkommenheit nicht zurück zu bleiben. Sollten diese Proben gefallen, so darf ich mir den Beyfall nicht selbst zueignen; er gehört den übrigen Männern, deren Talente mich dabey unterstützt haben. Die schönen lateinischen und dem Auge wohlthuenden Lettern sind vom Herrn Prillwitz in Jena geschnitten und gegossen; das Papier zu den Proben und zu dem ganzen Werke hat Herr Johann Christ. de Rud. Imhof in Basel aus seiner vortreflichen Fabrik geliefert; alles Uebrige habe ich Herrn Wilhelm Haas dem Sohne, diesem in allen Zweigen der Typografie großen Künstler, zu verdanken.

Von den Kupferstichen kann ich dem Publikum keine Proben vorlegen; aber die Namen der Künstler, welche sich diesem Werke gewidmet haben, bürgen für ihre Schönheit. Herr Bause, Berger, Geyser, Klauber, Kohl, Lips, Meyer, Penzel, alle diese Männer hat der Gedanke, für Wieland und für die Nachwelt zu arbeiten, zu der freudigsten Theilnahme beseelt; und Herr Ramberg, Historienmahler im Dienst des Königs von England, hat mit Enthusiasmus, mit dem ganzen Reichthum seines Genies und mit einer Uneigennützigkeit, welche schätzbare Zeichnungen, die seiner eigenen strengen Foderung nicht Genüge leisten, zu halben Dutzenden aufopfert, schon jetzt eine beträchtliche Anzahl reitzender Gemälde dazu geliefert.

Mit

Mit Vertrauen zu meinem Vaterlande habe ich dieses Werk unternommen, und ich bin fest überzeugt, daß ich dabey nichts gewagt habe. In diesem Vertrauen wende ich mich nun an jeden Beschützer und jeden begüterten Freund der deutschen Litteratur mit der Bitte, die schöne Ausgabe durch Pränumeration zu unterstützen, und mir zu erlauben, Ihre Namen als Denkmahl Ihrer Unterstützung und als Aufmunterung des deutschen Kunstfleißes dieser Ausgabe vorzudrucken. Der Preis der wohlfeilen Ausgabe ist in Hoffnung eines beträchtlichen Absatzes so gering angesetzt, daß mir auch hierzu das Publikum seine Unterstützung nicht versagen wird.

P l a n.

Der Herr Verfasser liefert in dieser Ausgabe alle seine Schriften, so wie sie künftig bleiben sollen, einige derselben ganz umgearbeitet, einige beträchtlich vermehrt, alle mit möglichster Sorgfalt revidirt; die Jugendarbeiten in Supplementen.

Der Verleger übergiebt diese Werke dem Publikum in vier Ausgaben und in Lieferungen von 5 Bänden und eben so vielen Alfabeten, wovon die erste Lieferung aller vier Ausgaben, welche den Agathon, den neuen Amadis und den verklagten Amor enthält, in der Leipziger Jubilatemesse 1794 erscheint. In 6 Jahren soll das Ganze von 30 bis 40 Alfabeten vollendet seyn.

Bey jeder Ausgabe pränumerirt man auf 5 Alfabete, und zahlt bey Empfang einer Lieferung die Pränumeration auf die folgende in Geld, dessen Werth der alte Louisd'or oder Friedrichsd'or zu 5 Rthlr. der Dukaten zu 2 Rthlr. 20 gr. gerechnet ist.

Die Kupfer sind eigentlich eine Wielandische Gallerie in dem Format der Quartausgabe, und machen ein für sich bestehendes und mit den Werken in Verbindung gebrachtes Ganzes aus. Diese Kupfer würden

den durch Kopien im kleinern Format unendlich verlieren; deshalb, und weil ein mittelmäßiges Kupfer ein schön gedrucktes Buch unmöglich zieren kann, erhalten die Liebhaber der Ausgabe in groß Oktav und der Taschenausgabe die schönen Originale der Quartausgabe in Heften, welche hernach besonders gebunden werden können. Zu jedem Bande verspricht der Verleger ein Kupfer; er hofft aber mehr geben zu können, als er verspricht.

Die Pränumeration auf die schöne Ausgabe in groß Quarto auf geglättetem Papier Velin, bester Sorte, für 5 Alfabet, mit den ersten, besonsonders markirten Kupfern, ohne Fehler, beträgt 25 Rthlr.

Die Kostbarkeit dieser Ausgabe verbietet dem Verleger viele Exemplare abdrucken zu lassen; sie wird also gewiß bald selten werden, und der Preis derselben eher steigen als fallen, zumal da die Abdrücke der Kupfer mit der größten Sorgfalt dazu ausgesucht werden.

Die Pränumeration auf die Ausgabe in groß Oktav auf geglättetem Papier Velin, zweyter Sorte, für 5 Alfabet, mit den Kupfern der Quartausgabe, beträgt 12 Rthlr. 12 Gr.

Die Pränumeration auf die Ausgabe in Taschenformat auf geglättetem Papier Velin, zweyter Sorte, für 5 Alfabet, mit den Kupfern der Quartausgabe, beträgt 11 Rthlr. 16 Gr.

Auf die wohlfeile Ausgabe ohne Kupfer in gewöhnlichem Oktavformat und auf Druckpapier wird pränumeriert für 5 Alfabet 2 Rthlr.

Die Pränumerantenliste für die erste Lieferung wird zwischen Michael und Februar 1794 geschlossen und hernach öffentlich bekannt gemacht werden. Wenn das Glück mir mehr Pränumeranten zuführt, als ich erwarte, so kann es kommen, daß die wenigen Exemplare

der

der 3 guten Ausgaben nicht hinreichen, und in diesem Falle würde ich die Pränumeranten, welche sich nach Neujahr meldeten, entweder sehr spät oder gar nicht befriedigen können. Bestellungen ohne Vorausbezahlung werden weder bey mir noch den übrigen Buchhändlern angenommen.

Das Industrie-Comptoir zu Weimar nimmt hierauf Pränumerazionen an, und besorgt alle Lieferungen höchst genau. Doch erbittet es sich Briefe und Gelder franko. G. J. Göschen.

Inhalt.

September.

I. Geschichte meines unglücklichen Lebens. Seite 3
II. Fortsetzung der Auszüge aus Briefen vermischten Inhalts. — 44
III. Scharlotte Korday. — 68
IV. Apologie der teutschen Lettern, mit einer Antwort des Herausgebers. — 99

Oktober.

I. Neuer merkwürdiger Beweis des Daseyns und der gefährlichen Thätigkeit einer französisch-teutschen Aufrührer-Propaganda. S. 113
II. Auszug einer Lebensbeschreibung Pauls Sarpi, aus dem Servitenorden. — 152
III. Ist es eine so gleichgültige Sache, dem großen Haufen Freyheit zu predigen? Ein kleiner Beytrag zum Für und Wider die Freyheit — 188

IV. An den Prinzen von Koburg, General en chef der Kaiserlichen Armeen. S. 190
V. An das gallische Volk. Im Jul. 1793. — 206
VI. Vertheidigung meiner Landsleute gegen einen Aufsatz im Teutschen Merkur, No. III. Stück 7, 1793. — 212
VII. An die Kunstliebhaber — 216

November.

I. Washington, Neu-Rom in Amerika. S. 217
II. Beschluß des Auszugs aus der Lebensbeschreibung des P. Paul Sarpi. — 231
III. Etwas über den Nekrolog. Aus einem Briefe des Herausgebers desselben an einen Freund in Weimar. — 249
IV. Die französische Revoluzion, was sie war, und was sie geworden ist. Eine Threnodie von D. Jenisch, Prediger in Berlin. — 260
V. Kordus und Lessing. — 275
VI. Beschluß der Bemerkungen über einige Gemählde in der Gallerie zu Dreßden. — 303
VII. Etwas über das Buch Thot. — 308
VIII. Kleine Gedichte. — 316
IX. Anzeigen. — 320

Dezember.

I. Prüfung der Alleinherrschaft nach moralischen Prinzipien. S. 329
II. Der alte Thomas Parr. — 393
III. Edelhold über seine häusliche Glückseligkeit. — 409
IV. Briefe vermischten Inhalts. — 421
V. Einige Fabeln. — 432
VI. Ankündigung der sämmtlichen Werke Wielands. — 435

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 065182758

Digitized by Google